Meyer’s Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswertesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Neunter Band.

Hildburghausen und New York.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut

1842.

Zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,

bearbeitet und herausgegeben

von

Rudolf Kreutner

2. völlig überarbeitete und ergänzte Auflage.

Schweinfurt

2022

Inhalt

Vorbemerkung des Herausgebers

Ein ausführliches Vorwort steht dem Ersten Band voran. Ein Literaturverzeichnis für alle Bände bildet den Abschluß von Band III der „Pracht-Ausgabe“.

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek“[1] zur Verfügung gestellten „Universum“-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur‘ noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum“ charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System“ zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen“ gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.
- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen

[1] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

nach der einschlägigen Tabelle[2] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft“[3] zurückgegriffen.

Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴﨑香子) (Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.

Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum“ kann eingesehen werden unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[2] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[3] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842[4]. 148 S. qu.-8°. S. [3].

An meine Freunde!

Das Universum ist die Unendlichkeit, weil **Gotteswerk**: – **mein Buch** ist die Vergänglichkeit, weil **Menschen**werk; – ist's gleich über den Erdkreis verbreitet in vielen Sprachen, wird's doch in einer Spanne Zeit vergessen seyn mit allen den verwandten Erscheinungen, welche es in's Leben rief.

Aber der **Gedanke**, der im Universum offenbart ist, ist, wie der Weltgeist, ewig. Er dauert und wirkt fort, nachdem mein Buch, sein Leib, längst vergangen ist.

Gleich wie im Universum der Menschengeist unstät wandert, bald den Bahnen flammender Welten folgt, oder die Nebelflecken um Herkunft und Bestimmung fragt, bald in des Erdkerns Gluth sich senkt, oder in des Nordlichts Farben taucht, bald in der Vergangenheit forscht, bald die Zukunft mißt: – so führt den Leser auch mein Buch bald zu Hütte und Schloß, bald zu See und Berg, bald in der Erde Schacht, bald auf des Kraters Rand: – einmal schaukelt's ihn auf den Fluthen des Oceans, ein andermal auf den Wogen meiner Seele und trägt ihn auf des Gedankens Fittig über das Klüftchen Grab weg – oder es stellt ihn vor das Panorama des Erdenlebens hin, vor seine Höhen und Tiefen, Könige und Bettler, Politik und Religion, Wahrheit und Irrthum, Treue und Trug, und deren Kämpfe. Auch mein Träumen, mein Hoffen, mein Spiel, meinen Ernst, mein Zweifeln und meine Zuversicht offenbart ihm mein Buch, und zwingt ihn zum Nachfühlen meiner Freude und meines Wehes.

Acht Jahre schon hat diese Gemeinschaft zwischen mir und der Lesewelt gedauert, und fort und fort wächst meiner Gemeinde Kreis. Um Treue gebe ich Treue. – Der letzte Jahrgang meines **Lebens** soll der letzte Jahrgang meines **Universums** seyn.

Meyer.

[4] Die einzelnen Lieferungen müssen mindestens bis 1845 erfolgt sein, da Joseph Meyer an anderer Stelle aus einem Werk Jakob Philipp Fallmerayers (1790–1861) zitiert, das erst 1845 erschienen ist.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. [4]-8.

CCCCXXVI. Bordeaux[5] in Frankreich.

Sieben und zwanzig Menschengeschlechter ruhen in Frankreichs Todtenhügeln, seitdem im Streite von Karl's des Großen[6] Enkel[7] der Deutschen Macht in Frankreich gebrochen war und der erste Capetinger[8] die Krone trug. Acht Jahrhunderte zogen über das Land hin, mit allen Triumphen und Trophäen und Siegeskronen und allem Ruhme, und aller Arglist und aller Blutschuld des Königthums, bis ihm die Sturmglocken zu Grabe läuteten, welche der Welt die ersten Stunden einer neuen Aera schlugen. Gedanke und Schwert, Krieg und Guillotine hatten des alten Frankreichs Herrlichkeit gefressen; aber auf dem Leichenacker richtete sich ein neues Frankreich auf, größer als das erwürgte. Lebenskräftig, wie eine junge Riesenschlange, hat es sich schon vielmal gehäutet: – Königskrone, Jacobinermütze und Kaisermantel glänzten und vergingen in drei Jahrzehnten. Und als der letztere zerrissen war, verrannen auch die Wogen der neuen Völkerwanderungsfluth; jedes Gewässer kehrte in sein altes Bett zurück und auf den befruchteten Ländern schossen die Saaten des Friedens üppig auf. Seitdem machte Frankreich abermals eine Metamorphose; aber obschon das vierte Häutungswerk, die Julirevolution[9], manches Reich erbeben machte, ist es doch ruhiger erfolgt, als manches frühere. Vierzehn Jahre hat die Republik gedauert, 10 Jahre hat der Kaiserthron gestanden, 15 Jahre der der ältern Bourbons: – der der Orleans steht nun wieder 12 Jahre, und die Periode abermaliger Häutung mag nicht fern seyn. So stark aber sind die Elemente des Friedens in der Welt geworden, daß auch die fünfte Wandlung nur solche Erschütterungen bringen dürfte, die befruchtend, nicht zerstörend wirken.

In Frankreich selbst herrscht des Friedens Genius jetzt so absolut, und seine Kraft ist in der That so groß gewachsen, daß ein zerstörender Verlauf künftiger Revolutionen kaum mehr gedacht werden kann. Dort, wo dem Repräsentanten des Friedens, dem Mittelstande, aus einer sich täglich verjüngenden Industrie immer neue Kräftemassen quellen, wo er mit aller Gewandtheit, welche eine thatenreiche Zeit bei ihm entwickelte, mit allem Verstande, den vielseitig sich kreuzende Verhältnisse erregten, mit aller Einsicht, die ein versuchtes Leben gewährt, mit allem Feuer, welches die stets fortwährende Reibung unterhalt, die Interessen des Friedens ausbeutet und zugleich vertheidigt: da kann von einer Umwälzung, ähnlich jener früheren, welche das alte Frankreich begrub, nicht die Rede seyn. Das gemeinschaftliche Interesse hält die Kraft des Volks gebunden, und so heftig auch die Parteien einander hassen, so können sie doch nicht von einander lassen. Der Streit, den hier Nothwendigkeit und Freiheit führen, das Kriegsspiel der Faktionen, ist gerade genug, daß des Athleten Säfte nicht stagniren: er ist die Turnschule der Nation, in der sich ihre Glieder recken und strecken zu größerer Kräftigung. So lange nun die Regierung Ruhe und Maß behält, besonnen das Steuer führt, fort und fort der Nation den Puls fühlt, ihren Gang beschleunigt, wenn jener rascher geht, inne hält, wenn er langsamer schlägt, Nichts thut, als was das Volk will, sich vor jedem Mißbrauch der Gewalt hütet, – und das wird sie, so

[5] Lat. Burdigala.

[6] Karl der Große (747 o. 748–814), seit 768 bis 814 König des Fränkischen Reichs, ab 800 Kaiser.

[7] Ludwig II. der Deutsche (ca. 806–876), seit 817 Unterkönig von Baiern, das er ab 826 selbständig regierte, seit 843 König des Ostfrankenreiches.

[8] Hugo Capet (frz. Hugues Capet; 940 o. 941–996), seit 987 König der Franken. Ob Joseph Meyer aber den Begründer der Kapetinger tatsächlich meint, ist nicht ganz klar, da bereits frühere frz. Könige aus kapetingischen Nebenlinien stammten.

[9] Die „drei glorreichen Tage" vom 27. bis 29. Juli 1830, nach denen in Frankreich die konstitutionelle Monarchie unter Louis Philippe (1773–1850) eingeführt wurde.


CCCLXXVI
BORDEAUX
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

lange Ludwig Philipp[10] das Steuer führt, – so lange wird auch der Thron der Orleans feststehen, ob er gleich auf einem Krater gebaut ist. Aber bei dem ersten Vergessen der Pflicht wird das Volk ihn verschlingen und das junge Frankreich friedlich seine fünfte Metamorphose machen. Die Elemente derselben sind längst thätig, und sogar ihre Gestalt ist deutlich zu erkennen. Sie wird die Emancipation des Provinz- und Gemeindelebens seyn: – denn unverkennbar streben alle Provinzen des Reichs nach einer selbstständigern Entwickelung. Das verhaßte Reich der Centralisation sinkt; die Macht von Paris hat ihr Zenith hinter sich; sie steigt abwärts und sie muß in eben dem Maße fallen, als die Bedeutung der Hauptstädte in den Provinzen wächst, weil bei einem gemeinschaftlichem Fort schreiten derjenige stets zurückkömmt, welcher am langsamsten weitergeht.

Alle Provinzhauptstädte aber haben notorisch seit zwei Jahrzehnten im Verhältniß mehr zugenommen an Bevölkerung, Reichthum und Geltung, als Paris, und mit dem Bewußtseyn größerer Kraft hat sich auch der Anspruch an größeres Recht gemehrt. Die Vorgänge der letzten Jahre beweisen, wie ein Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod, mit der Centralisation ganz unvermeidlich ist. Toulouse, Metz, Lille, Rouen, Bordeaux haben bei mehren Anlässen die Bahn des Widerstands betreten, und jedes neue Ereigniß hat bewiesen, wie tief der Emancipationsgedanke im französischen Gemeindeleben Wurzel schlug.

Frankreich hütet und pflegt sein größtes Gut nicht mehr, wie sonst, vorzugsweise in des Reiches Hauptstadt. Während Ludwig Philipp den Parisern so viele Bastillen baut, als die alte Fenster hatte, richtet die Freiheit in den Provinzen sich häuslich ein, und aus einem Feldlager macht sie hundert. –

Bordeaux, Toulouse und Marseille, Herde dieses Strebens, repräsentiren den französischen Süden – jenen glücklichen Süden, wo die *Gaieté*[11] dem Leben einen Zauberstab in die Hand gibt, wofür der Deutsche nicht einmal einen Namen hat. „Dort wallt,“ sagt Weber[12], „lauter Weingeist und Quecksilber in den Adern, und die Großmutter dreht sich mit dem Enkel sorglos, wo eine Trommel zum Tanze spielt.“ – In diesem Lande, wo der Witz neben Aufschneiderei das Erbtheil jedes Menschenkinds ist, wo man das Verworfenste und Edelste mit einem Bonmot auf gleiche Weise abfertigt, wo joviale Gutmüthigkeit jedes Ereigniß so lange dreht und wendet, bis sie ihm eine lustige Seite abgewonnen hat und diese festhält, – da steckt auch eine vielvermögende Thatkraft, die mit Beharrlichkeit ihre Ziele verfolgt, und ein Unternehmungsgeist, der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt. Es dankt der Süden Frankreichs solchem Geiste die industrielle und commerzielle Betriebsamkeit, welche jede Stadt zu einer Fabrik- und Handelsstadt macht, und die in Bordeaux ihre großartigste Entwickelung erreichte. –

Das heutige Bordeaux ist nach Größe und Bevölkerung die vierte, als Handelsstadt die dritte des Reichs; mit mehr als 100,000 Einwohnern ist sie eine der schönsten in Europa. Sie liegt am linken Ufer der Garonne, die hier, obschon noch fünfzehn Meilen von ihrer Mündung, dennoch fast eine Viertelstunde[13] breit ist und die größten Seeschiffe trägt. – Das alte Bordeaux vor 1743 hüllten Wälle ein; es war ein häßlicher Ort mit dunklen, engen, winklichen Straßen, in denen sich 50,000 Menschen enge zusammen drängten. In jenem Jahre riß man die Schranken weg, und das neue Bordeaux (die Neustadt) entstand nun nach einem schönen, regelmäßigen Plane. Die Pracht vieler der durchgängig massiv aufgeführten Privatwohnungen stempelt sie als Werke des Reichthums. Die Rue Chapeau Rouge besteht fast ganz aus Palästen und sie gilt als eine der schönsten Straßen der Welt. Oeffentliche Prachtgebäude fallen neben den magnifiken Privatwohnungen wenig ins Auge. Die ehrwürdige Cathedrale, deren ältester Kern im 11ten Jahrhundert entstanden ist, colossal und eins der besten Werke gothischer Baukunst (413 Fuß[14] lang), blieb, obschon man Jahrhunderte lang daran gebaut hat,

---

[10] Siehe hierzu S. 135, Anm. 455.

[11] Frz., Freude, Ausgelassenheit.

[12] Carl Julius Weber (1767–1832) in seinem Werk „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. […]. Neunter Band (= Carl Julius Weber’s sämmtliche Werke, 24. Bd.)“ (Stuttgart: Hallberger 1840), S. 44.

[13] 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12703 Fuß (bayr.) = 3707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.

[14] Es ist nicht ersichtlich, ob er hier den pariser Fuß zu 32,48 cm, den rheinischen Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) oder gar den englischen zu 30,48 cm meint.

unvollendet. Ein durch ähnlichen Styl ausgezeichnetes Werk ist der erzbischöfliche Palast. Das Hotel der Präfektur[15], das Rathhaus[16], das Hotel der Marine[17], Börse[18], Bank, Münze[19], das Zollhaus[20], reihen sich unter die Merkwürdigkeiten Bordeauxs. Imposant ist das große Hospital[21]. Hier wohnt das menschliche Elend wirklich im Palaste. Das Schauspielhaus[22] wetteifert an Umfang, Styl, und an Pracht der äußern und innern Ausschmückung mit dem Herrlichsten, was die Baukunst Gleichartiges irgendwo schuf. Es hat 6 ½ Millionen Franks gekostet. Die Plätze: Royal, Louis Philippe, Dauphin und St. Germain wetteifern mit einander an Schönheit. Die Place Royal (vergl. den Stahlstich) öffnet sich gegen die schönen Kayen an der Garonne, welche hier eine Breite von 2500 Fuß hat, und unfern davon verbindet ein kühner, gewaltiger Brückenbau die Stadt mit dem jenseitigen Ufer und der Vorstadt la Bartidé. Die Brücke kostete 5 Millionen.

Bordeaux ist auch einer der ältesten Sitze des Christenthums in Westeuropa; das hiesige Erzbisthum bestand schon im dritten Jahrhundert.

Eine Menge Institute für Kunst und Wissenschaft werden von einem im Ganzen sehr gebildeten Publikum genährt, und fordern die wachsende Verbreitung der Intelligenz. Außer den Staatsanstalten: einer königl. Academie der Wissenschaften und Künste[23], der Universität[24] mit Sternwarte etc., 2 Gymnasien, Bau- und Kunstschule, Schifffahrts- und Handelsschule, den academischen Schulen für Medizin, Chirurgie etc. wirken hier eine Menge Privatvereine für gelehrte und wissenschaftliche Zwecke, und ebenso zahlreich sind jene, welche die Ausübung der Pflichten der Nächstenliebe zum Zwecke haben. Der Wohlthätigkeitssinn der Bordeauxer ist sprichwörtlich. An Hülfsmitteln zu wissenschaftlichem Studium ist auch kein Mangel. – Die öffentlichen Bibliotheken zählen über 100,000 Bände; der botanische Garten ist einer der vollständigsten Frankreichs; Kunst und naturhistorische Sammlungen, sowohl öffentliche, als Privatpersonen gehörige, sind dem Wissensdurste bereitwillig geöffnet. –

Das lebendige Gewühl der Menschen von vielerlei Raçen und Trachten auf Straßen und Plätzen, an den Kayen und auf dem Strome kündigt dem Fremden sogleich die große Welthandelsstadt an.

---

[15] Der Gebäudekomplex war in den 1770er Jahren nach Plänen von Victor Louis (1731–1800) erbaut worden und ist seit 1810 Sitz der „Préfecture de Gironde“.

[16] Das ehemalige „Hôtel de Ville“ wird in der Liste der „Monuments historiques“ schlicht als mittelalterl. Gebäude beschrieben. Mit dem hier erwähnten Rathaus meint Joseph Meyer jedoch sicherlich das Palais Rohan, den ehemaligen Sitz des Erzbischofs von Bordeaux, das zwischen 1771 und 1778 nach Plänen von Richard-François Bonfin (1730–1814) erbaut und 1835 zum Rathaus umgewidmet worden war.

[17] Mit dem Bau des „Hôtel de la Marine“ war 1758 begonnen worden; seit 1763 fungierte es als Domizil für die Marine in Bordeaux.

[18] Im Jahre 1730 war der Architekt Jacques-Jules Gabriel (1667–1742) mit dem Bau der Börse betraut worden, die wohl nach mehrmaliger Abänderung der Pläne um 1741 fertiggestellt wurde.

[19] Das „Hôtel de la Monnaie“ war in den Jahren 1757/58 nach Plänen von André Portier (1702–1770) errichtet worden.

[20] Das 1738 nach Plänen von Jacques-Jules Gabriel (siehe hierzu S. 11, Anm. 18) begonnene und 1751 unter dem Intendanten Claude Boucher (1673–1752) fertiggestellte „Bureau de Douane“.

[21] Das „Hôpital Saint-André“ war nach Plänen von Jean Burguet (1788–1848) erbaut und am 4. November 1829 seiner Bestimmung übergeben worden. Hermann von Pückler-Muskau (1785–1871) beschreibt die Anlage relativ ausführlich in „Vorletzter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. – Aus den Papieren des Verstorbenen.“ (Stuttgart: Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung 1835), 2. Bd., S. 248-250, und lobt die Zweckmäßigkeit der Anlage sowie die dort vorzufindende Sauberkeit in den höchsten Tönen.

[22] Das „Grand Théâtre“ war in den Jahren 1773 bis 1780 nach Plänen von Victor Louis (siehe hierzu S. 11, Anm. 15) errichtet worden.

[23] Die mit dem königl. Patent vom 5. September 1712 begründete und noch heute bestehende „Académie Nationale des Sciences, Belles-Lettres et Arts de Bordeaux“ an der Place Bardineau.

[24] Die Gründung der Universität Bordeaux (frz. Université de Bordeaux) durch Papst Eugen IV. (eigentl. Gabriele Condulmer; 1383–1447) geht auf das Jahr 1441 zurück. 1793 aufgelöst, wurde sie 1896 wiedergegründet jedoch 1968 im Zuge der Studentenunruhen in drei eigenständige universitäre Einrichtung zerschlagen. Mit dem 1. Januar 2014 wurden die drei Gebilde wiedervereinigt und damit die ursprüngl. Verfaßtheit der Universität wiederhergestellt.

In der That steht Bordeaux's Industrie, so tüchtig sie auch betrieben wird, neben dem Handel doch nur wie eine Magd neben der Gebieterin. Bordeaux's Verkehr umspannt jetzt die halbe Erde; nur der von Marseille kann sich der Masse nach mit ihm messen; der von Bordeaux aber stellt sich in weit ausgedehnteren Verhältnissen vor's Auge. Er gründet sich auf eine vortreffliche Lage, auf Verhältnisse, welche sich im Laufe der Jahrhunderte nach und nach ausbildeten, auf den Bordeauxern innewohnenden unternehmenden und geschäftlichen Geist, endlich auf eine Fülle von Capitalien, welche selbst die von Marseille weit überragt.

Es gibt eine Menge Häuser hier, welche Millionen besitzen. Wenn man Bordeaux mit einem andern Markte vergleichen wollte, so müßte man Hamburg nennen: – der nämliche Combinationssinn, dieselbe Neigung für vielfach in einander greifende überseeische Unternehmungen, dieselbe Liebe auch für den Waarenhandel, die nämliche Scheu vor dem unfruchtbaren verderblichen Fondsspiel! – Landwärts ist Bordeaux's Handel sehr groß. Durch die Garonne, die aufwärts noch 50 geographische Meilen[25] weit große Boote trägt, durch die schiffbare Dordogne und durch den Languedok-Canal, welcher der Stadt die direkte Wasserverbindung mit dem Mittelmeere schenkt, wird dem Binnenverkehr ein weites Gebiet erschlossen. Bordeaux versorgt, vermittelst seiner Wasserstraßen, drei Viertheile des südlichen Frankreichs mit den Erzeugnissen der Colonien, und führt dagegen die Produkte des Landes auf 400 Seeschiffen und 800 Küstenfahrzeugen aus. – Sein großartigster Export ist der von Wein und Branntwein: – dieser allein beschäftigt über 125 Mill. Franks Capital, und die Gesammtmenge des Exports dieser zwei Artikel übersteigt jährlich 280,000 Stück. Ueber ein Viertheil davon trinkt Paris, der Rest vertheilt sich in die Länder des europäischen Nordens, an England und Amerika. Gegen manchen Bordeauxer Weinkeller würde der Bremer Rathskeller erscheinen wie ein Ei gegen das Heidelberger Faß[26]: – denn einer faßt 30,000 Stück. Es ist aber auch die Kunst der Weinbrauerei nirgends in der Welt so weit gebracht, oder wird irgendwo in so großem Maßstabe und so – ohne Scheu ausgeübt, als in Bordeaux. Man macht hier dieselbe Sorte für jede Nation anders. – „Jedem maulrecht!" ist oberstes Gesetz, und der ehrlichste Bordeauxer Weinhändler hält es für keine Sünde, wenn seine Kunst die Mängel der Natur verbessert und ein Wein, der als schlechter, herber Cotes in seine Hallen kam, als feiner *Chateau Margeaux* oder *Lafitte* wieder hinaus und in die weite Welt geht.

Der Werth der transatlantischen Einfuhr in Bordeaux wird auf jährlich 25–35 Millionen Franks veranschlagt, jener der Ausfuhr aber ist noch viel größer, und wohl nicht unter 100 Millionen zu schätzen: – Zahlen, welche hinreichen, den Umfang des Bordeauxer Verkehrs überhaupt zu bemessen.

[25] 1 geogr. Meile = 7,4204 km.

[26] Das Fassungsvermögen des 1751 angefertigten „großen Heidelberger Fasses" beträgt 219.000 Liter.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 9f.

CCCLXXVII. Hofer's Haus.

Heute sind es zwei und dreißig Jahre, da ward Andreas Hofer[27] zu Mantua erschossen.

Welche Welt der Schmach hat Deutschland auf seinen Atlasschultern getragen! An dem Tage, wo der beste Mann in Oesterreich blutete, da feierte Oesterreichs Kaiserhof die Verlobung von Franzens[28] Tochter[29] mit Napoleon[30]! – –

Durchblättert die Bücher der Geschichte von Nimrod[31] an bis zu Hofer's Todestag, den Pendant dazu sucht ihr vergeblich! –

Du hast dein Märtyrerthum längst ausgeduldet, edler Hofer, auch haben wir Volks- und Nationalkalender zu Dutzenden, aber noch sehe ich in keinem deinen Namen. Wär' ich Papst, ständest du golden gedruckt in allen, und hervorleuchten sollte mein Sankt Hofer aus dem welschen und griechischen Heiligentroß wie eine frische, volle Aehre aus leerem Stroh. In die *vita sanctorum*[32] müßte die Hoferlegende deutsch und mit rother Schrift, und jeder deutsche Priester müßte sie vorlesen dem Volke wöchentlich einmal. Warum machte dich das alleinseligmachende Rom nicht selig? Warst du nicht Christ und fromm wie Einer? Hast du nicht Wunder gethan, größere Wunder als Viele? Hast du nicht herrliche Thaten verrichtet, die Gott erfreuten? Hast du nicht unverwerfliches Zeugniß abgelegt, daß der Geist des Herrn gekommen war über dich? und hast du nicht dein Märtyrerthum standhaft erlitten? Und doch will die Canonisationsbulle nicht kommen, die dich in den Kalender bringt und deinem Volke das Recht gibt, dir Capellen zu bauen und wallfahrten zu gehen zu deinem Altare. Da sind die freien Deutschen, die

Siehe hierzu S. 13, Anm. 27.

[27] Der Tiroler Wirt und Widerstandskämpfer Andreas Hofer (1767–1810; füsiliert); er war am 20. Februar 1810 von den Franzosen hingerichtet worden. Der unsignierte Stahlstich wurde von Carl Mayer (1798–1868) geschaffen, die Lithographie „Hofer's Tod" von Georg Michael Kirn (1810–1882).

[28] Franz (1768–1835) aus dem Haus Habsburg-Lothringen war von 1792 bis 1806 als Franz II. der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. 1804 begründete er das Kaiserreich Österreich, das er als Franz I. bis zu seinem Tod regierte.

[29] Marie-Louise von Österreich (frz. Marie-Louise d'Autriche; 1791–1847), seit 1. April 1810 die zweite Ehefrau von Napoléon Bonaparte; Napoléon Bonaparte (s. u.) hatte erst am 23. Februar 1810 brieflich um die Hand Marie-Louises angehalten. Es kann also mitnichten von einer Verlobung am 20. Februar die Rede sein.

[30] Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen.

[31] Hebr. נִמְרוֹד, nimrôd; ein in der Bibel (u. a. Gen 10,8-10; 1 Chr 1,10) und im Koran (Sure 16,26; 21,68-69) erwähnter altoriental. König, der wohl eher der Mythologie als der Geschichte zugezählt werden muß.

[32] Lat., „Das Leben der Heiligen", ein gregorianischer Hymnus; recte: Acta Sanctorum, „Taten der Heiligen", eine entsprechende kirchl. Legendensammlung.

Schweizer, doch besser daran; die bauten welche ihrem Tell[33] und ihrem Winkelried[34], ohne das „*cum approbatione sancti patris*“[35] zu bedürfen.

Aber Ehre ist dir doch auch widerfahren, Hofer! große Ehre, von der die Schweizer nichts gewußt. Du bist ja sammt deiner Descendenz geadelt worden – und es ist schon was Werth, wenn ein Amerikaner, der kürzlich Tyrol bereiste, schreiben durfte: „I saw the residence of the renowed Von-Hofer-family, and a rather farm-looking house it is, not at all like a noble castle*)[36].“ Dem rohen Republikaner war's wohl zu verzeihen, daß die Möglichkeit, wie man die Familie des Helden hat adeln können, – ihm so wenig zu Kopfe wollte, als ein Baronisiren seines Washington[37].

Das Haus, wo der Held Tyrol's, Oestreich's, Deutschland's – ein Heros, hoch und rein in einer Zeit voll Schande und Schmach – geboren ward, und als renommirter Handelsmann und Weinwirth sein Gewerbe trieb, heißt „am Sand.“ Es liegt unweit Meran[38] im Passeyer Thal, an dessen Ausgang die Heerstraße nach Italien über das Stilfser Joch[39] vorüber zieht, und in einer der schönsten Landschaften Tyrols. An Weingärten und fetten Alpweiden hin, dem raschen, murmelnden Bergwasser entlang, steigt der Wanderer aufwärts nach Sankt Leonhard[40], und in geringer Entfernung von da sieht er das stattliche Haus auf grüner Matte. Im Hintergrunde des Thals öffnet sich die Hochalpenwelt – starren die ewig beschneiten Firnen und schimmern die Gletscher.

---

[33] Wilhelm Tell, historisch nicht verbürgt.

[34] Der wohl mythische schweiz. Freiheitskämpfer Arnold Winkelried (angebl. † 1386).

[35] Lat., „mit Billigung/Genehmigung des Heiligen Vaters“, hier eine fiktive Genehmigungsformel im Stile des Imprimatur-Vermerks für kathol. Druckerzeugnisse.

[36] *) „Ich sah auch die Wohnung der berühmten von Hofer-Familie; doch kam sie mir ein bischen bäuerisch vor, keineswegs wie ein adeliches Schloß.“ [Die Familie war tatsächlich am 26. Januar 1818 als „Hofer Edle von Passeyr“ in den österr. Adelsstand erhoben worden].

[37] George Washington (1732–1799), von 1789 bis 1797 der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

[38] Ital. Merano.

[39] Ital. Passo dello Stelvio.

[40] St. Leonhard in Passeier (ital. San Leonardo in Passiria).



HAUS DES SANDWIRTH'S HOFER
in Tyrol



HOFER'S HAUS im PASSEIERTHALE

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 155-158.

Das Passeyerthal.

(In Tyrol.)

Wohl gibt es in der romantischen an Gegensätzen so reichen Gebirgswelt Tyrols schönere Thäler, als das, durch welches der wilde Bach der Passer[41] dahinbraust: Kein anderes aber führt uns so lebhaft mitten hinein in die schmerzlich großen Nationalerinnerungen eines muthigen Volkes, als dieses Passeyerthal. Hier stand die Wiege eines Helden und Märtyrers, eines Idols treuherziger, echt deutscher Manneskraft. An ihr, an der Geburtsstätte des verrathenen Passeyer-Sandwirths[42], soll uns unsere Wanderung später vorüberführen.

Das Passeyerthal war schon in den ältesten geschichtlichen Zeiten, in welchen Drusus[43] gegen die Rhätier[44] kämpfte, von einer kernhaften Bevölkerung bewohnt. Es beherbergte stets Männer, die sich auf sich selbst und ihre eigene Thätigkeit verlassen und mit Resignation haushalten mußten, denn es unterstützte sie weder, wie im breiten Innthal oder manchen andern Thälern, eine tragbare Bodenfläche für den Ackerbau oder ein grasreiches Almengebiet für die Viehzucht, noch jenes üppig warme Klima des Etschgrundes, welches den Landleuten türkischen Mais[45], köstliche Baumfrüchte, Trauben und Kastanien fast mühelos zuwachsen läßt.

Die hohen steilen Passeyerberge, bis zu 8–9000 Fuß emporragend, gewähren unterhalb nur dürftiges Erdreich zum Anbau, das oft durch Schnee- und Regenwasser weggerissen, an vielen Stellen alljährlich von Neuem durch Menschenkräfte emporgetragen werden muß. Das Wiesenfutter ist an hundert steilen Punkten nur vermittelst der Steigeisen zu mähen und herabzuholen und in den letzten beiden Jahrhunderten sind über 300 Menschen urkundlich verzeichnet, welche, auf diese Weise arbeitend, ihren Tod fanden. In der höheren Region ziehen sich unterhalb der kahlen Felsgipfel Föhren- und Tannenwaldungen herab, meistens im Privatbesitz der Landleute. Das Holz ist an Werth gestiegen, in seiner Masse aber unendlich verringert, denn der Bauer, der überall in der Welt mit ungemein sorgsamer Oekonomie an sich selbst denkt, schafft in Bezug auf Waldungen nicht zugleich auch für die Enkel. Ohne neu anzupflanzen, schlägt er um, was schlagbar ist, und hier wirft er das Holz zum Frühjahr in die angeschwellten Fluthen der Passer hinab und läßt es nach Meran treiben, wo es herausgefischt, klafterweis aufgebaut und angekauft wird. Wo früher ein schützender Nadelwald stand, donnert jetzt vielleicht die Staublawine herab, seine Behausung oder die eines Nachbars im Schnee begrabend. Diese Schicksale zu verhüten, welche auch in der Schweiz, in Steiermark, in Kärnthen so häufig von der Kurzsichtigkeit des Landmanns heraufbeschworen werden, haben die Regierungen noch immer keine vorbeugende Gesetze ge-

---

[41] Ital. Passirio.

[42] Andreas Hofer (siehe hierzu S. 13, Anm. 27).

[43] Nero Claudius Drusus (38–9 v. Chr.).

[44] Die Räter, ein Volk der Antike im Bereich der mittleren Alpen, nach älteren Vorstellungen ungefähr zwischen dem Lago Maggiore, Como, Verona, dem Unterinntal und dem Bodensee.

[45] Mais (Zea mays).

schaffen. Es ist aber so nothwendig, als es schwierig sein mag, ganz von der klimatischen Verschlechterung zu schweigen, die eine unverhältnißmäßige Entholzung der Berge und Hügel, quellenverdorrend und den unwirthlichen Winden freien Spielraum schaffend, nach sich zieht.

Im Süden schließt das breite Jaufengebirge[46], von den Römern *mons jovis*[47] genannt, das Thal und bildet zugleich einen 6600 Fuß hohen Jochübergang für Menschen und Saumthiere nach Sterzing[48]. Dicht unter dem Berge, bei dem freundlichen Oertchen St. Leonhard[49], thront die malerische Ruine der Jaufenburg[50], jetzt einem Landmanne gehörig und früher der Stammsitz der Edlen von Passeyer. Ihre Aussicht beherrscht den ganzen Gau, bis tief in das Etschthal hinein, und als die Grafen Fuchs[51] das dort gelegene Schloß Löwenberg[52] (Lebenberg) und zugleich auch die Jaufenburg inne hatten, konnten sie sich wichtige Begebenheiten signalisiren. Die zweite freundliche Gemeinde im Passeyerthal ist St. Martin[53] und zwischen beiden liegt der Sandhof, das Geburtshaus von Andreas Hofer, seit 1664 im Besitze dieser Familie und ringsum noch von andern zerstreuten Gebäuden umgeben.

Wenn wir es (wie auf unserm Bilde) vor uns sehen, nicht weit vom Passerbach, über den eine kleine Brücke führt, so haben wir im Hintergrunde eine gewaltige hochanlaufende Bergumgebung. Unser geistiges Auge ruht aber unwillkürlich auf einem andern Hintergrund, dem der Geschichte. Wir wollen die kühnen und zum Theil blutigen Gestalten, die sich auf demselben wie mahnende Schatten auf und ab bewegen, nicht verfolgen; wir setzen sie und besonders die patriotischen Thaten Hofers als bekannt voraus. Doch wenn wir hier das Haus des Helden betreten, welches der Kaiser nach seinem Tode als adeliches Lehen der Familie Hofer schenkte und das jetzt des Sandwirths Schwiegersohn, Andreas Erb[54], verwaltet; wenn wir das mächtige Fremdenbuch ausschlagen, das von zahllosen Gedenkschriften gefüllt ist; ja wenn wir den letzten Brief Hofers lesen, und sein hier aufbewahrtes Tyroler Gewand mit Wehmuth betrachten, da wird die Erinnerung wieder frisch, und wir sehen die Heldengestalt mit ihm angethan, auf den Wällen von Mantua, in seiner letzten Stunde. „Andreas Hofer ist binnen 24 Stunden zu erschießen!“[55] – lautete bekanntlich der Mordbefehl von Mailand nach Mantua. Ohne Zittern hörte Hofer das an. Mit Ruhe und Würde bat er um einen Geistlichen, der ihm den letzten Trost der Religion reichen möchte, und um die Erlaubniß, einem Freunde schriftlich seine letzte Willensmeinung anzeigen zu dürfen. Beides wurde ihm gewährt. Nachdem man ihm die nöthigen Materialien auf den Tisch des Gefängnisses gelegt und ihn allein gelassen hatte, schrieb er an seinen Schwager von Pöchler[56] zu Neumark[57] noch jenen Brief, ein gar rührendes Zeugniß seines kindlich frommen, liebevollen und ernsten Sinnes:

---

[46] Jaufen (ital. Giovo).

[47] Lat., Jupiterberg, der lat. Name für den Großen St. Bernhard.

[48] Ital. Vipiteno.

[49] Siehe hierzu S. 14, Anm. 40.

[50] Ital. Castel Giovo.

[51] Die Herren bzw. Grafen (seit 1634) Fuchs von Fuchsberg; die Jaufenburg (s. o.) war von 1383 bis 1828 im Besitz dieser Familie.

[52] Ital. Castel Monteleone; die Familie Fuchs von Fuchsberg besaß diesen Adelssitz von 1426 bis zum Aussterben der Familie im Jahre 1828.

[53] St. Martin in Passeier (ital. San Martino in Passiria).

[54] Andreas Erb (1792–1860) war mit der Hofer-Tochter Maria Kreszenz (1797–1835) verheiratet.

[55] Napoléon hatte am 10. Februar 1810 an Eugène de Beauharnais (1781–1824), den Vizekönig von Italien geschrieben: „Mon fils, je vous avais mandé de faire venir Hofer à Paris; mais puisqu’il est à Mantoue, envoyez l’ordre de former, sur le champs, une commission militaire pour le juger et exécuter à l’endroit, où votre ordre arrivera. Que tout cela soit l’affaire de vingt-quatre heures. / Mein Sohn, ich habe Sie gebeten, Hofer nach Paris zu verschaffen; aber da er nun in Mantua ist, erlassen Sie auf der Stelle den Befehl, eine Militärkommission zusammenzustellen, um ihn an dem Ort zu verurteilen und hinzurichten, an den Ihr Befehl gelangen wird. All das sollte die Angelegenheit von vierundzwanzig Stunden sein.“ (Archives nationales, AF IV 883).

[56] Vinzenz von Pühler (die Schreibweise variiert nicht unwesentlich; Lebensdaten nicht ermittelt).

[57] Neumarkt (ital. Egna).



Andreas Hofers (siehe hierzu S. 13, Anm. 27) Hinrichtung in Mantua, am 20. Februar 1810.

„Liebster Herr Bruder! Der göttliche Wille ist es gewesen, daß ich hier in Mantua mein Zeitliches mit dem Ewigen verwechseln müssen. Aber – Gott sei Dank um seine göttliche Gnade! – mir kommt es so leicht vor, als wenn ich zu was Anderem ausgeführt würde. Gott wird mir auch die Gnade verleihen, bis zum letzten Augenblick, daß ich dahin kommen kann, wo sich meine Seele mit allen Auserwählten ewig freuen wird, wo ich auch für Alle bitten werde, absonderlich für Diejenigen, für welche ich am meisten zu bitten schuldig bin. Alle guten Freunde und Bekannte sollen auch für mich bitten, und aus den heißen Flammen helfen, wenn ich noch im Fegefeuer büßen muß. Die Gottesdienste soll die Liebste mein, die Wirthin[58], zu St. Martin beim rosenfarbnen Blut halten lassen. Sie soll bitten lassen in beiden Pfarren und den Freunden beim Unterwirth Suppe und Fleisch geben lassen, nebst einer Halben (Flasche) Wein. Das Geld, so ich habe bei mir gehabt, habe ich den Armen ausgetheilt, im Uebrigen rechne ab mit den Leuten, so redlich als Du kannst, daß ich nicht zubüßen darf. Von der Welt lebet Alle wohl, bis wir im Himmel zusammen kommen und Gott loben ohne Ende. – Liebster Herr Bruder, gehe nur hinein (in’s Passeyerthal) und zeige dies auch dem untern Wirth an. Er wird schon Anstalt machen, und verrathe es sonst Niemand. – Alle Passeyer und Bekannte sollen mir eingedenk sein im heiligen Gebet. Liebster Herr Bruder, sage zu der Wirthin, sie solle sich nicht so bekümmern. Ich werde bitten bei Gott für sie und für Alle. Ade, meine schöne Welt! So leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden.

Geschrieben um 5 Uhr in der Frühe, – und um neun Uhr reise ich mit der Hilfe aller Heiligen zu Gott.

Mantua,“[59] den 29. Februar 1810.

Dein im Leben geliebter
Andrä Hofer vom Sand in Passeyer.

Im Namen des Herrn will ich die Reise vornehmen.“

---

[58] Anna Edle Hofer von Passeyr geb. Ladurner (1765–1836), am 21. Juli 1789 dem Andreas Hofer (siehe hierzu S. 13, Anm. 27) als dessen zweite Ehefrau angetraut.

[59] Zitiert aus Gottfried P. Rauschnicks (1778–1835) „Leben des Sandwirths Andreas Hofer, Oberanführers der Tyroler in ihren glorreichen Kämpfen von 1809“ (Leipzig u. Barmen: W. Langewiesche 1839), S. 196f.

Er mochte diesen seinen letzten Brief kaum beendigt haben, als der Geistliche eintrat, um ihn auf seinem letzten Gang zu begleiten. Wie er „aufrecht stehend vor seinem Schöpfer" den Tod empfing und seine stolze Seele unter den „schlecht treffenden"[60] Kugeln französischer Rekruten aushauchte, wird die Gemüther unserer spätesten Nachkommen noch entflammen, denn es fehlt in keiner Geschichtserzählung mehr. Noch aber kann man's hören aus dem Mund Hofer'scher Waffengefährten, die im Passeyer wohnen und Manches hinzuzufügen wissen, was diese Heldenfigur frischer, lebendiger und voller uns vor die Augen bringt, als der Buchstabe es vermag.

So aber verfuhr man von Seite tyrannischer Gewalt, der alle unwürdige Mittel und selbst die Schmach eines schandbaren Angedenkens bei der Nachwelt zur Erreichung ihres Zweckes recht sind, – so verfuhr man gegen einen Mann, welcher allerdings kein reifer politischer Denker, aber ein Charakter voll patriotischer Reinheit und hochsinnigster Begeisterung war. Schon die wenigen Thatsachen in der obigen Erzählung beweisen auf das rührendste seinen einfältig schlichten Sinn, seine gerade Biederherzigkeit gegen Freund und Feind und die religiöse Unterwürfigkeit seines Gemüthes, welche allen Tyrolern eigen ist. Was bei ihnen noch früher hinzukam: unbedingte bis zum Tode sich aufopfernde Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, ist freilich später durch traurige politische Erfahrungen bis auf einen sehr gemäßigten Rest abgekühlt worden.

Unbeschränkter noch waltet in Tyrol die Unterwürfigkeit gegen die vormundschaftliche Priesterherrschaft. Hierin wetteifern siegreich die Bewohner des Passeyerthals mit ihren Nachbarn an der Etsch[61]. Die Aufklärung des Gedankenhimmels liegt ihnen ferner, als der blaue Aether droben über ihren Schneespitzen.

Als ein besonderes Ueberbleibsel aus dem Mittelalter sind im Passeyerthale noch die alten sogenannten Schildhöfe zu erwähnen. Die Besitzer derselben durften mit Lanze und Schwert auf den Rittertagen, vor Gericht und in der Kirche er scheinen. Jagdrechte und ein eigener Gerichtsstand zeichnete sie eben so aus, wie die Eigenschaft, als geborene Kämmerer der Grafschaft auf dem Stammschloß Tyrol bei Meran Hofdienste übernehmen zu dürfen. Jene Rechte sind nun erloschen, aber noch im Jahre 1838 fungirten diese Mannen bei der Huldigung des Kaisers Ferdinand[62] auf der vorgenannten Veste.

So liegt gleich hinter St. Martin ein solcher Schildhof „Saltaus", der Stammsitz der Familie von Haller, deren jetziger Besitzer[63] sich dreißig Jahre lang als ein aufgeklarter Bürgermeister Merans ausgezeichnet hat. Aus den Fenstern dieses gastlichen Hauses übersieht der Reisende den größten Theil des Passeyerthals und vorzüglich steigt im Süden die malerische blaue Bergpyramide des Hoch-Laugen[64] weit jenseit Meran phantastisch vor seinem Blicke empor. Die weiteren Orte des Passeyerthals höher hinauf an der Berglehne gelegen, sind die Gemeinden Riffian[65] und Khuens[66]. Noch mehr nach Süden hin wird das Thal immer wärmer und milder. Neben der Bergkirsche sieht man auch die üppigen, schattenreichen zahmen Kastanien- und Nußbäume, bis endlich an der Mündung des Passergrundes, dicht am Eingang in das Etschthal, das traubenschwere Weingelände und der Feigenbaum die Felsenabhänge schmücken.

Es ist ein schöner belebender Wechsel, vom Jaufengebirge herab an St. Leonhard vorüber, aus der nordischen Region des Zwergholzes und der kümmerlichen Moose niederzusteigen und nach einem

---

[60] Der kommandierende Feldwebel, der Luxemburger Michel Eiffes (1779–1845), mußte dem Delinquenten, nachdem dieser selbst den Feuerbefehlt erteilt hatte, den Gnadenschuß geben.

[61] Ital. Adige.

[62] Ferdinand I., der Gütige (ungar. Jóságos Ferdinánd, tschech. Ferdinand Dobrotivý; 1793–1875), von 1835 bis 1848 Kaiser von Österreich und König von Böhmen und als Ferdinand V. seit 1830 auch König von Ungarn und Kroatien. Wegen seiner geistigen Behinderung wurde er auch „Gütinand der Fertige" genannt.

[63] Josef Valentin Haller (1792–1871), von 1826 bis 1861 Bürgermeister von Meran (siehe hierzu S. 14, Anm. 38).

[64] Heute der Große Laugen (ital. Monte Lucco).

[65] Ital. Rifiano.

[66] Kuens (ital. Caines).

pittoresken Wege von fünf Stunden da an zukommen, wo sich das italienische Klima in all seiner fruchtbringenden Sonnenfülle mit dem deutschen vermählt: am alten Zinnenthore des Traubenkurortes Meran.

Otto Banck[67].



Österreich: 50 Schilling, 1959

[67] Der Journalist und Kunsthistoriker Otto Banck (1824–1916).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 13-16.



CCCLXXIX. Batalha (das Schlachtenkloster) bei Leiria in Portugal.

„Von Lissabon nach Leiria sind's 20 Meilen[68]. Ich hatte die Landreise dahin schon beschlossen, als ich erfuhr, das Portoer Dampfschiff werde auf seiner nächsten Reise an der Mündung des Lys[69] anlegen,

[68] Es ist nicht ersichtlich, ob hier die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geogr. zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km oder gar die engl. zu 1,6093 km gemeint ist.

[69] Der Lis.

um einige Regierungsbeamte an’s Land zu setzen, deren Dienstgeschäfte einen längern Aufenthalt an der Küste erheischten. Leiria liegt nur 8 Stunden von der Küste. Die Gelegenheit festhaltend, ordnete ich schnell meine Angelegenheiten in Lissabon und fuhr den nächsten Tag in aller Frühe ab.“

„Es war ein Märzmorgen, weder heiter und hell, noch warm und drückend: sondern duftig, kühl und erquickend, erinnernd an die ersten Maimorgen der fernen, deutschen Heimath. Wie im Fluge rauschte der Dampfer den Tajo hinab, dessen fernrückende Ufer sich unserm Auge bald im Nebelflor verbargen. Selten zeigte sich ein Segel auf der dünstenden Fluth, und dieß nur auf Augenblicke: denn so schnell gleiteten wir den Strom hinab, daß jeder begegnende Gegenstand gleich wieder verschwand; Der alte maurische Wächter des Tajo, Belem[70], rief uns seinen Gruß donnernd in die offene See nach, und der herrlichste Tag folgte dem nebeligen Morgen. Spiegelglatt war das Meer, und während die Segelschiffe in der Windstille fast unbeweglich liegen bleiben mußten, durchschaufelten wir die Fluth ohne Rast. Zuweilen näherten wir uns der Küste, die bald flache Landzungen, bald Vorgebirgshäupter mit Mauerkronen uns entgegenstreckte; – meistens aber blieb sie zu fern, sie zu erkennen. Der Nachmittag wurde sonnig und warm. Die heiterste Stimmung belebte die Schiffsgesellschaft. Alles sammelte sich gegen Abend auf dem Verdeck, und holder Frauengesang sagte der scheidenden Sonne, welche die schimmernde Fläche mit rother Gluth übergoß, gute Nacht. Selbst die Fische der Tiefe schienen geweckt zu seyn vom hellen Glanze, der in ihr dunkles Reich gedrungen; sie kamen in Schwärmen nach oben. Den Mücken in der Abendsonne gleich, trieben sie allerlei Spiel und wurden dabei so übermüthig und muthwillig, daß sie oft aus dem Wasser schnellten, Purzelbäume in der Luft machten und Räder schlugen. Delphine schossen hin und her und schreckten die spielenden Schaaren, oder sie ließen sich von den glühenden Wellen schaukeln.“

„Am andern Morgen war die Höhe von Leiria erreicht und wir steuerten nun gerade östlich gegen die Küste los. Es kam eine niedrige Landzunge zum Vorschein, hinter derselben ragten die Thürme von Vicera[71]. Dies war das Ziel. Tiefe Ruhe herrschte auf dem Wasser, tiefe Ruhe auf dem Lande vor uns; kein Segel war sichtbar, ein paar Schifferbarken schlummerten noch in einer kleinen Bucht. Als wir uns dem Lande näherten, störte das Rauschen unserer Schaufelräder die Seevögel aus dem Morgenschlafe, und ganze Wolken von Pelikanen, Möven, Tauchern und Strandläufern erhoben sich mit schallendem Flügelschlage. Ihre Anzahl setzte uns in Erstaunen und Mancher sah voll Lüsternheit den unerschöpflichen Waidmannsschatz, den zu heben der träge Portugiese nicht der Mühe werth hält.[“]

[„]In dem kleinen Hafen von Vicera stiegen die Regierungsbeamten und ich aus; das Dampfschiff aber, welches an demselben Tage noch Porto erreichen wollte, setzte ohne Aufenthalt seine Fahrt fort. Auf die Fürsprache der portugiesischen Herren bekam ich schnell Fuhrwerk nach Leiria, wo ich, fast zermalmt auf dem ganz schlechten Wege, doch ohne Unfall, am späten Nachmittag anlangte.[“][72]

Leiria ist eine stille, in einer fruchtbaren Niederung gelegene Stadt von fast 8000 Einwohnern. Früher war sie bedeutender und unter den Römern groß. Sie liegt am Fuße eines Felsens, von dem das uralte Castrum halbzerstört mit finsterer Herrschermiene über die weite Ebene schaut. – Die Stadt selbst hat Nichts, was die Mühe einer beschwerlichen Reise lohnen könnte; – der Magnet, der Tausende von Reisenden herbeizieht, liegt außer ihren Mauern: es ist das weltberühmte Kloster Batalha[73]. Es war auch mein Ziel und ich widmete seinem Besuche den nächsten Tag.

Batalha ist, wie man allgemein anerkennt, das schönste Spezimen des germanischen Kirchen-Baustyls[74] auf der ganzen Halbinsel. Als Bauwerk ist solches um so bewundernswürdiger, da es zu einer Zeit ausgeführt wurde, wo man in Spanien und Portugal die verschiedenartigsten germanischen und maurischen Formen zusammen zu mengen gewohnt war.

---

70 Portug. Torre de Belém (eigentl. Torre de São Vicente); die berühmte, von 1515 bis 1519 nach Plänen von Francisco de Arruda († 1547) errichtete Turmanlage an der Tejomündung, heute eines der bekanntesten Wahrzeichen Lissabons; es kann also keine Rede von irgendeiner maurischen Tradition sein.

71 Vieira de Leiria.

72 Die obigen Zitate sind so nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

73 Portug. Mosteiro da Batalha, Kloster der Schlacht; mit vollem Namen heißt das Kloster Mosteiro de Santa Maria da Vitória, Kloster der heiligen Maria vom Siege.

74 Der Gotik.

Auch Kloster Batalha dankt, wie so viele ähnliche, seine Entstehung jenem Glauben des Mittelalters, demgemäß kein Ereigniß im Privat- und öffentlichen Leben anders als unter der Mitwirkung oder dem Patronate irgend eines aus der Heiligenschaar geschehen konnte; – jenem Glauben, der alles Lebendige wie Leblose, von dem emporstrebenden Münster bis zum tiefsten Bergschacht, und vom Altare Gottes bis zum Weinfaß, unter den besondern Schutz eines jener himmlischen Prätorianer stellte, mit denen Roms Bischöfe den Thron des Herrn aller Welten so freigebig umringt haben.

Auf der Haide nämlich, wo jetzt das Schlachtenkloster prangt, standen sich am 14. August 1385[75] zwei christliche Könige, Johann von Portugal[76] und Johann von Castilien[77], mit ihren Rittern und Knechten, zum Entscheidungskampfe entschlossen, einander gegenüber. Jeder der Könige hatte seinen Beichtvater bei sich, jeder betete um den Sieg zu seinem Schutzheiligen und bot, als wäre der Lenker der Schlachten bestechlich wie ein Schurke auf irdischem Richterstuhl, hohe Preise für einen glücklichen Ausgang. Bei solchen Gelegenheiten geschah es häufig, daß sich die Gegner einander in den enormsten Gelübden überboten: – denn schlau nährte die Kirche den Glauben, daß Demjenigen, welcher am meisten gelobte, am meisten geholfen werde. Daß die Kirche dabei den *Receveur-General*[78] machte, daß deren Hand vermittelnd empfing, was Gott und den Heiligen versprochen war, konnte in einer Zeit keinen Anstoß geben, wo man für einen Dreier[79] sammt einem Heiligenbild die ewige Seligkeit zugleich erkaufen konnte! Der castilische Johann versprach viel, aber der portugiesische Johann versprach noch viel mehr seiner Patrona Maria, und ihm wurde der Sieg. 6000 Portugiesen erschlugen von 33,000 Castiliern die Hälfte. Dreitausend Ritter, die Blüthe des castilischen Adels, hauchten auf dem blutgetränkten Moore ihr Leben aus. Auf der Stelle nun, wo sich der Sieg entschieden hatte, machte Johann von Portugal sein Gelübde, ein Kloster zu bauen für Jungfrauen, herrlicher als alle andern der Christenheit, zur That, und folgend dem Rufe des reichen Königs kamen aus dem fernen Britannien und aus Deutschland die Genossenschaften der Mauerer und Werkleute, den Wunderbau aufzurichten. Den Plan dazu machte ein Engländer, Namens Stephenson[80]; zumeist deutsche Werkleute aber führten ihn aus. Von 1386 bis 1509 wurde anhaltend daran fortgebaut, doch ganz fertig ward es niemals. König Emanuel[81], der hier begraben liegt und die Vollendung gelobt hatte, starb darüber, und nach seinem Tode gab man den Plan auf.

Das Kloster sollte nach dem ursprünglichen Gelöbniß des Stifters ein Frauenkloster werden. Doch als es wohnbar war, offenbarte dem Könige sein Beichtvater, ein Dominikaner, es sey ihm im Traum die Jungfrau Maria erschienen und habe ihm bedeutet, sie wünsche die Stiftung einem Mönchsorden zuzuwenden, und sie habe dabei bedeutungsvoll hingesehen auf das Bild des heil. Dominikus[82]. Der König, zweifelhaft, was er nun thun solle, berief die höchste Geistlichkeit seines Reichs zu einem Rathe, und legte ihr die Frage zur Entscheidung vor. Diese aber beschied ihn, daß allerdings der heil. Dominikus in besondern Gnaden bei der heil. Jungfrau stände, und es darum ganz glaubhaft sey, daß sie das Kloster dem Dominikanerorden zuzuwenden wünsche: daraufhin sich der König beruhigte und Batalha, statt mit Nonnen, mit einer großen Schaar rüstiger Dominikaner-Mönche bevölkerte. Als er später über die Ungesundheit der Lage in der Niederung Bedenken äußerte und sich Skrupel machte, tröstete ihn seines Beichtigers Bemerkung: Feuriges Gebet und feuriger Wein seyen sichere Mittel gegen nachtheilige Einflüsse der Feuchtigkeit. Johann nahm den Wink zu Herzen und der Weinkeller des Klosters

---

75 Tag der entscheidenden Schlacht von Aljubarrota (portug. Batalha de Aljubarrota), in der die Portugiesen über die Spanier und Engländer den Sieg davontrugen.

76 Johann I. (portug. Dom João I; 1357–1433), seit 1385 König von Portugal.

77 Johann I. (span. Juan I de Castilla; 1358–1390), seit 1379 König von Kastilien und León.

78 Frz. Receveur général, Generaleinnehmer [der Steuern].

79 Als Dreier werden alte deutsche Münzen bezeichnet, die zunächst aus Silber geprägt und später vorwiegend durch Kupfermünzen ersetzt wurden; beispielsw. der sächsische Viertelgroschen im Wert von drei Pfennigen nach der Münzordnung vom 20. Januar 1534.

80 Am Bau des Klosters waren neben portug. Baumeistern der ersten Kategorie auch solche aus Frankreich und Spanien beteiligt, doch von einem Engländer namens Stephenson ist nichts bekannt.

81 Manuel I. (protug. Dom Manuel I; 1469–1521), seit 1495 König von Portugal.

82 Lat. Dominicus (span. Domingo; ca. 1170–1221).

von Batalha wurde mit den besten Gewächsen gefüllt und durch Zehnten so sorgfältig bedacht, daß er nie leer werden konnte.

Kirche und Kloster bedecken einen Raum von 420 Fuß Breite und 530 Fuß Länge. Die Kirche und der größte Theil der Klostergebäude sind von weißem Marmor aufgeführt, der dem cararischen an Schönheit gleichkommt. In der Kirche entfaltet sich die Herrlichkeit des altdeutschen Styls in unbeschreiblicher Pracht. Ein wunderbarer Reichthum von Ornamenten umschlingt und verbindet alle Darstellungen. Leider sind die in Licht und Gluth gemalten Glasbilder der Fenster jetzt verschwunden, wegen welcher Batalha so berühmt war. Das große Erdbeben, welches 1558 Lissabon zerstörte und auch einen Theil dieses Prachtbaus einstürzte, ließ davon nur Scherben zurück. – Seit dieser Catastrophe blieb Batalha in einigen seiner Theile Ruine; denn so viele Pläne auch in Lissabon zur vollständigen Restauration des Wunderwerks gemacht wurden, so ist es doch nie zur That gekommen. Die Geldkräfte des Klosters reichten nicht weiter, als zur Ausbesserung des Chors und der Wohnungen.

Batalha ist die Grabstätte vieler Beherrscher Portugals, und eine Reihe imposanter Denkmäler schmücken ihre Grüfte. Das älteste ist das des Stifters, des Königs Johann; schöner noch ist das im Stahlstich dargestellte des Königs Emanuel (gebaut zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts); es fällt in die Blüthezeit der Kunst und ist ihrer würdig. Raphael[83] selbst soll die Zeichnungen zu den Ornamenten gemacht haben. Ein Theil der Decke dieser Capelle ist indeß auch eingestürzt und auf dem vom Regen getränkten Marmorboden wächst das Gras. In wenigen Jahrzehnten wird wohl der ganze Bau ein Trümmerhaufe seyn; denn das Kloster hat aufgehört, eine Anstalt für viele Mönche zu seyn; nur noch ein paar alte Priester hüten den Tempel. Der berühmte Weinkeller wird den Fremden zwar gezeigt, aber er ist leer. – Auch der kostbare Kirchenschatz ist größtentneils verschwunden. Die zentnerschweren Armleuchter von Silber und andere Kirchengeräthe wurden 1808 theils mit dem königlichen Schatze nach Brasilien geflüchtet[84], theils sind sie später in die Münze gewandert. Nur die Reliquien, Gebeine und Knochen von Aposteln und Märtyrern, ein Stück vom wahren Kreuze Christi, ein Lappen vom Rock der heil. Jungfrau und einer vom Schweißtuch des Herrn, Dinge freilich, die man nicht in die Münze schicken konnte, sind noch da zum Troste vieler Gläubigen, und ihre Behälter funkeln von Glaspasten[85], wie ehedem von Rubinen und Diamanten. –

[83] Raffaello Sanzio da Urbino (1483–1520).

[84] Kaiser Napoléon hatte den Prinzregenten Johann (portug. João;1767–1826) 1808 nach Brasilien ins Exil gezwungen, der jedoch 1816 als König Johann VI. (portug. João VI) zurückkehrte.

[85] Frz. Pâte de verre, eine Technik zur Herstellung von mehrfarbigem Glas; die Glaspaste eignet sich besonders zur Produktion von Kristall- und Edelsteinimitaten.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 14.

König Johann's I. Grab in Batalha.

Das portugiesische Kloster Batalha ist ein architektonisches Prachtstück, an welchem das Auge der Künstler sich noch fort und fort erquickt und das für Pinsel und Stift immer dankbare Vorwürfe bietet. Namentlich sind es die Interioren der Kirche, welche den Freund germanisch-maurischer Bauformen hier fesseln und von welchen das Universum schon früher (Band IX, Seite 13) eine Probe gebracht hat. Heute führen wir unsere Leser zu dem Grabmal des Königs Johann[86], den sein Volk und die Geschichte mit dem Beinamen des Großen und des Vaters des Vaterlandes beehrt hat. Er ist des Klosters Gründer; die Gründung geschah in Folge eines Gelübdes vor der Schlacht von Aljubarotta, am 14. August 1385. – Johann's Grabmal erhebt sich in einem von der Kirche unabhängigen Gebäude, welches mit acht Bogen und Thürmchen einen durchbrochenen Hauptthurm umgibt. In der Mitte dieses Bau's ruht Johann neben seiner Gemahlin[87], und in vier Nischen stehen längs der Wand die Grabmäler seiner jüngeren Söhne, darunter das Heinrichs des Seefahrers[88]. Letzteres ist noch nicht wieder geöffnet worden, sonst würden die Portugiesen der Gegenwart wissen, daß der große Mann sich im Grab umgedreht hat über das Unglück seiner Heimath zu Lande und über den Jammer, daß seines Portugals Name vom Ruhm der Meere verschwunden ist.

[86] Siehe hierzu S. 24, Anm. 76.

[87] Philippa von Lancaster (engl. Philippa of Lancaster; portug. Filipa de Lencastre; 1360–1415); sie war seit Februar 1387 mit Johann I. von Portugal (siehe hierzu S. 24, Anm. 76) verheiratet.

[88] Prinz Heinrich von Portugal, genannt der Seefahrer (portug. Infante Dom Henrique, o Navegador; 1394–1460).



GRABMAL DES DON JUAN IN BATALHA.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 17-19.

CCCLXXX. Die Pyramiden von Meroe.

Genius der Gräber und Ruinen! wie oft schon warst du mir der Engel, der die von den Qualen der Brüder gebeugte Seele aus dem Gewühl des Alltaglebens rettete, aus den Schlössern, wo Dünkel und Tyrannei, mit Bedienententhum und Niedertracht im Bunde, den Völkern Leiden bereiten; aus den Palästen, wo Uebersättigung und Unnatur die Seele entadeln; aus den Gerichtshöfen und Collegien, wo so oft die verpflichteten Hüter der Gesetze und der guten Sitte sittliche Verruchtheit aussäen und schamlos das mit Füßen treten, was sie pflegen sollen; aus den Städten, wo der Bürger Mehrzahl, allem Höheren und Edleren fremd und zugeschlossen, sich zwischen der Sucht nach Gelderwerb und rohem Sinnengenuß theilt; aus den Dörfern und Hütten, wo mit Unwissenheit der Unglaube, mit Liederlichkeit die Abstreifung des Ehrgefühls und aller Ehrfurcht für das wahrhaft Große, Rechte und Gute so oft Hand in Hand gehen und wo unter dem Einfluß des schlechten Beispiels von Oben und dem Drucke der Ungerechtigkeit das Elend wuchert: – O Genius! wie oft habe ich bei dir die Ruhe wieder gefunden, die mir das Getümmel des Lebens nahm, und Blumen gepflückt an deinen Gräbern, die ich in dem Strom des Lebens vergeblich suchte. Aus deinen Aschenhügeln entsteigt vor dem Auge ruhiger Betrachtung die Versöhnung mit der Wirklichkeit wie ein Phönix, und du lehrst mich urtheilen ohne Leidenschaft, ohne Zorn und ohne Furcht über Menschen und Dinge.

Das Bild hieneben führt zum ältesten Todtenacker der Erde, zur Necropolis[89] der Könige jenes Reichs, das aus dem Gebiete der Sage zuerst in die Geschichte tritt. Tief. in Afrikas Innerm, wo jetzt Nubien[90] und Kordofan[91] an einander grenzen, wo der unglückliche Fellah[92] für den Aegypter, seinen Herrn, am sumpfigen Ufer des Nils Baumwolle und Reis baut und arabische Nomadenstämme auf den verbrannten Höhen spärliche Weide suchen – dort lag Meroe[93]. Meroe ist das Land, von dem die Kulturgeschichte der Menschheit anhebt; denn von dort aus drangen Bevölkerung, Anbau und Gesittung den Nil hinab nach Aegypten, und wie ägyptische Kultur die Mutter der europäischen ist, so hat diese wieder in Meroe ihre Ahnfrau suchen. Jenseits dieser Grenze herrscht Ungewißheit und finstere Nacht, und wenn es auch wahrscheinlich ist, daß Meroe selbst seine Bildung durch Einwanderung von Osten her empfangen, so ermangelt dieser Vermuthung doch jeder historische Beweis.

Priester-Könige zügelten das Volk von Meroe, – eins waren hier Religion und Herrschaft. Der König selbst war der Priesterkaste, die ihn wählte, als willenloses Werkzeug unterthänig, so sehr, daß sie ihm den Tag voraus bestimmte, wann er sterben sollte; und selbst mußte er sich dann den Tod geben. Die staatlichen Verpflichtungen der Bürger flossen mit denen der Religion zusammen; sie waren daher unverbrüchlich. In einem Lande, wie das Uferland des Nils, wo die Wohlfahrt mehr als irgendwo auf Erden von einer strenggeregelten Leitung abhängt, wo der Boden an sich nichts, die Bewässerung

---

[89] Eine Totenstadt, Friedhof (von griech. νεκρός, nekrós, „der Tote“ und πόλις, pólis, „die Stadt“).

[90] Ägypt. kꜣš, Ku'sh, Kusch; lat. Nubia, arab. النوبة, an-nūba bzw. كوش, kūš; das Land beidseits des Nils vom 1. bis zum 5. bzw. 6. Katarakt im Sudan.

[91] Kordofan (arab. كردفان, Kurdufān) im Zentralsudan.

[92] Der Fellache (arab. فلاح, fallāḥ, „der Pflüger“, Pl. فلاحين, fallāḥīn; abgeleitet vom Verb فلح, falaḥa, „den Boden spalten, bearbeiten“); Bezeichnung für die Ackerbau betreibende Landbevölkerung in Ägypten und Palästina.

[93] Meroë (ägypt. Mrw, Mrwe; kopt. ⲡⲉⲣⲟⲩⲉ, Peroue; griech. Μερόη, Meróē; arab. مرواه, Meruwāh bzw. مروى, Meruwy).

Alles gibt, da war eine solche Regierungsform ganz an ihrem Orte, und sie konnte Wunder der materiellen Wohlfahrt schaffen, deren Zeugen noch gegenwärtig das Staunen der Welt erregen. – Mit dem Augenblicke, wo, nach fast 3000jährigem Bestehen, unter veränderten Weltverhältnissen, unter dem Andrang der griechischen Kultur und den Streichen fremder Eroberer, die alte Religion und die alte Verfassung fielen, mußten auch die weitläufigen, durch strenge Vorschriften mit vieler Anstrengung erhaltenen großartigen Anstalten zu weitausgedehnter Bewässerung verfallen und Armuth und Verödung ihre lange und traurige Bahn beginnen. Der gewaltige Nilstrom, nicht mehr durch das gleichzeitige Zusammengreifen von Hunderttausenden beherrscht und zu dem Dienste des Staates und Volkes gezwungen, sondern fortan mehr und mehr sich selbst überlassen, wirkte verheerend, riß den fruchtbaren Boden mit fort, während der Wind der Wüste das übrige Land mit Sand bedeckte. Der Fluch ewiger Unfruchtbarkeit, welchen die gewürgten Priester in der Agonie des Todes über das Land ausgerufen, wurde buchstäblich wahr. Darum verlor, seit der Vertilgung der Theokratie, Meroe schnell seine Wichtigkeit; – sein Name hallte, wie ein viel stimmiges Echo, durch die nachfolgenden Jahrhunderte leiser und immer leiser; nur noch einmal dringt schwache Kunde von Kriegsleid und Elend in spätere Zeit, bis endlich durch den Sturm arabischer Horden Alles in Staub und Vergessenheit versinkt.

In dem Winkel, den die Vereinigung des von ostwärts zuströmenden Atbara[94] mit dem Nil bildet, 1000 Schritte[95] von letzterem entfernt, ragt aus haustiefem Schutt und Sand ein unförmlicher Hügel von gebrannten Backsteinen und Mauertrümmern – und in diesem wüsten, von Gestrüpp und Schlingpflanzen überwachsenen Haufen will man die Stelle erkennen, wo das Königshaus der Hauptstadt Meroe gestanden, welche so völlig verheert wurde von der Zeit, den Elementen und den Menschen, daß man selbst ihre Lage nicht mit Gewißheit angeben könnte, wenn nicht die Grabmonumente von dem Orte ihres Daseyns unverwerfliches Zeugniß ablegten. Diese, die Pyramiden von Meroe, liegen am rechten Nilufer, oberhalb der alten Stadt. Sie kommen zwar jenen Mausoleen an Größe nicht bei, in welchen des alten Memphis[96] Könige begraben liegen und die wir in einem früheren Bande dieses Werkes beschrieben; aber an malerischem Effekt und an Zierlichkeit der Bauart übertreffen sie diese. Im Ganzen zählt man ihrer achtzig und sie sind in drei Hauptgruppen vertheilt, von denen eine, auf einer Anhöhe gelegen, eine weite Aussicht auf die Ebene beherrscht. Alle haben einen Eingang mit Vorhalle auf der Ostseite, ein Beweis, daß eine religiöse Idee zu Grunde lag; viele sind indeß zum Theil zusammengestürzt und bilden unförmliche Steinhaufen. Die Skulpturen im Innern lassen keinen Zweifel übrig, daß sie Alle Grabmäler von Königen sind. Viele sind wohl bis zur Hälfte in Schutt versunken; die größte ragt etwa 70 Fuß hoch empor. Das Material ist bei Allen das nämliche: Sandstein. Merkwürdig ist bei einer die regelmäßige Wölbung der Decke des Portikus, denn es ist das früheste Beispiel des Gewölbebaus. Wenn man jedem Könige im Durchschnitt eine Regierungszeit von 20 Jahren zutheilt, so umfaßt die Errichtung dieser Monumente einen Zeitraum von 1600 Jahren, und da Meroe als Reich schon 800 Jahre v. Chr. aus der Geschichte verschwunden ist, so kann man das hohe Alter dieser Denkmäler bemessen.

Auf den ehemaligen Umfang des alten Meroe scheinen noch einige, 2 bis 3 Meilen entfernt liegende Ruinen hinzudeuten, deren Masse selbst von den thebaischen[97] nicht übertroffen wird. Im sogenannten Wady Oretaib[98] sieht man Trümmer eines Gebäudes, dessen Umfang 3000 Fuß war. Es hatte die Form eines Vierecks von 700 bis 800 Fuß, und Heeren[99] hält es für das große Ammonium[100] selbst, den gefeierten Ort, von welchem Civilisation, Künste und Wissenschaften in das untere Nilthal

---

[94] Der Atbara (arab. نهر عطبرة, Nahr ʿAṭbara), auch Schwarzer Nil genannt.

[95] 1 Schritt entspricht etwas mehr als 74 cm.

[96] Ägypt. mn-nfr, „beständig und schön“; kopt. ⲙⲉⲙϥⲓ, Memfi; griech. Μέμφις, Mémphis; arab. منف, Manf.

[97] Ägypt. wꜣs.t, Waset, „Stadt des Szepters“; griech. Θῆβαι, Thēbai; arab. الأقصر, al-Uqṣur.

[98] Wadi Awateib (arab. وادي العوتيب, Wādī Alʿwatīb).

[99] Der Historiker Arnold Heeren (1760–1842).

[100] Heute die Oase Siwa (griech. Αμμώνιον, Ammṓnion; Tamaziɣt ⵙⵉⵡⴰ, Siwa; arab. واحة سيوة, Wāḥat Sīwa) im äußersten Westen Ägyptens an der Grenze zu Libyen, von der man annimmt, daß sie das berühmte Ammon-Orakel beherbergte.

und von da in die übrige Welt wanderten, und wo Alexander[101] nach seinem persischen Zuge dem Jupiter Dankopfer brachte. Vielleicht irrt Heeren; wenigstens gibt der Mangel an hieroglyphischen Inschriften und plastischen Monumenten dem Zweifel ein um so geräumigeres Feld, da man voraussetzen darf, daß die Priester, im Besitze der Macht und als Herren aller Hülfsquellen des reichen Landes, das Heiligthum des großen Gottes mit angemessener Kunst und Pracht ausgeschmückt haben würden. Aber keine Spur deutet darauf hin, vielmehr läßt die Bauart eine Zeit erkennen, wo der alte Kultus mit seiner Kunst und Wissenschaft auf dem Wege des Verfalls schon weit vorgeschritten war.

[101] Alexander der Große (griech. Ἀλέξανδρος ὁ Μέγας, Álexandros ho Mégas; 356–323 v. Chr.).



PYRAMIDEN VON MEROE

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 20-25.

CCCLXXXI. Cassel; das Palais der Stände.

„Das schöne Cassel!" so hieß es vor hundert Jahren; und so heißt es noch. In der That ist Cassel in dem deutschen Städteflor eine der schönsten Blumen, so viele seiner Schwestern auch seit vier Jahrzehnten ihre Blumenkronen entfalteten und so viele es an Größe und Bevölkerung (Cassel hat nur 30,000 Einwohner) übertreffen. Die Lage ist reizend. Heiter und schmuck wie eine Braut prangt es im Fuldathale, zu beiden Seiten des klaren Stroms, der hier Schiffe trägt, umgeben von Höhen, aus deren Waldkränzen Schlösser und Denkmäler schauen: zunächst ragen der Habichtswald, der Rheinhardts- und der Sörewald; westwärts aber, im Hintergrund einer offnen, wellenförmigen Landschaft, erhebt der Meißner sein massiges Haupt.

Der Fluß theilt die Stadt in 2 ungleiche Hälften, in die kleinere auf der rechten Seite, die Unterneustadt, und in die größere am entgegengesetzten höhern Ufer: die Altstadt – den alten Stadtkern mit unansehnlichen Straßen – und die Oberneustadt, den bei weitem schönsten Stadttheil. Eine fast 300 Fuß lange Steinbrücke schlingt das Ganze zusammen. –

Die *partie brillante* ist der Friedrichsplatz mit seiner nächsten Umgebung. Der Friedrichsplatz, der den neuen Stadttheil vom alten scheidet, bildet gleichsam das Propylon für die prächtigen Anlagen, die sich von da bis zu der Allee fortsetzen, welche Cassel mit den berühmten Scenerien der Wilhelmshöhe zusammen knüpft. Der Friedrichsplatz, ein längliches regelmäßiges Viereck, hat seine prachtvollste, über 1000 Fuß lange Fronte gegen die Altstadt gerichtet. Die Königs-, Karls-, Frankfurter- und Bellevue-Straße, 4 der schönsten Cassel's, münden in denselben. Massive, stattliche Bürgerwohnungen wechseln mit Palästen. Ueber alle erhebt sich das kurfürstliche Palais[102] mit einer 180 Fuß langen, mit einem Säulen-Portikus und mit corinthischen Pilastern reich verzierten Hauptfaçade; diesem zunächst, mit einer fast 300 Fuß langen Fronte im heitern, ionischen Styl, das Museum, der Bewahrungsort der berühmten Antiken-Gallerie, der Sammlung der Anticaglien[103], Gemmen, Mosaiken und von Kunstwerken aller Art; sodann der Bibliothek von 90,000 Bänden; der Kupferstiche, Holzschnitte etc. und mehren naturhistorischen Sammlungen; das Observatorium[104]; die von außen einfache, im Innern

[102] Das Rote Palais war unter Kurfürst Wilhelm II. (siehe hierzu S. 46, Anm. 160) in den Jahren 1821 bis 1826 von Johann Conrad Bromeis (1788–1855) als Residenz errichtet worden. Bei einem Bombenangriff in der Nacht vom 8. auf den 9. September 1941 brannte es aus und wurde ab 1954 abgerissen, um einem 1961 fertiggestellten Kaufhaus Platz zu machen, dem als einzig verbliebener Rest des Roten Palais der sanierte Portikus vorgebaut wurde.

[103] „kleine Alterthümer, z. B. Münzen, Schmuck, Waffen etc., als Gegensatz gegen Antiken im engsten Sinne" (Pierer's Universal-Lexikon, Altenburg 1857, Bd. 1, S. 556).

[104] 1714 hatte Landgraf Karl von Hessen-Kassel (siehe hierzu S. 36, Anm. 136) am südwestl. Ende der barocken Kasseler Oberneustadt oberhalb der Karlsaue ein Observatorium erbauen lassen. Bereits früh wurde es als Palais Bellevue von Personen der Hofgesellschaft bewohnt. Landgraf Wilhelm IX. (siehe hierzu S. 37, Anm. 141) ließ es dann um 1790 von Simon Louis du Ry (1726–1799) in seinen heutigen Zustand versetzen. Das Palais überdauerte den 2. Weltkrieg fast unbeschadet.



DAS PALAIS DER STÄNDE
in Kassel

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. — Eigenthum der Verleger.

aber prächtige katholische Kirche[105] und das Friedrichsthor[106], eine *porta triumphalis* im römischen Style. Dasselbe führt nach der Bellevuestraße, einer Reihe der prächtigsten Häuser und Paläste, mit freier, freundlicher Aussicht und einem andern kurfürstlichen Schlosse, dem sogenannten neuen Bellevue-Palais[107], in dessen Umfang seit Kurzem mehre naheliegende Gebäude, unter andern der Palast des Landgrafen Friedrich[108] und die Maleracademie gezogen sind, welche ein Arkadenbau mit dem eigentlichen Schlosse verbindet. An dasselbe stößt auch die Gemäldegallerie, deren Fronte sich rückwärts in die Frankfurter Straße öffnet. Manches Hauptbild hat zwar diese berühmte Sammlung im Sturme der französischen Herrschaft verloren; doch ist ihr Schatz, namentlich an Hauptwerken großer Meister der niederländischen Schule, noch immer äußerst groß. Rembrandt[109] und Paul Potter[110] namentlich sind durch die berühmtesten Bilder repräsentirt, und nicht minder würdig Vandyk[111], Rubens[112] und Vouvermanns[113].

An die schöne Karlsstraße stößt der Wilhelmsplatz, aus dessen Gebäudecyklus das Hospital[114] der französischen Gemeinde, das Neustädter Rathhaus[115] und die prächtige Façade des Meßhauses[116] (ein Bazar mit von Säulen getragenen Gallerien, unter welchen die Kaufläden und Contore für die fremden Verkäufer zur Meßzeit angebracht sind) hervorragen. Nicht weit davon ist der Wilhelmshöher Platz, ein Sechseck, im Innern, wie die Squares der englischen Großstädte, mit Rasenplatz und Baumpflanzung, umgeben von schönen Gebäuden, unter denen sich, als Palast, das Fürstenhaus[117] hervorhebt. An den Wilhelmshöher Platz stößt die eine halbe Stunde lange Königsstraße, wo mehre Prachtgebäude die Monotonie der hübschen Privatwohnungen angenehm unterbrechen: so das Schauspielhaus, das Hessen-Philippsthal'sche Palais[118], das Gouvernementsgebäude[119],

---

[105] Die Elisabethkirche war auf Anordnung von Landgraf Friedrich II. (siehe S. 34, Anm. 108) in den Jahren 1770 bis 1777 von Simon Louis du Ry (s. o.) als Hofkapelle errichtet und 1785 zur Pfarrkirche erhoben worden. Beim schweren Luftangriff auf Kassel am 22. Oktober 1943 brannte die Kirche nach einem Bombentreffer völlig aus und wurde 1954 gesprengt. An ihrer Stelle steht heute das zwischen 1955 bis 1959 erbaute Staatstheater.

[106] Das 1762 nach Plänen von Simon Louis du Ry (siehe hierzu S. 32, Anm. 104) errichtete Tor mußte 1907 dem Neubau des Königl. Theaters weichen. Der von diesen Baumaßnahmen verschont gebliebene Mittelteil fiel schließlich den Bomben des 2. Weltkrieges zum Opfer.

[107] Siehe hierzu S. 32, Anm. 104.

[108] Friedrich II. (1720–1785), ab 25. Oktober 1760 Landgraf von Hessen-Kassel.

[109] Rembrandt Harmenszoon van Rijn (1606–1669).

[110] Paulus Pieterszoon Potter (1625–1654).

[111] Anthonis van Dyck (fläm. Antoon van Dyck; 1599–1641).

[112] Peter Paul Rubens (fläm. Pieter Pauwel Rubens; 1577–1640).

[113] Der niederl. Barockmaler Philips Wouwerman (1619–1668).

[114] Das Hospital der ab 1685 zugewanderten Kasseler Hugenotten.

[115] Das ab 1769 eigens für die frz. Hugenottengemeinde in der Karlsstraße errichtete Oberneustädter Rathaus war von Paul (1640–1714), Charles (1692–1757) und Simon Louis du Ry (siehe hierzu S. 32, Anm. 104) erbaut worden. Von 1837 bis zur Errichtung des neuen Rathauses im Jahre 1909 diente das Gebäude der gesamten Stadt als Rathaus.

[116] 1763 war an der Ecke Karlsstraße/Wilhelmsstraße ein Gebäude als Meßhaus erbaut worden, das bald darauf um drei Flügelbauten erweitert wurde. 1904 wurde das Meßhaus für den Neubau des Rathauses abgebrochen.

[117] Das sog. „Fürstenhaus“ war zu Zeiten des Königreichs Westphalen (von 1806 bis 1813) als Amortisationskasse erbaut worden; nach Ende der frz. Fremdherrschaft lebten hier verschiedene hochrangige Familienmitglieder des kurfürstl. Hauses; in preuß. Zeit ab 1866 wurde es Sitz des Oberpräsidenten. Im letzten Krieg brannte es aus und wurde durch den Neubau des Hessischen Verwaltungsgerichtshofs ersetzt, der in seiner Größe und Proportion dem Vorgängerbau entspricht.

[118] Die Hugenottenfamilie Landré hatte das Gebäude um 1736/37 erbauen lassen, das nach 1766 von der landgräfliche Seitenlinie Hessen-Philippsthal erworben wurde; von da an war es einer sehr wechselvollen Geschichte unterworfen. Beim Luftangriff 1943 brannte das Gebäude aus; nach weitgehenden Abbrucharbeiten stand bei Kriegsende nur noch das Portal, das schließlich 1960/62 für die Erweiterung des Kaufhofs weichen mußte.

[119] Das Dörnbergsche Haus gegenüber der Martinskirche. Seinen Namen hatte das Haus mit dem Erwerb durch den landgräfl. Rat und Rentkammerpräsident Johann Caspar von Dörnberg (1616–1680) im Jahre 1666 erhalten.

das Waitz'sche Hotel[120], das Staatsministerium[121] im grandiosen römischen Style. Der Königsplatz, ein weiter Cirkus aus schönen Gebäuden, fünftehalbhundert Fuß im Durchmesser, trennt die Königsstraße in 2 Hälften; sein schönster Schmuck ist der ehemals landgräflich Rotenburg'sche Palast[122], jetzt Sitz der obersten Landesbehörden. Parallel mit der Königsstraße entwickelt sich die neue, nicht minder imposante Anlage der Friedrich-Wilhelms-Straße, deren Mitte Lindenalleen, Promenaden und Corso einfassen. Zwei Paläste im heitersten Style fesseln in dieser jüngsten Parthie der Hauptstadt das Auge zumeist: das Schwarzenberg'sche Haus[123] und das **Palais der kurhessischen Stände**[124]. Dieses wurde im Frühling der kurhessischen Freiheit nach einem großartigen Plane entworfen; aber es ging ihm, so heißt es, wie dem Verfassungswerke: – man schränkte und zwängte ein, schnitt da und dort ein Stück weg, und am Ende blieb von der Façade blos eine, die 7 Fenster breit ist, übrig, „weil die Mittel zu einem größern Bau nicht ausreichten." Für die jetzigen kurhessischen Verfassungszustände und ihre Bedürfnisse hat übrigens der Palast, der unter Ruhl's[125] und Rudolph's[126] Leitung vortrefflich ausgeführt ist, reichlichen Raum. Der Sitzungssaal (90 Fuß lang und 42 Fuß tief) kann außer den Deputirten über 300) Zuhörer auf den Gallerien fassen; aber dieselben sind nur zu oft und die prächtigen Logen des Hofs fast stets leer. Der Saal hat Kuppelbeleuchtung und ist von Ruhl's Meisterhand in Stucco einfach, aber mit Geschmack verziert. –

Die Altstadt[127] sticht in ihrem architektonischen Aeußern gegen die obere Neustadt eben so ab, wie Hof und Bürgerthum. Das letztere ist hier zu Hause, und ein tüchtiges, kräftiges ist es, wie irgendwo in Deutschland. Einige fünfzig Straßen, unregelmäßig, enge, keine einzige schön, durchschlingen sich, oder stoßen auf den neun Märkten und Plätzen zusammen, welche freilich an Größe und Pracht mit jenen des neuen Cassels sich nicht vergleichen lassen: aber dafür erfreut das lebendige, rührige Treiben eines kräftigen Volks; Physiognomien, in welchen Arbeit, Unabhängigkeitssinn und Rechtsgefühl die Züge prägen, während in der Neustadt am häufigsten Livréengesindel und was diesem anhängt, widerwärtige Gesichter zur Schau tragen. Im Mittelpunkte der Altstadt steht der ehrwürdige Dom[128] (ge-

---

Von 1767 an diente es als Gouvernementsgebäude für die Kasseler Stadtkommandanten. Im 2. Weltkrieg wurde es bis auf das Barockportal und das alte Treppenhaus, die noch heute stehen, zerstört.

[120] Ein wohl von Jacob Sigismund Waitz von Eschen (1698–1776) in Auftrag gegebenes und von Simon Louis du Ry (siehe hierzu S. 32, Anm. 104) erbautes Stadtpalais, das in der Bombennacht vom 22. auf den 23. Oktober 1943 bis auf die Außenmauern zerstört wurde. Ein durchaus möglicher Wiederaufbau wurde nach dem Krieg. aus polit. Gründen verworfen.

[121] Siehe unten.

[122] Das Palais der Landgrafen von Hessen-Rotenburg war das größte und prächtigste Stadtpalais Kassels. Es war 1769, wohl nach Plänen des Hofbaumeisters Christoph Philipp Diede (1719–1778), errichtet worden; 1813 wurde das Palais von der Regierung erworben und diente bis 1866 als „Kurhessisches Staatsministerium". Bei einem Luftangriff 1941 brannte das Gebäude aus, doch wurden nach 1945 die erhalten gebliebenen Teile wie Treppenhaus und Saalbau (beide von 1821) vorbildlich in einen Neubau integriert; dieser mußte schließlich 2006 einem Geschäftshauses Platz machen.

[123] Wohl ein für den Kasseler Juristen und Ehrenbürger Daniel Wilhelm Ludwig Schwarzenberg (1787–1857) erbautes Wohnhaus am Königsplatz.

[124] Bereits 1831 geplant, also im Jahr der Verabschiedung der für die damaligen Verhältnisse äußerst fortschrittlichen hessischen Verfassung (siehe hierzu S. 36, Anm. 132), wurde das Ständehaus schließlich in den Jahren 1834 bis 1836 nach Plänen von Julius Eugen Ruhl (1796–1871) errichtet. Nach dem Wiederaufbau dient es seit 1953 dem Landeswohlfahrtsverband Hessen als Hauptsitz.

[125] Siehe oben.

[126] Johann Conrad Rudolph (1784–1844).

[127] Da die Kasseler Altstadt beim Luftangriff vom 22. auf den 23. Oktober 1943 zu 97 % zerstört wurde, und man nach dem Krieg zudem noch der Ansicht war, auch die letzten Reste der ursprüngl. Bebauung großflächig beseitigen zu müssen, steht fast keines der hier erwähnten Gebäude mehr, würde es sich also eigentlich erübrigen, weiter darauf einzugehen.

[128] Die Kasseler Martinskirche war 1462 geweiht worden. 1943 wurde sie durch britische Fliegerbomben stark beschädigt, wobei die Langhausgewölbe und -pfeiler einstürzten. Beim Wiederaufbau in den Jahren von 1954 bis 1958 entschied sich der Trierer Architekt Heinrich Otto Vogel (1898–1994), das Kirchenschiff zwar in der ursprüngl. Forum zu rekonstruieren, doch für die Türme eine moderne Formensprache zu wählen.

wöhnlich die große Kirche genannt), ganz frei auf dem St. Martinsplatze. Er ward in der Blüthenzeit des deutschen Kirchenbaustyls, im vierzehnten Jahrhundert, erbaut, und bleibt, wenn auch spätere Veränderungen und Zusätze Manches verunstalteten, immer ein herrliches Denkmal. In seinen Grabgewölben ruht eine lange Reihe guter und schlechter Fürsten Hessen's, deren Mausoleen in der Kirche selbst der Nachwelt in Sprüchen und Allegorien erzählen, was sie waren und was sie nicht gewesen sind. Das Monument für Philipp den Großmüthigen[129] ist das prachtvollste und extravaganteste seiner Art vielleicht in ganz Deutschland; es nimmt die eine ganze Seitenwand der Kirche ein und reicht bis zum Gewölbe des Hauptschiffs. Es wurde um 1570 aus Marmor errichtet, wo die Sündfluth des verdorbenen Geschmacks aus Italien[130] schon über die deutsche Kunst hereingebrochen war. – In seinen ältesten Theilen nicht jünger als der Dom des heil. Martin ist das Rathhaus[131] am Marktplatze. Der ihm vor einigen Jahren gegebene Name: „Feldlager der hessischen Freiheit!" will kaum mehr passen, seitdem ihre Reihenführer im Thurme sitzen, oder im Grabe schlummern, und trotz der Fahnen der Bürgergarde, welche im Rathssaale schirmend hängen, kein braver Mann mehr Bürgermeister werden will: – immer aber werden die Vorgänge, welche hier in den Septembertagen des Jahres 1831[132] statt fanden, was auch noch geschehen möge, um ihr Andenken zu trüben, einen vergangenen Zeitraum in der hessischen Geschichte schließen, und zugleich die seyn, mit denen eine neue Aera anhebt. – Merkwürdige Gebäude der Altstadt sind noch der neue Stadtbau, deren Zimmer und Säle für geselliges Vergnügen, zu Conzerten und Bällen, zu den Ausstellungen von Kunstgegenständen, Versammlungen des Kunstvereins und des Vereins für hessische Geschichte etc. bestimmt sind; das Hauptzollamtsgebäude mit den Dienstwohnungen und Bureaus der Mauthbeamten; das Zeughaus mit Armatur-Seltenheiten; der alte Collegienhof und die lutherische Kirche[133] mit schönen Bildern von Tischbein[134], und die große Maschinenfabrik von Henschel und Sohn[135].

Die untere Neustadt ist derjenige Stadttheil, welcher am wenigsten architektonisches Interesse hat. Sine hübsche Kirche, das guteingerichtete Waisenhaus mit Gartenanlagen und die ehemalige Zwingburg (das sogenannte Kastell), welche zuweilen als Staatsgefängniß benutzt wird, machen die Sehenswürdigkeiten dieses kleinen Stadtviertels aus.

Cassel's Schönheitsruf beginnt mit der Regierungsepoche Karl's[136], eines weisen und guten Fürsten, der durch Aufnahme der aus ihrem Vaterlande vertriebenen Reformirten neue Keime der Bildung, des Geschmacks und der industriellen Thätigkeit herpflanzte, durch den Zuwachs der Bevölkerung die Anlage der obern Neustadt veranlaßte und diese seine Schöpfung unausgesetzt mit Bauanlagen schmückte, welche sein geläuterter Geschmack von den Auswüchsen frei hielt, die die meisten Werke jener Zeit in Deutschland zu wahren Wechselbälgen der Kunst verunstaltet haben. 60 Jahre lang hat Karl für das materielle und geistige Wohl seines Landes gewirkt. Sein Nachfolger, Friedrich I.[137], als Gatte der Königin Eleonore Friederike[138] auf Schwedens Thron berufen und fern von seiner Hauptstadt, ließ nur erhalten, was Karl gegründet hatte; um so glänzender aber war die Regierungszeit Friedrich's

---

[129] Philipp I., genannt der Großmütige (1504–1567), seit 1509/1518 Landgraf der Landgrafschaft Hessen.

[130] Des Barocks, der im prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

[131] Das 1408 errichtete und 1837 abgerissene Altstädter Rathaus am Altmarkt (siehe hierzu auch S. 34, Anm. 115).

[132] Joseph Meyer meint hier sicherlich die revolutionären Unruhen Ende September 1830, aus denen letztlich die liberalste Verfassung Europas hervorgegangen war, die, nach der Verabschiedung am 5. Januar 1831 dann am 8. Januar feierlich verkündet wurde. Sie wurde allerdings Kurfürst Wilhelm II. (siehe hierzu S. 46, Anm. 160) nicht nur niemals anerkannt, sondern von diesem auch aufs heftigste bekämpft.

[133] Die Alte Lutherische Kirche; das erwähnte Werk Tischbeins d. Ä. (s. u.), die Verklärung Christi aus dem Jahre 1765, ist heute in der neuen Lutherkirche zu finden.

[134] Der Kasseler Hofmaler und Akademiedirektor Johann Heinrich Tischbein d. Ä. (1722–1789).

[135] Die von Georg Christian Carl Henschel (1759–1835) 1810 gegründete Fabrik sollte sich zu einem der bedeutendsten Hersteller von Lokomotiven, Bussen und Lastkraftwagen entwickeln; 1957 wurde sie liquidiert.

[136] Karl (1654–1730), seit 1670 Landgraf von Hessen-Kassel.

[137] Friedrich I. (1676–1751), seit 1730 Landgraf von Hessen-Kassel und seit 1720 auch König von Schweden.

[138] Ulrika Eleonore von Schweden (schwed. Ulrika Eleonora av Sverige; 1688–1741), seit 24. März 1715 mit Friedrich von Hessel-Kassel (s. o.) verheiratet.

II.[139] für Cassel, von 1765 bis 1785. Dieser Fürst, den die Baulust als Leidenschaft beherrschte, welche zu befriedigen er auch solche Opfer nicht scheute, vor denen das Herz eines rechten Landesvaters zurückschreckt[140], ließ eine Menge berühmter Baumeister kommen, um die überschwenglichen Entwürfe auszuführen, welche er für die architektonische Verherrlichung seiner Hauptstadt gemacht hatte. Durch sein Beispiel, und wo es nöthig war, durch unmittelbare Aufforderung erweckte er gleichartige Bestrebungen bei seinen Hofdienern, den Beamten und den Reichern des Gewerbstandes: und während er Kirchen, Brücken und Paläste aufführte, Lustgärten mir Wasserkünsten und Orangenhäusern anlegte, erhoben sich ganze Straßen der schönsten Privatwohnungen. Zweckmäßige Bauordnungen entfernten zugleich eine Menge Uebelstände, welche die ältern Stadttheile verunzierten. Wollte Jemand bauen und der Riß gefiel dem Fürsten, so schenkte er wohl Steine und das Material dazu, oder erleichterte die Aufführung durch Anleihen für geringe Zinsen. Den Künsten und Wissenschaften befreundet, erweiterte er die vorhandenen Sammlungen und stiftete neue und prächtige Gebäude zu ihrer Bewahrung.

Trotz dieser Bauten, trotz eines Heeres von Künstlern aller Art, welche er zu ihrer Ausschmükkung von überall her an seinen Hof rief und freigebig besoldete, trotz der glänzenden Feste, die er veranstaltete, drückte keine neue Steuer Hessens Volk: – vielmehr verminderte er die Abgaben, die bis zu seiner Regierungszeit auf dem Lande gelastet hatten. Wie er das angefangen? Leider! gibt die Geschichte eine furchtbare Antwort: Er verkaufte die Söhne des Hessenlandes für so und so viel den Kopf an England, das im deutschen Blute die junge Freiheit in Amerika zu ersäufen gedachte. Aber die Vorsehung machte es anders. Die Gebeine der verhandelten Hessen, sie düngten zwar Neuenglands Küsten; doch die Freiheitssaat wuchs um so herrlicher auf, und nach sieben Jahren kehrten die Trümmer von zehntausend hessischen Jünglingen zurück, – vom frischen Lebenskranze wenige welke Blätter. – Da war Trauer vollauf im Hessenlande; aber in der Hauptstadt erhob sich die eherne Riesenstatue des Landgrafen im Costüme der Cäsaren, mit der Inschrift: ***Friderico II. Patria*** – : und, um das römische Kunststück vollkommen nachzumachen, „auf Kosten und durch Beschluß der hessischen Stände!“ – die freilich, nach ihrer damaligen Zusammensetzung, so wenig geeigenschaftet waren, die hessische Volksmeinung auszudrücken, als ein römischer Senat zu Hadrians Zeit die der Völker im römischen Weltreiche. Die Franzosenherrschaft entfernte die Statue; die Restauration, gewiß nicht in einem Uebermaße von Schicklichkeitsgefühl, ließ sie 1818 wieder aufrichten, und dort, auf dem Friedrichsplatz, prangt sie noch heute und mit demselben Rechte, wie so manches Monarchenbild von Erz oder Marmor anderwärts.

Auf Friedrich II. folgte Wilhelm I.[141], welcher zur Verschönerung Cassels manches Neue fügte, während er das Aeltere erhielt. Eine völlige Umgestaltung aber trat ein, als Napoleon mit einem Federstrich Hessen’s Kurfürsten aus der Liste der Regenten that und seinem Bruder Land und Leute mit Königstitel als Vasallenlehn hingab. Urplötzlich war die Metamorphose gekommen und der volle Athem des Zeitgeistes hauchte nun über die Hauptstadt des westphälischen Königreichs hin. Nicht die Zöpfe

---

139 Friedrich II. (siehe S. 34, Anm. 108) war der erste und einzige Landesfürst Hessen-Kassels nach der Reformation, der zum kath. Glauben übertrat. Zudem war er der erste Fürst der Aufklärung in Hessen.

140 Joseph Meyer meint hier den weiter unten ausführlicher angesprochenen berühmt-berüchtigt gewordenen „Soldatenhandel“ mit Großbritannien, unterläßt es dabei jedoch darauf hinzuweisen, daß dieser damals sowohl in monarchisch als auch in republikanisch (Schweiz) verfaßten Territorien allgemein üblich war, Friedrich II. von Hessen-Kassel also nicht der einzige Potentat war, der mit derlei „Geschäften“ seine klamme Kasse füllte. Ihm muß sogar zugute gehalten werden, daß er nicht nur befahl, bei der Anwerbung strikt auf die Freiwilligkeit der künftigen Soldaten zu achten, also damit jeden Anwerbezwang verboten hatte, sondern daß er sich für jede einzelne Kriegsversehrung bzw. jeden eingetretenen Todesfall Entschädigungszahlungen ausbedungen hatte, die sämtlich in wohltätige Stiftungen flossen und auf diesem Wege den Angehörigen zugute kamen. Daß diese Art Geschäftemacherei an deutschen Höfen offensichtlich weit verbreitet war, belegt u. a. auch Friedrich von Schillers (1759–1805) „Kabale und Liebe – ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen […]“ (Mannheim: Schwanische Hofbuchhandlung 1784), in dem der Dichter im „Zweiter Akt“, „Zweite Szene“, S. 39ff., Lady Milford, die eigentlich Franziska von Hohenheim (1748–1811), die Maitresse des württ. Herzogs Carl Eugen (1728–1793) vorstellt, dazu ablehnend Stellung nehmen läßt (siehe hierzu auch S. 45).

141 Wilhelm I. (1743–1821), seit 1760 als Wilhelm IX. Graf von Hanau, seit 1764 dort Regent und ab 1785 regierender Landgraf von Hessen-Kassel. Aufgrund der 1803 im Reichsdeputationshauptschluß erfolgten Erhebung zum Kurfürsten nannte er sich Wilhelm I.

allein schwanden; in tausendfacher Regung trieb das neue Leben Keime, schlechte und gute; – aber Hieronymus[142] war nicht der Mann, der jene ausjäten, diese pflegen mochte, wild schoß Alles neben einander auf und das Schlechte wucherte bald freudiger als das Rechte. – Die französischen Intendanten und Directoren administrirten wie im eroberten Lande, die besten Domänen wurden Dotationen französischer Generale, andere wurden verschleudert und verhandelt; – im Interesse des Landes geschah nichts: Cassel jedoch stand sich nicht übel dabei, ein heiteres, lustiges, sorgloses Leben strömte vom Hofe herein in die Beamten- und höhern Bürgerkreise. Das königliche Cassel hatte eine Zeit, welcher sich Viele noch als einer goldenen erinnern. Aber da kam der Sturm, der die Eiche niederwarf, unter deren Schatten so manche wurzellose Herrschaft eine Zeitlang ihre Triebe geschoben hatte. Der Spieß des Kosacken schreckte den König vom Faulbette auf; er warf seine Krone weg und über das große Stoppelfeld von Leipzig wanderte wieder der hessische Löwe ein. Hieronymus ging aus Hessen bettelarm – und das ist sein bester Ruhm.

Wilhelm I. strich, wie Napoleon mit ihm gethan, so die Napoleon'sche Zeit aus der hessischen Geschichte; wer seinen abgeschnittenen Zopf noch bewahrt hatte, holte ihn wieder vor, und wer keinen hatte, – der steckte sich einen gemachten an. Man spielte damals eben die alte Zeit wieder, wie man früher französisch gespielt hatte; indeß schritt die Zeit selbst tüchtig voran. Die Kernfrucht der französischen Revolution ist eine für die Ewigkeit geworfelte[143] und in Deutschland war Napoleon ihr Säemann, ohne daß er's selbst gewollt. Die Spreu verflog, die Körner gingen im Stillen auf. – Die Hessen, als Volk, waren in den sechs Jahren der westphälischen Herrschaft weiter gekommen, als sie sonst in sechs Jahrzehnten gekommen seyn möchten. Wer's nicht sah, nicht sehen konnte und nicht sehen wollte, das war der Kurfürst. Er starb – und der einzige große Gedanke seines Lebens geht nun wie ein Riesengespenst am hellen Tage um und stattet das schöne Cassel mit dem unheimlichen Conterfei eines „verwünschten Schlosses" aus. Die Kattenburg[144] sollte, wie eine Apotheose der Fürstenmacht, sich über alles Gemeinere und Niedrigere erheben: – über eine Million Thaler kostete die Substruktion allein; andere Millionen waren zur Vollendung nöthig und gesammelt; aber keine Hand regte sich mehr zum Fortbau, nachdem die Hand starr geworden war, deren Wink die Massen von Arbeitern um den neuen Thurm von Babel geschaart hatte, und wo die hessischen Regenten in vergoldeten Festsälen ehrfurchtsvolle Huldigungen entgegen nehmen sollten, – da sehen jetzt die Casseler dürres Gestrüpp ranken, Käuze flattern, Unken schleichen und die Ratten halten Rath und Gelag.

Bei der Kattenburg Schicksal mag man die Schmälerung des Ständehauses leicht vergessen. – Wenn wir aber von den allgemeinen Hemmnissen eines Gesund- und Starkwerdens Deutschlands, von dem einerseits absolutistischen und hierarchischen Fortschreiten und von der anderseits gleich widerlichen Neigung zum Materialismus und zu dem einer höhern Intelligenz feindlichen und Gleichgültigkeit gegen die ideellen Güter nährenden Treiben ab und auf die constitutionellen Zustände Kurhessens sehen, auf die Ereignisse, welche dort das öffentliche Leben bis in das tiefe Innere erschüttern: – so stimmen wir der tröstenden Ueberzeugung bei, welche der brave, gefangene Jordan[145] aussprach: „Das constitutionelle Leben ist ein Keim der Zeit, – und was in der Zeiten Grund am tiefsten wurzelt und zum kräftigsten und dauerhaftesten Baume groß wächst, das gedeiht nur langsam und reift unter Stürmen. Eine große Idee, welche einmal in der öffentlichen Meinung, von deren

---

[142] Jérôme Bonaparte (eigentl. Girolamo Buonaparte; 1784–1860), der jüngste Bruder Napoléon Bonapartes. Von 1807 bis 1813 war er unter dem Namen Jérôme Napoléon bzw. Hieronymus Napoleon König des Königreiches Westphalen, zu dem Hessen-Kassel während dieser Zeit de facto gehörte.

[143] „getreide durch werfen mit der wurfschaufel oder windmaschine von der spreu reinigen" (DWG, Bd. 30, Sp. 1458).

[144] Der 1816 bis 1821 in Angriff genommene Neubau für das 1811 abgebrannte Stadtschloß, der jedoch nie zum Abschluß kam. Die letzten Reste der Bauruine wurden erst 1870 beseitigt.

[145] Der liberale österr. Jurist Sylvester Jordan (1792–1861) war maßgeblich am Zustandekommen der im Januar 1831 feierlich verkündeten liberalen Verfassung von Hessen-Kassel beteiligt; 1839 wurde er wegen angeblicher Beteiligung an der Vorbereitung des Frankfurter Wachensturms und weiterer sogenannter revolutionärer Umtriebe in Untersuchungshaft genommen, 1843 dann zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt und auf dem Marburger Schloß inhaftiert; das Urteil wurde jedoch 1845 durch das Oberappellationsgericht Kassel aufgehoben, und Jordan erhielt wieder seine Freiheit.

Daseyn und Macht jeder Tag neues Zeugniß gibt, Wurzel geschlagen hat, die entwickelt sich vermöge der eigenen, innewohnenden Lebenskraft stets bis zu ihrer gänzlichen Vollendung, und wird sie auch in ihrem Fortgange durch äußere Hindernisse aufgehalten, so dient das nur, ihre verborgene Kraft zu spannen. Zur rechten Stunde sprengt sie dann schon die Kruste mit Uebergewalt, und um so rascher, vollkommner durchgeht sie dann die Stadien ihrer Entwickelung. – Kein Schmetterling ohne Verpuppen."[146]

[146] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.



DIE LÖWENBURG ZU WILHELMSHÖHE
bei Kassel

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 37-39.

CCCCXXXIV. Die Löwenburg[147] auf der Wilhelmshöhe bei Cassel.

Das schöne Cassel hat nicht allein den Vorzug vor andern kleinern deutschen Residenzen, mit vielen Prachtgebäuden zu prangen, auch in seiner Umgebung hat die Kunst mit einer freundlichen Natur zu seinem Schmucke sich vereinigt. In einem Umfange von 3 Stunden sind der Lust- und Jagdschlösser für die fürstliche Familie so viele, als Tage in der Woche. Die Krone aller ist Wilhelmshöhe, ein Palast, der mit seinen Parkanlagen einem Herrscher ziemen möchte, zu dessen Hofhalt so viele Millionen beizusteuern haben, als ein Kurfürst von Hessen der Unterthanen Zehntausende zählt.

Eine von einer Lindenallee beschattete, sechzig Fuß breite Straße führt zwischen den Landhäusern und Gärten von Kassel zu dem Fuße des Habichtswaldes, wo die Anlagen beginnen, die sich stundenlang bis zur Höhe des Gebirges hinziehen und Meiereien, Burgen, Schlösser, Wasserfälle, Felsen, Thäler, Berge, Auen und ganze Wälder einschließen. Fürstlicher Luxus hat hier getrachtet, ein irdisches Paradies zu schaffen, und wenn seinen Besitzern der süße Schlummer des Gewissens nicht gefehlt hat, so konnten sie es auch wohl finden. Das Lustschloß Wilhelmshöhe hat eine Fronte von 750 Fuß, viel größer als die der königlichen Residenz in Berlin, oder der Kaiserburg in Wien. Es besteht aus einem Hauptgebäude mit zwei Flügeln und ist in jenem italienischen Prachtstyl gebaut, der in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts bei dem Bau fürstlicher Schlösser Sitte war. Breite, gebahnte Wege umgeben die imposante Gruppe. Es ist schon etwas Königliches in diesen magnifiken Pfaden, welche von Palast zu Palast führen. Reicher architektonischer Schmuck bedeckt die Façaden der Flügel, und den Mittelbau zieren auf beiden Seiten Frontons, jeder von 6 colossalen Säulen, die 47 Fuß hoch sind und 5 Fuß Durchmesser haben, getragen. Der hintere Fronton hat die Inschrift: *Wilhelmus Elector condidit*[148]. Ueber der Mitte des Schlosses ragt, wie eine Krone, eine runde mit Kupfer gedeckte Kuppel, die eine 62 Fuß im Durchschnitt große Rotunde deckt, deren gewölbte, cassettirte Decke 12 freistehende corinthische Säulen stützen. Hier prangen die Bildnisse aller Ahnen des Kurhauses in Lebensgröße. Wer eine glückliche, aristokratische Anlage mitbringt, kann sich wie ein Fürst fühlen in der Mitte dieser fürstlichen Schaar, die unter dem Baldachin des gemalten Himmels mit den eisernen Wämsern und den ernsten, eisernen Blicken auf ihn herabschaut.

Das Schloß hat Stoff zu einem Buche; wir aber halten uns nicht länger auf, sondern wandern in den Park, zur Löwenburg. Sie liegt auf einem hohen Felsen und verbirgt unter der Außenseite einer Burgruine eine zwar beschränkte, aber gar reizende, fürstliche Wohnung im Geschmack des Mittelalters. Zugbrücken, die in schweren Ketten hängen, führen über die tiefen Felsgräben durch gewölbte Thore in den Burghof. Die Kunst des Steinmetzen hat die Pforten und Hallen reich ausgeschmückt; prachtvoll sind Ritter- und Speisesaal, in allen Fenstern leuchten die bunten Wappenschilder, hellpolirter Waffenschmuck der fürstlichen Ahnen und ihrer Ritter und Knappen steht und hängt an den getäfelten Wänden. Man sieht alte Tapetenmalereien in den Zimmern, die Corridors sind mit den Trophäen des edlen Waidwerks ausstaffirt, und selbst eine mittelalterliche Bibliothek fehlt nicht, mit Incunabeln und Meßbüchern in Schweinsleder und Pergamenten. In der Burgkapelle schläft der Erbauer – Kurfürst Willhelm[149]; er ruht in einem Marmorsarkophage von der Lust aus, die er hier aus vollen Bechern geschlürft

[147] Die im Auftrag von Landgraf Wilhelm IX. (siehe hierzu S. 37, Anm. 141) in den Jahren zwischen 1793 und 1801 nach Entwürfen von Heinrich Christoph Jussow (1754–1825) errichtete Löwenburg gilt als eines der ersten bedeutenden Gebäude der Neugotik in Deutschland.

[148] Lat., „[Dies] schuf Kurfürst Wilhelm".

[149] Siehe hierzu S. 37, Anm. 141.

hat. Ruhl's[150] geschickte Hand fertigte sein Grabmal, an dem die Kunst besser ist, als die Idee: – denn die Darstellung bezieht sich auf den feierlichen Empfang des Kurfürsten im – Elysium[151]! Dabei fällt mir der Bauer ein, der von seinem verstorbenen Amtmanne allerhand Streiche erzählte, und bei jedem Punktum in der Erzählung allemal an seine Mütze griff und ausrief: „Gott hab' ihn selig!"

„Gott hab' ihn selig!" ruft auch das Volk dem Fürsten über dem Sarge nach; denn das Volk ist mild, es erwidert nie erlittene Kränkungen, und nach dem Tode eines Fürsten, wie bald hat es solche vergessen! Nur im offenen Kampfe verwundet es – nach dem Kampfe reicht es dem Gegner fast immer willig, gutmüthig, mitleidig und versöhnend den Arm hin. Das Volk mordet nicht wehrlose Gefangene, quält nicht die Ueberwundenen, verfolgt nicht Geflüchtete, sucht nicht Versteckte auf, beunruhigt nicht Verdächtigte. Es kennt keine Rache! – Wären alle Mächtigen so, wie viel Jammer weniger wäre auf Erden! Und wären jene Buben nicht, welche die Rachsucht stets als Gerechtigkeit preisen, die Regeln der Gewalt als heilige Gesetze auf den Altar stellen und die Völker für Tiger ausgeben, welche man bändigen müsse mit allen Mitteln der Gewalt, wenn man nicht von ihnen zerrissen werden wolle, – so wären gewiß auch Erscheinungen viel seltner, wie sie bis auf den heutigen Tag in so vielen Ländern, nah und fern, das Auge des Menschenfreundes schmerzen, sein Gefühl empören und sein Herz mit Trauer füllen.

[150] Siehe hierzu S. 35, Anm. 124.

[151] Griech. Ἠλύσιον [Πεδίον], Ēlýsion [Pedíon], „das Selige [Feld]". Bei Homer (siehe hierzu S. 132, Anm. 448) ein Gefilde am westl. Erdrand beim Okeanos (griech. Ὠκεανός, Okeanós), wo ewiger Frühling herrscht und stets ein kühlender Zephyr (griech. Ζέφυρος, Zéphyros) weht; dorthin wurden Zeus' Lieblinge entrückt, wie z. B. sein Sohn Rhadamanthys (griech. Ῥαδάμανθυς, Radámanthys) und Menelaos (griech. Μενέλαος, Menélaos), um dort ein unbeschwertes, glückliches Dasein zu führen. Hesiod (griech. Ἡσίοδος, Hēsíodos; vor 700 v. Chr.) u. a. sprechen von Inseln der Seligen, wo von Zeus erlesene Heroen des vierten Menschengeschlechts unter Kronos' (griech. Κρόνος, Krónos) Herrschaft fortleben. Manche Altphilologen meinten, in den Kanaren diese Inseln erkannt zu haben.



WILHELMSHÖHE
BEI CASSEL.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 231-234.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 289-291.

Wilhelmshöhe bei Kassel.

Eine Stunde westwärts von Kassel, am Ende einer schnurgeraden Allee, an der reizende Villen in Eleganz und Zierlichkeit mit einander wetteifern, am Fuße des Karlsberges steht das prächtige Schloß von Wilhelmshöhe, das Kurfürst Wilhelm I.[152] in den Jahren 1788–98 an derselben Stelle erbauen ließ, an der früher das gothische Schloß Weißenstein stand, so benannt nach dem noch sichtbaren weißen Felsen. Der Oberbaudirektor Jussow[153] führte das neue Schloß im altrömischen Style auf.

Wie herrlich sich dasselbe präsentirt, zeigt unser Bild. Im Vordergrund der klare, leicht bewegte Teich, auf dem schneeweiße Schwäne rudern und der ringsum von den prachtvollsten Baumgruppen umgeben da liegt wie eine Perle in schön geformter Muschel. Ringsum ein Park, der mehr als zwei Stunden Umfang hat, den größten Theil des Karlsberges umfaßt und berühmt ist durch seine Anlagen, die zu den großartigsten und merkwürdigsten in Europa gehören. Die in allen Farben strahlenden und von allen Wohlgerüchen duftenden Blumenbosquets, die das Schloß umgeben, vermag unser Bild uns nicht vorzuführen, aber es zeigt uns im Hintergrund den zum Himmel springenden, 190 Fuß hohen und 12 Fuß starken Wasserstrahl einer Fontaine, der als Staubregen wieder herunterfällt und uns dadurch schon einen kleinen Begriff gibt von all' den Wasserwundern, die hier noch auf uns warten. Und links vom Beschauer auf hohem bewaldeten Berggipfel erhebt sich das Oktogon, das achteckige Schloß, das Landgraf Karl[154] 1701–14 nebst den Kaskaden durch den Italiener Guernieri[155] erbauen ließ. Eine Doppeltreppe von 842 Stufen führt hinan. Die untersten Stockwerke des Schlosses sind aus rohen Steinen erbaut, das oberste besteht aus 102 massiven, gekuppelten, 48 Fuß hohen toskanischen Säulen, welche die über das ganze Gebäude laufende und mit einer Ballustrade umgebene Platform tragen. Auf der Vorderseite derselben erhebt sich eine 96 Fuß hohe Pyramide von Quadersteinen mit fünf übereinanderstehenden Kreuzgewölben. Auf dem Plateau dieser Pyramide ruht ein 11 Fuß hohes Piedestal, das eine Statue des Herkules (man nennt ihn hier öfters den „großen Christoph") trägt, die 31 Fuß hoch und 1717 von Küper[156] aus Kupfer gefertigt und in neuerer Zeit restaurirt ist. Der Herkules ist hohl und man kann auf Leitern bis in die Keule steigen, die er trägt, und dort durch eine Fensteröffnung die reizendste Aussicht genießen. Ganz Kassel überschaut man wie aus der Vogelperspektive, und bis nach Gotha, bis zum Inselsberge und Brocken reichen die Blicke, denen der reizende Vordergrund des Parkes schon in der Nähe die wechselndsten Genüsse bietet.

---

[152] Siehe hierzu S. 37, Anm. 141.

[153] Heinrich Christoph Jussow (siehe hierzu S. 41, Anm. 147), der jedoch nur für den Mittelteil verantwortlich zeichnet. Die Ausführung des Weißenstein- und Kirchflügels beruht auf Entwürfen des Simon Louis du Ry (siehe hierzu S. 32, Anm. 104).

[154] Siehe hierzu S. 36, Anm. 136.

[155] Giovanni Francesco Guerniero (ca. 1665–1745).

[156] Der Hofkupferschmied Otto Philipp Küper (1692–1770), allerdings wohl mit maßgeblicher Unterstützung durch den Augsburger Goldschmied Johann Jacob Anthoni (1674–1725).

Zwischen den erwähnten Treppen des Riesenschlosses stürzt sich eine dreifache Kaskade 900 Fuß lang und 40 Fuß breit in Zwischenräumen von 150 zu 150 Fuß, durch Bassins unterbrochen, herab in ein kolossales Becken, das auch noch andern Wasserkünsten zur Speisung dient und mit vielen abenteuerlichen Gruppirungen und Gestalten geziert ist, von denen freilich ein Theil dem Zahn der Zeit erlegen. Von neuerem Datum ist die Teufelsbrücke und der von dem Wasserbauinspektor Steinhöfer[157] angelegte und nach ihm benannte Steinhöfersche Wasserfall, der wild über Felsen in einer romantischen Wald- und Felsenpartie des Parkes herniederdonnert.

Diese Wasserkünste befinden sich nur Sonntags im Gange, einzelne derselben auch Mittwochs. Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten sind alle zugleich zu sehen.

Dies Spielen mit dem Wasser, dies Zwanganthun der Natur überhaupt ist ein charakteristisches Merkmal des 18. Jahrhunderts. Alles sollte sich den Launen fürstlicher Willkür fügen – warum nicht auch die Elemente, warum nicht auch das Wasser? Es durch kunstreiche Bauten und alle mögliche Zwangsmaßregeln bergauf zu treiben, statt ihm seinen natürlichen Lauf zu lassen, die mühsam gebändigte und eingeengte Kraft lange gefesselt zu halten, um ihren plötzlichen Sprung in die Freiheit zu einem momentanen Schauspiel zu machen, Hunderttausende zu vergeuden, um so das Wasser in des Menschen Dienst zu zwingen, nicht etwa zum Nutzen und Segen der Mitmenschen, sondern nur um die Prunksucht der Gebieter und die Schaulust müßiger Gaffer zu befriedigen – das war so recht im Geiste jener übermüthigen Großen, die in Allem, was zu ihrer Umgebung gehörte, nichts sahen, als Werkzeuge ihrer Unterhaltung, ihres Vergnügens. Man spielte mit dem Wasser durch kunstreiche Fontainen und – wunderbar! man spielte auch zugleich in denselben Hof- und Salonkreisen mit dem Feuer der Philosophie und der Aufklärung ein geistreiches Gesellschaftsspiel – bis es denn doch die zarten Finger verbrannte und, da diese es nicht mehr zu bändigen vermochten, das Haus über ihren Häuptern in helle Lohe setzte. –



Wilhelm II. von Hessen-Kassel
(siehe hierzu S. 46, Anm. 160).

Was kümmerte es den Landgrafen Karl, der diese Wasserwerke an legte und überhaupt den Karlsberg zu einem fürstlichen Lustort wandelte, wenn während dem, daß er so Erstaunenswürdiges schuf, sein Volk immer mehr ächzte und verkümmerte unter den auferlegten Steuern und sein Land entvölkert ward, weil der spanische Successionskrieg[158] seine besten Söhne hinwegraffte, während die holländischen und englischen Subsidien des Fürsten Tasche füllten! Je mehr seiner Unterthanen er als Kanonenfutter an fremde Mächte verschacherte, um so größere Summen konnte er auf den Glanz seiner Schlösser und auf seine Wasserkünste verwenden.

Und wie Friedrich II.[159], der Vater Wilhelms I., des Erbauers des neueren Schlosses, diesen abscheulichen Menschenhandel immer weiter und ins Große trieb, wie er 12,000 Mann für 21,276,778 Thaler an England zum Kriege gegen die nach Freiheit ringenden Nordamerikaner verkaufte: das hat uns Schiller in „Kabale und Liebe“ so ergreifend und wahr geschildert, daß wir aus diesen zum kunstreichen prächtigen Bau gefügten Steinen nur wieder die Anklage gegen die Verbrechen ihrer Urheber lesen.

---

[157] Karl Steinhöfer (1747–1829).

[158] Kabinettskrieg von 1701 bis 1714 um das Erbe des letzten spanischen Habsburgers, König Karl II. (1661–1700), der kinderlos verstorben war, und auf dessen Thron auch Frankreich Anspruch erhoben hatte.

[159] Siehe hierzu S. 34, Anm. 108.

Jetzt freilich verkauft der Kurfürst[160] die eigenen Landeskinder nicht mehr nach Amerika, – jetzt wandern sie freiwillig dahin aus, weil sie daheim vergeblich auf eine Verbesserung ihrer Lage, auf die Wiederherstellung ihres Rechtes warten, – dieses brave Volk der Hessen, in seinem treuen Festhalten an Gesetz und Pflicht ein Mustervolk für alle deutsche Stämme. –

Dennoch wollen wir unsern Rundgang auf Wilhelmshöhe beenden. Da ist noch, gleichfalls hoch, aber weit entfernt von dem Herkules und ganz einsam im Walde, die Löwenburg gelegen. Erst vor etwa 60 Jahren ward sie im mittelalterlichen Styl erbaut und entsprechend eingerichtet. Die Burg ist nicht großartig, nicht imposant, aber reizend und, wenn man es von einem Gebäude sagen darf, überaus liebenswürdig. Sie enthält eine Rüstkammer mit den Rüstungen Wallensteins[161], Gustav Adolfs[162], Moritz' von Sachsen[163] und anderer berühmten Helden. – Noch andere Sehenswürdigkeiten birgt der Park: das nach dem neapolitanischen Monument ausgeführte „Grab Virgils[164]", das chinesische Dörfchen Mönlang, mit einer Pagode etc. – An den Park grenzt der Thiergarten, in dem auserlesenes Hochwild gehalten wird, und wir würden uns an dem Anblick stolzer Hirsche mit majestätischen Geweihen und zierlicher Rehe, wie an allen den reichen Schönheiten der hier vereinigten Natur und Kunst gern erfreuen – „wenn nur die bösen Träume nicht wären".

Luise Otto.[165]

---

160 Wilhelm II. (1777–1847), seit 1821 Landgraf und Kurfürst von Hessen-Kassel. Der nach unbekannter Vorlage von Johann Daniel Laurens d. J. (ca. 1770–1832) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Gothaischer genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1828 – Fünf und Sechzigster Jahrgang" (Gotha: J. Perthes [1827]).

161 Der böhmische Feldherr Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein (eigentl. Waldstein; tschech. Albrecht Václav Eusebius z Valdštejna; 1583–1634; ermordet), Herzog von Friedland und Sagan, von 1628 bis 1631 als Albrecht VIII. Herzog zu Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Graf von Schwerin, Herr von Rostock, Herr von Stargard.

162 Gustav II. Adolf (1594–1632; gefallen), seit 1611 König von Schweden.

163 Moritz von Sachsen (1521–1553), seit 1541 Herzog des albertinischen Sachsens sowie von 1541 bis 1549 Herzog von Sagan und ab 1547 auch Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

164 Der röm. Dichter Publius Vergilius Maro (70–19 v. Chr.).

165 Die sozialkritische Schriftstellerin und Mitbegründerin der bürgerlichen deutschen Frauenbewegung Louise Otto-Peters (1819–1895).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 28.



CCCLXXXIII. Das Wunder von Saragossa[166], in Spanien.

In einer Landschaft, welche der Fleiß einst zum Paradies machte und die Faulheit wieder zur Wüste verkehrt hat in der weiten Ebene, welche der Ebro in vielen Krümmungen durchströmt, sieht man Saragossa mit seinen hundert Thürmen in großer Ferne. Imposant nimmt sich die Stadt aus, wie eine Hauptstadt des Orients; und häßlich wie diese ist sie auch im Innern. Ihre Straßen sind enge, schlecht

[166] Span. Zaragoza (lat. Colonia Caesaraugusta; arab. سرقسطة, Saraqusṭa).

gepflastert; die Häuser alt mit weit vorspringenden Giebeln und Erkern, alle grau, viele im verfallenen Zustand. Schöne Gebäude zwar sind die vielen Klöster und Kirchen; aber verschlossen sind sie bis auf wenige, alle Klöster sind leer[167], und sie helfen das Unheimliche des Ansehens vergrößern. – Das Volk hingegen ist herrlich. Wenn man diese athletisch gebauten Männer mit dem afrikanischen Feuerauge, dem dichten Bart, der grandiosen Haltung, dem stolzen Gang sieht, dann lernt man begreifen, wie es möglich war, daß diese offene Stadt von 40,000 Einwohnern, ohne Mauern und Gräben, zwei französischen Heeren die hartnäckigste, heldenmüthigste Vertheidigung entgegensetzen konnte[168], welche die Annalen des Kriegs aufzeichnet.

Das Wunder von Saragossa ist ein Thurm[169], welcher mitten auf dem Markt von San Felippo[170] steht. Er wurde um 1500 gebaut und der Einfluß des maurischen Styls ist unverkennbar. Bald nach seiner Errichtung wich der Grund, der Thurm neigte sich auf eine Seite und so, daß man seinen Einsturz gewiß glaubte: doch steht er seit Vierthalbhundert Jahren drohend da, ohne daß sich ein Stein geregt hat. – Jeder Fremde, der nach Saragossa kommt, besteigt ihn; denn er ist nicht bloß der merkwürdigste, sondern auch einer der höchsten der Stadt und gewährte die weiteste Aussicht.

---

[167] Im Zuge der ab 1798 begonnenen „Desamortización“ zur Sanierung der Staatsfinanzen. Nach anfangs eher zaghaften Enteignungsmaßnahmen kirchl. Güter wurden durch königl. Erlasse (9. Juni 1809, 23. Juli 1814 u. 25. Juli 1835) und auf Beschluß des span. Parlaments, der Cortes, vom 25. Oktober 1820 zunehmend ganze Ordensniederlassungen aufgelöst, und ihr gesamtes Vermögen der Staatskasse zugeführt. Die „Desamortización“ wurde mit unterschiedlichem Erfolg bis 1860 fortgesetzt und nachträglich vom Hl. Stuhl (1860) vertraglich gebilligt.

[168] Die erste, erfolglose Belagerungen vom 15. Juni 1808 bis 14. August 1808 und die zweite vom 20. Dezember 1808 bis 20. Februar 1809, die mit einem ebenso teuer erkauften wie nutzlosen Sieg der Franzosen endete; auf spanischer Seite waren 54.000 Tote (darunter 10.000 Zivilisten) zu beklagen, auf französischer weitere 10.000 Mann.

[169] Der in den Jahren von 1506 bis 1512 erbaute „Neue Turm“ (span. Torre Nueva), der im Jahre 1892 auf Anordnung der Stadtverwaltung abgerissen wurde.

[170] Span. Plaza de San Felipe.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 34f.

CCCLXXXV. Teplitz[171] in Böhmen.

An der Spitze der merkwürdigsten und unwiderlegbarsten Zeugnisse für den feuerflüssigen Zustand des Erdinnern stehen neben den Vulkanen die warmen und heißen Quellen, und als Gesundbrunnen und Bäder sind sie zugleich der Menschheit ein wohlthätiges Geschenk des Schöpfers. Schon in den frühesten Zeiten wurden ihre Heilkräfte erkannt, und es richtete die Dankbarkeit der Gottheit an solchen Orten Altäre und Tempel auf. Bald auch baute die priesterliche Schlauheit ihre Zollstätten daran, bis der Flügelschlag der Zeit die Opferstöcke, Wallfahrtskapellen und Leidensstationen nach und nach meistens zertrümmerte. Wo nun die Priester nicht mehr sind, da halten Andere an ihrer Stelle Aerndte, und im Pachtgeld der grünen Tische[172] streicht wohl Mancher mehr Sündengeld ein, als Tetzel[173] für Roms Ablaß, oder die Hüter der wunderthätigen Marien. Da paßt das Horazische[174]:

Mutato nomine, de te fabula narratur.[175]

Auch den Aerzten sind sie so häufig Nothhelfer als den Leidenden selbst. Wenn nämlich die Hartnäkkigkeit einer Krankheit aller Kunst widersteht, ihnen bange macht oder Langeweile, und ihre Wissenschaft keinen Rath mehr weiß: dann schickt der Aeskulap den Patienten in's Bad, und überläßt ihn dort der Heilkraft der Natur, oder – dem Tode. Solche verzweifelte Kranke aber sind es zumeist, welche, werden sie geheilt im Bade, den Gesundbrunnen jenen Ruf der Wunderkraft erwarben, welcher Leidende aus den fernsten Weltgegenden herbeizieht.

Kein Land in Europa ist gesegneter mit dieser Gottesgabe, als Böhmen, und die Gold- und Silbergruben des Kaiserstaats[176] kommen in nationalwirthschaftlicher Beziehung diesen Bädern nicht gleich; denn mit den Leidenden fremder Länder ziehen allsommerlich auch die fremden Millionen herein, und diese bleiben zurück, wenn jene wieder in die Heimath gehen. Teplitz theilt sich mit Carlsbad[177] in den ersten Rang der böhmischen Kurorte. Anmuthig, in einem von der Tepel[178] durchschlängelten Thale, umgeben von den Vorbergen des Erzgebirgs, liegt das freundliche, reinliche Städtchen, das in 400 Häusern etwa 3000 Einwohner hat. Es gehört dem Fürsten Clary[179], dessen Schloß[180] und Park Stadt und Gegend schmücken. Außer der Saison ist's hier still und einsam; aber sowie die Nachtigallen im Tepelthale gehört werden, beginnt der Zug der Kurgäste über die Berge, und ein reges, glänzendes Leben blüht, und verblüht nicht eher wieder, als bis der Herbst die ersten falben Blätter auf die Wege streut.

---

[171] Tschech. Teplice.

[172] Der vorzugsweise grün bezogenen Roulette- bzw. Spielcasinotische; die Erlaubnis zum Betreiben von Spielcasinos in Kurorten mußte damals durchgängig – gegen einen entsprechend hohen Pachtbetrag – vom jeweiligen Staat eingeholt werden.

[173] Der Ablaßprediger Johann Tetzel (ca. 1460–1519).

[174] Der röm. Dichter Quintus Horatius Flaccus (65–8 v. Chr.).

[175] „Der Name ist geändert, aber die Geschichte handelt von dir." (Hor. sat. (serm.) 1,1,69f.).

[176] Österreich.

[177] Tschech. Karlovy vary.

[178] Die Tepl (tschech. Teplá).

[179] Das böhm. Fürstengeschlecht Clary-Aldringen.

[180] Tschech. Teplický zámek; 1585 im Stil der Renaissance erweitert und renoviert, erhielt das Schloß bei einem letzten Umbau in den Jahren 1798 bis 1806 seine heutige Gestalt.


CCCLXXXV
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

TÖPLITZ

Uralt ist der hiesigen Heilquellen Ruf und er reicht bis in das Dunkel der Sage hinein; seine glänzendsten Tage aber hatte das Bad in dem letzten Jahrzehnt, als der verstorbene König von Preußen[181] sein „liebes Teplitz“ jeden Sommer regelmäßig besuchte. Damals bildete sich um den Monarchen zuweilen ein weiter fürstlicher Cirkel, und dann wurde wohl auch hier, oder im nahen Carlsbad, der Zeit der Puls gefühlt und ihr congreßmäßig[182] receptirt, gleichsam als hätte sie der Herr krank nach Böhmen geschickt. Was es ihr geholfen, das weiß Gott! Aber Deutschland hat die Bade-Kuren theuer bezahlen müssen, und deutsches Volk wird ihrer ewig gedenken. –



Johann Gottfried Seume (siehe hierzu S. 51, Anm. 184).

Die Teplitzer Quellen sind warm (zwischen 24 und 40 Grad Reaumur[183]), und der Heizheerd ist ohne Zweifel der nämliche, der auch das carlsbader Wasser kocht. Die Sage, daß ein unterirdischer Brand mächtiger Braunkohlenflötze das Wasser erwärme, ist ohne Grund und schon durch die Thatsache widerlegt worden, daß am Tage des Lissaboner Erdbebens (1. November 1755) alle Quellen plötzlich eine Viertelstunde lang ausblieben, dann aber mit unerhörter Gewalt und kochend hervorbrachen, und rundum Alles überschwemmten. Tief im Innern der Erde muß also die Ursache liegen, die zwei so weit entfernte Ereignisse zusammenknüpfen kann, und an eine engbegrenzte, örtliche, wie sie der Brand der nahen Braunkohlenflötze wäre, ist gar nicht zu denken.

Das Teplitzer Wasser wird meist als Bad, selten als Trank gebraucht. Seine Wirkung auf den Organismus ist im Allgemeinen Absonderung befördernd, eröffnend, auflösend: daher sein großer, begründeter Ruf in chronischen Uebeln des Unterleibs, in chronischen Rheumatismen, und bei Contrakturen, Steifigkeiten und Lähmungen, als Folgen schwerer Verwundungen und chirurgischer Operationen. Sind die Uebel schon sehr veraltet, dann läßt man gewöhnlich die Cur im Carlsbad vorangehen. Die heißesten Bäder sind in der Regel weit wirksamer, als die minder warmen, welche ihrerseits schwächlichen und sehr reizbaren Constitutionen besser bekommen, als jene.

Bei Teplitz ist ein Wallfahrtsort für alle deutsche Herzen. Du kennst ihn doch? Es ist der Kirchhof – und der da ruhende Heilige ist Einer, der die Erde durchpilgerte, ohne je eine Scholle davon sein nennen zu können; Einer ohne Titel, ohne Orden, ohne Adel; Einer, groß als Dichter, größer als Mann, als Mensch am größten: – **Seume**[184].

---

[181] Friedrich Wilhelm III. (1770–1840), seit 1797 König von Preußen und als Markgraf von Brandenburg zudem Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches bis zu dessen Auflösung im Jahre 1806.

[182] Anspielung auf Die Karlsbader Ministerialkonferenzen vom 6. bis zum 31. August 1819, auf der die vier ebenso berühmten wie berüchtigten Gesetzesvorlagen („Karlsbader Beschlüsse“) vorbereitet wurden, die anschließend vom Deutschen Bundestag in Frankfurt a. Main (siehe hierzu S. 94, Anm. 336) im Eilverfahren verabschiedet wurden: Die Exekutionsordnung (Regelung der militär. Intervention des Deutschen Bundes bei Unruhen in den Einzelstaaten), das Universitätsgesetz, das Preßgesetz (Pressegesetz) und das Untersuchungsgesetz. Gemeinsam bewirkten sie das Verbot der öffentlichen schriftlichen Meinungsfreiheit und der Burschenschaften, die Überwachung der Universitäten, die Schließung der Turnplätze (Turnsperre von 1820 bis 1842), die Zensur der Presse und Entlassung und Berufsverbot für liberal und national gesinnte Professoren, die ihre Einstellung ihren Schülern vermittelten (sog. „Demagogenverfolgung“).

[183] Temperaturmeßeinheit nach René Antoine Ferchault de Réaumur (1683-1757): °R x 1,25 = °C.

[184] Johann Gottfried Seume (1763–1810), der Verfasser der berühmten Reisebeschreibung „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“ ([Dresden: Hartknoch] 1803). Der unsignierte Stich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847[185]. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 124.

DL. Die Schlackenburg bei Teplitz.

Unter den heitern Umgebungen des berühmten böhmischen Kurorts Teplitz[186] zeichnen sich die Anlagen auf dem Spitalberge[187] aus, deren interessanteste Partie – die Schlackenburg[188] – uns der Stahlstich versinnlicht. Sie krönt den Gipfel des Bergs und macht ein ernstes Gesicht in der schönen Landschaft; aber statt bärtiger Ritter empfangen freundliche Kellnerinnen den Besucher und statt rauhen Waffenlärms hört man in den Sälen und Korridors die schäkernde Freude und frohe Gesänge. Auf dem platten Dache des Eckthurms ist eine herrliche Aussicht auf das vorliegende Thal mit der Stadt und dem an jedem hellen Tage von Spaziergängern wimmeln den Schloßgarten, und in größerer Ferne thürmt sich die blaue Wand des Erzgebirgs empor mit ihren bald kuppel-, bald kegelförmigen Höhen.

[185] Die einzelnen Lieferungen müssen mindestens bis 1849 erfolgt sein, da sich der Artikel über den „Leipziger Markt“ (S. 156-160) nicht nur eindeutig auf die revolutionären Märzereignisse dieses Jahres bezieht, sondern auch die Erschießung Robert Blums (siehe hierzu S. 233, Anm. 809) im November 1848 behandelt, wozu ein Werk aus dem Jahre 1849 zitiert wird. Auch in vorliegendem Artikel werden vor allem Ereignisse des Jahres 1848 angesprochen.

[186] Siehe hierzu S. 49, Anm. 171.

[187] Tschech. Špitálský vrch.

[188] Tschech. Hrádek Škvárovník; ein in den Jahren 1805 bis 1826 von Maurermeister Franz Jerke (Lebensdaten nicht ermittelt) erbautes Restaurant im Schloßstil, jetzt eine romantische Ruine.



Die SCHLACKENBURG bei TÖPLITZ

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 35-42.

CCCLXXXVI. Alexandria[189].

Es liegt eine unverwüstliche, erhaltende Kraft in manchem Orts-Namen. Wie ein Schutzgeist knüpft er sich an seinen Gegenstand, wacht gleichsam unablässig über sein Daseyn, oder geht mit ihm durch die Wechsel des Blühens und Welkens, Großwerdens und Vernichtens. Während andere Städte mit jeder Aenderung ihrer Geschicke, der Gebieter oder der Herrschaft ihren Namen ablegen wie ein altes Kleid – ist jenen der Name gleichsam eine Mitgabe für die Ewigkeit. Athen, Rom, Alexandria sind solche Namen.

Alexandria! wer kann dich aussprechen, ohne daß der Hauch zugleich den Heros heraufbeschwöre, dem du der Schlußstein werden solltest zu dem Riesenbau seines Lebens! Zur Haupt- und Handelsstadt seines Weltreichs warst du erkoren, und an die Marken dreier Welttheile gestellt, solltest du die Reichthümer der ganzen Erde fassen.

Drei hundert und zwei und dreißig[190] Jahre vor Christo wurde von Alexander auf jener schmalen Landzunge, bei welcher der westlichste Arm des Nils mündet, der erste Stein gelegt, und unter den Architekten Diochares[191] und Cleomenes[192] Leitung führten hunderttausend Arbeiter des großen Königs Plan aus. Die erste Anlage war für einen Raum von einer Stunde im Viereck berechnet. Später, unter den Ptolemäern[193], wuchs der Umfang der Stadt bis auf 8 Stunden. Auf einer Felsenreihe, die man bei der Einfahrt in den neuen, äußern Hafen zur Linken sieht, stand das königliche Schloß; zur Rechten, auf der Insel Pharus[194], der berühmte, 400 Fuß hohe, aus mehren Etagen bestehende Leuchtthurm[195], aus dessen Trümmern das Castell[196] gebaut wurde, das jetzt den Hafen schützt. Ein 4500 Fuß langer Molo (das Heptastadium[197]) streckte sich von der Stadt durchs Meer bis zur Insel Pharus aus, und stellte zwei sichere Häfen dar. Hochüberbrückte, schiffbare Kanäle, jetzt ausgefüllt mit Schutt, durchbrachen den Damm und verbanden die Häfen. Noch ist der Molo vorhanden als eine 600 Fuß breite Landzunge, welche vom jetzigen Frankenquartier eine Viertelstunde weit ins Meer sich streckt, das Türkenquartier trägt und den sogenannten alten vom neuen Hafen scheidet. Zunächst dem Damm lag die Residenz, ein weiter Palastcyklus der Ptolemäer. Dort waren die weltberühmten Anstalten für Wissenschaft versam-

---

[189] Alexandria (ägypt. rˁ-ḳṭy.t, Rakodit, „das, was aufgebaut ist"; kopt. ⲁⲗⲉⲝⲁⲛⲇⲣⲓⲁ, Alexandria bzw. ⲣⲁⲕⲟϯ, Rakote; griech. Ἀλεξάνδρεια, Alexándreia; arab. الإسكندرية, al-ʾIskandariyya; osman. اسكنريه, Iskenderīye).

[190] Recte: 331 v. Chr.

[191] Dieser Name wird in der modernen Geschichtsforschung nicht mehr mit der Erbauung Alexandrias (siehe hierzu S. 54, Anm. 189) in Verbindung gebracht.

[192] Kleomenes von Naukratis (griech. Κλεομένης, Kleoménēs; † 322 v. Chr.), seit 331 v. Chr. Nomarch (griech. νομάρχης, nomarchēs; zusammengesetzt aus νομός, nomós, „die Provinz" und άρχης, árchēs, „der Herrscher") von Alexandria (siehe hierzu S. 54, Anm. 189).

[193] Griech. Πτολεμαῖοι, Ptolemaioi; die Mitglieder der makedon.-griech. Dynastie, die seit dem frühen Hellenismus bis zur Eroberung durch das Römische Reich im Alten Ägypten sowie über die angrenzende Territorien herrschten. Der Name ist vom ersten Herrscher dieser Dynastie, Ptolemaios I. Soter (griech. Πτολεμαῖος Α' ὁ Σωτήρ, Ptolemaios I. ho Sōtḗr, „der Retter"; 367/66–283/82 v. Chr.), einem General Alexander des Großen, abgeleitet.

[194] Griech. Φάρος, Pháros.

[195] Pharos von Alexandria genannt (griech. ὁ Φάρος Ἀλεξανδρεύς, ho Pháros Alexandreús); etwa in den Jahren von 299 bis 279 v. Chr. von Sostratos von Knidos (griech, Σώστρατος ὁ Κνίδιος, Sṓstratos ho Knídios; 4./3. Jhd. v. Chr.) erbaut, wurde dieses architektonische Weltwunder wohl 1303 endgültig durch ein Erdbeben zerstört.

[196] Die in den Jahren 1477 bis 1479 erbaute Qāitbāy-Zitadelle (arab. قلعة قايتباي, qalʿa Qāitbāy).

[197] Griech. Ἑπταστάδιον, Heptastádion,

melt, die jene Königsraçe pflegte, und die zu dem Ruhme Alexandriens eine neue Glorie fügten. Zunächst der Königsburg stand das Museum[198], ein Haus des geistigen Lebens für viele Jahrhunderte; dabei die Bibliothek[199], in welcher, auf 700,000 Schriftrollen, die gesammte Literatur der alten Welt bewahrt worden; sodann jenes Mausoleum Alexanders[200], später das Begräbniß der Könige, von allen Künsten herrlich geschmückt. Südlich lag das Gymnasium[201], die Stätte der Uebung für Geistes- und Körperkraft, mit den 600 Fuß langen Säulenhallen; weiter ostwärts, vor dem Canopusthore, wo jetzt die armseligen Hütten der Araber stehen, versammelte der Hippodromus[202] (die Rennbahn) die Jugend und den Glanz der alten Hauptstadt zum Preisspiel; westwärts aber vom Molo erhob sich der Serapistempel[203], der prachtvollste des Orients, mit den Schulen der priesterlichen Weisheit und einer Bibliothek von 200,000 Rollen. Nach ihm erhielt dieser ganze Stadtbezirk den Namen Serapium. Ein Schuttberg läßt noch die Tempelstelle erkennen. In der Mitte der innern Stadt kreuzten sich auf einem freien, mit Bildsäulen und Monumenten geschmückten Platze die 4 schnurgeraden Hauptstraßen, jede 1 Stunde lang, 100 Fuß breit, – an deren Ende die Hauptthore, als prachtvolle Triumphpforten, in's Freie führten. Südwestwärts, außerhalb der Thore, war die Nekropolis[204], die Stadt der Todten, mit den Katakomben, in deren Labyrinth jetzt Hyänen hausen.

Dieß die Andeutungen der alten Hauptstadt der orientalisch-hellenischen Welt, der Herrin der klassischen Weisheit, der Pflegerin der Wissenschaften, der Wiege der christlichen Gottesgelahrtheit, jener Alexandria, welche aus der Hand der Nachfolger des Welteroberers nach einander in die der Römer, der Araber, der Türken fallend, nach so vielen Katastrophen und Verheerungen sich immer wieder aus ihren Trümmern erhob. – Nur wenige antike Reste sind noch sichtbar. Vieles verdeckt die neue Stadt, und unter den Schutthaufen ist gewiß noch Herrliches verborgen; Vieles ist auch verschleppt worden in alle Welt; schon Rom und Byzanz haben sich mit dem Schmuck der alten Alexandria geziert, und was neu aufgefunden wird, das wandert gewöhnlich in die Museen und Kabinette Europa's: doch ist immer noch genug übrig, erkennen zu lassen, wie herrlich, groß und mächtig die Herrscherin der Meere gewesen. Unter den letzten Ptolemäern hatte Alexandria über 1 Million Einwohner, soviel als das heutige Paris, und Diodorus Siculus[205] berichtet sogar, daß sie 300,000 freie Bürger zählte. Alle Völker der Erde waren hier zu Hause. Am zahlreichsten waren die Griechen, die Aegypter, der spekulirende, geschäftige Jude und der stolze, gebietende Römer. Dadurch, daß Aegypten zum römischen

---

198 Griech. Μουσεῖον; der „Wissenschaftstempel" war von König Ptolomäus I. Soter (siehe hierzu S. 54, Anm. 193) um 280 v. Chr. gegründet worden.

199 Griech. Βιβλιοθήκη τῆς Ἀλεξάνδρειας, Bibliothḗkē tēs Alexándreias.

200 Alexander hatte eine Beisetzung im Ammonheiligtum der Oase Siwa (griech. Αμμώνιον, Ammṓnion; Tamaziɣt ⵙⵉⵡⴰ, Siwa; arab. واحة سيوة, Wāḥat Sīwa) gewünscht. Erst nach zweijährigen Vorbereitungen setzte sich der Leichenzug in Babylon (siehe hierzu S. 310, Anm. 1062) in Bewegung. Er wurde in Syrien von Ptolemaios, dem künftigen König Ptolemaios I. (siehe hierzu S. 54, Anm. 193), in Empfang genommen und nach Ägypten geleitet. Dort wurde der Leichnam aber nicht in die Oase gebracht, sondern zunächst in Memphis (siehe hierzu S. 29, Anm. 96) bestattet. Später (wohl noch während der Regierungszeit Ptolemaios' I., spätestens einige Jahre nach seinem Tod) wurde er nach Alexandria (siehe hierzu S. 54, Anm. 189) verlegt, nachdem dort eine prächtige Grabstätte für ihn errichtet worden war. Sie wurde unter König Ptolemaios IV. (griechisch Πτολεμαῖος Δʹ ὁ Φιλοπάτωρ (Αʹ), Ptolemaios IV. ho Philopátōr (I.), „der Vaterliebende"; 245–204 v. Chr) durch ein neues Mausoleum ersetzt, das dann auch als Grabstätte der Ptolemäer (siehe hierzu S. 54, Anm. 193) diente, die sich wie alle Diadochen auf Alexanders Vorbild beriefen. Die mumifizierte Leiche befand sich in einem goldenen Sarkophag, der aber im 1. Jhd. v. Chr. von König Ptolemaios X. (Πτολεμαῖος Ἀλέξανδρος, Ptolemaĩos Aléxandros; † 88 v. Chr.) aus Geldnot durch einen gläsernen ersetzt wurde. Der Standort des Mausoleums konnte bis heute archäologisch nicht bestimmt werden.

201 Ein Gymnasion (griech. γυμνάσιον, von γυμνός, gymnós, „nackt"), also eine Sportübungsstätte.

202 Griech. ἱππόδρομος, hippódromos, „Pferderennbahn".

203 Das Serapeion bzw. Serapeum (griech. Σεραπείον, Serapeíon), ein Tempel der neuen synkretischen ägyptisch-hellenistischen Gottheit Serapis (ägypt. Wsjr-Ḥp, Usir-Hep; kopt. ⲟⲩⲥⲉⲣϩⲁⲡⲓ, ouserhapi, „Osiris-Apis"; griech. Σάραπις, Sárapis) gewidmet.

204 Siehe hierzu S. 28, Anm. 89.

205 Der griech. Historiograph Diodor von Sizilien (griech. Διόδωρος ὁ Σικελιώτης, Diódoros ho Sikeliṓtēs; lat. Diodorus Siculus), der im 1. vorchristl. Jhd. wirkte.

Weltreich geschlagen worden, verlor Alexandrien wenig. Sein Pharus leuchtete nach wie vor den Handelsflotten der Erde. Von Rom gejocht, aber auch geschützt, blieb es der Markt, wo Arabien, Indien, Afrika ihre köstlichen Produkte hinbrachten, wo Europa Korn und Manufakturwaaren für sein Gold und Silber tauschte; der Kanal, in den wieder zurückfloß, was der räuberische Römer der Welt entpreßte, die sein Joch trug. – Erst durch die Theilung des Reichs, 395 n. Chr., wurde Alexandriens Verfall entschieden, der schon früher eingeleitet war; denn der römische Westen wand sich im Todeskampfe mit den eindringenden Germanen, die Marken Ostroms wurden nicht viel später von asiatischen und scythischen[206] Völkern geplündert, Roms Kraft fraß der unfruchtbare Krieg, und die Quellen des Reichthums für Alexandrien begannen zu versiegen. Indeß blieb ihm immer noch vom unermeßlichen Gute so viel zurück, daß es, nachdem das Westreich selbst gestürzt war, lange noch als die erste Stadt der Erde galt und Byzanz[207] selbst überstrahlte. Zur Katastrophe kam es erst dann, als der Araber Volk zur Ehre Gottes und seines großen Propheten[208] auszog, die Welt zu bekehren und zu beherrschen. Amru[209], der Feldherr des Nachfolgers Mohammeds, führte seine begeisterten Schaaren vor das christliche Alexandrien – und am 11. Februar 641 versank das Kreuz in einem Blut- und Flammenmeere. 23,000 Mann hatte den Arabern der Sturm auf Alexandrien gekostet: – zweimal hunderttausend Christen aber fraß das Schwert, die meisten übrigen Einwohner wurden als Sklaven verkauft. „Wer,“ schrieb nach der Einnahme Amru dem Chalifen[210], „wer könnte die Herrlichkeit der großen Stadt des Wassers beschreiben? 4000 Paläste haben wir schon gezählt; 400 Theater und Rennbahnen, 40,000 Kaufleute: – Alles ist nun unser, Allah sey gelobt!“[211] Damals ging auch der Schatz der Wissenschaft unwiederbringlich verloren[212], den die Ptolemäer in Jahrhunderten gesammelt hatten. Die Schriftrollen der großen Bibliothek dienten wochenlang zum Heizen der Bäder, und von der Gelehrsamkeit, der Poesie und der Wissenschaft des Alterthums blieben der Nachwelt blos Trümmer als Erbe zurück. Nie erhob sich nach dieser Katastrophe die große Alexandria wieder, und aller spätere Glanz ist doch nur ein grauer Schatten im Vergleich zu dem, was sie gewesen war. – Der frühe Verfall des Chalifats machte Alexandrien zum Zankapfel der streitenden Partheien. Nach mehren Dynastiewechseln kam es in die Hand der Fatimiden[213] (808) und eine kurze



Mehmed Ali Pascha
(siehe hierzu S. 57, Anm. 218).

[206] Als Skythen bezeichnet man einige Reiternomadenvölker, die ab etwa dem 8./7. Jahrhundert v. Chr. die eurasischen Steppen nördlich des Schwarzen Meeres im heutigen Südrußland und der Ukraine von der unteren Wolga (russ. Волга) und dem Kuban (Кубань, Kuban′) bis zum Dnister (ukrain. Дністер, Dnister, russ. Днестр, Dnestr, poln. Dniestr, rum. Nistru) besiedelten.

[207] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (griech. Βυζάντιον, Byzántion; lat. Byzantium, griech. Κωνσταντινούπολις, Konstantinoupolis; osman. قسطنطينيه, Kosṭanṭiniye bzw.استانبول, Istānbūl; türk. İstanbul); danach bis 1923 Hauptstadt des von 1299 bis 1922 bestehenden Osmanischen Reiches (osman. عليه دولت, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat“) bzw. der Türkei.

[208] Der islam. Religionsstifter Mohammed (arab. أبو القاسم محمد بن عبد الله بن عبد المطلب بن هاشم بن عبد مناف القرشي, Abū l-Qāsim Muḥammad b. ʿAbdallāh b. ʿAbd al-Muṭṭalib b. Hāšim b. ʿAbd Manāf al-Qurašī; zw. 570 u. 573–632).

[209] Der arab. Feldherr und Gefährte Mohammeds Amr ibn al-As (arab. عمرو بن العاص, ʿAmr ibn al-ʿĀṣ; ca. 573–664).

[210] ʿUmar bin al-Chattāb (arab. عمر بن الخطاب, ʿUmar b. al-Ḫaṭṭāb; 592–644), seit 634 der 2. Kalif.

[211] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[212] Es ist der Geschichtsforschung bis heute nicht gelungen, die Zerstörung der bedeutendsten Bibliothek der Antike zu rekonstruieren.

[213] Die Fatimiden (arab. الفاطميون, al-Fāṭimiyūn), eine ismailitische Dynastie, die 907 ein Gegenkalifat zum Kalifat der Abbasiden (arab. العبّاسيّون, al-ʻAbbāsiyyūn) errichtet hatten und von 909 bis 1171 in Nordafrika und in Syrien herrschte.

Periode des Gedeihens folgte; aber 1171 zerstampften es die Rosse der Seldschucken[214], und diesen folgten 1250 die Mamelucken[215] nach, welche vollends vernichteten, was jene übrig gelassen hatten. Belagerung, Erstürmungen, Verheerung durch Brand und Plünderung folgten in kurzen Zeiträumen aufeinander. – Genueser und Venetianer zogen dann in die Trümmer ein, und machten sich als Kaufleute wohnlich. Ihre Flotten führten noch einmal auf ein paar Jahrhunderte Leben und Verkehr in die Alexanderstadt; aber auch dieses verging wieder, als 1497 die Portugiesen den sicherern und wohlfeilern Seeweg nach Indien aufgefunden hatten und 1517 die Despotie der Türken mit ganz Nordafrika und Aegypten auch Alexandrien in ihre Fesseln warf. Noch ragte damals aus der fünffachen Decke des Schutts manches große Erinnerungsmal der Ptolemäerzeit. Die Türken aber schleiften, zerschlugen, sprengten mit Pulver, und Alles verschwand nun bis auf die wenigen jetzt vorhandenen Reste. Selbst die schöne Araberstadt aus der Chalifenzeit wurde damals niedergebrannt und der Erde gleich gemacht. Der Hafen allein hielt noch Keime des Lebens fest, – auf den Trümmern siedelten sich abermals Kaufleute an, es entstand das türkische Alexandria, ein Agglomerat schmutziger arabischer Hütten, zwischen denen das zierliche Haus eines Franken, oder die castellmäßige Wohnung eines türkischen Beamten stand. Festungswerke und eine Citadelle umfaßten das Ganze. In solchem Zustande fand Bonaparte[216] den Ort, als er im Juli 1798 die Eroberung Aegyptens mit der Erstürmung dieser Stadt begann. Drei Jahre lang blieb sie in französischen Händen; unter seinen Mauern schlugen die neuen Herren viele Schlachten gegen Türken und Briten, bis diese jene verdrängten. Als Menou[217] mit seinen Franzosen 1801 capitulirte, hatte Alexandrien kaum 7000 Bewohner, die, arm und elend, in Lehmhütten wohnten, eingebaut den Ruinen. In diesem Zustande kam es in Mehemed Ali's[218] Hände, der zwar ein Macedonier ist, aber freilich kein Alexander. Doch hat er das neue Alexandrien geschaffen, das wir nun betrachten. –

Das neue Alexandrien gewährt von der Seeseite aus der Ferne her einen Anblick, welcher keineswegs die Erwartungen erfüllt, die den Reisenden zur Stadt des großen Macedoniers gewöhnlich begleiten. Das Bild der ägyptischen Küste ist scheußlich, denn es ist eine weite, hügelige Sandebene ohne alle Vegetation; kein Gebirge, kein Hügel rahmt es ein, und die Phantasie des Schauenden verliert sich traurig in die lybische Wüste. Erst in der Nähe des Ziels treten Erkennungspunkte hervor; eine Warte, der Thurm der Araber[219]; dann der des Marabuts[220], auf den man lossteuert; dann ein Mastenwald, und endlich die Pompejussäule[221], welche sich einsam und majestätisch oberhalb der neuen Stadt erbebt, welche einen kleinen Raum auf dem Schutte der alten einnimmt. Die modernen, weißen, schönen Häuserreihen, welche gegen das Meer gerichtet sind, haben ein europäisches und recht freundliches Ansehen und machen einen artigen Contrast zu den Gruppen schlanker Palmen, die hie und da über die Gebäudemasse ihre Kronen entfalten. Die Küste selbst aber behält den Charakter der Unfruchtbarkeit. Hinter ihrer von den Fluthen zerfressenen Felsenwand herrscht die Oede.

Vor der Stadt öffnen sich beide Häfen. Der Molo trennt sie und vereinigt die vorliegende Insel Pharus mit dem festen Lande. Ein schlanker Leuchtthurm steht an der Stelle des ptolemäischen. Der

---

214 Die Seldschuken (osman. pl. سلجوقلر, selcūklar; pers. pl. سلجوقيان, Salǧūqiyān; arab. pl. السلاجقة, as-Salāǧiqa), die ab dem 11. Jhd. begannen, das Gebiet der heutigen Türkei und Teile des Orients zu erobern.

215 Die Mamluken (arab. sing. مملوك, mamlūk, „der Besitz"; pl. مماليك, mamālīk), ehem. islam. Militärsklaven, die von 1250 bis 1517 Ägypten beherrschten; sie hatten in Ägypten bis weit ins 19. Jhd. großen Einfluß.

216 Napoléon Bonaparte hatte in den Jahren von 1798 bis 1801 den frz. Feldzug in Ägypten angeführt.

217 Abdullah Jacques-François de Menou, baron de Boussay (1750–1810), ab 1800 hatte er den Oberbefehl über die frz. Truppen inne.

218 Mehmed Ali Pascha (osman. محمد على پاشا, Meḥemmed ʿAlī Pāşā; ca. 1770–1849), von 1805 bis 1848 Gouverneur der osmanischen Provinz Ägypten (osman. ايالت مصر, Eyālet-i Mıṣr); er ist der Begründer der ägypt. Königsdynastie, die bis zur brit. Besetzung im Jahre 1882 als osman. „Vizekönige" (osman. خديو, ḫidīw, „der Khedive") regierten. Der nach unbekannter Vorlage von Carl Meyer (1798–1868) gefertigte Stich wurde folgendem Werk entommen: „Gothaisches genealogisches Taschenbuch auf das Jahr 1841 – Acht und Siebzigster Jahrgang" (Gotha: J. Perthes [1840]).

219 Burdsch el-Arab (arab. برج العرب, burǧ al-ʿarab, „der Turm der Araber").

220 Arab. برج المرابوط, burǧ al-marābūṭ.

221 Benannt nach Gnaeus Pompeius Magnus (106–48 v. Chr.), über dessen Grab sie errichtet worden sein soll.

östliche Hafen dient jetzt nur zur Aufnahme der Quarantäne haltenden Schiffe; der westliche aber ist zu jeder Jahrzeit mit Fahrzeugen bedeckt. Er ist mit einem Halbzirkel von Felsenriffen umgeben, welche, als natürliche Wellenbrecher, die Schiffe im Hafen sichern und seinen Zugang schützen und vertheidigen. Das Fahrwasser schlängelt sich nämlich mitten durch die Riffe durch, und ist so schmal, daß nur ein Linienschiff auf einmal einlaufen kann, während welcher Passage es dem Kreuzfeuer der Hafenbastionen stets ausgesetzt ist. Dieses natürliche Bollwerk, welches die gewaltigen Befestigungen des Vicekönigs verstärkt haben, macht Alexandria von der See her jetzt unangreifbar. Ohne Piloten ist die Einfahrt überhaupt nur mit der größten Gefahr möglich, und deshalb besteht die Einrichtung, daß jedem Schiff, welches sich von seewärts der Küste nähert, ein Lootsenboot entgegengeht, dessen Eigenthümer Besitz vom Steuer nimmt und für die sichere Führung des Fahrzeugs in den Hafen mit seinem Kopfe haftet. Der Lootse, der das Unglück hat, daß das Schiff bei der Einfahrt Schaden leidet, wird gnadlos erschossen.

Der Hafen ist sehr belebt; selten liegen weniger als 300 Schiffe vor Anker. Man erkennt die Flaggen der meisten handeltreibenden Nationen; am zahlreichsten die englische, die französische.

Das erste Gebäude, welches die Aufmerksamkeit der Ankommenden fesselt, ist das Serail[222] des Vicekönigs. Es steht auf der Landzunge, welche die eine Seite der Hafeneinfahrt bildet. Weniger imponirt's durch die Magnificenz seiner Architektur, als durch die Größe seines Umfangs; denn es besteht aus vielen, leichtgebauten Pavillons von hübschem Aeußern und es sieht einer großen Fabrik oder einer Kaserne ähnlicher, als einer Fürstenwohnung. Unmittelbar an das Serail stoßen die unansehnlichen Gebäude, welche des Pascha[223] weitläufige Ateliers für Schiffbau, die Holzvorräthe etc. enthalten, und durch die Zwischenräume derselben sieht man die Gerippe der auf den Werften im Bau begriffenen Schiffe. Auf der andern Seite des Arsenals ziehen sich die dauerhaft gebauten Kayen hin mit ihrem immer lebendigen, vielstimmigen Gewimmel von Matrosen und Menschen, die das Ein- und Ausladen der Waaren beschäftigt; dahinter ragen die Fronten der öffentlichen Speicher, wo die Waaren des Auslandes unverzollt gegen eine geringe Abgabe niedergelegt werden können. Sie laufen fort bis zum Damme des Kanals Mahmudieh[224], und ihnen gegenüber ist wieder eine lange Reihe Speicher, große und vielstockige Gebäude, die jene Waaren in sich aufnehmen, welche aus dem Innern des Landes kommen und zur Ausfuhr dienen. Alles das sind Anlagen des Mannes, dessen despotischer Wille die Stadt, den Kanal, die Flotten schuf, der um das neue Aegypten den Prachtmantel der Civilisation warf, freilich keine Hülle für das Elend des Volks, das unglücklicher ist, unter Mehemed Ali's Joch, als irgend eins auf der weiten Erde. Man muß dem Tyrannen fluchen, obschon man den Thatenmenschen anstaunen möchte: denn wer Alexandrien, das verlassene, wüste, öde, stille, am Anfang des Jahrhunderts sah und jetzt wiedersieht, kann der Versuchung kaum widerstehen, den starren Willen zu bewundern, der Alles das so gänzlich verwandelt hat. Das Klopfen der Aexte und schweren Hämmer in den Ankerschmieden, das Knirschen der Sägen, das Knarren der Winden, der schrillende Ton der Pfeifen, das Rasseln der Trommeln, das Gewehrgeprassel der beständig exercirenden Truppen; das in Getöse sich auflösende Geschrei der Menschen aller Farben, Gepräge und Trachten; der abgemessene Gang der tausend und aber tausend Arbeiter an den öffentlichen Werken, an den Neubauten und in den Docks; das Halloh der Schiffer und Bootführer; die ankommenden und absegelnden Schiffe, und die langraaigen Barken, welche in jeder Richtung die Fluthen durchstreifen; der unaufhörliche Donner der Kanonen von den Forts, der die Salutationen der fremden Schiffe beantwortet: das nimmerrastende Durcheinander im Treiben der Gewerbthätigkeit, des Handels und des Kriegs sind ein wunderbares Schauspiel, das die Sinne verwirrt. Dabei erscheint es extravagant, unnatürlich und auf gewaltigen Effekt berechnet. – Ein

[222] Osman. سراى, sarāy; „der Palast“. Hier der Raʾs-at-Tīn-Palast (arab. قصر رأس التين, Qaṣr Raʾs at-Tīn), der in den Jahren 1834 bis 1847 nach Plänen von Pietro Avoscani (1816–1891) erbaut wurde.

[223] Osman. پاشا, pāşā; seit dem 15. Jhd. Titel der höchsten Zivilbeamten und Militärs im Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 56, Anm. 207).

[224] Auch Alexandria-Kanal (arab. خليج الإسكندرية, ḫalīǧ al-Iskandariyya) genannt; den 72 km langen Mahmudyya-Kanal (arab. ترعة المحمودية, turʿa al-Maḥmūdyya) hatte Mehmed Ali Pascha (siehe hierzu S. 57, Anm. 218) in den Jahren 1817 bis 1820 bauen lassen, um den Nil von der dortigen Hafenstadt Mahmudyya (s. o.) aus über Alexandria (siehe hierzu S. 54, Anm. 189) mit dem Mittelmeer zu verbinden.

Gemälde andrer Art und nicht weniger Staunen erregend erwartet den europäischen Neuankömmling im Innern. Menschen. Thiere, Gebräuche, Sprachen, Formen, Farben, nichts gleicht dem, was ihm bis jetzt bekannt war. Da sind Beduinen mit braunen Gesichtern, dichtem Barte, lebhaften und durchdringenden Augen, wie römische Senatoren in weiße Togas gehüllt; Fellahs[225] in brauner und blauer Tunika und rothem Käppchen; grandiose Türken in ihren Pelzen; krausköpfige, schwarze und nackte Abyssinier[226] und Mohren aus Sennaar[227] und Kordofan[228]; Frauen, ohne andere Bekleidung als ein blaues Stück Zeuch und Hemd, andere mit Leinwandlarven wie häßliche Carnevalslarven, während die anmuthigen Formen und Glieder an antike Göttergestalten erinnern; Negerbataillone in rother Uniform; Marinesoldaten mit den rothen, faßweiten, gestreiften Pantalons[229] und barfuß; Araber-Schaaren zu Pferde; europäische Reiter, vor denen schwarze Läufer hertrollen; Wasserträger, die auf ihren Dromedaren sitzen und gestreckten Trabes mitten durch die Volksmenge fliegen; dann lange Caravanen, die sich wie ein tausendköpfiger, tausendfüßiger Lindwurm langsamen Schrittes vorwärts bewegen; und Alles dieß drängt sich, kreuzt sich, stößt sich in erstickenden, dumpfigen Bazars[230], wo Myriaden Muskitos summen, ein roher, schmutziger, türkischer Pöbel wimmelt, und Bettler und Kranke ohne Zahl ihr Elend und ihre oft ekelhaften Leiden zur Schau tragen. Ein sehr großer Theil der arbeitenden Classen in Alexandrien leidet nämlich am Aussatz[231] und häufiger noch an den Augenkrankheiten, welche das Delta Aegyptens so verrufen machen.

Doch sieht man den Orient in Alexandrien nie ganz; es bleibt eine Zwitterstadt, in deren Zügen zwar der orientalische Typus überwiegt, aber nichts desto weniger der europäische neben diesem sich überall kenntlich macht. – Die eigentliche Türkenstadt ist ungepflastert und daher stets äußerst schmutzig. Die Häuser sind entweder aus Backsteinen, die ein rother Kitt verbindet, oder aus weißem Sandstein aufgeführt, zwei, fast nie drei Stockwerk hoch; alle haben flache Dächer; die Thüren nach der Straße zu sind meist verschlossen, die Fenster vergittert. Schlechter noch ist das Quartier der Araber: – ein unregelmäßiger Haufe schlechter Lehmhütten. Der einzige schöne Stadttheil Alexandriens ist der, welcher europäisches Ansehn hat: – jene Parthie nämlich im Quartier der Franken, wo lange und breite Straßen mit geschmackvollen Wohnungen, ein weiter Marktplatz, aufgeputzte Läden, Kaffeehäuser und Hotels, Karossen und Livreebediente verrathen, daß hier der Reichthum und die Gesittung der Europäer ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Der fortwährende Neubau in diesem Stadttheile gibt die wachsende Wichtigkeit des Orts für das Ausland zu erkennen.

Gegenwärtig hat Alexandrien in etwa 4000 Häusern 40,000 Einwohner. Die Bevölkerung ist ein Gemisch vieler Nationen mit überwiegenden türkischen und arabischen Elementen. Europäer mögen 2 bis 3000 hier seyn; darunter 120 Familien der Großhandelshäuser, unter denen die Engländer und Franzosen die Hauptrollen spielen; der Rest ist ein Schwarm Abenteurer, Charlatans und Schwindler aller Art, in welchem das französische und italienische Blut überwiegt.

Das Leben hat in Alexandrien keine allgemeine Norm. Jede Fraktion der Bevölkerung, – der Türke, der Araber, der Grieche, der Jude, der Europäer – folgt der eigenthümlichen heimathlichen Lebensweise, schließt sich ab und beschränkt ihren Verkehr mit den Andern auf die Geschäfte. – Der Handel, der Nerv und das Blut des heutigen alexandrinischen Lebens, wurde bisher unter dem Monopolsystem des Pascha's, der die ganze Ausfuhr Aegyptens ausschließlich sich zueignete, durch Vermittlung begünstigter europäischer Großhändler getrieben, welche sich in der Regel gut dabei standen und in kurzer Zeit Millionen erwarben. Die veränderten Verhältnisse haben jetzt den Pascha genöthigt, diesem System zu entsagen, unter dessen überschwänglichem Drucke Volk und Land zu Grunde gegangen sind. Der beste Keim der Zukunft liegt gewiß darin, daß zur Verbindung zwischen dem indisch-

[225] Siehe hierzu S. 28, Anm. 92.

[226] Veraltet für Äthiopier.

[227] Sannar (arab. سنار, Sannār) im südöstl. Sudan.

[228] Kordofan (arab. كردفان, Kurdufān) im Zentralsudan.

[229] Frz., Hosen; sicherl. sind hiermit aber die osman. شلوار, šalvār (Pl. شلوارلر, šalvārlar), „(Pluder-)hosen“ gemeint.

[230] Pers./osman. بازار, bāzār, „der Markt“.

[231] Lepra.

britischen Reiche und England Aegypten das notwendige Mittelglied ist. Dieses Verhältniß bringt früher oder später Aegypten in den Verband des britischen Weltreichs, und erst dann wird die Civilisation, die jetzt nur ein Nimbus ist der ärgsten Tyrannei auf Erden, eine Wahrheit, und dem armen Aegypter-Volke ein Segen seyn, Alexandrien aber zu dauernder Größe gelangen.


CCCLXXXVI
ALEXANDRIA
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 136-140.

DCCXC. Alexandria, Pelusium[232] und Suez[233]

in der Kanalverbindung mit dem rothen und mittelländischen Meere.

Ein ewiger Proteus[234], bildend und neugestaltend, wirkt der Unternehmungsgeist im Bunde mit dem Kapital für zwei Hauptelemente der modernen Zivilisation: Gewerbe und Handel. Große Gedanken, begraben im Schutt der Jahrtausende, läßt er wieder auferstehen, und seine Macht und Herrlichkeit glänzen in ihrem Lichte. Ein kühner Taucher fährt er hinab auf den Abgrund und holt die verborgenen Schätze aus den Tiefen des Meeres und der Erde; was den älteren Generationen schwere, riesenhafte, grauenvolle Träume gewesen, leere gaukelnde Luftgestalten, oder einer krankhaften fieberischen Thätigkeit wilde Ausgeburten – tritt als nüchterne Wirklichkeit in die Gegenwart, und das von den täglichen neuen Erscheinungen der titanenhaften Spekulation betäubte Geschlecht wagt es kaum noch, sich über Unerhörtes zu verwundern. Wie ein hundertarmiger Riese drängt sie sich durch alle Pforten des Lebens ein, erfaßt die Gesellschaft bei allen Gliedern, und wie ein Alp wälzt sie sich über die Träumer und Schläfer hin. Zuweilen scheint sie selbst zur Nachtwandlerin geworden. Wie eine Mondsüchtige schreckt sie dann plötzlich auf, als wäre sie über ihr eigen Werk betroffen; als wäre sie von einer höheren Macht umkrallt, von Blitzen durchschossen und von Schlangen durchzischt, als wäre sie durchwühlt von unheimlichen Naturkräften, als entsetzte sie sich der Ungeheuer, die sie aus dem Typhon[235] gelockt, wo sie gebunden lagen – als fürchtete sie, daß das Chaos über ihre Schöpfungen plötzlich rollen und die Wogen einer ungebundenen Gier zuletzt nur dürren Sand über einem Leichenfelde zurücklassen möchten.

Wo liegt die Wahrheit? In diesem Alpdrücken der Mitternachtsstunde, oder in dem lichten, hellen Hoffnungstraum, der mit funkelnden Augen nur tausend Glückssterne sieht, blühende Gärten auf allen Pfaden, und alle Bäume voll goldener Früchte? – Ist mit der riesenhaft aufgeschossenen Spekulation und ihren herkulischen Kombinationen wirklich die Morgenröthe aufgegangen, welche die Wiederkehr des goldenen Zeitalters verkündigt, oder ist's nichts als ein böser Zauber, der die Menschen in Betäubung und Wahnsinn gefangen hält, und welcher, wie die Schlange dem sündigen ersten Menschenpaar, dem träumerischen, nervenschwachen, frivolen Geschlecht eine bittere Frucht der Erkennmiß bereitet, um es zum Bewußtseyn erwachen zu lassen? Ich weiß es nicht, und Keiner kann es sagen. Unausgegohren ist noch der Geist, noch ist das Kind nicht an's Licht geboren, noch wühlt's im Schooße mit Kreißen und Wehen: noch kann man nicht sagen, ob die Zauberkraft von Gott gekommen oder des Teufels sey, ob die Riesenpalmen, die sie aufgetrieben überall, verdorren werden ehe sie Früchte tragen, ob die Früchte neues Glück einem neuen Geschlechte bringen, oder, statt zu erquicken, den Tod in ihren Samenkapseln bergen. Keinem Menschen hat die Zukunft ihre Kunde erschlossen, und keinem Propheten ist's gegeben, zu sagen, wie das enden werde, was im materiellen Gebiete der Spekulation sich jetzt mit niegesehener Pracht und Macht entfaltet. Wehe aber, wenn, nachdem die Blumen der grünen Hoffnungsauen ausgeblüht, doch nur dürres Gras zurückbleiben sollte, das in der Stunde der Ernüchterung die

---

232 Ägypt. Snw, Senu; kopt. Ⲡⲉⲣⲉⲙⲟⲩⲛ, Peremoun; hebr. סִין, Sin, „der Schlamm"; griech. Πηλούσιον, Pelousion; arab. تل الفرما, Tall al-Faramā), 30 km südöstl. von Port Said (arab. بور سعيد, Būr Saʿīd) gelegen.

233 Sues (arab. السويس, as-Suwais).

234 Griech. Πρωτεύς, Prōteús, „der Erste"), der „Alte vom Meer"; er besaß die Gabe der spontanen, polymorphen Gestaltverwandlung (griech. μεταμόρφωσις, metamórphōsis, „Gestaltsumwandlung").

235 Griech. Τυφῶν, Typhṓn; eigentl. ein unbeschreiblich gräßliches Ungeheuer der griech. Mythologie und keine Ortsbezeichnung.



ALEXANDRIEN

Sense wegmäht, während die Schleusen des Himmels sich öffnen und die Wogen der Ströme aus ihren Betten steigen. Wohl dann Denen, welche klug genug gewesen sind, sich zeitig auf die Berge zu retten.

Die Umschiffungen des Kaps der guten Hoffnung durch Vasco de Gama[236] und des Kaps Horn durch Magelhaens[237], haben in der Weltansicht und in der politischen Bedeutung der Länder die größten Veränderungen hervorgebracht. Die Beherrschung des Meeres ging von den Venetianern und Genuesen auf die Umwohner des atlantischen Oceans über, und von der Wichtigkeit, die ihr beigelegt wurde, zeugen dreihundertjährige blutige Kämpfe. Jetzt will die Spekulation des neunzehnten Jahrhunderts auch hier eine durchgreifende Umwandlung schaffen; sie will gleichsam mit der Vergangenheit brechen. – Wenn wenige Tage genügen, um von den Ufern der Themse bis zu denen des Nils zu gelangen, soll dann eine Handbreit Landes, wie die Landenge von Suez, den Näher-Weg nach Indien und Polynesien versperren und zu einer Monate langen Umsegelung eines ganzen Welttheils nöthigen? Soll der Hast, die Goldfelder Kaliforniens[238] zu erreichen, ein Zügel angelegt werden können durch die im Verhältniß kaum eine Spanne breite Landenge von Panama? So fragt das unternehmungslustige Geschlecht. Die Antwort ist: Mit Nichten. Zwar ist es der Meßkunst und Erdkunde noch nicht gelungen, den so lange gesuchten Weg zu finden, um mittelst eines Durchstichs die beiden Hälften von Amerika zu trennen, damit seine entgegengesetzten Ufer sich desto rascher verbinden können und der Strom des Weltverkehrs sich zwischen ihnen hindurch bewege; doch hat, vorläufig die Panama-Eisenbahn[239] dem dringendsten Bedürfniß ein Ende gemacht. Ihre Beschaffenheit ist zwar noch von der Art, daß sie schon so manchem Passagier das Ende seiner ganzen irdischen Reise bereitet hat; aber das schreckt nicht ab, ihr den Vorzug vor der langsameren Umschiffung zu geben. Der Durst nach Gold ist im Menschen stärker als die Furcht vor dem Tode.

Thatsache ist's, daß die Aussicht auf Kaliforniens Schätze viel dazu beigetragen hat, der neuen Welt früher den eisernen Gürtel um die Enge zu legen als der alten; dagegen scheint bei dieser die andere Weise eines Verbindungsweges, die eines Kanals, eher zur Ausführung gelangen zu sollen. Riesenhaft ist der Gedanke, welcher die Landenge von Suez zur Verbindung des mittelländischen und rothen Meers in zwei Richtungen zugleich zu durchstechen sich vorsetzt: riesenhaft auch das erforderliche Mittel; denn man ruft das Kapital zur Beschaffung von 200 Millionen auf. Wir haben dennoch den Glauben, der Geist unserer Zeit werde vor der Durchführung eines Werkes nicht zurückscheuen, das auf die Reducirung großer Entfernungen berechnet ist. Gleich wie alle Arbeit des Menschen, in welchem Zweige seines Schaffens es seyn mag, nur darin besteht, Dinge mit einander in Berührung und Verbindung zu bringen, also verhält es sich auch mit seiner großen Aufgabe, die abendländische Civilisation rasch über den ganzen Erdball zu verbreiten. Die Mittel zur Lösung dieser Aufgabe richtig zu erkennen scheint unserem Jahrhundert vorbehalten geblieben zu seyn, und wenn auch die materielle Gewalt der Umstände und materielle Vortheile dabei als Faktoren wirken, so soll ihm dies sein Verdienst nicht nehmen.

Auch wird die Führung eines Kanals zur Verbindung des mittelländischen Meeres mit dem rothen Meere nichts dadurch an Werth verlieren, daß Aehnliches schon vor Jahrtausenden gedacht und versucht worden ist. Aegypten ist recht eigentlich die Wiege der europäischen Völkergeschichte und es wäre zu verwundern, wenn die Erbauer der Pyramiden und Ausrüster der ersten Entdeckungsreisen nicht

---

[236] Vasco da Gama, seit 1519 conde de Vidigueira (ca. 1469–1524).

[237] Ferdinand Magellan (portug. Fernão de Magalhães; 1480–1521).

[238] Am 24. Januar 1848 hatte James W. Marshall (1810–1885) bei Sutter's Mill, dem Bauplatz für ein Sägewerk auf der Ranch Neu-Helvetien des Schweizers Johann August Sutter (1803–1880), das erste Goldnugget entdeckt, wodurch ein regelrechter Goldrausch ausgelöst wurde, der bis 1854 andauern sollte.

[239] Die in den Jahren von 1850 bis 1855 von der „Panama Railroad Company" errichtete Eisenbahnlinie vom am Atlantik gelegenen Colón nach dem pazifischen Port of Balboa.

Hand an die zunächst liegende Arbeit eines solchen Verbindungsweges gelegt hätten. Herodot[240] nennt schon den König von Aegypten, Necho[241], Sohn des Psammetich[242], als ersten Gründer eines Kanals, der den Nil mit dem erythräischen[243] (rothen) Meer verbunden habe. Der Kanal soll vier Tagereisen lang und so breit gewesen seyn, daß zwei Triremen (dreiruderige Galeeren) neben einander hätten vorbeifahren können. Später haben die Römer und endlich die Araber unter dem Kaliphat das Werk wieder aufgenommen; der Kaliph Abud Schiaffaral Mansor[244] aber befahl, den Kanal zu verschütten, damit nicht den Aufrührern zu Medina[245] Lebensmittel auf demselben zugeführt werden könnten, und die Barbarei, in welche das Land später versank, ließ ihn in diesem Zustande bis auf unsere Tage. Bei der ägyptischen Expedition veranlaßte Bonaparte eine Vermessung und Nivellirung des Terrains durch seine Ingenieure; doch war die Eile, mit welcher diese zu Werke gehen mußten, wohl Schuld an dem sehr unzuverlässigen und, wie sich später zeigte, unrichtigen Resultate; denn sie hatten einen Unterschied von fast 10 Metern zwischen der Höhe des rothen Meeres bei Suez und der Bucht von Tineh[246] am Mittelmeere gefunden. Laplace[247] sprach sogleich seine Zweifel aus; englische Offiziere, die mit dem Barometer und siedendem Wasser vermessen hatten, erklärten den Unterschied zwischen beiden Meeren für wenig bedeutend; im Jahre 1847 endlich bildete sich eine Gesellschaft[248] zur Untersuchung der Landenge, an deren Spitze die Ingenieure Negrelli[249], Robert Stephenson[250] und Talbot[251] standen. Die von ihnen gefundenen Resultate ergaben einen Höhenunterschied von nur etwa 2 ½ Metern zwischen den beiden Meeren und die später auf Anordnung des Vicekönigs[252] von den Ingenieuren desselben vorgenommenen Nachmessungen bestätigten deren Richtigkeit.

Auf diese neueren Untersuchungen gestützt und zur genaueren Prüfung derselben trat kürzlich ein Verein der bedeutendsten Techniker und Kapitalisten zusammen. In dem Vorstande desselben, von Lesseps[253], war ein unermüdlicher, von der großen Idee begeisterter, sachkundiger Vertreter gefunden, und den rastlosen Bemühungen dieses Mannes gelang es, trotz aller Gegenbestrebungen, die der britischen Politik nicht fremd waren, die Koncession zum Kanalbau von der ägyptischen Regierung zu ermitteln und von der türkischen die Sanktion derselben auszuwirken. Der Kanal soll die kürzeste Linie

---

240 Der griech. Geschichtsschreiber Herodot von Halikarnassos (griech. Ἡρόδοτος Ἁλικαρνασσεύς, Hēródotos Halikarnasseús; 490/480–ca. 430/420 v. Chr.).

241 Der Pharao Necho II. (ägypt. N kꜣw, Nekau, „im Besitz der K-Kräfte“; reg. 610–595), dem die Schiffahrt besonders angelegen war.

242 Der Pharao Psammetich I. (ägypt. wꜣḥ-jb-rʿ, psmṯk; griech. Ψαμμήτιχος, Psammḗtichos; reg. 664–610), der Begründer der 26. Dynastie.

243 Griech. Ἐρυθρὰ θάλασσα, Erythrà Thálassa, „Erythräisches Meer“ (von griech. ἐρυθρός, erythrós, „rot“).

244 Abu Dschafar al-Mansur (arab. ابو جعفر المنصور, Abū Ǧaʿfar al-Manṣūr; 714–775), seit 754 der 2. Kalif der Abbasiden (siehe hierzu S. 56, Anm. 213).

245 Hiermit ist der Aufstand der Aliden (arab. العلويين, ʿAlawīyun) gegen die Abbasidenherrschaft (s. o.) im Jahre 762/63 in Medina (arab. المدينة المنورة, al-Madīna al-munawwara, „die erleuchtete Stadt“) und Basra (arab. البصرة, al-Baṣra) gemeint.

246 Die obengenannte Mittelmeerbucht wird in zeitgenössischen Publikationen als „Gun el Tineh“ bezeichnet; da die Gegend jedoch weitestgehend unbewohnt zu sein scheint, konnte sie anhand des zur Verfügung stehenden Kartenmaterials nicht näher lokalisiert werden. Nach dem Abgleich mit älteren Kartenwerken, müßte es sich hierbei aber um die Meereseinbuchtung bei Pelusium (siehe hierzu S. 62, Anm. 232) handeln.

247 Der frz. Mathematiker Pierre-Simon Laplace (1749–1827).

248 Die „Société d’Études du Canal de Suez“ war bereits im Jahre 1846 gegründet worden.

249 Der österr. Ingenieur Alois Negrelli (eigentl. Luigi Negrelli, seit 1850 Ritter Negrelli von Moldelbe; 1799–1858).

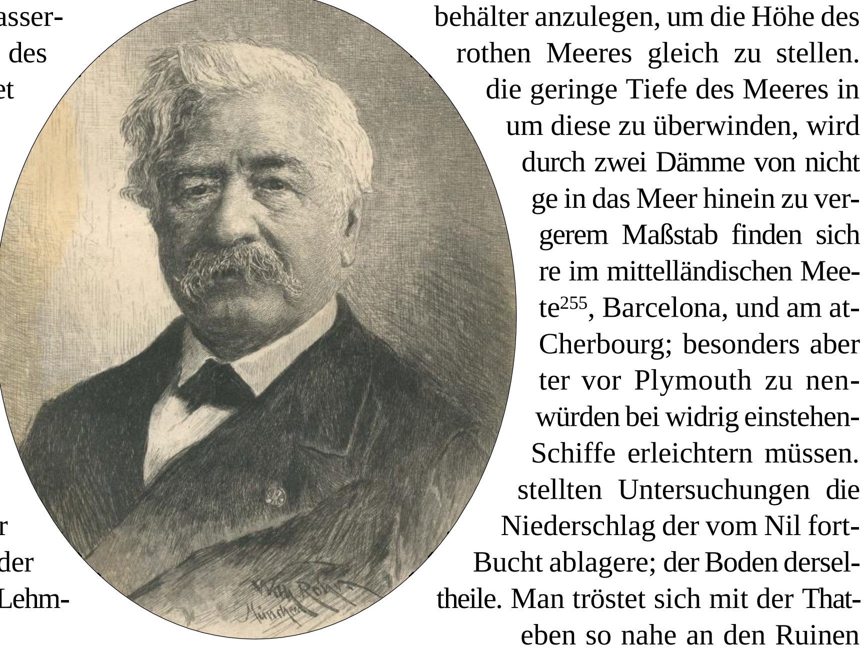
250 Der brit. Ingenieur Robert Stephenson (1803–1859).

251 Der frz. Ingenieur, Unternehmer und Politiker Paulin Talabot (1799–1885).

252 Mehmed Ali Pascha (siehe hierzu S. 57, Anm. 218).

253 Ferdinand Marie, vicomte de Lesseps (1805–1894). Die von Wilhelm Rohr (1848–1907) geschaffene Radierung wurde folgendem Werk entnommen: „Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. – Herausgegeben von Paul Lindau. – Dreiunddreißigster Band. […]“ (Breslau u. Berlin: S. Schottlaender 1885).

von Suez nach dem alten Pelusium, nehmen, 120 Kilometer (17 ½ deutsche Meilen[254]) lang, 40 Meter breit und auf einer Wassertiefe von 8 Fuß erhalten werden; bei Suez wäre mittelst zweier Hafendämme ein großer Wasserbehälter anzulegen, um die Höhe des Wasserspiegels im Kanal der des rothen Meeres gleich zu stellen. Die größte Schwierigkeit bietet die geringe Tiefe des Meeres in der Bucht von Pelusium dar; um diese zu überwinden, wird es nöthig seyn, den Kanal durch zwei Dämme von nicht weniger als 6000 Meter Länge in das Meer hinein zu verlängern. In freilich viel geringerem Maßstab finden sich dergleichen Werke mehrere im mittelländischen Meere, z. B. bei Genua, Cette[255], Barcelona, und am atlantischen bei Kadix[256] und Cherbourg; besonders aber ist der großartige Breakwater vor Plymouth zu nennen. Schleppdampfschiffe würden bei widrig einstehenden Winden die Abfahrt der Schiffe erleichtern müssen. Dagegen scheinen die angestellten Untersuchungen die Furcht zu beseitigen, daß der Niederschlag der vom Nil fortgeführten Erdtheile sich vor der Bucht ablagere; der Boden derselben enthält reinen Sand ohne Lehmtheile. Man tröstet sich mit der Thatsache, daß das Meeresufer noch eben so nahe an den Ruinen des alten Pelusiums ist, wie es die alten Geographen angeben. Von dem Hauptkanale aber soll, um die Verbindung mit Alexandrien herzustellen, eine Wasserstraße von gleichen Dimensionen nach dem Nil geführt werden und es ist wahrscheinlich, daß die Herstellung derselben, da sie wenig Schwierigkeiten bietet, viel früher vollendet werden wird, als der Hauptstrang nach Pelusium, wo ihn die unermeßlichen Hafenbauten und öde Ruinen erwarten. Gewiß wird die Stadt Alexanders viele Jahre voraus alle Früchte des neuen Welthandelswegs ernten, ehe nur auf dem wüsten Strande Pelusiums ein einziges Magazin emporsteigt, und sie wird es wohl möglich machen, auch für die Zukunft die Vortheile festzuhalten, deren Süßigkeit sie gekostet hat.



Ferdinand de Lesseps
(siehe hierzu S. 65, Anm. 253).

Die Erdarbeiten an sich, welche die Anlage erfordert, sollen keine sehr großen Schwierigkeiten darbieten. Gleich hinter Suez trifft man eine Ebene, die früher vom Meer bedeckt war, das noch eine Reihe salziger Gewässer zurück gelassen hat, gewöhnlich „die bitteren Seen“[257] genannt. Dann folgt ein höheres Tafelland, von welchem man in das Becken des See’s Timsah[258] hinabsteigt. Dieser liegt schon in der Mitte zwischen beiden Meeren und wird im Norden von einem Ausläufer der arabischen Gebirgskette begrenzt. Hier allein würde ein etwas tieferer Durchstich nöthig werden.

Die Kosten sind auf etwa 200 Millionen Franken veranschlagt, die Einkünfte auf etwas über 40 Millionen Franken und zwar aus folgenden Einnahmequellen: 1) Aus der Abgabe für die Befahrung des Hauptkanals, 2) für die Benutzung des Verbindungskanals mit dem Nil und Alexandria; 3) aus dem Anbau der der Gesellschaft verliehenen Ländereien und für die Bewässerung der Grundstücke anderer Privateigenthümer.

Die Belebung, welche durch die Eröffnung dieses neuen Weges dem Handel mit beiden Ufern des rothen Meeres, auf der afrikanischen, wie auf der asiatischen Seite, zu Theil werden muß, braucht wohl kaum angedeutet zu werden. Außerordentlich groß ist die für den europäisch-indischen Verkehr

---

[254] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[255] Sète in Südfrankreich.

[256] Das span. Cádiz (phöniz. 𐤀𐤂𐤃𐤓, ʾGdr, „die Mauer“; Tamaziɣt ⴰⴳⴰⴷⵉⵔ, Agadir, „die Mauer“; griech. Γάδειρα, Gádeira; lat. Gades; arab. قادس, Qādis).

[257] Der Große (arab. البحيرة المرة الكبرى, al-Buḥaira al-Murra al-Kubrā, „Großer Bittersee“) und der Kleine Bittersee (arab. البحيرة المرة الصغرى, al-Buḥaira al-Murra aṣ-Ṣuġrā, „Kleiner Bittersee“).

[258] Der Timsahsee (arab. بحيرة التمساح, Buḥairat at-Timsāḥ).

zu erwartende Zeit-Ersparniß. Der Weg von Hamburg nach Ceylon[259] um das Kap beträgt 14,650 Seemeilen[260], durch den Kanal 7600; von Havre eben dahin um das Kap 14,130 über Suez 7090; von Marseille in ersterer Richtung 14,300, in der letzten 5490; von Konstantinopel[261] 15,630 und 4759.

Bis der Kanal fertig wird, hat die von Alexandria nach Kairo gelegte Eisenbahn, deren Fortsetzung nach Suez jetzt in Vollendung[262] begriffen ist, die Bestimmung zu erfüllen, Alexandrien die kürzere und wohlfeilere Verbindung zwischen Indien und Europa zu sichern, und den Weltverkehr inniger an seine Geschicke zu fesseln. – Alexandriens Handel hat so große Fortschritte in der kurzen Zeit gemacht, seitdem ich die Stadt in diesem Buch schilderte (IX. Band) und seine Kräfte an Erfahrung und Kapital sind so gewaltig geworden, daß kaum zu fürchten steht, Pelusiums Nebenbuhlerschaft, die durch den Kanal droht, werde ihm wirklich Gefahr bringen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß der Kanal nur dazu beitragen wird, Alexanders große Intentionen vollständiger zu verwirklichen als es ihm selbst und seinen Nachfolgern möglich war, und die Stadt des Welteroberers in ihm das Mittel finden wird, ihren Verkehr und ihre Geltung über alle Zonen der Erde zu verbreiten.

[259] Heute Sri Lanka (singhal. ශ්‍රී ලංකා, śrī laṃkā; Tamil இலங்கை, ilaṅkai).

[260] 1 sm = 1.853,18 m.

[261] Siehe hierzu S. 56, Anm. 207.

[262] Die erste Teilstrecke der Eisenbahn zwischen Alexandria (siehe hierzu S. 54, Anm. 189) und Kafr az-Zayyat (arab. كفر الزيات, Kafr az-Zayyāt) konnte 1854 eröffnet werden; 1856 wurde die Strecke bis nach Kairo fertiggestellt.



ALEXANDRIEN.
GENERALANSICHT.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [269]-275.

Alexandrien.[263]

Der Europäer, welcher mit dem Dampfschiff Triest oder Marseille verläßt, um Egyptenland kennen zu lernen, tritt plötzlich in eine neue Welt. Die Uebersetzung von Europa nach Afrika wird auf der Ueberfahrt wenig vorbereitet und mit einem Male zaubert sich den äußeren und inneren Sinnen ein neuer Erdtheil vor mit neuen Lebensarten und Erscheinungen. So kommt es, daß man bei der Ankunft wie ein Träumender durch die Straßen zieht und auch da überall Etwas zu sehen glaubt, wo wirklich Nichts zu sehen ist.

Vom Meere aus betrachtet, erscheint die egyptische Küste zuerst als ein langer, schmaler, fahlgelber Streifen, ohne irgend welche Erhebung, ja, ich möchte sagen, ohne alle Umrisse, wie ein gewöhnliches landschaftliches Bild sie zu bieten pflegt. Erst, wenn man schon sehr nahe gekommen ist, unterscheidet das Auge die einzelnen Theile des Bildes, und von diesem Augenblicke an gewinnt es rasch mehr und mehr an Anziehung.

Die dunkle Masse, welche man für einen Wald gehalten hat, zertheilt sich in unzählige Windmühlen; ein alter Felsblock am Strande tritt als ruinenhafter Thurm vor das Auge; der blendende, weiße Streifen wird zu einer Häusermasse, über welcher sich so schlanke Minarets[264] erheben, daß sie in einiger Ferne fast dem Blicke entschwinden. Endlich klärt sich auch das einzige Dunkel im Bilde zum Palmenwald und nunmehr wird es dem Reisenden klar in der Seele, daß das Märchenland der „Tausend und einen Nacht“[265], in welchem der Geist so oft sich ergangen, vor dem leiblichen Auge erschaut wird.

Und wirklich märchenhaft wird es dem Nordländer zu Muthe, sobald das Schiff, welches ihn trägt, den gefährlichen Eingang des Hafens hinter sich hat. Eine wahre Flotte von Booten eilt dem ersehnten Fahrzeug entgegen. Halb nackende, sonnenverbrannte Araber handhaben Ruder und Steuer in eiliger Hast, drängen sich kühn an das noch durch die Fluthen schneidende Dampfboot heran, und streiten sich mit Worten und Geberden auf dem offenen Meere. Sobald der Anker gefallen, umschwärmen tausend verschiedene Laute das Ohr, und aus den Kehlen werden Töne laut, von denen man glauben möchte, daß kein Mensch im Stande wäre, sie hervorzubringen und noch viel weniger, sie zu verstehen. Diese eingeborenen Schiffer sind der erste Gruß, welcher das Morgenland dem Sohne des Abends entgegensendet, und krampfhaft fast zieht sich die Brust zusammen, weil diese Gestalten so gar schlecht übereinstimmen mit denen, welche eine rege Einbildungskraft früher sich ausmalte. Die Bootsleute sind

---

[263] Dem vorliegenden Artikel liegt das ebenfalls von Alfred Brehm (siehe hierzu S. 76, Anm. 287) verfaßte Werk „Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika oder den unter egyptischer Herrschaft stehenden Ländern Egypten, Nubien, Sennahr, Rosseeres und Kordofahn gesammelt auf seinen in den Jahren 1847 bis 1852 unternommenen Reisen […]. Erster Theil: Reise von Egypten nach Kordofahn und zurück“ (Jena: F. Mauke 1855) zugrunde.

[264] Das dt. Minarett geht auf das frz. minaret zurück, dem das osman. مناره, mināre zugrundeliegt; letzteres hat wiederum seinen Ursprung im arab.,منارة, manāra, ursprüngl. „Leuchtturm“, wörtl. übersetzt „Ort des Lichts“ oder „Ort des Feuers“ von arab. نَار, nār, „Feuer“.

[265] Die klass. Sammlung morgenl. Erzählungen „Tausendundeine Nacht“ (pers. هزار و یک شب, hazār-u yak šab; arab. ألف ليلة وليل, alf laila wa-laila).

die ersten Araber, mit denen man in Berührung tritt und wie wird man von ihnen behandelt! Als ein Stück Waare wird man betrachtet, von der Falltreppe herunter gerissen, in das Boot geworfen, vollständig seines eigenen Willens beraubt und durch die entsetzlichen Laute so eingeschüchtert oder verblüfft, daß man sogar den Fluch unterdrückt, welcher in gerechter Entrüstung ob solcher Behandlung schon auf den Lippen sitzt. Endlich stößt das Boot vom Dampfer und die durch Leidenschaft verzerrten, braunen Gesichter glätten und vermenschlichen sich allmälig, doch nur auf kurze Zeit. Das Ufer ist erreicht, und von Neuem stürzt eine Rotte der eingebornen Söhne des Landes über den armen Fremdling her. Eine schreiende und schimpfende Bande von Eseltreibern, welche ihre Thiere anpreist und ihre Genossen verhöhnt, drei und vier europäische Sprachen auf der arabischen Zunge umherwälzt und mißhandelt, daß das Wort alle Klangfarbe verliert und mehr errathen als verstanden wird, überfällt den Reisenden wie eine Räuberschaar, balgt sich mit ihm herum, schmeichelt ihm und schimpft ihn, bittet und zankt zugleich, kurz, peinigt ihn so lange bis er auf einen Esel sich setzt und nun wiederum als willenlose Masse auf diesem durch die Straßen gestoßen, von den furchtbaren Gurgeltönen gepeitscht, einem schlechten Wirthshaus überliefert und zum Schlusse noch geprellt wird. Das ist der Willkommensgruß, welchen Alexandrien bietet!

In den ersten Stunden, welche man auf der neuen Erde verlebt, glaubt man aber trotzdem wie von einem „Wachträumen umfangen“[266] zu sein; doch der Traum weicht nur zu bald der Wirklichkeit. Es ist für den Neuangekommenen ein höchst ergötzliches Schauspiel, durch die wogenden, belebten Marktstraßen des arabischen Viertels zu reiten; es bedarf geraumer Zeit, ehe das Auge sich gewöhnt, die so fremdartigen Eindrücke des Bildes aufzunehmen, ehe der durch das Neue so vielfach in Anspruch genommene Geist Zeit findet, das dem unserigen gerade entgegen gesetzte Wogen und Treiben des Morgenlandes zu erfassen: aber der Rausch, in welchen die Seele versetzt wird, ist ein kurzer. Denn schon nach den ersten wenigen Schritten, welche man oder vielmehr der Esel, auf dem man sitzt, gemacht hat, vernichten die altbekannten, europäischen Gestalten unter jenen uns so dichterisch erscheinenden der Morgenländer die Poesie der ersten Augenblicke, schleifen die in Träumen sich ergehende, im Märchen selbstständig mitwirkende Phantasie gewaltsam wieder in die Wirklichkeit zurück. Von der Sekunde an, wo man eigentlich festen Fuß gefaßt hat auf dem Lande, d. h., wo man in dem bequem gewohnten Wagen oder auf dem unbequemeren, dafür aber auch ungewohnten Esel Platz genommen hat, vergißt man den schlechten Empfang, der Einem wurde, und gibt sich willenlos den Eindrücken hin, welche allseitig auf die Seele einstürmen. Das durchaus Neue fesselt alle Sinne, und der Traum, in welchen sie sich versenken, ist überaus wohlthuend. Da tritt mit dem schwarzbefrackten Franken die ganze Nüchternheit des Abendlandes wieder vor das Auge und alle Dichtung ist verschwunden.

Der erste Eindruck kennzeichnet Alexandrien, die Stadt und das Leben. In ihr ist weder das eine noch das andere ganz, weder morgenländisch Noch abendländisch, weder mohammedanisch noch christlich. Einer Alles vernichtenden Fluth vergleichbar, welche das Land überschwemmt und nur noch einzelne höher gelegene Stellen verschont hat, wälzt Europa seinen Schlamm über das Morgenland und verwüstet da, wo die Fluth zuerst anprallt, das bisher Bestandene. Niemals gibt ein Volk dem Fremdling so ohne Weiteres seinen heimischen Herd preis; zähe hält es vielmehr an der Stätte seiner Geburt fest, und nur nach und nach weicht es vor dem Eindringling zurück, falls es nicht vorzieht, mit ihm sich zu verschmelzen.

Alexandrien ist ein Schlachtfeld, auf welchem jetzt das Morgenland und das Abendland streiten, und seit mehr als zwanzig Jahren gestritten haben. Mehr und mehr weicht das Araberthum, das morgenländische Gepräge, der sogenannten Civilisation. Bereits hat sich Europa ganzer Viertel der alten Stadt der Ptolomäer bemächtigt, und siegreich dringt es weiter und weiter vor. Aber noch ist der Kampf nicht entschieden; noch befindet sich Alles im vollständigsten Wirrwarr. Die eingedrungene Fluth hat bis jetzt nur verwüstet, nicht aber befruchtet; der Schlamm, welchen sie hereingeführt, hat sich noch nicht zu Boden gesetzt, das Gewoge noch nicht geklärt. Die halbreiche, fränkische Bildung und die Europäisirung hat Alexandrien wohl sein morgenländisches Gepräge und damit seinen Reiz genommen, ihm nicht aber auch das Große und Schöne einer europäischen Stadt gegeben, und deshalb ist dieser Hafen-

[266] Zitat aus dem von Bogumil Goltz (1801–1870) verfaßten Werk „Ein Kleinstädter in Aegypten. – […]“ (Berlin: F. Duncker 1853), S. 20.

platz der langweiligste und ungemüthlichste Ort, unter welchem ein in geregelten Verhältnissen erwachsener Mensch sich befinden kann. Lieber unter dem Zelt des Beduinen, lieber in der Hütte des Negers als in Alexandrien!

Iskanderia[267] liegt in der Wüste und auf einer von zwei Hafenbecken umgebenen Landzunge, welche sich ungefähr ¼ Meile weit in das Meer erstreckt. Die heutige Stadt nimmt darum den vierten Theil des Raumes ein, welchen sie zur Zeit der Ptolomäer bedeckte. Nur an wenigen Stellen hat man, seitdem ein Kanal[268] die süßen Fluthen des Nils bis hierher bringt, Gärten und Felder anlegen können: nach den übrigen Seiten hin betritt man die Wüste, sobald man ein Thor der Festung verläßt, oder gelangt, wenn man den schmalen Streifen fruchtbares Land durchschritten hat, welcher zu beiden Seiten des Kanals sich ausbreitet, an den Mareotissee[269], ein Wasser mehr einem Sumpfe als einem See ähnlich, welches gegenwärtig das Fruchtland der vorigen Jahrhunderte bedeckt. Westlich von Alexandrien und rein östlich erstreckt sich die Wüste meilenweit von der öden Küste des Meeres an. Dort wächst außer den Wüstengräsern nichts, und aus Mangel an süßem Wasser kann wohl auch niemals ein Anbau des Bodens dort Statt finden.

Rings um Alexandrien herum verkünden ungeheure Schuttberge, daß dort früher Straßen und Häuser standen, wo man auch nachgrub, überall entdeckte man Alterthümer. In Alexandrien selbst wird kein Haus gebaut, ohne daß man auf die Trümmer eines alten stieße. Mitten in der jetzigen Stadt liegen Säulenschäfte von bedeutendem Durchmesser, welche man an ihrer Stelle läßt, weil sie nicht schön genug sind, irgend ein Museum zu zieren und dem gewöhnlichen, nüchternen Bedarf des Steinmetzen oder Maurers zu gewichtig erscheinen. Hügel von etwa 80 Fuß Höhe, welche man namentlich nach Südosten oder in Alexandrien selbst findet, bestehen aus nichts Anderem, als dem Schutte der alten Stadt.

Den Neuangekommenen treibt es zuerst, diejenigen Punkte zu besuchen, welche von altvergangener Zeit Kunde geben. Man eilt zu den prachtvollen Obelisken[270], welche unter dem Namen „Nadeln der Cleopatra[271]" so berühmt sind: zu Blöcken von 71 Fuß Länge und fast 7 Fuß im Durchmesser am unteren Ende, ans einem Stück gehauen, bedeckt mit Bildern, welche mit unnachahmlicher Schärfe in den harten Granit gemeiselt wurden. Man besteigt den Hügel, auf welchem sich die Säule des Pompejus[272] oder, wie die Alterthumsforscher jetzt wollen, die Säule des Diokletian[273] erhebt. Sie ist es ja, welche, dem Minaret einer Moschee vergleichbar, hoch über die Gebäude der Stadt und über den Wald schlanker Palmen emporragt, mehr als 100 Fuß über dem Hügel, auf welchem sie steht; denn der Granitblock, welcher ihren Schaft bildet, ist allein 76 Fuß hoch. Man schifft über den Hafen hinweg zu den Katakomben[274] und zu den Bädern der Cleopatra[275], und wenn man auch seine Erwartungen getäuscht sieht, namentlich bei den letzteren, wenn man in den nach Belieben sich ausgemalten Bädern, welche das schöne, stolze, heldenbethörende, schlangentückische und durch die zu ihrem Andenken

---

[267] Alexandria nach arab. Schreibweise (siehe hierzu S. 54, Anm. 189).

[268] Der Mahmudyya-Kanal (siehe hierzu S. 58, Anm. 224).

[269] Der Mariotis-See (arab. بحيرة مريوط, Boḥēret Maryūṭ), südl. von Alexandria (siehe hierzu S. 54, Anm. 189).

[270] Engl. Cleopatra's Needles; Bezeichnung für die beiden ca. 1450 v. Chr. unter Pharao Thutmosis III. (ägypt. Ḏḥwtj msj(w), Djehutimes, „Thot ist geboren"; ca. 1486–1425 v. Chr.) angefertigten und in Heliopolis (ägypt. Ỉwnw, Iunu, „die Säulen"; griech. Ἡλιούπολις, Heliópolis, „Sonnenstadt"; arab. عين شمس, ʿAyn Šams, „Auge der Sonne") aufgerichteten Obelisken. Anderthalb Jahrtausende später wurden sie zur Zeit des röm. Kaisers Augustus (eigentl. Gaius Octavius; 63 v. Chr.–14 n. Chr.) nach Alexandria (siehe hierzu S. 54, Anm. 189) geschafft und vor der Tempelanlage des Caesariums aufgestellt. Im 19. Jhd. verschenkte die ägyptische Regierung beide Obelisken – der eine wurde 1878 in London, der andere 1881 in New York aufgestellt.

[271] Die Pharaonin Kleopatra VII. Philopator (griech. Κλεοπάτρα Θεά Φιλοπάτωρ, Kleopátra Theá Philopátōr, „Kleopatra, die vaterliebende Göttin"; 69–30 v. Chr.; Selbstmord).

[272] Siehe hierzu S. 57, Anm. 221.

[273] Gaius Aurelius Valerius Diocletianus (eigentl. Diocles, griech. Διοκλῆς, Dioklēs; zw. 236 u. 245–ca. 312), von 284 bis 305 römischer Kaiser.

[274] Die Katakomben von Kom esch-Schukafa (arab. كوم الشقافة, kom eš-šuqāfa, „der Scherbenhügel").

[275] Ein Ruinenfeld, das im 19. Jhd. als Bäder der Kleopatra ausgegeben wurde.

benannte Viper endende Weib besuchte, um sich den wollüstigen Leib zu frischen – wenn man in ihnen auch nur erbärmliche, aus den Felsen gehauene, 2 Fuß im Wasser stehende Becken mit reinlichem Kiesboden findet: was thut's? Man hat einen Begriff bekommen von Altegyptenland, ein Vorzeichen von Dem, welches man später erschauen wird. Und zugleich hat man noch Eins erreicht: man hat Alexandrien von allen Seiten aus betrachtet und das erste Bild einer morgenländischen Stadt mit allem seinen Sinnesbetrug in sich aufgefaßt, hat sich durch Sonne und Beleuchtung, durch das malerische Aussehen ruinenhafter Gebäude, durch von fern her Grüße winkende Palmenhäupter ein Gemälde vorlügen lassen, dessen Reiz verschwindet, sobald man ihm zu nahe kommt, wohl aber auch entschädigt für alle Täuschung, die man erleidet oder erlitten hat.

In Alexandrien selbst ist nichts zu sehen; – nicht einmal der große, freie Platz ist schön. Vor Jahren nannten wir Europäer diesen Platz von 800 Fuß Länge und 400 Fuß Breite die Sahaara[276] Alexandriens; jetzt ist er wohl mit Bäumen geschmückt, dem ohngeachtet aber noch zu keiner Oase geworden. Unter dem Pinsel unseres Malers stellt er sich als anmuthiges Bild dar, in Wirklichkeit ist er fade und langweilig, wie ganz Alexandrien. Aber er ist dennoch von Interesse für den Nordländer; denn er ist der Mittelpunkt des europäischen Lebens.

Hier stehen die größten Gebäude der Stadt, die Amtswohnungen der Konsuln, ausgezeichnet durch die langen Flaggenstöcke, von denen Sonn- und Feiertags die Farben Europa's wehen, hier finden sich die Gasthäuser, die Kaufläden, das Theater, die Börse, die Post, hier die einzige protestantische Kirche[277], welche Alexandrien besitzt, von hier aus führen gerade, rechtwinkliche, in einanderlaufende Straßen nach drei Richtungen hin, weiter und weiter vordringend, das Gewirr und Gemasche der arabischen Viertel durchbrechend und diese allgemach zur regelrechten Stadt umgestaltend. Aber auch dieser Platz ist wie Alexandrien selbst: – nicht vollendet, immer noch im Werden begriffen. Er gibt noch heute ein Bild der gezwungenen, bald widerstrebenden, bald sich hingebenden Vermischung zweier Völkergruppen, welche hinsichtlich ihres ganzen Wesens und Seins von einander so verschieden sind wie Feuer und Wasser.

Und dennoch bietet dieser Platz und seine Umgebung dem objektiv Beobachtenden gar Manches dar, was geeignet ist, die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Jeder Neuangekommene, und wäre er ein Schwärmer für das Morgenland und sein Volk, vergißt Araber und Araberthum über seinen Landsleuten, den Europäern; denn er lernt durch sie Zustände kennen, welche er sich kaum träumen ließ, Zustände, wie sie jede neue Ansiedelung Europamüder, alt herkömmlichem Gebrauch Ausweichender zu zeigen pflegt. Ungeachtet der im Verhältniß zur ganzen Bevölkerung noch immer geringen Zahl der Europäer beginnt sich deren Uebergewicht doch mit jedem Tage fühlbarer zu machen. Mohammed Ali[278], der Mann, welcher den größten Dank der Europäer verdient und den wenigsten erhalten hat, verlieh den nach Egypten Einwandernden vollkommene Glaubens- und Gewerbefreiheit. Das von Mohammedanern bewohnte Land könnte manchem christlichen Staate, was die Duldsamkeit anlangt, als Vorbild dienen, die von den Strenggläubigen unserer Zeit „Heiden" gescholtenen Bekenner des Islahm [sic!] die blindwüthenden, und doch ohnmächtig Eifernden, die vor keinem Mittel zurückschrecken den Frömmler Europa's beschämen. Die Grundsätze, von denen Mohammed Ali ausging, sind großartig wie er selber es war; aber die Freiheit, welche er gab, ist zu groß für eine Versammlung von Schurken, unter denen der rechtliche Mann wie ein Verfehmter erscheint. Auch Recht und Gesetz sind in Egypten und zumal in Alexandrien erst im Werden. Die Europäer haben ihre Beschützer und Richter in dem Konsul, welcher ihr bezügliches Volk vertritt, aber der Weg von Alexandrien bis zu den Ministerien des heimathlichen Landes ist weit und die Gerechtigkeit in Alexandrien nicht blind, sondern schielend nach derjenigen Seite hin, welche Gewinn verspricht. Noch heutigen Tages leben die Europäer in vollständiger Anarchie und selbst diejenigen Konsuln, welche es ehrlich und redlich meinen, haben diese Anarchie noch nicht bewältigen können.

[276] Die Sahara (arab. صحراء, ṣaḥrāʾ, „die Wüste").

[277] Wohl die nach Plänen von James William Wild (1814–1892) 1854 fertiggestellte St Mark's Anglican Church.

[278] Mehmed Ali Pascha (siehe hierzu S. 57, Anm. 218).



Der GROSSE PLATZ in ALEXANDRIEN.

Bibliograph: Institut in Hildburghausen.

Es ist nicht zu verkennen, daß sich die Verhältnisse der in Egypten lebenden Europäer mit jedem Jahre bessern: – aber noch im Frühling des Jahres 1862 ging eine Gesellschaft von Franzosen und Deutschen, unter denen sich der Schreiber dieser Zeilen befand, nur mit dem Revolver in der Tasche aus, und zehn Jahre früher war es am hellen Tage nicht rathsam, gewisse Straßen des europäischen Viertels zu betreten. Namentlich aus Italien ist in der Neuzeit der Abschaum des Landes nach Egypten gegangen, und die seit uralten Zeiten berüchtigten Griechen oder auch die Malteser gelten mit Recht neben diesem italienischen Gesindel als der Auswurf Europa's. Kein Jahr vergeht, ohne daß die Geschichte Alexandriens mehrere der gröbsten Verbrechen zu verzeichnen hätte! Ueber die nicht minder abscheulichen Verbrechen gegen die Sittlichkeit, gegen gute Lebensart schweigt diese Geschichte ganz, weil sie die Menge des Stoffs nicht zu bewältigen vermöchte. Nicht blos einmal ist in Alexandrien Mord vorgekommen, ohne daß der Mörder bestraft worden wäre: feige Meuchler sind durch ihre eigenen Konsulate bedeutet worden, Egypten zu verlassen, weil der Richter erfuhr, daß der dem Gesetz Verfallene und dennoch Freigegebene von der Blutrache[279] bedroht wurde. Zu Zeiten nimmt der Diebstahl so überhand, daß die allersonderbarsten Vorkehrungen getroffen werden müssen. Noch im Jahre 1852 fand man allwöchentlich Morgens Menschen in den Straßen, welche durch Dolchstöße entweder getödtet oder doch schwer verwundet worden waren: die Thäter waren nur Europäer.

Diese traurigen Zustände werden Dem, welcher das Leben der Europäer in Alexandrien kennen lernt, leicht begreiflich. Das Klima und der leichte Gelderwerb fördern den Hang zum Müßiggang mehr, als ein ungebildeter, ungesitteter Mensch ertragen kann. Für den Handel ist das mittelländische Meer nur ein kleines Binnenwasser, und die Weinberge Spaniens, Frankreichs, Italiens und Griechenlands sind nahe genug, um die durstige Kehle des Müßiggängers zu erfrischen. Bald wird aus dem Tagedieb ein Lump, aus dem Lumpen ein Gauner, aus dem Gauner ein Spitzbube und Mörder. Und nicht nur die sogenannten „gemeinen" Leute sind verrufen wegen ihrer Sittenlosigkeit: die Vornehmen, d. h. in Alexandrien Diejenigen, welche mehr Geld als andere Leute haben, sind mindestens ebenso schlecht als jene. Viele sind erst durch Verbrechen, durch Wucher, betrügerischen Bankerott reich geworden, vielleicht auch durch ein zur rechten Zeit gemischtes Pülverchen: gibt es ja doch keine Todtenschau, und muß doch die Leiche so schnell als möglich begraben werden! Dem Reichen wird in Alexandrien Alles verziehen. Das Leben eilt so schnell, ist so vielfachem Wechsel unterworfen, daß das Gestern wenig kümmert. Der Kaufmann, welcher heut wegen betrügerischen Bankerotts in Untersuchung steht, kann morgen irgend wo in Egypten am rothen Meere, z. B. in Massaua[280], Konsul sein.

Sowie das Leben nach Außen hin sich zeigt, ist es im Innern der Familie. Die Treulosigkeit der Alexandriner ist zum Sprüchwort geworden. Sorgfältig wacht die egyptische Creolin[281] über ihren Ruf, so lange sie unverheirathet ist; hat sie jedoch einen Mann dauernd an sich gefesselt, dann treibt sie es so, als wollte sie das Versäumte nachholen. Daß die Männer um kein Haar besser sind als die Frauen, versteht sich von selbst: in Alexandrien spricht man aber gar nicht von der Treulosigkeit der Männer, man redet nur von Frauen: es ist „pikanter!"

Rechtlich denkende Europäer, denen diese Verhältnisse bekannt sind, suchen ihnen so viel als möglich zu entgehen. Die Deutschen z. B. wählen sich, wenn sie zu etwas Vermögen gekommen sind, fast immer eine Lebensgenossin, welche ihnen das den Uebrigen fehlende Glück in der Ehe zu bieten verspricht: sie holen sich aus ihrer Heimath ein Weib nach Egypten. Fast darf man behaupten, daß die Deutschen und die Engländer, welche ebenfalls sehr an den heimischen Sitten festhalten, die einzigen glücklichen Europäer Alexandriens sind. Alle die Mischlingsehen der hier vereinigten verschiedenen Völkerschaften Europa's schlagen gewöhnlich nicht zum Guten aus; und noch schlimmer ist es, wenn ein Europäer es sich einfallen läßt, mit Koptinnen und Araberinnen, oder, wie es oft genug geschieht, mit gekauften Sklavinnen in wilder Ehe zu leben. Solche Frauen sind in den meisten Fällen noch schlimmer als jene, welche sie vermeiden wollten: selbst die Italienerinnen haben noch immer viele Vorzüge

[279] Qisās (arab. قصاص, qiṣāṣ), das Prinzip der Wiedervergeltung im islam. Recht der Scharia (arab. شريعة, šarīʿa, im Sinne von „Weg zur Tränke, Weg zur Wasserquelle, deutlicher, gebahnter Weg", auch „[religiöses] Gesetz").

[280] Die Hafenstadt Massaua (arab. مصوع, Muṣawwaʿ) in Eritrea.

[281] Span. criollo, der Kreole; in Süd- und Mittelamerika die Nachkommin weißer Einwanderer; hier wohl in diesem Sinne auch auf den Orient angewandt.

vor diesen morgenländischen Weibern voraus. Wenn man sich die oft bethörende Schönheit der Levantinerinnen[282] wegdenkt, bleibt unendlich wenig übrig, und der Anfangs in süßen Rausch der Sinne versetzte Ehemann lernt gar bald den nackten Werth kennen. Aber auch hier scheut regelmäßig nur der Gebrannte das Feuer. Die meisten Neuangekommenen Europäer rennen fast blindlings in ihr Verderben. Am besten sind noch diejenigen daran, welche sich mit einer Koptin auf Zeit verheirathen, d. h. eine Art von Ehevertrag abschließen, welche es ihnen jederzeit erlaubt, sich von dem Weibe zu trennen, falls der vermeintliche Engel sich in einen Dämon verwandeln sollte. Zwischen Europäern und solchen Koptinnen gibt es wenigstens immer noch ein Band: das Christenthum; dieses Band aber fällt weg, wenn ein Europäer, wie gar häufig geschieht, eine Verbindung mit einer Araberin eingeht. Eine solche zeigt sich von vorn herein als eine liederliche Weibsperson; denn nur die schnödeste Gewinnsucht fesselt sie an einen Ungläubigen; ja sie konnte gar nicht mit einem Europäer bekannt werden, wenn sie nicht schon früher ein aller Zucht und Sitte arabischer Frauen bares Weibsbild war. Früher war es geradezu undenkbar, unmöglich, daß eine rechtliche Araberin vor einem fremden Manne, sei er Christ oder Mohammedaner, entschleiert sich zeigte; die letzten zehn Jahre aber haben in Egypten Unglaubliches geleistet, und die alte arabische Zucht und Sitte, welche ihr sehr Gutes hatte, ist fast gänzlich geschwunden. Seitdem der eiserne Weg die beiden Hauptstädte Egyptens verbindet[283], hat das eigentliche Araberthum einen Umsturz erlitten, dessen Folgen sich noch gar nicht absehen lassen. Schon das Eine ist schlimm genug: aus den züchtigen Frauen des Delta's sind Metzen[284] geworden! Es ist als ob ein Pesthauch von der Eisenbahn ausströme, rechts und links von diesem Schienenwege ist die alte Sitte ganz geschwunden. Heutzutage kommen Verbindungen zwischen Europäern und Araberinnen häufig vor; noch vor zehn Jahren waren sie selten, aber schon damals richteten sie jedesmal den Mann zu Grunde. Doch wir wollen die verschiedenen Verhältnisse, welche gerade in Alexandrien zwischen den fremden europäischen Männern und den verschiedenen Frauen, welche diese Stadt vereinigt, nicht weiter verfolgen; denn die Bilder, welche sich uns aufrollen würden, sind gar zu traurig, und in dem Vorstehenden ist eigentlich schon genug gesagt.

Mit dem liederlichen Lebenswandel der Alexandriner geht ein außergewöhnlicher Luxus Hand in Hand. Alle europäischen Erzeugnisse sind in Alexandrien selbstverständlich theurer als in Europa, aber auch die sonst in Egypten so billigen Lebensmittel stehen hoch im Preise. Die nächste Umgebung von Alexandrien erzeugt nichts, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse müssen also von weit herzugeführt werden. Das Brennholz kommt ans Syrien, Anatolien und Kleinasien herüber; die Theuerung des Fleisches steigert den Preis der so häufigen Fische; die wenigen Gärten, welche bis jetzt entstanden sind, genügen, was die Erzeugung von Früchten anlangt, nicht dem zehnten Theil der Einwohnerschaft. Wie überall, sind auch hier die Lebensmittel der Maßstab der Preise für alles Uebrige. In Alexandrien muß viel verdient werden, weil man viel braucht, und weil man größere Summen leicht verdient, braucht man viel. Der Luxus tritt hier in wahrhaft lächerlicher Weise zu Tage. Man schleudert das Geld, so zu sagen, zum Fenster hinaus, versucht Alles auf die Spitze zu treiben, ruinirt sich, versumpft, verfault im Schmutze der unedelsten Armuth oder schwingt sich wiederum durch dieses oder jenes Verbrechen empor. Das ist in Alexandrien der Lauf der Welt.

Die ganze Last solches Lebens muß schließlich der Handel tragen, und er ist bis jetzt auch noch immer eine sichere Quelle zur Erwerbung eines gewissen Reichthums. Wenig außereuropäische Hafenorte stehen in so regelmäßiger Verbindung mit Europa als Alexandrien. Dampferlinien, welche in Alexandrien zusammen laufen, durchschneiden nach allen Richtungen das mittelländische Meer. Im Winter sieht man oft vier- bis fünfhundert Schiffe im alten Hafen liegen. Gegenwärtig gibt es auch Telegraphenlinien nach Europa, nach Suez, Oberegypten u. s. w. Man hat eine geordnete Briefpost zwischen den Hauptstädten des Landes und Europa: kurz für das Nothwendigste ist gesorgt, und wenn die arabische Liederlichkeit und Gleichgültigkeit auch allen diesen europäischen Anstalten aufgeprägt erscheint, geht doch das Ganze so leidlich seinen Gang.

---

[282] Histor.-geogr. Bezeichnung für die Bewohner der Länder am östlichen Mittelmeer (von mittelfrz. levant, der Osten).

[283] Siehe hierzu S. 67, Anm. 262.

[284] Veraltet für Prostituierte.

Nach dem Mitgetheilten wäre es überflüssig, von dem arabischen Leben Alexandriens zu reden. Dasselbe hat kein Gepräge, keine Eigenthümlichkeit mehr. Wer es kennen lernen will, muß nach Kairo[285] wandern: diese alte Saracenenstadt[286] wird sich noch Jahrzehnte hindurch ihren Charakter erhalten, und eben weil sie durchaus noch ein Ganzes und Einiges ist in ihrer Art, erscheint ihr gegenüber Alexandrien so traurig, so langweilig. doch das Ganze so leidlich seinen Gang.

B.[287]

[285] Kairo (kopt. ⲕⲁϣⲣⲱⲙⲓ, Kashromi; arab. القاهرة, al-Qāhira, „die Starke“ bzw. „die Eroberin“; osman. قاهره, Ḳāhıre bzw. مصر, Mıṣır, „Ägypten“).

[286] Der Begriff Sarazenen (von lat. sar[r]acenus; wahrscheinl. über die arab. Bezeichnung شرقيون, šarqīyūn, „Menschen des Ostens“ für die semitischen Bewohner Nordwest-Arabiens, von arab. شرقي, šarqī, „östlich“) bezeichnete ursprüngl. einen im Nordwesten der arab. Halbinsel siedelnden Volksstamm. Mit der islamischen Expansion wurde der Begriff in lat. Quellen und im christl. Europa zur Sammelbezeichnung für die islamisierten Völker verwendet, die ab etwa 700 n. Chr. in den Mittelmeerraum eindrangen.

[287] Das „B.“ steht für den durch sein „Tierleben“ berühmt gewordenen Alfred Edmund Brehm (1829–1884), der aber zuerst als Reiseschriftsteller reüssierte.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 43f.

Meinen Freunden!

Ich lobe den Herrn, denn er hat mich erhalten; ich freue mich des Herrn, denn noch lebe ich und kann wirken unter meinen Brüdern; ich preise seine Gnade, denn ich darf noch wallen in seinem hohen Tempel und von der grünen Erde aufwärts schauen in seine Sternenaugen voller Liebe. Nach langer Krankheitsnacht schimmerte der Tag der Genesung wieder morgenroth, und der Regenbogen neuer Hoffnungen steht glänzend am Himmel. Habt Ihr auch verzagt, Ihr Freunde! wie ich verzagt habe? O gewiß Viele von Euch hörten schon die Todtenglocke über meinem Grabe läuten, und gedachten mein in jener andern Welt, wohin die Seelen über Särge wandeln. Doch mein gebrochenes Auge blieb nicht geschlossen für immer; mein erstes Leben ist noch nicht geendet, in den Armen meiner Lieben empfing ich die Wonne des menschlichen Daseyns neu aus des Allmächtigen Vaterhand.

Ja, ich bin recht glücklich, daß ich noch lebe, daß ich noch verkehren kann mit den Menschen und mit ihnen und für sie arbeiten. Die Tage, die noch kommen: – ich zähle sie nicht. Jeder ist ein Geschenk, für jeden will ich dem Geber danken. Und füllen sich auch nicht alle Klüfte der Seele, welche die Krankheitsfluth gerissen hat, wieder mit Kräften an, wird mir auch nicht der Vollbesitz von Ehedem wieder, bleibe ich auch entfremdeter der Geisterwelt und in niedrigere Regionen herabgezogen: so will ich mich erinnern, wie reich mein früheres Daseyn begabt gewesen, wie ich mein Theil in Fülle gehabt, und Zufriedenheit soll hinfort der Rahmen seyn um meine spätere Armuth. – Es wird Euch nicht verborgen bleiben, Freunde, daß ich noch nicht völlig genesen bin. Bald genug werdet Ihr bemerken, daß, häufiger als ehedem, dem Funkenspiel meines Geistes das entzündende Feuer gebricht und meinen Worten die magnetische Kraft in minderem Grade beiwohnt, welche Herzen anzieht, dem Auge den Glanz der Begeisterung verleiht und zur lebendigen Theilnahme spornt an dem Kampf der Tugend, des Rechts, der Wahrheit und der Freiheit aller Orten.

Mein stiller Vorsatz hängt nach wie vor unverrückt an seiner hohen Stelle: nur ich, der Mensch, stehe jetzt um so viel tiefer auf der umrollenden Erde. Seyd deß eingedenk, Ihr Lieben! Erinnert Euch, daß die Blüthenkronen meines Geistes noch welk sind, daß noch geknickt sind seine Aeste und daß es der Zeit viel bedarf, sie wieder aufzurichten. Uebt deshalb Nachsicht und beurtheilt die Leistungen, welche meine geschwächte Kraft Euch bietet, mehr dem Willen, als der That nach.

Geschrieben, nach fünfmonatlicher Krankheit, am 26. Oktober 1842.

Meyer.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 49-51 u. 88f.

CCCLXXXIX. Das Lauterbrunnenthal in den Berner Alpen (Schweiz).

„Lauterbrunn, Thal des Lieblichen und Wundervollen, des Schauerlichen und Erhabenen, wer dich nicht selbst gesehen hat, wage es nicht, dich zu beschreiben! –"[288] so mahnt Matthisson[289]. Auch ich sah dich nicht, und so folge ich gern der Schilderung eines Freundes, den du vergangenes Jahr entzückt hast.

„Es war ein warmer, heiterer Juniabend, als ich auf der kleinen Terrasse vor dem gastfreien Lauterbrunner Pfarrhause saß, versunken in den Anblick der glühenden Gletscher und der alle Firnen und Hörner des Gebirgs überragenden Jungfrau, welche ihr ewig starres Haupt 13,000 Fuß hoch in den blauen Aether hebt. Halb im Schatten ruhte unter mir, still und verborgen wie manche gute That, das Dörfchen Lauterbrunn mit seinen zerstreuten Hütten und lichtgrünen Wiesen und Weiden. Unzählige Quellen durchrieseln und beleben das enge Thal, und von den himmelhohen Felswänden herab stürzen sich, in Dunst aufgelöst, brausende Bergbäche. Einer derselben ist der berühmte Staubbach[290], einer der schönsten und merkwürdigsten Wasserfälle der Schweiz. Weiter im Thale hinauf bricht sich ein anderer berühmter Wassersturz, der des Trümmelbachs[291], mit furchtbarem Getöse, über und durch den hohen Mönch den Weg zum Abgrund. Unersteigliche Berge, mit ewigem Schnee bedeckt, schließen das Thal und zwingen den Wanderer zur Umkehr."

„Die Umgebung Lauterbrunns ist nicht weniger romantisch, als das Thal selbst, und jeder, der herkommt, pflegt deshalb einen oder ein paar Tage da zu verweilen."

„Den nächsten Morgen in aller Frühe bestieg ich, in Begleitung eines Führers, zuerst die kleine Scheideck[292], welche das Lauterbrunnerthal vom Grindelwald scheidet und am Fuße der Jungfrau liegt. Auf dem Sattel ergötzt die imposanteste Ansicht des Grindelwalds mit seinen beiden colossalen Gletschern, und im Hintergrunde steigt die große Scheideck[293] auf, über welche der Weg nach dem Rosenlaui-Gletscher, dem Reichenbach und nach Meyringen[294] führt. – Wir setzten, den stachelbewaffneten Alpenstock in der Hand, über mehre Klafter[295] dicke, festgefrorne Schneefelder, an Abgründen hin und über Schluchten und Spalten. Wie von Edelsteinen übersäet, so blitzte und flimmerte vielfarbig in der Morgensonne die Schneedecke. Rund um mich her ragten weit über die bewohnbare Welt hinaus die Eisgebirge. Ich bewunderte; doch mit viel größerer Bewunderung vor der eigenen Natur wurde ich erfüllt, als mein Führer auf die Stelle an einer fernen Gletscherwand hindeutete, wo Agasiz[296] mit seinen Freunden Bohrversuche und Beobachtungen veranstalten, um das Wesen der Gletscher und ihr räthselhaftes, selbsthätiges Wirken im Gebirgshaushalte zu erforschen."

„Wie kühn ist doch der menschliche Geist in Beseitigung der Hindernisse seiner wissenschaftlichen Ausbildung, und wie eben so unersättlich als ehrwürdig ist der Durst nach höherer Erkenntniß, welcher die Edelsten durchdringt! Hoch über dem Bohrthurm kreiste ein Steinadler still und einsam,

---

[288] Trotz Quellenhinweis so nur in „Meyer's Universum zu finden".

[289] Der dt. Dichter Friedrich von Matthisson (1761–1831).

[290] Der 297 m hohe Staubbachfall.

[291] Die Trümmelbachfälle.

[292] Die Kleine Scheidegg.

[293] Die Große Scheidegg.

[294] Meiringen.

[295] Als Längenmaß geht das Klafter auf die Spanne zwischen den ausgestreckten Armen eines erwachsenen Mannes zurück und wurde traditionell mit 6 Fuß definiert, entsprach also etwa 1,80 m.

[296] Der Schweizer Biologe und Geologe Louis Agassiz (1807–1873).

und knüpfte gleichsam des Menschen Trachten an den Himmel. Lange ruhete mein Blick auf dem Punkt im Aether, wo der Adler schwebte. Andacht kam in meine Seele, und ich sah hinan, wie der Gläubige einer Vorsehung aus den Weltstürmen zum Himmel sieht, und fand Trost und Kraft, zu überwinden. Die Stimme meines ungeduldigen Führers störte mich aus meiner Betrachtung und gab mich der Erde zurück. Ich schaute umher; welche Herrlichkeit! Die ganze Kette des Hochgebirgs mit seinen Jöchern und Gräten, den hochanstrebenden Hörnern und Zacken – über alle das gewaltige Schreckhorn und das finstere Aarhorn[297] – lag vor mir aufgedeckt. Ich hörte die dumpfen Töne fern-stürzender Lawinen, wie Rollen des Donners, und lauschte unheimlichem Geflüster und Knistern in der Tiefe, zuweilen aufgeschreckt vom Krachen berstender Eismassen oder zusammenbrechender Schneegewölbe fast unter meinen Füßen. Ueberall offenbarte sich das Walten verborgener Kräfte und unsichtbares Leben. – Nach langem Zaudern folgte ich dem mahnenden Führer zur Heimkehr. Wir nahmen einen andern Weg über einer Reihe grüner Alpenmatten, auf welchen jodelnde Hirten ihre Heerden weideten. Mehre Sennhütten lagen zerstreut am Pfade. Nach meiner Gewohnheit ging ich an keiner vorüber, ohne einzusprechen. In allen traf ich jene biedern, unverdorbenen Menschen, die rechten Angehörigen eines hochsinnigen Volks, welches so nahe dem Himmel zu wohnen verdient, und unter allem Wandel der Zeiten deutsche Art und Kraft, in Fleisch und Geist, treu und unversehrt bewahrt hat.“

„Eine andere und eine der schönsten Partien um Lauterbrunn wurde mein nächstes Wanderziel: – der Rosenlaui-Gletscher, der sich mit seinen ungeheuern, blauweißen Krystallen und Würfeln bis rief herunter in’s wilde Bergthal von Reichenbach herabzieht. Dicht am Fuße des Eisbergs liegen die Gebäude des Rosenlaui-Bads, ein zweites Gastein, nur noch romantisch-wilder als jener berühmte Kurort Tyrols.“

„In naturwissenschaftlicher Beziehung gehört das Lauterbrunnenthal und dessen Gegend zu den interessantesten in der ganzen Schweiz. Vorzüglich wird es von Geognosten häufig besucht. Welche mannichfaltige Aufgaben stellen aber auch diese Gebirge der Forschung! Die Formationen sind von dem verschiedensten Alter, und ihre aufeinandergethürmten oder gestürzten Massen sind entweder redende Zeugen von urplötzlichen Umwälzungen, oder jenes Neugestaltens, welches Millionen Jahre lang die arbeitenden Naturkräfte beschäftigt. Und wie inhaltsschwer sind diese Jahrbücher für den kundigen Beobachter, diese Felsen, an denen Aeonen[298] gebildet und zertrümmert haben, diese Rümpfe und Ruinen von ganzen Gebirgen, welche umgestürzt wurden und nun die Thäler und Abgründe mit ihrem Staube füllen, über die sie herrschten! – Ernst mahnen diese Gräber der Alpen an die Vergänglichkeit alles Hohen und Festen auf Erden; wenn wir aber ihre grünen Decken sehen und die neuen, oft so schönen Bergformen, die aus dem Schutte der alten entstanden: so predigen sie zugleich die Ewigkeit des waltenden und gestaltenden Geistes, dessen unvergänglicher Hauch alles Geschaffene durchdringt. Erkenntniß kehrt dann in der Seele ein, ihre Zweifel schwinden und klar wird, daß alles Untergehen ein Wiederaufgehen bedingt, eben so, wie Sonnenaufgang von Sonnenuntergang bedingt ist. In jedem fallenden Stäubchen sehe ich dann das Streben zum Neugestalten, und jeder sterbende Wurm beweist mir meine Unsterblichkeit. Ja, überall, in Allem, was mich umgibt, lese ich die Worte des Dichters:

Und hat der Geist die Erdenbahn vollendet,
Schwingt er sich auf, zum ew’gen Licht gewendet.[“][299]

[297] Das Finsteraarhorn.

[298] Äon (griech. ὁ αἰών, ho aión, „Lebenszeit, Leben, Generation, Zeit, Zeitdauer, Zeitraum, Zeitalter, Ewigkeit“).

[299] Dieses Zitat findet sich nahezu identisch in Philipp Friedrich Poeschels (1769–1838) „Predigten auf alle Feste des Jahres mit Predigten am Geburtstage des Regenten, nebst einem Anhange, sechszehn Grabreden enthaltend […]“ (Augsburg u. Leipzig: Jenisch und Stagesche Buchhandlung 1829), S. 348; der Druck der Textpassage legt jedoch ein Zitat aus anderer Quelle nahe; vielleicht handelt es sich hierbei um ein Gebet oder Kirchenlied.



LAUTERBRUNNENTHAL
im der Schweiz

CCCCV. Das Wetterhorn und der Rosenlaui-Gletscher
in den Berner Alpen.

„Im Riesenbau des Alpengebirgs ist das Berner Oberland ein Sanktuarium,“[300] bemerkt Bonstetten[301]; man könnte hinzufügen: ein Sanktuarium in Trümmern. Ueberall, durch das ganze Gebirgsland, treten die Zeugen gewaltsamer Zerstörungswuth vergangener, weit über jede menschliche Geschichte hinausreichender Zeiten auf und seit unzähligen Aeonen nagt eine langsame, immer fortgehende Verwitterung an den, dem Scheine nach der Ewigkeit trotzenden Colossen. Das Prachtgebäude der Berner Centralalpen ist im Grunde nichts, als eine Ruine, deren himmelanstrebende Mauern Schutthügel umgeben. Aber diese Ruine des Urgebirgs ist herrlich und erhaben über alle Beschreibung. Tiefe Thäler, Spalten und Schlünde zerreißen es in allen Richtungen und bieten auf den höhern Standpunkten dem Auge eine furchtbar-schauerliche Versammlung von Pyramiden, Obelisken, Gebirgsmauern und Bollwerken dar, deren Häupter über die Wolken ragen und zu deren Füßen die tiefen Thäler als finstere Klüfte erscheinen. Nackte, senkrechte, oft überhängende Wände, Schluchten, oft mit Gestein überschüttet, durch welche die Alpenströme Sturz auf Sturz herabdonnern, grotesk emporstrebende Gebirgsgestalten und ungeheuere Felshörner: das sind die Hauptgesichtszüge, welche der Wanderer an den Berner Alpen wahrnimmt. Nie sieht man einen gleich-fortlaufenden Höhenzug. Die Spitzen der Berge sind gemeinlich an den obersten Enden ausgefressen, gezähnt, zackig; oft endigen sie nadel- oder hornförmig, weshalb sie auch von den Bewohnern Piks, Hörner etc. genannt werden. Die meisten dieser Gipfel hat der Schöpfer mit glänzenden Schnee- und Gletschermänteln umhüllt, und wenn sie in der Morgen- und Abendbeleuchtung purpurrothe Strahlen von sich werfen, erscheinen sie wahrhaft wie Gebirgs-Könige auf ihren Thronen.

Auch ist jene Ruinenwelt nicht todt, sondern eine Welt voller Leben. Selbst die Leiber der höchsten Berge sind nur scheinbar erstarrt unter ihrem kalten Gewande; denn allenthalben hört man das Rauschen herabstürzender Wasser, welches beweist, daß unter dem Eise der Gletscher ein reges Leben wohnt. Tausende von Rieseln stürzen sich krystallklar aus den Höhen zu den Schluchten und Thälern nieder, welche eine Fülle der anmuthigsten Schönheiten bergen, und wo kräftige, betriebsame, von der Freiheit beglückte und glückliche Menschen wohnen. Blühende Städte prangen an den Füßen der Hochgebirge, während droben jede grüne Alpe eine Heerde nährt und Hütten der Senner trägt. Selbst die Ränder der Gletscher sind mit Blumen umsäumt, und auf dem ewigen Schnee keimt noch das Algenleben, welches rosenroth an den Firnen schimmert.

Zwischen Lauterbrunnen und Meyringen, auf einer verhältnißmäßig kurzen Strecke, drängen sich die erhabensten Schönheiten des Berner Hochgebirgs zusammen und sorgfältig erhaltene Saumpfade führen jährlich die Tausende hinan, welche herkommen, die Herrlichkeit zu schauen und zu bewundern. Alle Gipfel sind mit ewigem Eise umhüllt und von allen Bergseiten hängen die Gletscher bis tief in die Thäler hinab. Hier ist das eigentliche Reich des Eises, ein Reich voller Pracht und Majestät.

Auf der Scheideck, über welche ein Saumpfad nach dem Oberhaslithal hinabführt, ist der Punkt, von dem aus der Künstler das schöne Bild aufnahm, welches diese Worte begleiten. Aus einem weiten Cyklus von Berghörnern, Zacken und Thürmen tritt hier, groß und erhaben, das Wetterhorn hervor, nur von der nahen Jungfrau an Höhe übertroffen, aber nicht an Schönheit. Fast cirkelrund, wie die Mauern einer Riesenburg, starren die beschneieten, 12,000 Fuß hohen Zacken des Gipfels in den blauen Aether, und aus ihrem Schooße wälzen sich die grünlich-glänzenden Eismassen des Rosenlaui-Gletschers hinab, eines der herrlichsten der ganzen Schweiz.

Merkwürdig ist das Echo an dieser Stelle. Nicht hundertmal, mehr als tausendfältig gibt es jeden Ruf zurück. Anfangs gleicht es einem rollenden Donner, dann dem Rasseln unzähliger Wagen; allmählig löst es sich in das Gemurmel eines rieselnden Baches auf, zuletzt in Quellengelispel, bis es verhallt.

---

300 Trotz Quellenhinweis so nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

301 Der Schweizer Schriftsteller Karl Viktor Freiherr von Bonstetten (1745–1832).



DAS WETTERHORN
in der Schweiz

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 51f.

CCCXC. Der Zuger See in der Schweiz.

Dreimal heilig ist mir Zug's stille, klare Fluth: denn Tell's That ward auf ihr geboren und sein Kirchlein steht an ihrem Ufer. Seitdem die Geistersonne der Freiheit ihre ersten Aufgangsstrahlen blutigroth über Zug's Gewässer geworfen hat, seitdem ist sie höher und immer höher gegen den Zenith heraufgestiegen. Schon leuchtet sie vielen Völkern, schon spiegelt sie ihr Bild in vielen Meeren, und in mehr als einem Welttheile schimmert's auf den Auen im Morgenthau. Darum sey gepriesen, o See, an dem die Freiheit die ältesten Jubelfeste feiert.

Der Zugersee ist unter den bekannteren schweizer Wasserbecken der Alpen der kleinste. Er ist vom Vierwaldstädter See nur durch eine sehr schmale Landzunge geschieden. Weil er überall von hohen Gebirgen eingeschlossen ist, so hat er was Düsteres, Schwermüthiges in seinem Wesen. Nur bei'm Städtchen Zug, an der Nordseite, wird die Landschaft heiterer. Der Canton, dem er den Namen gibt, gehört zu den ältesten der Schweiz. Er ist der kleinste von allen: denn 6 Quadratmeilen groß, bleiben ihm, da davon der See 4 einnimmt, nur 2 Geviertmeilen Land übrig. Gleichwohl hat das kleine, streng demokratische Gemeinwesen schon ein Halbjahrtausend fest bestanden, und die Menschen, meistens Alpenhirten, leben hier, bei großer Einfalt der Sitten und von Abgaben nicht bedrückt, glücklich und zufrieden.

Von dem Zugersee steigt der 7000 Fuß hohe Rigi steil empor. Es wird dieser Berg jährlich von 30 bis 60,000 Reisenden besucht, und die Fahrt auf seinen Gipfel knüpft sich mit einer auf dem See gewöhnlich zusammen. Der Weg geht vom Ufer fast treppenartig aufwärts, unter dichtem Waldschatten hin. Im Sommer ist er herrlich! Dann überall rieselnde Quellen, duftende Blumen und schmetternder Vögelgesang. Herkömmlicher Weise rasten die Rigiwanderer, die vom See heraufsteigen, unterhalb der Kuppe am Kapuzinerkloster, wo nicht weniger als 5 Wirthshäuser stehen, und vollendenden Weg nach dem Rigi-Kulm, d. h. der höchsten Spitze des Bergs, am andern Morgen, ehe der Tag graut, bei'm Geleite einer Laterne, um vor Sonnenaufgang oben zu seyn. Hat man den rechten Augenblick zur Abfahrt gewählt, und das Glück, einen hellen Morgen zu treffen, dann sieht man bald nach der Ankunft oben den letzten Schleier der Dämmerung sinken, und zwischen den weißen Nebelfloren in Osten die ersten goldnen Strahlen des jungen Tages zucken. Glänzende Rosengluth überzieht allmählig Berg und Thal. – Wohl Dir, wenn Dich nicht, wie es leider! meist der Fall ist, der Lärm und der schale Witz roher Gesellen stört, und Du die majestätische Herrlichkeit des Sonnenaufgangs in Gemeinschaft der großen Natur in stiller Andacht mitfeiern kannst. Schöner sieht man das prächtige Schauspiel von keinem Punkte der Erde.

Folgt dann die Helle des Tags, so entzückt Dich eine unermeßliche Aussicht. Du siehst die Hochalpen der Schweiz im weiten Halbzirkel, der fast zwei Drittheile des ganzen Horizonts einnimmt. Alle ihre Häupter strahlen, wie in Glorien. Dann die zwölf blauen Seen in der Tiefe. Nordwärts ist Hügelland, mit prangen den Auen, Feldern und Wäldern, mit vielen Strömen, Städten, Flecken und Dörfern, den tausend Weilern, den Schlössern und Burgen: – Alles ist so klar, man hat das weite Land wie eine kolorirte Reliefkarte vor sich. Der Jura, die Vogesen, der Schwarzwald bilden den Rahmen auf dieser Seite. Das Ganze ist ein Panorama, an Umfang ungeheuer, an Herrlichkeit unaussprechlich. –

Unterm Kulm steht ein Wirthshaus; dahin zieht die Wandererschaar zum Frühstück, wenn die gesättigte Seele dem Körper sein Stimmrecht gönnt. Das Haus ist weit; doch kann es oft die Menge nur zum kleinsten Theile fassen. Vom Kulmwirthshause neigt sich der Weg allmählig und anmuthig unter der mannichfaltigsten Aussicht 3 Stunden lang hinab zum See, wo stets Nachen der Kommenden harren,

um sie nach einer der vier Waldstädte zu rudern, oder an der Landzunge zu landen, von wo der Weg, an Tell’s Kapelle[302] vorbei, zurück nach Zug führt.

[302] Eigentl. befindet sich die Tellskapelle am Ufer des Vierwaldstättersees, drei Kilometer südl. des Dorfes Sisikon.



ZUG AM ZUGER SEE
in der Schweiz

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 53f.

CCCXCI. Tetuan[303] in Marocco.

Wenige Meilen von Europa’s Südspitze, dieser gegenüber, beginnt das Sultanat Marocco[304], das man sonst auch ein Kaiserthum geheißen hat. Es erstreckt sich über den schönsten Theil von Nordafrika. Mit einem warmen, gesunden Klima und großer Fruchtbarkeit des Bodens hat Gott das Land gesegnet, aber der Fluch einer unbeschränkten Despotie hat es menschenleer und größtentheils zur Wüste gemacht.

Während im westlichen Europa der Besitz jedes Fleckchen Landes theuer erworben werden muß, während in den meisten dieser Lander der Arme vom Grundbesitz gänzlich ausgeschlossen ist, und oft nicht einmal den kleinen Raum eigen nennen kann, auf dem er sein müdes Haupt niederlegt, sind hier, am Thore des Welttheils, tausende von Meilen des fruchtbarsten Bodens von der Kultur unberührt, meist ein Aufenthalt rechtloser Sklaven, oder der wilden Thiere.

Warum wurden nicht längst schon hier Colonieen gegründet? warum ist nicht längst dies Land dem europäischen Fleiße, der europäischen Civilisation überantwortet? Warum brauchte man nicht längst hier das Schwertrecht, das gegen Nachbarn gleichen Glaubens und gleichen Stamms anzuwenden man, bis auf die neueste Zeit, sich nie gescheut hat? Es handelt sich hier ja nicht um eroberungssüchtige Zwecke. Wenn Europa die schlechte maroccanische Despotie umstürzt, dann wirkt es nicht für Unterdrückung und Unterjochung der Völker, sondern für ihre Erlösung aus schmählichen Fesseln. Die Colonisation Nordafrika’s ist überdies bereits zu einer Lebensfrage für Europa erhoben, und sie kann nur verzögert, nicht umgangen werden. Namentlich drängt es England und drängt es Deutschland, über kurz oder lang dem System der alten Staaten zu folgen und eine Auswanderung im Großen zu reguliren, damit der Ueberfluß ihrer Bevölkerung entfernt werde; denn außerdem muß die Uebervölkerung neue und furchtbare Uebel zu den alten fügen und das sociale Gebäude in seinen Grundfesten zerrütten. Australien, Neuholland[305], selbst Nordamerika (da dessen nähere, östliche Provinzen der Auswanderung keinen Raum mehr bieten) liegen zu fern für die wegzuschaffenden Hunderttausende. Am gelegensten ist die Küste von Nordafrika, und deren Besitzergreifung kann nicht durch kleinliche Bedenken gehemmt werden, sobald sie das eiserne Gesetz der Selbsterhaltung gebietet. Schon hat Frankreich in der Occupation und Ansiedelung Algeriens[306] das Beispiel gegeben. Marocco kann und wird dem gleichen Schicksal nicht entgehen[307], sey es heute oder morgen.

Die besten Landschaften des Sultanats sind gerade die, welche uns zunächst liegen: – die Küstenstriche nämlich am mittelländischen Meere. Jetzt sind diese schönen Gegenden nur dünn bevölkert, kaum besitzen sie zwei Städte von einiger Bedeutung: Tanger[308], Gibraltar gegenüber, und etwas weiter östlich Tetuan. Dieser Ort, mit 20,000 Einwohnern, treibt beträchtlichen Handel mit Südfrüchten und andern Produkten des Landes nach Spanien und Italien. Man erkennt hier das spanische Blut noch, ob-

---

[303] Tétouan (nach der frz. Schreibweise; arab. تطوان, Tiṭwān; Tamaziɣt ⵜⵉⵟⵟⴰⵡⵉⵏ, Tiṭṭawin, „die Augen“; span. Tetuán).

[304] Arab. المغرب, al-Maġrib, „der Westen“; Tamaziɣt ⵍⵎⴰⵖⵔⵉⴱ, Elmaɣrib.

[305] Neuholland ist die veraltete Bezeichnung für Australien.

[306] Frankreichs Besetzung Algeriens ab 1830.

[307] Zwar hatten sich Frankreich und Spanien bereits im 19. Jhd. partiell in Marokko festsetzen und dadurch großen Einfluß ausüben können, doch sollte es erst 1912 mit dem Vertrag von Fès (arab. معاهدة فاس, muʿāhada fās; frz., Traité de Fès; 30. März) zur Umwandlung Marokkos in ein frz. Protektorat kommen. Erst am 2. März 1956 sollte das Land – mit Ausnahme der span. Exklaven Ceuta (arab. سبتة, Sabta; Tamaziɣt ⵙⴰⴱⵜⴰ, Sabta) und Melilla (arab. مليلية, Melīlya; Tamaziɣt ⵎⵕⵉⵜⵛ, Mṛitc) – wieder seine Unabhängigkeit erlangen.

[308] Arab. طنجة, Ṭanğa; Tamaziɣt ⵜⵉⵏ ⵉⴳⴳⵉ, Tin Iggi.

schon es sich vielfach mit dem maurischen mischte; selbst altspanische Sitten treten noch hervor, reiner oft, als in Spanien selbst. So ist die Vorliebe für Gesang und Saitenspiel unter der Bevölkerung allgemein, und nicht minder die altspanische Lust an den Kampf- und Wettspielen des Cirkus und der Rennbahn. Fast jedes Fest wird mit Lanzenspiel und Wettrennen in der alten Arena begangen, die gegenwärtig der größte Marktplatz ist; an solchen Tagen kommt die Bevölkerung von nah und fern herbei, und die flachen Dächer sind ringsum angefüllt mit Zuschauern zu Tausenden.

Tetuan's Lage ist wunderschön. Terrassenartig ist's auf der Abdachung eines Vorgebirgs gebaut, um geben von gartenreichen, immer grünenden und immer blühenden Thälern. Nordwärts ist die Aussicht nach beiden Meeren weit offen, im Süden thürmt sich ein Amphitheater von Bergen auf, das bis zum schneebedeckten großen Atlas ansteigt, und Stadt und Gegend vor dem versengenden Hauche der Wüste schirmt. Doch ist die reizende Vorstellung, welche die Fernsicht von Tetuan gibt, mit dem ersten Schritte durch's Thor verschwunden. Das Auge sieht Verfall, Schmutz und Elend. Die Gassen sind ungepflastert, enge, krumm; die Häuser niedrig, armselig, ohne Fenster; die Menschen, der Mehrzahl nach, halbnacktes, zerlumptes Gesindel von allen Farben: Mauren, Neger, Araber, Juden. Letztere sind, wie überall in den Staaten des Orients, hier rechtlos; aber was ihnen das Gesetz versagt, erwirkt ihnen Schlauheit und Gewandtheit. Alle Geschäfte in Marocco sind in ihren Händen und sie sind fast allein im Besitz alles Reichthums im Lande.



TETUAN IN MAROCCO

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 63-66.

CCCXCV. Ulm.

In einem freundlichen Thale der hier schon schiffbaren Donau, an der Marke zweier Königreiche, liegt die uralte Hauptstadt des Schwabenlands, Ulm, sonst frei, groß, stark und reich; jetzt eine der guten Städte Würtembergs. Es ist der Sitz der Behörden eines Kreises und Oberamts.

Der goldene Tag Ulms ist längst vorüber; doch steht seine Gegenwart dem Morgen näher als der Mitternacht. Schon die Urgroßväter sahen die Sonne untergehen, und die Aeltern der jetzigen Generation haben die schwärzeste Nacht und das tiefste Weh überstanden. Geht auch die Nachkommenschaft der Lebenden noch im Zwielicht und Morgennebel, dauert es auch noch eine Weile, bis die Sonne wärmend durchscheint und der glänzende neue Tag da ist: so kann er doch nicht ausbleiben; die Zeit und ihre Verhältnisse verheißen ihn zuversichtlich. In der sich rasch vorbereitenden Umgestaltung des commerziellen und industriellen Lebens Deutschlands und Europas überhaupt muß Ulms glückliche Lage an dem Punkte, wo der größte Strom des Welttheils[309] zuerst Schiffe trägt, zur vollen Geltung gelangen. Es wird ihm die Vermehrung der Bevölkerung, des Gewerbfleißes und Wohlstandes aus derselben Quelle fortströmen, aus der sie ihm vor Jahrhunderten so reichlich floß.

Schon offenbart sich das neue Gedeihen Ulms mehr und mehr mit jedem Jahre. Die Bevölkerung, welche vor drei Dezennien unter 12,000 gesunken war, hat sich seit dem Frieden auf 18,000 erhoben, und Handel und Industrie haben sich in gleichem Verhältnis gemehrt. In den theilweise verödet gewesenen Straßen ist wieder ein rühriges Leben, der verarmte Handwerksstand kräftigt sich allmählig, und der anscheinend ganz erstorben gewesene Unternehmungsgeist der Ulmer treibt neue Schößlinge zu starken Aesten. Der Ulmer Handelsstand war vor ein paar Jahrzehnten an den Börsen fast verschollen; jetzt gebietet er wieder über große Hülfsmittel, den uralten Ruf der Energie, Thätigkeit und Sparsamkeit hat er sich neu erworben und er erntet seine Früchte. Im Allgemeinen geht Ulm auf gleicher Linie mit Nürnberg, Augsburg und Regensburg stätig, wenn auch nicht eilig, den Weg des Gedeihens und Verjüngens.

Und auch darin ist es jenen Schwesterstädten gleich, daß es das wohlbewahrte, alte Gewand nicht leichtfertig abwirft, sondern es liebend putzt und sich zu erhalten sucht. Das gemüthliche Gesicht der alten, süddeutschen, großen Reichsstädte schaut Einem in Ulm noch frisch an: – die unregelmäßig in einander geschlungenen, dabei aber reinlichen und wohnlichen Straßen, die Häuser mit den hohen Giebeldächern, Spitzen und Wetterfahnen, die sonnigen Erker, die unregelmäßigen, nur dem Gesetz wohnlicher Bequemlichkeit dienenden Fenster, die sogenannten Guckhäuslein, und das Guckhütlein (so nennt man nämlich ein auf dem Dache zur Aussicht in's Freie angebrachtes, kleines, freundliches Gemach) sind noch da. Der große Vorraum vieler Häuser heißt noch immer hier „die Laube," der uralte, ehemalige Sammelplatz der Familie, der Freunde und Nachbarn nach gethaner Arbeit zu Gespräch, Gesang und Saitenspiel. Er ist häufig mit Ziegelplatten auf Art der Mosaik ausgelegt und mit Gemälden ausgeschmückt. Doch verschwindet in neuerer Zeit dieser Theil der Häuser schneller: denn da, bei der Zunahme der Bevölkerung, der Raum werthvoller geworden ist, so wird er häufig zu Läden oder Wohnungen umgebaut.

Ulms große Zeit hat manches schöne Monument zurückgelassen: den weltberühmten Münster, das Rathhaus, den Kaiserhof (jetzt sogenannten Neuen Bau) u. a. m. Vor allem ist der Münster ein der Gegenwart kaum begreifliches Zeugniß von dem, was religiöse Begeisterung und Gemeinsinn über die Bürgerschaft einer mäßig großen Stadt vermochten; es ist räthselhaft, wie es möglich war,

[309] Die Donau (griech. Ἴστρος, Istros; lat. Danubius, slowak. Dunaj, ungar. Duna, serbokroat. Дунав/Dunav, bulg. Дунав, Dunav; rumän. Dunărea; osman. طونه, Ṭūna).

sie zu Werken zu ermuthigen, die zu unternehmen manches Reich jetzt nicht wagen würde. Dem Cölner Dom allein (wenn er ausgebaut seyn wird[310]) steht der Ulmer an Masse nach, und, von fern gesehen, wirkt er auf die ihn umgebende Häusermasse wahrhaft erdrückend. Der Maßstab ist so ungeheuer, daß er die Möglichkeit eines Vergleichs ausschließt, und die ihn umgebenden stattlichen und großen Wohnhäuser (er steht frei auf einem ansehnlichen Platze) erscheinen dem Betrachter klein und zerbrechlich. Des Münsters äußere Dimensionen sind: Länge 485, Breite 200, Höhe 141 Fuß. Sechs Zugänge führen in den Tempel; der prachtvolle Haupteingang ist unter dem Thurme, der, obschon unfertig gelassen, doch nahe an 400 Fuß hoch ist. Fertig würde er, die große Pyramide von Gizeh ausgenommen, das höchste Gebäude der Welt geworden seyn[311].

Das Fundament dieses Baucolosses ruht auf einem Rost von Ulmenbäumen. 1377 wurde der erste Stein gelegt. Hundert und drei Jahre hatte der Bau gedauert, da wurde die Kirche geweiht. Dann wurden noch 122 Jahre am Thurme fortgebaut. Aber inzwischen war die neue Zeit herangekommen, und vor dem Wissen und der Erkenntniß, die sie mitbrachte, trat die Religion in den Hintergrund. Der Enthusiasmus für den Bau nahm ab, die Goldquellen, welche das Unternehmen nährten, rieselten schwächer. Der Hader in der Kirche öffnete der Menge die Augen. Zu ihrem Siechthum trat auch die Erschlaffung des Reichs, und die Krankheit des Hauptes verbreitete sich durch alle Glieder. Die freien, einigen Gemeinwesen in den Reichstädten zerrissen in Parteiungen, sie verwandelten sich in Oligarchien, und eine trugvolle, tyrannische Familien Kliken-Politik trat an die Stelle geschirmter Bürgerfreiheit. Bis in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreitete sich die Lähmung, Gleichgültigkeit für öffentliche Werke trat an die Stelle der Theilnahme, und mit dem Erstarren der politischen und religiösen Formen erstarb auch der letzte Hauch der Begeisterung, der die Seckel von Arm und Reich über zwei volle Jahrhunderte lang zur Fortsetzung des Riesenwerks offen gehalten hatte. Da erschien der Tag, wo die Steinmetzen die letzte Löhnung faßten und Schicht war fortan am Münsterbau für immer. 1502 wurde der Thurm, erst zu zwei Drittheile fertig, eingedacht; was in der Kirche noch zu ergänzen war, blieb ebenfalls unvollendet, was aber spätere Zeiten hinzugethan, war nicht Zier, sondern Unzier und Verunstaltung. Den nachfolgenden Geschlechtern, die unter ganz veränderten Verhältnissen und ihren Einflüssen groß gezogen worden, fehlte das Verständniß, den Architekten mangelte die Einsicht in die bedeutungsvolle Tiefe des ursprünglichen Bauplans. Den alten Baumeistern war Alles Symbolik, die Formen waren ihnen nur die Träger des Gedankens; die neueren hingegen, da die Begeistigung verflogen, sahen blos starre, todte Bilder der Willkühr oder der Humoresken Laune, und im Verhältniß, wie die innere Anschauung erblindete, bildete sich bei ihnen der Begriff der Berechtigung aus, andere willkührliche Formen an die Stelle der älteren zu setzen. Im Uebermuthe unkünstlerischen Selbstgefühls drängte, so hier wie anderwärts, die neuere Architektur gegen alle Schranken an, die ihre Nichtachtung des Alten hemmen wollten. Was dieser barbarische Umbildungstrieb anfing, das vollendete nachher wirkliche Zerstörungssucht. Mit Mäßigung hatten die Reformatoren im Beginn nur das Gerechteste begehrt; aber von der antagonistischen Gewalt auch ihrerseits zur Gewalt getrieben, konnte bald das Maß nirgends mehr gefunden werden, und plumpe Rohheit, wohl auch Habsucht, der nach den Kirchenschätzen gelüstete, mischte sich darein und fand ein weites Feld, ihren Leidenschaften zu stöhnen. Die Reformation war damals der weite Mantel, der gar vieles Schändliche verhüllte. Während der bilderstürmenden Epoche wurde auch der Münster seines Schmucks zumeist beraubt[312]. Zwei und fünfzig Altäre und viele Capellen wurden weggerissen, die Heiligenstatuen, viele Gemälde und unzähliger Zierrath abgenommen und verschleppt oder vernichtet und von der harmonischen Auszierung des herrlichen Gotteshauses blieb blos Einzelnes zurück. Die öden Wände wurden während des dreißigjährigen Krieges noch öder. Später zwar hat die Kunst sich zur neuen Ausschmückung versucht; was sie that, war jedoch des Hauses nicht würdig und meist eben so dürftig, als geschmacklos. Erst 1817, bei Gelegenheit

---

310 Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 220, Anm. 759) hatte am 4. September 1842 den Grundstein zur Fertigstellung des Kölner Doms gelegt. Am 15. Oktober 1880 wurde unter Beisein des deutschen Kaisers Wilhelm I. (1797–1888) der Abschluß des Dombaus feierlich begangen.

311 Der am 31. Mai 1890 vollendete 161,53 m hohe Turm ist noch immer der höchste Kirchturm der Welt (siehe hierzu auch S. 96, Anm. 340).

312 Beim Bildersturm vom 19. Juni 1531 waren über 60 Altäre entfernt worden, darunter auch der Hauptaltar.

des Reformationsfestes, ist für die Restauration des Tempels Besseres geschehen. Aber unendlich viel ist noch zu thun übrig und ein Ausbau, dem ursprünglichen Plane gemäß, wäre der Zeit wohl würdig, die es unternommen hat, in Cölns Dom die größte architektonische Idee aller Zeiten und Völker zur vollendeten That zu machen. – Der Chor des Ulmer Münsters ist derjenige Theil, welcher von den Stürmen der Reformation am meisten verschont blieb. Seine trefflichen, wohlerhaltenen Glasmalereien sind das Beste, was die (nun neuerstandene) Kunst in Süddeutschland aufzuweisen hat. Vor dem Chor steht der Hauptaltar mit Hans Schäuffelins[313] herrlichem Bilde, die Einsetzung des Abendmahls. Von Martin Schaffner[314], Dürer's[315] Zeitgenossen, ist der Gemäldeschmuck im Chore selbst; die schönen Bildschnitzereien eben da fertigte Daniel Meth[316]. Ein kunstvolles Sakramenthäuschen, in Gestalt einer Pyramide, steht neben dem Chor, ein Werk des Meisters Jörgen Surlen[317] um 1570. Von derselben Hand sind die Chorstühle geschnitten worden und das vortreffliche Christusbild in der Vorhalle; auch die kunstvolle Kanzel und der Taufstein.

Das Ulmer Rathhaus ist noch älter als der Münster und stand schon 1360. Auch da ist in den vielen Zimmern und Sälen mancher Schatz alter Kunst verborgen; aber Vieles ist schlecht gehalten, unpassend aufgestellt und bleibt fort und fort vernachlässigt. Im großen Rathsaale waren ehedem die Sitzungen der schwäbischen Reichsstände, als deren Haupt Ulm eine Zeitlang großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Reichs besaß. Im Gewölbe unter demselben modert das schwäbische Archiv, eine Masse von Dokumenten und für die ältere Geschichte des Vaterlandes ein Schatz, welcher der Hebung wohl vergeblich harren wird. Hier befindet sich auch ein merkwürdiges Werk des großen Keppler[318], ein Hohlgefäß von Kupfer, auf welchem alle damals gangbaren Hohlmaße genau angegeben sind. – Tief unter dem Rathhause, wie unter dem Capitol des römischen Senats, sind scheußliche Kerker, in welchen die herrschenden Patrizier, nach der Unterdrückung der Bürgerfreiheit, den von Zeit zu Zeit heftig erwachenden Freiheitssinn der Bürger zu zügeln wußten. Man sieht noch die Folterkammer, man sieht noch die Kloben[319] in der Mauer und an den Pfeilern, zur Ankettung der unglücklichen Schuldigen und der schuldlosen Opfer.

Fort aus diesen Schauergewölben und in Ulms lachende Umgebung! Den dichten Gartenkranz um die verfallenen Wälle fassen wir recht in s Auge, denn wir sehen ihn nicht wieder. In einigen Jahren wird er verschwunden seyn. Ulm soll ja wieder ein Waffenplatz ersten Ranges[320] werden. Wunderlicher Plan! während die Künste und Interessen des Friedens, Eisenbahnen und andere Dinge, den Krieg für immer würgen, baut man Festungen! –

---

[313] Hans Schäufelin (ca. 1480/1485–ca.1538 o. 1540).

[314] Martin Schaffner (ca. 1478–nach 1546).

[315] Albrecht Dürer d. J. (1471–1528).

[316] Das Chorgestühl war in den Jahren 1469 bis 1474 vom Schreiner und Bildhauer Jörg Syrlin d. Ä. (ca. 1425–1491) unter Mitarbeit des Bildhauers Michel Erhart (ca. 1440/45–nach 1522) geschaffen worden.

[317] Das Sakramentshaus stammt von der Hand Moritz Ensingers (ca. 1430–1483).

[318] Das Eichmaß des Astronomen Johannes Kepler (siehe hierzu S. 253, Anm. 864).

[319] „gespaltenes holzstück, zum klemmen, festhalten. wie alts., galt es mhd. als fessel, fuszfessel" (DWG, Bd. 11, Sp. 1215).

[320] Die Bundesfestung Ulm war – neben Landau, Luxemburg, Mainz und Rastatt – eine von fünf dt. Bundesfestungen und Europas größte Festungsanlage. Sie war 1842 begonnen und 1859 fertiggestellt worden und sollte in Friedenszeiten eine Besatzung von 5.000 Soldaten des Bundesheeres umfassen; im Kriegsfall rechnete man sogar mit bis zu 20.000 Soldaten. Die Gesamtkosten für die Befestigungsanlage werden heute auf 16.500.000 fl. (siehe hierzu S. 94, Anm. 335) geschätzt.



ULM

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 55f.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 12 u. 140.

Ulm.

„Venediger Macht, Augsburger Pracht, Nürnberger Witz, Straßburger Geschütz und Ulmer Geld behält den Preis in der Welt“, – ein Sprüchlein aus der Zeit vor der Kirchenverbesserung, welches schon lange nicht mehr gilt – am allerwenigsten das Ulmer Geld, an dessen Stelle heut zu Tage höchstens noch Ulmer Brod[321], Ulmer Schnecken[322] und Ulmer Pfeifenköpfe[323] von sich reden machen. Damals freilich, als es, die trotzigste im Bund der schwäbischen Städte, manches Paroli dem Kaiser zu biegen [sic!] wagte, als es prunkte mit so berühmten Namen seiner Söhne, wie des gelehrten Agricola[324], Melander[325], Beham[326], des Meisters Syrlin[327], des Holzschneiders Schultes[328], als noch 120,000 Freie-Reichsstädter Bürgerskinder an dem Reichthum Ulms geschäftig waren und seine 400 Leinwandfabriken mit allen Ländern Europa's verkehrten, das Ulm von damals verdiente wohl, mit den vier vornehmsten Städten des Mittelalters in einer Reihe genannt zu werden. Mit der Auffindung neuer See- und Handelswege nach dem Orient, mit der Entthronung der Königin der Adria und dem Entfallen des Dreizacks aus den gelähmten Händen der deutschen Hansa fing das Ulmer Geld an außer Kurs zu kommen, der dreißigjährige Krieg rüttelte an den Grundvesten der reichsstädtischen Macht, furchtbare Seuchen decimirten und verscheuchten die Bevölkerung, der Erbfolgekrieg[329] im Anfang und der Franzosenkrieg am Ende des 18. Jahrhunderts gaben der Stadt gar den Gnadenstoß und Macks[330] schimpfliche Uebergabe im Feldzug von 1805 heftete auch noch einen Schandfleck der deutschen Waffen an seine Mauern.

---

321 Ein Feingebäck.

322 Im 18. und 19. Jhd. wurden pro Jahr ca. 500 Tonnen schwäb. Schnecken zum Verzehr nach Wien geliefert, wo das Faß mit 10.000 Schnecken einen Preis zwischen 25 und 40 fl. (siehe hierzu S. 94, Anm. 335) erbrachte.

323 „Pfeifenköpfe von Holz, gewöhnlich von Birkenmasern künstlich geschnitzt. Sie haben von der Stadt Ulm, wo die größten Fabriken dieser Art bestanden, ihre Benennung.“ (Krünitz, 193. Bd., S. 579).

324 Der Pädagoge Peter Agricola (1525–1585).

325 Der reform. Theologe Dionysius Melander (ca. 1486–1561).

326 Der Baumeister Hans Beham († 1531), der die Ulmer Stadtbefestigung nach den Vorstellungen Albrecht Dürers (siehe hierzu S. 91, Anm. 315) umgebaut hatte.

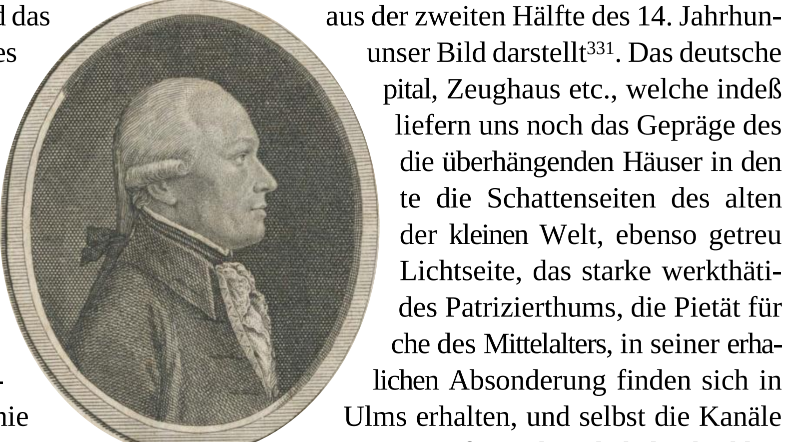
327 Es ist nicht ersichtlich ob hier Jörg Syrlin d. Ä. (siehe hierzu S. 91, Anm. 316) oder sein Sohn Jörg Syrlin d. J. (ca. 1455–1521), beide waren Holzbildhauer, gemeint ist.

328 Matthaeus Schultes (* vor 1652, † nach 1679).

329 Der Spanische Erbfolgekrieg von 1701 bis 1714 um das Erbe des letzten spanischen Habsburgers, König Karl II. (span. Carlos II; 1661–1700), der kinderlos verstorben war, und auf dessen Thron auch Frankreich Anspruch erhoben hatte.

330 Der österr. General Karl Mack Freiherr von Leiberich (1752–1828) hatte am 20. Oktober 1805 kapituliert und die Festung Ulm den Franzosen übergeben, die nun freie Bahn nach Wien hatten, das sie am 13. November 1805 kampflos einnahmen. Der unsignierte Sticht wurde folgendem Werk entnommen: „Revolutions-Almanach von 1795“ (Göttingen: J. Chr. Dieterich [1794]).

Von der *alten* Herrlichkeit blieb der Reichsstadt nichts als der *Münster*, in dessen Aufbau der Geist der Reformation störend eingriff, und das aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammende Rathhaus, welches unser Bild darstellt[331]. Das deutsche Haus, das Konventsgebäude, das Hospital, Zeughaus etc., welche indeß jetzt andern Zwecken dienen, überliefern uns noch das Gepräge des alten vaterländischen Baustils, wie die überhängenden Häuser in den engen krummen Gassen noch heute die Schattenseiten des alten Stadtwesens, die Behaglichkeit in der kleinen Welt, ebenso getreu bekunden, als der Münster dessen Lichtseite, das starke werkthätige Gemeinwesen, den Thatenstolz des Patrizierthums, die Pietät für das Uebersinnliche; alle Widersprüche des Mittelalters, in seiner erhabenen Großartigkeit wie spießbürgerlichen Absonderung finden sich in der architektonischen Physiognomie Ulms erhalten, und selbst die Kanäle und Flußarme, welche die Straßen so heimlich durchschleichen, erinnern noch lebhaft an jene Zeiten, da jedes Haus des Bürgers kleine Burg, der Wassergraben seine Vertheidigung war und jedes Pförtchen in einer altersgrauen Mauer ein Hinterhalt.



Karl Mack
(siehe hierzu S. 93, Anm. 330).

An der *neuen* Herrlichkeit Ulms, welche es der strategischen Wichtigkeit seiner Lage am Ausgang der Schwarzwaldpässe und linken Donauufer verdankt, und welche in den Ungeheuern Forts, Reduits[332], kasemattirten[333] Batterien und Kasernen besteht, die Ulm zur umfangreichsten deutschen Bundesfestung[334] machen, ist seit 18 Jahren gebaut und armirt und vom deutschen Nationalvermögen 25 Millionen Gulden[335] verausgabt worden – gewiß eine kostbare Aussteuer für dieses Bundestags-Schooßkind[336], dessen Jungfräulichkeit noch nicht einmal in Versuchung geführt worden ist.

Den herrlichen *Münster* besprechen wir nächstens bei Gelegenheit eines besonderen Bildes desselben.

---

[331] Dieses findet sich zum selben Text erst nach S. 12 im 1. Band der „Jahrbuchs“, auch „Pracht-Ausgabe“ genannt.

[332] Das Reduit (von frz. réduit, das Gelaß) ist ein verstärkter Verteidigungsbau, der zum Rückzug für die Besatzung diente, falls der vorgelagerte Verteidigungswall vom Feind überwunden wurde.

[333] Kasematte (frz. casematte, von mittelgriech. χάσμα, chásma, „Spalte“, „Erdschlund“, „Erdkluft“ über ital. casamatta, „Wallgewölbe“), ein vor Artilleriebeschuß geschütztes Gewölbe im Festungsbau.

[334] Siehe hierzu S. 91, Anm. 320.

[335] Lat. florenus, daher auch Floren oder Florin, Abk. fl.; süddt. Währungseinheit; 1 fl. = 60 Kreuzer = 240 Pfennige; entspricht heute in etwa dem Wert von ca. 8 bis 9 €.

[336] Des von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main in der Großen Eschenheimer Gasse tagenden ständigen Gesandtenkongresses des „Deutschen Bundes“, der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses“ vom 8. Juni 1815 konstituiert worden war.


Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr. Instit.in Hildbh.
Eigenthum d.Verleger.

ULM

Der Münster in Ulm.

Unter allen Baudenkmalen, welche der großartige Kunstsinn und die auf opfernde Frömmigkeit des Mittelalters der nicht immer dankbaren Neuzeit als unschätzbares Erbtheil hinterlassen hat, nimmt der Münster in Ulm unbestritten eine der ersten Stellen ein. Es gilt dies nicht weniger von seiner Größe, wie von seinem Kunstwerth. Sein Flächenraum von 58,000 Quadratfuß[337] wird nur von den Domen zu Köln und zu Speier übertroffen. Das Mittelschiff erreicht eine Höhe von 141 rheinischen Fuß, der Thurm, so weit er gebaut ist, hat zwar nur 337', nach dem Originalriß seines Erbauers Böblinger[338] aber würde er ausgebaut die Höhe von 475'[339] erreichen, während der zu St. Stephan in Wien 436', der zu Straßburg 456' mißt, und selbst die Thürme des Domes zu Köln, wenn ausgebaut, nur bis zu 474' sich erheben würden. So ist es wohl glaublich, was die Sage erzählt: die Ulmer, welche das ungeheure Bauwerk unternahmen und, so wie es ist, aus ihren Mitteln ausführten, hätten erklärt, in Thurm und Schiff ein Futteral über den straßburger Münster bauen zu wollen. Was aber den Kunstwerth des allerdings schon der Abblüthe des gothischen Styls und der spätesten Zeit des Mittelalters angehörenden Bauwerks betrifft, so beweist dieser Thurm, daß man selbst damals noch, sobald es galt, der großartigsten Ideen Meister ward. Es ist derselbe viel größer und unvergleichlich reicher, als die Thürme von Freiburg und Frankfurt, von schöneren, durchdachteren und mannichfaltigeren Formen, als der wiener Thurm, endlich weit schlanker, kühner und formenreicher, als die Thürme des kölner Domes. Mit der riesenmäßigen Aufgabe steht auch die Zeitdauer des nie unterbrochen gewesenen Baues in Verhältniß: im Jahre 1377 war der Grund gelegt und bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts fortgebaut worden.

Wohl mag es wahr sein, daß die Geldkräfte der Reichsstadt, welche eben damals für andere Zwecke, namentlich für die neue gewaltige Befestigung der Stadt dringend in Anspruch genommen wurden, nun dem Bau des Thurmes sich um so eher entzogen, als man vielleicht mit den fertig gewordenen Kirchenschiffen, deren mittleres das höchste in ganz Deutschland ist, das hauptsächlichste Ziel des ganzen Baues erreicht zu haben glaubte. Gewiß aber wirkte in dieser Richtung noch weit mehr auf den Stillstand des Thurmbaues das Wehen einer neuen Zeit, deren frischer Morgenwind, auch schon vor dem eigentlichen Anbruch der Reformation, die Bauleute von den Höhen der Dome der alten Kirche vertrieb, und der Schall des „Wortes", vor welchem die Meißelschläge der Werkhütten verstummten. Von nun an bis auf unsere Tage geschah nicht allein nichts mehr für den Weiterbau[340], sondern auch so gut wie nichts selbst für die Erhaltung des Gebäudes.

---

[337] Hierfür dient wohl der rheinischen Fuß (siehe den folgenden Text) zu 31,39 cm als Grundlage.

[338] Matthäus Böblinger (1450–1505).

[339] Zeichen für das Längenmaß Fuß.

[340] Die 1844 wiederaufgenommenen Bauarbeiten wurden 1890 vollendet (siehe hierzu auch S. 90, Anm. 311).



DOM in ULM

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 73f.

CCCXCIX. Die Gegend um Baar und der Pilatus in der Schweiz.

Kein Reisender, der Gefühl für Helvetiens Naturschönheiten hat, wird die Gegend des Baarerbodens das erste Mal erblicken, ohne entzückt zu werden. Nicht mehr sind's die Ufer des nahen Zürcher Sees, belebt durch unzählige Wohnungen und bepflanzt und bebaut auf die mannichfaltigste Weise, ein Bild des emsigsten Menschenfleißes: – es ist eine Hirtengegend, die er jetzt erblickt, wo die kunstlose Natur in geheimer Schönheit emporblüht. Einfache Landhütten verstecken sich unter dem Gewölbe schattiger Bäume, durch die fetten Wiesengründe schlängeln sich klare Bäche. Dort, wo der Weg durch ein Wiesenthal von Kappel hinweg auf eine Anhöhe führt, ist plötzlich die reizendste Aussicht aufgethan. In einem Thalgelände, schön wie das Tempe[341] der Alten, mit Fruchtbäumen bepflanzt, rinnt die Lorez[342], ein aus dem nahen See abfließender Bach, bald schmal, bald zu einem Weiher sich ausbreitend, in dessen klarer Fluth sich überhängende Weiden oder hohe Eschen spiegeln. In einem dichten Kranze von Obstbäumen verbergen sich die Wohnungen des Städtchens Baar und aus einem Fruchthain auf der Höhe darüber ragt der schlanke Kirchthurm. Zug blickt aus der Ferne an seinem See gelagert, in dem sich der Rigi beschaut. Aber noch schöner als dieser Ausblick zur Linken ist jener zur Rechten – über das Thal des Vierwaldtstädtersees hin (vergl. den Stahlstich). Links steigen die Wälder bis zum Wasserspiegel herab; rechts streckt das Ufer seine Zungen tief in die Fluth hinein, mit Burgtrümmern und Flecken oder ländlichen Wohnungen besetzt und mit Obstpflanzungen bekleidet, und im Hintergrunde vor der sich weit, wie ein Meer öffnenden Wasserfläche steigt der steile Pilatus auf mit seinem Zackengipfel, der, von dieser Seite betrachtet, einem Dome gleicht, dessen Gewölbe eingebrochen ist. Gewöhnlich ist er nicht klar, sondern ein graudunkler, melancholischer Wolkenvorhang umhüllt ihn. Aber auch dann ist der Anblick herrlich. Die große, graue Masse malt sich in unbestimmten Konturen auf dem ruhigen Gewässer, und die zu beiden Seiten der Ufer sich hinan thürmenden Berge mit dem Himmelsgewölbe darüber verwandeln die Landschaft zu einem Tempel der Allmacht, in welchem deutscher Heldenmuth und deutsche Freiheit Hymnen sangen schon vor fünf Jahrhunderten.

Der Pilatus wird wegen seiner Steilheit von den Reisenden wenig bestiegen; wer aber die Anstrengung nicht scheut, wird reichlich belohnt. Selbst Dem, welcher die Rigifahrt gemacht hat, wird die Aussicht vom Pilatus eine Menge neuer Schönheiten zeigen, die er dort nicht kennen lernen konnte. Man wähle aber einen recht hellen heitern Tag. Vom Gipfel sieht man südwärts das Panorama der Schweizer und Tyroler Alpen, ein Halbkreis von unzählichen [sic!] Berghäuptern aller Formen, viele wunderbar erleuchtet von dem Wiederglanze der Gletscher und Firnen. Gegen Norden verbreitet sich die Aussicht weit über die Grenze Helvetiens. Man überblickt ganz oder theilweise neun Schweizer-Cantone und einen großen Theil von Schwaben und von Tyrol. In der weiten Ferne erscheinen bedeutende Berge als bloße Hügel, und Wälder wie niedriges Gesträuch; Seen schrumpfen zu Teichen zusammen und große Flüsse ziehen als schmale silberne Streifen durch die Länder. Der Städte, Flecken, Dörfer und Schlösser sind unzählige, und die lachende, ferne Landschaft wird um so reizender durch den Contrast der nächsten Umgebung: denn finsterer Hochwald deckt des Pilatus Seiten und Einsamkeit, Verlassenheit und Oede herrschen auf seinem kahlen Haupte.

---

[341] Griech. Τέμπη, Témpē: „Tempe, der Name eines anmuthigen Thales in Nordgriechenland oder Thessalien, wo der Peneos, einer der ansehnlichsten Griechischen Flüsse, sich einen Weg zwischen den Gebirgen Olympos und Ossa hindurch gebahnt hatte. […]. Der reizende Schmuck dieses Thales hat Veranlassung gegeben, daß man ähnliche reizende Gegenden, besonders ein schönes Bergthal, das von einem sanften Flusse durchströmt wird, mit dem Namen Tempe belegt, […].“ (Krünitz, 181. Bd., S. 670).

[342] Die Lorze.



DER PILATUS
in der Schweiz

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 75f.

CCCC. Worms[343]: der Dom.

Du sahest einst Germaniens Völkerkraft,
Du sahst die Herrlichkeit des alten Roms,
Du sahst den Glanz des deutschen Kaiserthums,
Du sahst den Mann, der einst mit großem Sinn
Der Welt die Glaubensfreiheit wiedergab! –
Wär' gar nichts sonst aus jener hehren Zeit
Geblieben dir: es ruhte dennoch, Worms!
Mein Geist voll Ehrfurcht aus an deiner Stätte,
Und dächt' an Weltgeschicke, Vaterland und Luther.[344]

Im Duft und Schmelz der Legende stand das heilige Worms schimmernd vor der Seele des Knaben, und auf den Fluthen des Rheins rauschten die Sagenklänge des Vaterlandes in dessen Vorstellungen herüber. Siegfried und Chriemhilden, den Königsdom und den Rosengarten, den Landungshafen und all die andern Stätten der Sage, umspannte meine rege Phantasie auf einmal, sobald der Name Worms genannt wurde, und die Kluft der Zeit überspringend, reihete sie unmittelbar daran die große Schlußscene des Mittelalters – Luther[345] vor Kaiser und Reich. Ein Gewand, das Zaubergewand kindlicher Poesie, umhüllte das Ganze, die Schatten der Mythe, wie die Gestalten der Geschichte. Worms kam meiner deutschen Knabenseele vor wie eine Königin der Städte, wie die rechte deutsche Maaleiche, an deren Stamm und Aesten sich alles Große und Herrliche im Vaterlande mit seinen Blüthendolden und Früchten hinanrankte und klammerte. So recht aus dem Grunde des Gemüths gedachte ich ihrer nur mit Ehrfurcht, und ich beneidete den Schiffer, der an ihren Mauern und Thürmen vorübersegelte, oder den Handwerksburschen, der dort einspräche, wie der Gläubige den Pilger beneidet aus dem heiligen Lande. Diese Vorstellungen verschwanden freilich bald genug und schon, als ich die nüchterne Erkenntniß mit aus der Schulstube nach Hause brachte. Dem alternden Mann aber ist kaum ein schwacher Nachhall in der Erinnerung geblieben, und des guten Worms Wirklichkeit ist auch wenig dazu geeignet, das bunt schimmernde, idyllische Bild wieder aufzufrischen.

Denn die ehemals so gefeierte, so große Reichsstadt ist, weniger unter der Last der Jahre, als vielmehr unter dem Drucke und der Geißel der Kriege, zusammengeschrumpft zu einer mittelmäßigen Landstadt des Großherzogthums Hessen, die kaum 8500 Einwohner zählt. Keine der alten, deutschen, großen Rheinstädte ist so tief gesunken, keine auch hat das Schicksal so hart verfolgt, für keine endlich ist zur Wiedererhebung so wenig geschehen. Seine großartigen Denkmale – Zeugen der Zeiten seines Glanzes und seiner Herrlichkeit – sein edler Dom, die Martins-, die Andreas-, die Dreifaltigkeitskirche, die Trümmer seiner Thore, seiner Pfalz, seiner gewaltigen Mauern und Thürme, Trümmer, auf die der wiedererwachte deutsche Volksgeist erröthend sieht, sind gleichsam Riesennoten einer Nationalelegie. Sie könnten auch wohl zur Melodie deutschen Schlachtgesangs dienen, wenn einmal die Buchstaben in den Friedenspakten unleserlich würden, oder eine kecke Hand sie verwischte.

---

[343] Lat. Borbetomagus.

[344] Nicht unwesentlich eingekürztes und verändertes Zitat aus Ludwig Langes (1808–1868) Werk „Original-Ansichten der vornehmsten Städte in Deutschland ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und Sonstiger Baudenkmäler alter und neuer Zeit. Nach der Natur aufgenommen von Ludwig Lange, Architect und Zeichner, in Stahl gestochen von Ernst Rauch, Kupferstecher, im Verein mit Karl Rauch und andern deutschen Künstlern, mit einem artistisch-topographischen Text begleitet […]" (Darmstadt: Gustav Georg Lange 1832), o. Sz.

[345] Der dt. Reformator Martin Luther (1483–1546).

Doch diese Möglichkeit paßt schlecht zu meiner Weltanschauung, und zu den Hoffnungen, welche sich daran knüpfen, nicht für das Vaterland allein, sondern auch für die Menschheit. Ich lasse sie fallen und trete zu unserm Bilde.

Der Wormser Dom, die Krone und Zierde der Stadt, behauptet unter den Denkmälern byzantinischer Bauart[346] in Deutschland eine der ersten Stellen. Der Charakter dieses Tempels ist Großartigkeit und jene ernste, ruhige Beschlossenheit und Einfachheit der Form, die dem Baustyle eigenthümlich ist, in dem er aufgeführt wurde. Vier runde, colossale Thürme begrenzen die beiden Chöre und machen den 500 Fuß langen und 120 Fuß breiten Riesenbau zu einer wahren Burgveste Gottes. Die Bauzeit derselben umfaßt die Periode von 996–1115[347], und sie steht auf der Stelle, wo schon im sechsten Jahrhundert eine Basilika des heiligen Petrus stand. Der späteren Veränderungen waren zu wenige am Dome, um seinen architektonischen Charakter zu beeinträchtigen, und die Festigkeit des Baus, welcher die fürchterlichsten Wetter des Kriegs, denen die übrige Stadt erlag, bestand, läßt noch eine Dauer von vielen Jahrhunderten hoffen. Im Innern des Doms herrscht die nämliche Einfachheit, Würde und Festigkeit, wie im Aeußern. Die aus leichtem Tufstein gewölbte Decke wird von eilf Säulen getragen, und die Thürme an den Ecken der Chöre wölben sich zu hohen Kuppeln. Die Schätze der altdeutschen Kunst, welche der Dom ehemals an Grabmonumenten u. s. w. hatte, sind durch den Vandalismus der Franzosen zernichtet worden; die Wände sind kahl: aber dieser Mangel an statuarischem Schmuck läßt die Herrlichkeit des Baus selbst um so imposanter und ungestörter hervortreten, und der Eindruck wird gehoben, nicht vermindert. Nothdürftig erhalten sind nur noch einige Fresken und Skulpturen in den Seitenkapellen etc.; sodann ein paar für die Kunstgeschichte sehr interessante Gemälde auf Holz mit Goldgrund. Es sind Darstellungen der beiden Schutzheiligen der Kirche.

---

[346] Hiermit ist wohl die Romanik gemeint.

[347] Der Dom St. Peter war im Wesentlichen in den Jahren von 1130 bis 1181 erbaut worden, wurde jedoch von den Franzosen im Zuge des Pfälzischen Erbfolgekrieges von 1688 bis 1697 sowie während der Revolutionskriege ab 1792 schwer in Mitleidenschaft gezogen und erst Mitte des 19. Jhd.s wiederaufgebaut.


CCCC
Gez. v. C. Reiss
WORMS: - DER DOM
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 77-80.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 56-60.

CCCCI. Archangel[348].

Als ein offenes, ebenes, waldbedecktes Land hatte Rußland viele Jahrhunderte lang zum Durchzug der großen Völkermassen gedient, welche des Herrn Hand von Ost nach West wälzte, um die todte römische Welt mit neuen Lebenskeimen zu erfüllen. Als dieser Beruf vollendet war, stand die Völkerströmung und es suchten auch Rußlands schweifende Horden bleibende Ansiedelung. Zuerst lud der Süden ein, denn er war fruchtbar und mildern Klima's; lange nachher brach im rauheren Nord die Pflugschaar den Boden. So ist Rußlands Ansiedelung allmählig von Süden nach Norden gewachsen, und ein Volk entstanden, das kräftig, stark, derb, ausdauernd, robust von Körper, von Charakter gutmüthig, bildungsfähig, leidenschaftlich, regsam, dabei schlau und verschlagen, gastfrei, dienstfertig und gesellig, halb civilisirt, halb im Barbarenthum befangen ist, ein Volk, das wie ein Cyklope[349] durch die Weltgeschichte schreitet. Aber der Gang dieses Riesen ist der des Sklaven, welcher der Peitsche des Gebieters folgt. Noch ist er ins Joch geschirrt, und auch nur das Joch vermag es, seine rohe Kraft zu zügeln. Keine milde, menschliche Gesinnung in einem Herrscher über Rußland dürfte es wagen, dem Volke mit einem Male und schon jetzt die Fessel abzunehmen, ohne Gefahr zu laufen, daß in den freien Händen die gelöste Kette zum Werkzeug eigenen Verderbens würde. Der Weg der Erziehung eines solchen Volks zur Gesittung und zur Würdigkeit eines freieren Staatslebens ist ein langer Weg, und nur das große Schicksal kann ihn vielleicht verkürzen.

Noch sind Rußlands nördliche Provinzen arm an Menschen, denn das Land hatte von jeher wenig Reiz für Ansiedelung suchende Völker, oder eroberungssüchtige Fürsten. Deshalb kann dort auch nicht die Bühne großartiger Kämpfe, zertrümmerter und wieder aufstehender Reiche und Nationen seyn, und nur von friedlichen Seereisen, Entdeckungsexpeditionen und den unblutigen Bewegungen des Handels berichten die Annalen dieser Landschaft. Aber jene Reisen und dieser friedliche Verkehr waren die Träger der ersten Kulturkeime in die Land feste des Barbaren; sie rüttelten ihn zuerst aus dem tiefen Schlaf der Rohheit auf, erweckten in ihm das erste Verlangen nach europäischer Gesittung und brachen dem Lichte der Wissenschaft die erste Bahn in die weiten, finstern Regionen des alten, scythischen[350] Continents. In der That ist die Gegend von Archangel für Rußland gleichsam die Wiege der Kultur, der Ort, wo es den ersten Funken des himmlischen Feuers empfing. Das alte Rußland besaß nämlich keine Küsten, als jene des weißen und des Eismeers, und erst in ganz später Zeit, als Peter des Großen[351] Arm das Reich an die Ostsee rückte, wurden der Civilisation kürzere und ebnere Wege bereitet.

---

[348] Archangelsk (russ. Архангельск, Archangel′sk, „Erzengelstadt").

[349] Griech. Κύκλωπες Kýklōpes, „Kreisäugige"; die gottgleichen aber einäugigen Söhne des Uranos (griech. Οὐρανός) und der Gaia (griech. Γαῖα); in späterer Überlieferung erscheinen sie als Gehilfen des Hephaistos (griech. Ἥφαιστος), des Gottes des Feuers, die im Inneren von Vulkanen Waffen schmieden.

[350] Siehe hierzu S. 56, Anm. 206.

[351] Peter I. der Große (russ. Пётр I Великий, Pëtr I Velíkij; 1672–1725), von 1682 bis 1721 Zar und Großfürst von Rußland und ab 1721 der erste Kaiser des Russischen Reichs.

Die ersten Dämmerungsstrahlen der Gesittung brachen vor neun hundert Jahren über den russischen Horizont hervor, als das damals gebildetste Volk im nördlichen Europa, die Normänner, das Nordcap umsegelten und an der Mündung der Dwina[352] im weißen Meere die erste Niederlassung gründeten. Es waren Colonien mehr um des Handels, als des Anbaus willen. Kola[353] und Malnuß[354] erhoben sich bis zum 14ten Jahrhundert zu bedeutenden Stapelorten, und das Christenthum hatte an dieser fernen Küste schon früh Verehrer. Das Uebergewicht der Dänen blieb ungestört, bis England unter der Königin Elisabeth[355] durch eine nordöstliche Durchfahrt das zu gewinnen suchte, was sich die Portugiesen durch Umsegelung des Caps erworben hatten: nämlich einen Seeweg nach Ostindien. Es sendete drei Schiffe dazu aus; doch nur eins gelangte bis zum weißen Meere an die Bucht Sankt Nicolas[356], wo einige Faktoreien der Normänner gelegen waren. Die Dwina aufwärts reisend, erreichte die englische Mission[357] Moskau, und im Namen ihrer Königin schloß sie mit dem Czaar ein Handelsbündniß ab. Letzterer räumte große Vortheile ein. Er bewilligte den Briten zollfreie Ein- und Ausfuhr auf ewige Zeiten, eine Faktorei in Moskau und das Recht, eine Niederlassung am weißen Meere zu gründen. So ward Rußland dem britischen Handel geöffnet und hierauf entstand die noch jetzt bestehende russische Handels-Compagnie[358] in London. Schon 1557 wurde von derselben unter der Führung Jenkinsons[359] die erste Handels-Expedition ausgerüstet, der sich viele britische Handwerker, auch Bergleute, Aerzte, Apotheker, Kaufleute, Gelehrte u. s. w. zur bleibenden Ansiedelung in Rußland anschlossen. Sie waren die ersten, welche die Keime englischer Gewerbe, Künste und Wissenschaft auf russischen Boden pflanzten. 1584 erwarb die Londoner Compagnie die Bucht Sankt Nicolas als freies Lehn vom Czaar, und am Tage des Erzengels Michael[360] wurde von den Briten der Grundstein zu einer Stadt daselbst gelegt, dem heutigen Archangel. Die eifersüchtigen Normänner und Dänen suchten den jungen Pflanzort zu zerstören; sie wurden aber vertrieben, Archangel mit Bollwerken umgeben und dieses so zu gleich eine Festung. Aus dieser Zeit stammen, sämmtlich durch Engländer und Deutsche in’s Leben gerufen, die ersten Fabriken in Moskau und den übrigen russischen Großstädten; die ersten Apotheken, die Briefposten, Polizeianstalten, Buchdruckereien und viele andere, vorher nicht geübte Gewerbe und Künste. Archangel, welches nur für den britischen Handel zugänglich und für den Verkehr nach dem Innern, nach Moskau und nach Nowogorod[361] noch besser als Kola gelegen war, (hier hatten die Dänen ihre Hauptfaktorei,) setzte sich allmählig in den Besitz des größten Theils des auswärtigen Handels Rußlands und blühete sichtbar auf. In der Nähe der Stadt wurden von britischen Unternehmern Kupfer- und Eisenbergwerke,

---

[352] Die Nördliche Dwina (russ. Северная Двина, Sévernaja Dviná; Komi Вы́нва, Vы́nva).

[353] Heute Koležma (russ. Колежма).

[354] Malmus (russ. Малмус) ist lediglich eine Namensvariante für Koležma/Kola (s. o.).

[355] Elisabeth I. (siehe hierzu S. 333, Anm. 1143).

[356] Eine Bucht in der Nähe eines unterdessen untergegangenen Nikolai-Klosters (dieses wird nur noch in der einschlägigen Literatur des 18. u. 19. Jhd.s erwähnt) in der Nähe von Archangelsk (siehe hierzu S. 103, Anm. 348).

[357] Diese Expedition war am 10. Mai 1553 unter der Leitung des in engl. Diensten stehenden Venezianers Sebastiano Caboto (engl. Sebastian Cabot; 1484–1557) in Angriff genommen worden.

[358] Sebastiano Caboto (s. o.) hatte hierfür 1551 eigens die „Muscovy Company“ (russ. Московская компания, Moskowskaja kompanija; offizieller Name seit 1566: The Fellowship of English Merchants for Discovery of New Trades, bzw. Russia Company, Company of Merchants Trading with Russia) gegründet, die tatsächlich bis zur Russischen Revolution 1917 Bestand hatte.

[359] Der engl. Diplomat Antony Jenkinson (1530–1611), der Rußland in den Jahren 1557, 1558, 1561, 1566 und 1571 bereist hatte.

[360] Das Fest des Hl. Erzengels Michael wurde 1584 in der orthodox. Kirche am 8. November[jul.]/18. November[greg.] begangen; Archangelsk (siehe hierzu S. 103, Anm. 348) war jedoch bereits am 4. März 1553 (also vor der greg. Kalenderreform von 1582) gegründet worden (als offizielles Gründungsjahr wird jedoch weiterhin 1584, das Jahr der Fertigstellung der Befestigungsanlangen, gefeiert) und hieß bis 1613 Neue Cholmogorer Stadt (russ. Новый Холмогорский город, Novoyj Cholmogorskij gorod) bzw. Nowocholmogory (Новохолмогоры, Nowocholmogory).

[361] Weliki Nowgorod (waräg. Hólmgarðr; altnord. Nýgarðr; russ. Великий Новгород, Velíkij Nóvgorod, „Groß-Neustadt“; dt. Naugard), bis 1999 Nówgorod (russ. Новгород); die; die Stadt wurde erstmals 862 in altruss. Chroniken erwähnt.

Salzsiedereien etc. etc. angelegt; der Schiffbau wurde mit enormen Vortheil ganz großartig betrieben und bis in die fernsten Theile des Reichs, bis nach Kamtschatka[362] hin, ja bis nach Persien und China öffnete sich der britische Handelsgeist von hier aus Verbindungen und Quellen für neuen Gewinn. Wallfischfang, Robbenschlag und andere Zweige der großen Fischerei beschäftigten an den Küsten des Polarmeers und des neuentdeckten Novaja Semlia[363] viele Hundert Fahrzeuge. Es war Archangel eine lange Zeit hindurch für die Briten eine Goldgrube, wie einst Nowogorod für die Hansa eine gewesen war. England setzte es endlich bei dem moskowitischen Hofe durch, daß Archangel zu dem einzigen Hafen erklärt wurde, in welchem seewärts kommende Güter ausgeschifft werden durften, wodurch der ganze russische Seehandel in seine Hände kam und die Dänen fast ganz entfernt wurden. Kein Wunder, daß sich die Stadt zu einem in diesen Regionen nie gesehenen Glanze erhob und man sie eine Zeitlang das Venedig des Nordens nannte. Im siebzehnten Jahrhundert erlangten zwar auch Holland und die deutschen Hansestädte das Recht, nach Archangel zu handeln; doch behielten die Briten stets das Uebergewicht, und sie haben es im Verkehr des Platzes bis auf den heutigen Tag behauptet, obschon ihnen die Vortheile ausschließlicher Privilegien längst entzogen sind und sich seit der Erhebung Petersburgs[364] die Verhältnisse und die Wege des Handels so sehr verändert haben. Den ersten Stoß erhielt das große und blühende Archangel durch die Aufhebung der englischen Privilegien unter dem Czaar Alexius Michaelowitsch[365], in Folge der Hinrichtung König Karls I.[366] (1649); denn er wollte das Volk züchtigen, das gewagt hatte, Hand an seinen Herrscher zu legen. Fünfzig Jahre später keimte für Archangel wieder eine große Hoffnung, als Peter der Große die Absicht aussprach, den Ort zum Haupt- und Freihafen des Reichs zu erklären und alle Haupthandelswege dorthin zu leiten; er war dreimal selbst da und untersuchte selbst alle Verhältnisse; endlich aber erkannte sein Adlerblick, daß Archangels geographische Lage nicht geeignet sey, eine Hauptrolle in seinem Plane, Rußland auf die Stufe einer europäischen, politischen und Handelsmacht vom ersten Range zu erheben, zu übernehmen; – er übertrug daher solchen an Petersburg, und damit war das Schicksal Archangels für immer besiegelt. Ausgestrichen war’s aus der Liste der Handelsstädte ersten Ranges – und um den Umzug des Verkehrs und seiner Diener, der Kaufleute und Fabrikanten, nach Petersburg zu beschleunigen, belud man Archangel mit drückenden Zöllen, während der Hafen seiner begünstigten Rivalin allen Nationen sich öffnete. Rasch sank nun Archangel von seiner Höhe herab. Intelligenz und Kapitale wanderten nach Petersburg aus. Erst als der Zweck des Autokraten vollständig erreicht war, stellte er Archangel in Bezug auf Handelsberechtigung mit Petersburg wieder gleich; doch der Umschwung der Verhältnisse war für immer geschehen. Der Verkehr hatte die ihm gewiesene neue Bahn gangbar gemacht; er war nicht wieder auf die frühere zurückzuleiten. Petersburg blieb im Vortheil und sein Handel hat den archangelschen seitdem um mehr als das Zwanzigfache überflügelt. Archangel hat nur Das gerettet, was ihm der Petersburger nicht nehmen konnte: den Verkehr, der ihm in seiner Lage aus dem weiten Russenreiche naturgemäß zufällt. Noch ist Archangel der Mittelpunkt des Handels der nördlichsten Provinzen Rußlands, besonders aber Sibiriens, und namentlich sind es solche Produkte, welche hier Markt suchen, die vermöge ihres Umfangs und ihrer Schwere sich zum Kanal- und Landtransport nach dem fernen Petersburg weniger eignen. Dahin gehören Holzwaaren, Matten, Hanf und Flachs, Theer, Eisen, Pech etc. etc. Auch ungeheuere Massen anderer zum Schiffbau, zur Rhederei und zum Fischfang dienenden Produkte nehmen den Weg hierher, denn jene Gewerbe sind hier stets blühend geblieben. Für Mehl zur Versorgung der lappischen und norwegischen Küsten ist Archangel ebenfalls ein Hauptstapelort. Die hiesige Einfuhr besteht meist in Colonialwaaren und englischen Fabrikaten. Sie ist fast ganz in den Händen einiger hier etablirten englischen Häuser, welche die Uralprovinzen und Sibirien, auch die Küsten Norwegens damit

362 Russ. Камчатка, Kamčatka, Halbinsel in Nordostasien.

363 Nowaja Semlja (russ. Новая Земля, Nowaja Zemlja, „neues Land“), Doppelinsel im Nordpolarmeer.

364 Russ. Санкт-Петербург, Sankt-Peterburg, von 1914 bis 1924 Petrograd (russ. Петроград, „Peterstadt“), von 1924 bis 1991 Leningrad (russ. Ленинград, „Leninstadt“).

365 Alexei Michailowitsch, „der Sanftmütigste“ (russ. Алексей Михайлович, Aleksej Michajlvič; 1629–1676), seit 1645 Zar und Großfürst von Rußland.

366 Karl I. (engl. Charles I; 1600–1649; hingerichtet), seit 1625 König von England, Schottland und Irland.

versorgen, ja selbst von hier aus nach den Sandwichsinseln[367] und der Nordwestküste von Amerika Absatz suchen. Von 300 größern Seeschiffen, die jährlich hier expedirt werden, sind drei Viertheile englische. Man schätzt den Gesammtwerth der Ausfuhr zu mehr als 12 Millionen, den der Einfuhr auf drittehalb Millionen Rubel.

Archangel ist eine Stadt mittlerer Größe, von fast 2000 Häusern, mit etwa 22,000 Einwohnern. Sie ist hübsch und regelmäßig gebaut, obschon die meisten Häuser, wie auch das Straßenpflaster, nur von Holz sind. Ihre Lage, in flacher Gegend an der Dwina, einige Meilen vom Meere, gibt ihr keine imposante Ansicht. Sie wird in Neustadt und Altstadt geschieden. Jene enthält die zum Theil sehr schön und geschmackvoll auf geführten Wohnungen der höchsten Provinzialbehörden, der reichsten Kaufleute und Fabrikanten. Gute höhere Lehranstalten (ein Seminar, Gymnasium, Schiffahrtsschule), ferner das kaiserliche Arsenal, das zahlreiche Offizier- und Beamtencorps, und die Menge der hier wohnenden Ausländer, Kaufleute und Fabrikherren bringen ein recht geselliges Leben hervor, und es herrscht ein gebildeterer Ton, als in irgend einer der größern Provinzialstädte des innern Rußlands. Luxus und Lebensverfeinerung haben ihre nördlichste Stätte in Archangel, denn der Ort liegt 4 bis 6 Grad nördlicher als Petersburg, Stockholm und Christiania[368]. Im Sommer gibt eine wandernde Truppe zuweilen Theater-Vorstellungen, und Concerte sind gewöhnlich. Im harten Winter aber ist's hier sehr still, denn viele Reiche wohnen dann in Petersburg oder Moskau, und das gesellige Leben zieht sich in enge Kreise zurück.

[367] Die Südlichen Sandwichinseln (engl. South Sandwich Islands) im Südatlantik.

[368] Der Name Oslos von 1624 bis 1924.


CCCCI
ARCHANGEL
Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr. Instit. in Hildburgh.
Eigenthum der Verleger

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 87f.

CCCCIV. Frithjofs Bauta[369].

Ich mag die Alterthümelei nicht, die mit den Lappen alter Herrlichkeit affektirte Abgötterei treibt, von der das Herz nichts weiß; aber ich bewundere die Kraft und Tüchtigkeit, die in den alten Menschen lebte, und weide mich an den Denkmälern, die sie widerspiegeln. Odins[370] Helden haben nichts mehr in unserer Zeit zu suchen. Ihr Geist weht nicht mehr durch die Gegenwart, ihre Burgen und Schlösser liegen gebrochen auf Skandinaviens Höhen, ihre heiligen Haine sind verödet, ein anderer Glaube ist in das Land gewandert, und was von ihren Institutionen noch als Schutt und Trümmer in der Gesellschaft vorhanden ist, ist nur eine hindernde Last, – keine Wohlthat; aber doch ruht das Auge voller Lust und Ehrfurcht auf den Gestalten großer Männer, die, wie die Schatten der Unterwelt, hehr und ernst durch die Nacht der Sage wandeln. In den Denkmälern, welche sie verherrlichen, erhalten sie gleichsam Bestand und Bleiben; durch sie reden sie zu der Nachwelt, durch sie sprechen sie noch zum Volke, wenn die Züge der mündlichen Ueberlieferung längst verwischt sind, oder die schriftliche Legende nur den Gelehrten noch angehört.

Denksteine zu setzen den Großen oder Guten ist eine alte Sitte und mit dem deutschen Volksthum ganz verwachsen. Im germanischen Norden, in Skandinavien, war das Markstein- oder Bauta-Setzen für die gefallenen Helden sogar eine vorgeschriebene Pflicht. Die Ynglinga-Saga[371] citirt das Gesetz mit den Worten: „für Jeden, der sich hervorgethan durch eine große oder treffliche That, soll ein „Bauta“-Stein aufgerichtet werden zu seinem Gedächtniß.“[372]

Solche Gedenksteine wurden, galten sie Kriegern, in den Schlachtfeldern aufgerichtet, wo sie gesiegt hatten; waren es Entdecker und Seefahrer, so standen sie an dem Ufer des Meers, an den Häfen oder Buchten, wo die Schiffer zu landen pflegten; galt es Weisen und Dichtern, an den Kreuzwegen, wo Wanderer ausruhten. Auch der fern von der Heimath Gestorbene wurde, war er dessen würdig, also im Vaterlande geehrt. Die Form dieser Denkmäler war dem einfachen, kunstlosen, aber hohen Sinn der alten Skandinavier angemessen. Sie bestanden durchgängig aus einem gewaltigen, obeliskenartig gestalteten Felsblock, der höher oder niedriger war, je nachdem die Meinung von den Verdiensten des Geehrten sich ausdrücken wollte. Runenschrift enthüllte dem Beschauer den Namen; sonst waren sie ohne Schmuck.

Noch ist in Schweden und Norwegen eine ziemliche Anzahl dieser Denkmäler vorhanden, die von der grauesten Sagenzeit bis ins dreizehnte Jahrhundert hinabreichen; denn erst spät kam das Bauta-Setzen unter dem Einflusse einer andern Religion, anderer Staatsformen und der daraus sich herleitenden Aenderungen in Sitte, Gesinnung und Denkungsart außer Gebrauch.

Frithiofs-Bauta ist eines der imposantesten dieser alten scandinavischen Ehrenmale, und obschon am Meere stehend und Wind und Wetter seit länger als tausend Jahren ausgesetzt, ist es noch vollkommen erhalten. Jedermann kennt den mit diesem Steine geehrten Helden aus der Bearbeitung des

---

[369] Bauta ist die skand. Bezeichnung für Menhire; der Frithjof-Bauta ist leider nicht zu lokalisieren (wahrscheinl. im norweg. Sognefjord gelegen).

[370] Odin bzw. Wotan, der Hauptgott der nordischen Mythologie.

[371] Die Ynglingasaga gehört zur mittelalterl. Literatur Islands und bildet das erste Kapitel der von Snorri Sturluson (1179–1241) verfaßten Heimskringla, einer Chronik der norwegischen Könige.

[372] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden; Snorri Sturluson (s. o.) ordnet hierzu eher nüchtern an, „alle Toten zu verbrennen und Monolithe nach ihnen aufzustellen“.

trefflichen Tegner[373], welcher die Frithiofs-Sage unter allen Völkern germanischen Stamms gleichsam neu eingeführt und wieder heimisch gemacht hat.

[373] Der schwed. Geistliche und Lyriker Esaias Tegnér (1782–1846); Tegnérs 1825 erschienene „Frithiofs saga" war erst 1842 in einer dt. Übersetzung von Julius Minding (1808–1850) neu verlegt worden (Berlin u. Stralsund: W. Cornelius).



FRITHIOFS BAUTA
Sogne-Fjord, in Norwegen

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 90-94.

CCCCVI. Das Eisenwerk Königshütte[374] in Schlesien.

Während das alte Wort: „Gold regiert die Welt," aufhört, buchstäbliche Wahrheit zu seyn und nur in symbolischer Bedeutung noch Sinn behält, hat das Eisen sich zur eigentlichen Weltherrschaft erhoben. Anfangs langsam und allmählig, endlich schnell und stürmisch ist ihm diese Herrschaft erwachsen und eine unerschöpfliche Fundgrube innerer Kraft hat sie befestigt. So weit ist es gekommen, daß ohne Eisen ein Kulturfortschreiten der Menschheit gar nicht mehr denkbar ist. In Barbarei sänken wir zurück, würde uns das Eisen genommen, und was in unsern Zeiten der Menschengeist Großes schafft, das könnte nicht gedacht, geschweige vollbracht werden ohne das Metall, welches die alte Zeit auf die unterste Stufe gereiht hatte. „Eisern ist die Grundmauer der Civilisation,"[375] bemerkte schon vorlängst ein großer Geist. Aber nicht als roher Stoff ist es solche, sondern in seiner Verbindung mit Erfindung und Betriebsamkeit, mit Wissenschaft und Erfahrung, mit Kunst und Geschicklichkeit und allen den Tätigkeiten, die, auf den Erwerb irdischer Güter gerichtet, in der Gesellschaft hin und her pulsiren von Jahr zu Jahr mit immer rascherm Schlage. In diesem Verstande ist das Eisen im Kreislauf der menschlichen Thätigkeit Mittelpunkt und Herz. Was die Adern eingesogen, das sendet es vervollkommnet wieder aus in die fernsten Theile und ziehet dafür rohere Säfte ein, um sie von Neuem zu veredeln: und in diesem ewigen Wechselspiel ist das Geld nur der Rechenpfennig, der dem Spieler Gewinn oder Verlust anzeigt. Alle Tage verbreitet sich auch mehr des Eisens Herrschaft; alle Tage verdrängt es bald den einen, bald den andern Stoff aus der Anwendung und tritt an seine Stelle. Hier ist nicht der Ort, die Frage ausführlich zu behandeln, wo die Grenze sey; aber daß fern sie sey, ist leicht abzusehen, wenn wir die Erfahrungen der letzten Zeiten betrachten. Man darf ja nur den Blick auf England werfen, auf jenes Land, daß [sic!] der Weltherrschaft des Eisens vorzugsweise huldigt, und dem daraus der unermeßliche Besitzstand hauptsächlich erwachsen ist, der es befähigt, weite Länderstriche an den äußersten Erdenden, ja halbe Welttheile mit vielen Völkern, als hörige Hintersassen an sein kleines Eiland zu knüpfen, das auf der Karte unsers Gestirns sich kaum bemerkbar macht. Ja, in England, wo ein eisernes Netz (als Eisenbahnen) buchstäblich über das ganze Land gezogen ist, in seinen Docks für die Construktion eiserner Schiffe, in den Riesenwerkstätten der Architekten für den Bau eiserner Kirchen, Schlösser und Wohnungen: da wird einem die Rolle erst klar, die dem Eisen beschieden ist, und nur dort kann man die Nützlichkeit und Wichtigkeit dieses edelsten aller Metalle ganz würdigen lernen, indem man bei jedem Schritt auf Gußeisen, Stabeisen, Eisenblech und Stahl unter immer neuen Gestalten und tausend Verwandlungen stößt, an die man auf dem Continente noch wenig gedacht hat. Eiserne Carossen sieht man da über eiserne Straßenpflaster rollen, man wandelt über eiserne Trottoirs an eisernen Wegsäulen vorüber und unter eisernen Colonnaden hin, sieht die Brunnen, Bauornamente, Denksäulen, die Wasserleitungen und Laternenpfähle, die Gasleitungen und Kloakenrinnen, die Wachthäuser und die Einfriedigungen der Wohnungen, Höfe, Gärten und Felder, die Grenzpfähle und Meilenzeiger, die Bänke, Kiosks und Geländer der Parks und öffentlichen Anlagen, die Schuppen, Bedachungen, Fußboden, Tragbalken, Portiken; die Kay- und Hafeneinfassungen und in den Bergwerken die Erzgefäße, die Fahrten, die Tragbalken in Stollen und Schächten, die Pumpen und Röhren, die Taue und Seile sogar (letztere aus Draht geflochten) Alles aus Eisen. Jene luftigen, lichten, dem Anscheine nach so leichten Gebäude von colossalem Umfange, die Waarenspeicher für den Weltverkehr, welche, trotz ihrer schein-

[374] Poln. Chorzów; von 1922 bis 1934 Królewska Huta. Das 1872/75 von Adolph von Menzel (1815–1905) geschaffene Gemälde „Eisenwalzwerk" zeigt sehr anschaulich die Arbeitsabläufe in diesem Werk.

[375] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.



DIE KÖNIGSHÜTTE
im Schlesien

baren Zerbrechlichkeit, Lasten von hunderttausenden von Centnern tragen (z. B. die sechsstöckigen Katharinendocks in London) – sie wären, ohne Anwendung von Gußeisen, plumpe, finstere Bauwerke von häßlichem Ansehen, wie es z. B. die alten dortigen Speicher der ostindischen Compagnie noch sind. Jene im Fremden zugleich Bewunderung und Wohlgefallen erweckenden schlanken Brücken, die zierlichen Fußstege über Canäle, Flüsse und Bäche, die leichten, die Fluthen bevölkernden Boote, Dampf- und Yachtschiffe sind jetzt meist von Eisen, eisern sind die Geräthe der Spitäler, der Waisen- und Zuchthäuser, eisern so häufig die Möbel in der Hütte der Armuth, wie in den Palästen des Reichthums. In den Fabriken und Manufakturen, in den großen Werkstätten der britischen Industrie, von der Dampfmaschine an, die Alles bewegt, bis zum Sessel des Arbeiters, ist Alles von Eisen; eisern sind die Bänke im Gotteshause und die Sitze im Theater. Wäre aber Jemand, dem das Alles noch nicht genügte, um zur vollen Ueberzeugung zu gelangen, daß Eisen und Steinkohlen für die menschliche Industrie das sind, was für die physische Existenz des Menschen die Nahrung ist, der gehe hin und besuche die großen Werkstätten für die Gewinnung des Eisens selbst. In einem einzigen Thale von South-Wales in England, das noch vor fünfzig Jahren eine Einöde war, flammen jetzt 21 Hochöfen, Feuerbergen gleich, welche wöchentlich 30,000 Centner Roheisen aus den Erzen erzeugen. Die Werke von Merthyr-Tydvill[376] und Cyfartha[377] fabriziren jährlich zwölfmalhunderttausend Centner Eisen aus vierthalb Millionen Centner Erz und 4 Millionen Centner Steinkohlen, und geben, mit Hinzurechnung der Bergarbeiter, über 14,000 Menschen Arbeit und Brod. Kein Gewerbe kann sich in Bezug auf die Nützlichkeit und die Menge der Arbeiter, die es, im Verhältniß zum Werthe seiner Production, ernährt, der Eisenbereitung an die Seite stellen; denn durch alle Staffeln der Bearbeitung, von den rohen Erzen und der Kohle an bis zur höchsten Veredlung, geht der Werth der Erzeugnisse zumeist als Arbeitslohn durch unzählige Hände. Schon die Roheisenerzeugung beschäftigt durchschnittlich für je 3000 Centner, die gemacht werden, theils als Bergleute in den Kohlen- und Eisengruben, theils als Hüttenarbeiter, Fuhrleute etc. etc., an 130 Personen. Alle Gold- und Silberbergwerke der Erde ernähren in der That nicht halb so viel Menschen, als die britischen Eisengruben allein.

Deshalb war die Pflege des Eisenhüttengewerbs von jeher bei erleuchteten Staatsregierungen ein Hauptgegenstand ihrer Sorgfalt; nicht selten wurde sie das Objekt von Staatsverträgen und der Punkt, um den sich internationale Verhältnisse drehten. Wir sehen in unserer Zeit die Eisenproduction mit Recht in der Rennbahn für den industriellen Wetteifer der Nationen die hervorragendste Rolle spielen und die klügsten Regierungen der Erde, die Englands, Frankreichs, Belgiens, Oesterreichs und Nordamerikas, in der Sorgfalt mit einander rivalisiren, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel diesen großen Industriezweig höher auszubilden und zu kräftigen. Darum ist auch in diesen Ländern vor ihm der Schild des Schutzzolls erhoben, welcher die fremde Concurrenz oder Uebermacht hindert, den Entwicklungsgang der inländischen Eisenerzeugung zu hemmen, und indem er dem Gewerbe Sicherheit gewährt, ihm die Capitale zuführt, durch welche allein ein großartiger und vollkommener Betrieb hervorgebracht werden kann; der Betrieb, welcher, indem er die Produktion vermehrt, die Preise auch allmählig auf das Verhältniß stellt, welches für Erzeuger und Consumenten das Billige ist. Oesterreich ausgenommen entbehrt Deutschland seltsamer Weise für seine Eisenerzeugung dieses Schutzes entweder noch ganz, oder er ist doch noch so mangelhaft, daß er seinem Zwecke nicht entsprechen kann. Die Wirkung dieses Mangels in der Zollgesetzgebung und in der Einsicht deutscher Fürsten und Staatsmänner, welche die Faktoren der Tarife sind, ist die schmähliche Thatsache, daß Deutschland, unser an Intelligenz, Händen, Erzen und Brennstoffen so reiches Deutschland, seine Eisenbahnen noch mit fremdem Eisen bauen muß, und jährlich viele Millionen des Capitals, das mit ihrem Fleiß und Schweiß die Nation erworben hat, fortgeht an die Briten und Belgier für Etwas, was das Vaterland eben so gut selbst machen kann und alsbald machen würde, wenn ein verständiger Schutz zur Benutzung der mit Füßen getretenen Schätze der deutschen Erde aufmunterte und die Capitalisten zur Anlage ihres Geldes in dem Eisenhüttengewerbe spornte. Treibhauspflanzen pflegt man; deutsche Könige und Fürsten rufen zu Maulbeer- Plantagen und Seidenbau (unterm 52. Breitengrade!) auf, andere setzen Prämien aus auf

---

[376] Die Stadt Merthyr Tydfil (walis. Merthyr Tudful).

[377] Die walis. Gemeinde Cyfarthfa, die sich im Westen unmittelbar an Merthyr Tydfil (s. o.) anschließt. In beiden Orten wurden von 1759 bis in die 1930er Jahre Eisen und Stahl produziert.

die Zucht tibetanischer Ziegen: aber die Elemente einer großen Industrie, die des Herrn Hand in den heimischen Boden niedergelegt hat, finden so wenig Beachtung und Schutz, als kennten sie selche nicht. Inzwischen ist das Verhältniß so schreiend, daß allein schon darin die Gewährschaft baldiger Abhülfe und Besserung liegt. Offizielle Quellen weisen nur allein in den Staaten des deutschen Mauthvereins[378] eine Vermehrung der Einfuhr fremden Eisens von 1831 bis 1841 um das Einundzwanzigfache nach; noch während der letzten fünf Jahre ist die Roheisen-Einfuhr um mehr als tausend Procent (von 95,000 Centner auf fast 1 Million Centner) und von Stabeisen um vierhundert Procent (von 112,000 auf 456,000 Centner) gestiegen; 1842 gingen mindestens neun Millionen Gulden[379] für Eisen in's Ausland, während die Eisenhüttengewerke in den Vereinsstaaten selbst unter dem Drucke fremder Concurrenz krankten und eine große Anzahl entweder zu Grunde gingen, oder zum Einstellen ihrer Arbeit gezwungen wurden. Von solchen Thatsachen müssen doch endlich auch die Blinden Notiz nehmen, denn sie sind handgreiflich geworden. –

Daß unser deutsches Eisenhüttengewerbe, weil es bei der zollfreien Einfuhr des fremden Roheisens keinen wirksamen Schutz genießt, unter diesen Verhältnissen nichts so Großartiges aufweisen kann, als England, Belgien und Nordamerika, ist nicht zu verwundern und gereicht ihm nicht zur Unehre. Doch wenn ihm auch jene Riesenwerke abgehen, auf welche die Fremde stolz ist, so besitzt es doch eine Anzahl von Etablissements, in welchen sich die Eisenerzeugung würdig repräsentirt. Besonders zeichnen sich die preußischen Rheinprovinzen und Oberschlesien, begünstigt von dem glücklichen Verhältniß, zugleich im Besitz eines großen Reichthums von Steinkohlen und von Erzen zu seyn, durch ihre Eisenproduction aus. Oberschlesien allein bringt so viel hervor, als ganz Sachsen, Bayern, Würtemberg und Baden zusammengenommen.

Das oberschlesische Eisenhüttengewerbe führt seinen Ursprung auf die älteste historische Zeit zurück. Seine erste Verbesserung datirt sich von der Einführung der Luppenfeuer[380] aus Böhmen im Jahre 1365, und diese Schmelzweise war bis zum Jahre 1721 allgemein, wo der erste Hochofen[381] erbaut wurde. Doch beschränkte sich die Erzeugung noch lange nachher, bis gegen Ende der Regierung Friedrichs des Großen[382], auf die Befriedigung des Bedarfs der Provinz, und noch 1777 kömmt schwedisches Eisen als ein bedeutender Einfuhrartikel Niederschlesiens vor. Der große nachherige Aufschwung des Gewerbes begann erst 1780, als der König dem Grafen von Reden[383] die Oberaufsicht des Berg- und Hüttenwesens der Provinz übertrug.

Der Monarch hätte keine glücklichere Wahl treffen können, und von Reden war nicht minder glücklich, einen solchen Gebieter zu haben, welcher die Einsicht und den Muth besaß, einem genialen Mann von rastlosem Wirkungsstreben *carte blanche*[384] zu geben, – die Vollmacht, zu schalten in seinem Berufskreise, wie er wolle. Was Reden anordnete, mußte geschehen, und der Graf wollte immer nur

---

[378] Der preuß. dominierte „Deutsche Zollverein“ war ein Zusammenschluß von Staaten des 1815 gegründeten Deutschen Bundes für den Bereich der Zoll- und Handelspolitik. Er trat durch den am 22. März 1833 unterzeichneten Zollvereinigungsvertrag am 1. Januar 1834 in Kraft. Neben Preußen umfaßte der Deutsche Zollverein zu Beginn das Großherzogtum Hessen, Kurhessen, die Königreiche Bayern, Württemberg, Sachsen sowie die thüringischen Einzelstaaten. Bis 1836 traten noch Baden, Nassau und die Freie Stadt Frankfurt bei. 1842 erweiterte sich das Zollgebiet zusätzlich um Luxemburg, Braunschweig und Lippe, 1854 folgten als Letzte noch das Königreich Hannover sowie das Großherzogtum Oldenburg. Damit umfaßte der Zollverein vor der Konstituierung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 circa 425.000 km².

[379] Siehe hierzu S. 94, Anm. 335.

[380] „ein eisensteinschmelzwerk, welches klumpen von drei bis vier centnern, luppen, herstellt“ (DWG, Bd. 12, Sp. 1313).

[381] Sowohl die für das Luppenfeuer (s. o.) als auch für den Hochofen angegebenen Jahreszahlen sind reine Phantasiegebilde.

[382] Friedrich II. (1712–1786), seit 1740 König *in* und ab 1772 König *von* Preußen und seit 1740 Kurfürst von Brandenburg.

[383] Der Berghauptmann Friedrich Wilhelm Graf von Reden (1752–1815), seit 1779 Leiter des Schlesischen Obergbergamtes.

[384] Frz. für unbeschränkte Vollmacht (von frz., carte blanche, weißes Papier, also eine Ordre ohne konkrete Ausführungsanweisung).

das Rechte und Große, mit rechten, großartigen Mitteln. Das ganze oberschlesische Hütten- und Bergwesen erhielt unter seiner Leitung in wenigen Jahren eine Umgestaltung. Neuen Ideen zugänglich brachte er alle Verbesserungen und Erfindungen schnell in Anwendung und gemeinlich auf eine kühne Weise. Selten mißlang ihm ein Versuch, denn er hatte den Muth, Hindernisse zu überwinden, und Schwierigkeiten schärften nur seine Beharrlichkeit. Was ihm auf den königlichen Werken gelang, das theilte er bereitwillig den Privatwerken mit, und wo er zur Nachahmung Unterstützung nöthig fand, war er immer bereit, sie zu geben. Als Resultat von Reden's Verwaltung hatte sich nach dreißig Jahren die Erzeugung der Montanprodukte Oberschlesiens mehr als vervierzigfacht. Die Einführung der Dampfmaschinen war schon in den achtziger Jahren geschehen, die Benutzung der Steinkohlenkoaks[385] im Hochofen schon Ende des vorigen Jahrhunderts mit Erfolg versucht worden. 1816 hatte Oberschlesien 40 Hochöfen und über 160 Hammerwerke in Betrieb, die zusammen 5400 Berg- und Hüttenleute beschäftigten; es wurden 180,000 Centner Roheisen, 110,000 Centner Stabeisen und Bleche erzeugt, welche einen Werth von 1 Million Thaler hatten.

Bis auf die neueste Zeit ist das großartige Gewerbe fortgewachsen. 1841 lieferte Oberschlesien über zwei Fünftel der ganzen Eisenproduktion der preußischen Monarchie, fast 1 Million Centner. Aber zu Ende jenes Jahres fing der Druck der englisch-belgischen Concurrenz, über die schon früher allgemein geklagt worden war, seine zerstörenden Wirkungen an; mehre Hüttenbesitzer gaben, da sie den gehofften Schutz von den Regierungen des Zollvereins nicht erhielten, entmuthigt den Kampf auf, und von dieser Zeit an bis zur Gegenwart hat ein Drittel der schlesischen Werke die Produktion entweder reduzirt, oder die Arbeiten ganz eingestellt. Nur diejenigen, welche unter den allergünstigsten Localverhältnissen produzirten, haben den Wettkampf mit Briten und Belgiern bisher glücklich, wenn auch nicht ohne Opfer bestanden, und durch vermehrte Produktion die Schmälerung des Gewinns zu ersetzen getrachtet.

Unter den schönsten Werken Oberschlesiens und des deutschen Eisenhüttenwesens überhaupt steht die Königshütte[386] oben an. Sie liegt eine Meile südlich vom Städtchen Beuthen[387] und ist ebenfalls eine Schöpfung des Grafen Reden, welcher 1798 hier den ersten Hochofen errichtete. Sie ist ganz auf den Betrieb mit Steinkohlen basirt, deren Gruben so nahe sind, daß die Kohlenwagen von den Schächten auf Eisenbahnen unmittelbar an die Oefen laufen, wo sie verkoakst werden. Dampfmaschinen heben die Wasser in den Kohlenwerken, sie fördern die Kohlen, ziehen die Wagen, treiben die Gebläse, führen Erze und Kohlen den Gichten der Hochöfen zu, bewegen Walzwerke und Hämmer. Man benutzt zu ihrer Feuerung das Kohlenklein und Abfälle, welche man sonst als werthlos wegwerfen müßte. Die drei Hochöfen haben jeder eine Höhe von 50 Fuß und sie können, bei gutem Gang, zusammen wöchentlich 2400 Centner Roheisen produziren, für deren Verarbeitung zu Eisenbahnschienen, Stabeisen, Blechen etc. etc. die Walzeinrichtungen dienen. Alle neuesten Verbesserungen des Eisenhüttenwesens sind auf diesem schönen Werke vereinigt.

Die Beamten und viele von den 280 Arbeitern haben im Etablissement selbst Wohnung; es ist daher eine sehr weitläufige Anlage. Alle Gebäude sind massiv, und im mittelalterlichen Baustyl aufgeführt, der dem Gewerbe und den schwarzen Gesellen, die hier ihr Wesen treiben, sich gut anpaßt. Eine kürzlich erbaute Eisenbahn verbindet das Werk mit dem Klodnitz-Kanal[388], auf welchem die Hüttenprodukte größtentheils verfahren werden.

---

385 Koaks, veraltet für Koks; ein poröser, stark kohlenstoffhaltiger Brennstoff, der aus Kohle durch Wärmeeinwirkung unter Sauerstoffabschluss (Pyrolyse) erzeugt wird.

386 Das preuß. Staatsunternehmen war 1797 gegründet worden.

387 Poln. Bytom.

388 Der 46 km lange Klodnitzkanal (poln. Kanał Kłodnicki) war in den Jahren 1792 bis 1812 nach dem Entwurf des schott-Ingenieurs John Baildon (1772–1846) angelegt worden, um die Städten Gleiwitz (poln. Gliwice) und Cosel (poln. Koźle) mittels einer Wasserstraße zu verbinden.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 95f.

CCCCVII. Schloss Kronenburg[389] im Sunde.

„Das Faustrecht ist der Ritterschaft genommen, aber es blieb, als eine Regale[390], Königen.“ Die Burgen der adelichen Schnapphähne liegen in Trümmer; aber fürstliche Zwangzollstätten an den Ufern der freien Ströme stehen noch aufrecht: – die ungläubigen Barbaresken[391] sind aus den Meeren vertrieben; doch an der Ausgangspforte der Ostsee, an der großen Welthandelsstraße des Sundes, macht ein christlicher Staat den Wegelagerer gegen alle Handelsvölker der Erde, hält ihre Schiffe an und läßt ihnen die Wahl, entweder theures Lösegeld zu zahlen, oder in den Grund gebohrt zu werden. Dänemarks König[392] erhebt auf solche Art jährlich Millionen, und alle Staaten, die mächtigsten wie die kleinsten, dulden solche Erpressung. Man sagt zwar, das Jahrhunderte lang geübte Gewalt-Unrecht des Sundzolls gälte jetzt als ein historisches Recht. Schöne Logik, die den Enkeln das Stehlen nachsehen müßte, wenn Väter und Großväter am Galgen starben! Aber unsere Zeit wird sie noch zu Schanden machen, wie sie vieles Aehnliche zu Schanden gemacht hat. In unsern Tagen, wo die Geistesblitze rasch durch die Gesellschaft zucken und im Nu, wie ein Contagium[393], die Köpfe entzünden, mag auch über Nacht auf die Häupter der Meinungsführer der Gedanke niederfahren, welch ein alle Völker schändender, rechtloser Gräuel Dänemarks Zöllnerei am Sunde[394] ist; mit feurigen Zungen gepredigt, wird dann der Begriff einziehen in die bereiften Schädel der Staatensteuerer, und das erste entschlossene Nein irgend einer Macht[395] an das tributfordernde Dänemark wird den Sund von seiner Kette befreien. Wenn solches aber geschehen ist, dann wird man sich eben so sehr wundern, wie sich eine Welt viele Jahrhunderte lang von dem kleinen, schwachen Dänemark brandschatzen lassen konnte, als man sich, nach ihrer Ausrottung, über die lange Dauer der Barbaresken-Seeräuberei gewundert und geschämt hat. Es gibt in den sogenannten historisch-rechtlichen Beziehungen der Staaten und Völker zu einander noch gar viel Schändliches und


Christian VIII. von Dänemark (siehe hierzu S. 116, Anm. 392).

---

[389] Die dän. Festung Schloß Kronborg (dän. Kronborg Slot); bereits der Vorgängerbau von 1420 war zur Erhebung des Sundzolls (siehe hierzu S. 120, Anm. 401) genutzt worden. In den Jahren 1574 bis 1585 erfuhr das Schloß dann eine Erweiterung im Stil der Nordischen Renaissance. 1629 fast vollständig abgebrannt, konnte der Wiederaufbau nach Plänen von Hans van Steenwinckel d. J. (1587–1639) im Jahre 1639 abgeschlossen werden.

[390] Lat. iura regalia, königliche Rechte; die Hoheits- und Sonderrechte eines Königs oder eines anderen Souveräns.

[391] Die muslimischen Seeräuber aus dem heutigen Marokko, Algerien, Tunesien und Libyen (sog. Barbareskenstaaten), deren Unwesen, das sich damals vom Mittelmeer bis in die Nordsee erstreckte, erst durch die 1830 erfolgte Eroberung Algeriens durch Frankreich endgültig beendet wurde.

[392] Christian VIII. (dän. Christian 8.; 1786–1848), seit 1839 König von Dänemark. Der nach einer Vorlage von Emilius Ditlev Bærentzen (1799–1868) von Carl Mayer (1798–1868) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Gothaisches genealogisches Taschenbuch auf das Jahr 1841 – Acht und Siebzigster Jahrgang“ (Gotha: J. Perthes [1840]).

[393] Lat., die Ansteckung.

[394] Der Sundzoll (siehe hierzu S. 120, Anm. 401).

[395] Siehe hierzu S. 120, Anm. 402.

Thörichtes; in der vordersten Reihe desselben steht der Sundzoll. Doch er hat am längsten gedauert. Unsere Zeit – die Zeit des Uebergangs, welche berufen ist, Stein vor Stein den ganzen Babel des historisch-rechtlichen Frevels abzutragen, und die nicht eher rasten und ruhen soll, als bis alles Schlechte und Mißbräuchliche abgeschafft, alles Hohle zertrümmert, alles Unnütze und Schädliche entfernt, alles Todte und Erstorbene abgeschlagen und alles Unrecht – hüllte es sich auch in Purpur und Heiligenschein! – zerschmettert und geschleift worden ist, – sie wird auch den Tag herbeiführen, wo Kronenburgs eherne Stimme schweigt und der Schiffer auf das gewaltige Gemäuer hinweist, wie der Wanderer auf die verfallene Burg des Schnapphahns. –

Stolz und finster, wie der Geist des Faustrechts, erhebt sich jetzt das alte Schloß mit seinen Zinnen und gewaltigen Eckthürmen mitten aus der schäumenden Fluth des Sundes auf einem Felsen und sperrt mit seinen Batterien des Meeres Straße.

Kronenburg wurde von Friedrich II.[396] von Dänemark erbaut; indeß schon in viel älterer Zeit stand auf diesem Felsen eine Veste der dänischen Könige und mehre hatten daselbst ihre Wohnung. Das Schloß ist im gothischen Styl und ganz massiv; es bildet ein Viereck mit 4 Hauptthürmen, welches einen geräumigen Hof ein schließt. Fast alle Räume in demselben sind bombenfest gewölbt und in den Kasematten[397] kann eine Garnison von 1500 Mann mit allen nöthigen Vorräthen Schutz finden. In diesem Schlosse spielte mancher düstere Akt der dänischen Hof- und Staatsgeschichte von Hamlet[398] an bis zur Königin Mathilde[399]. Von dem Thurme, in welchem das letztgenannte Opfer der Cabale eingekerkert saß, thut sich dem Blick ein Panorama auf, so herrlich als irgend eins auf der Erde. Rechts ist die Straße des Sunds, auf der die Schiffe unter dem rollenden Donner der selten schweigenden Geschütze des Schlosses zur Ost- und Nordsee ziehen; links das Kattegat und seine Inseln; gegenüber Schwedens blaue, hügelvolle Küste mit den alterthümlichen Warten und Leuchtthürmen; zu den Füßen das grüne, flache, dänische Land, wie ein Garten, das freundliche, lebendige Helsingör[400] mit dem Hafen voller Schiffe und dem classischen Lande der Sage und Romantik.

---

[396] Friedrich II. (dän. Frederik 2.; 1534–1588), seit 1559 König von Dänemark und Norwegen.

[397] Siehe hierzu S. 94, Anm. 333.

[398] William Shakespeare's (1564–1616) Bühnenfigur geht zwar auf einen jütländischen Prinzen zurück, ist jedoch völlig fiktiv.

[399] Karoline Mathilde von Hannover (engl. Caroline Matilda; 1751–1775), seit 1. Oktober 1766 Gattin des dän. Königs Christian VII. (1749–1808); sie hatte wohl ein Verhältnis mit dem Arzt und Aufklärer Johann Friedrich Struensee (1737–1772; hingerichtet); am 17. Januar 1772 wurde sie zunächst zur Schutzhaft nach Schloß Kronborg verbracht, danach aus Dänemark verbannt.

[400] Dän. Helsingør.


CCCCVIII
Gez. v. C. Reiss
SCHLOSS KRONBURG
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger


DCCCLIII
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

DER SUND

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 61-64.

Der Sund.

Der Sundzoll[401] ist abgelöst[402]. Die gute alte Europa hat „eine schöne Geschichte" mehr in ihrem Tagebuch. Soll ich sie Euch mittheilen, so vergönnt mir dazu die Einleitungsworte der großen Heldenmähr von der Buxtehuder Heide.

Düsse Geschicht is lügenhaft to vertellen, Jungens, aber wahr is se doch! Denn mien Grootvader pleggt' jümmer darbi to seggen, wenn he se vertellen deh: „Wahr müt se doch wesen, mien Söhn, anners kunn man se jo nich vertellen." De Geschicht hett sick aber so todragen." Es war einmal vor uralten Zeiten ein großes Wasser, und das war naß. An dem Wasser wohnte ein Seekönig, was man zu Lande damals Räuberhauptmann nannte. Der fuhr auf dem Wasser mit seinen Gesellen und sahe Alles für sein Eigenthum an, was auf dem Wasser daher schwamm, so weit es naß war. Da starb der Seekönig, als er alt genug war, und sein Sohn wurde ein Landkönig, was man Landesvater nennt. Der nahm nicht das Eigenthum selber, das auf dem Wasser daher schwamm in fremden Schiffen, aber er gebot ihnen, vor ihm stille zu stehen und ihm den Zehnten ihrer Habe zu geben für das Wasser, auf dem sie fuhren, weil es noch immer so naß war, wie zu seines Vaters-Seekönigs Hochseligen Zeiten. Und da zahlten sie, wie sie auf den Schiffen daher kamen, der Eisbär[403] und der Braune[404], das Einhorn[405] und die Adler[406], der Hahn[407] und auch der Michel[408], den sie den dummen schalten. Und dumm genug war er, aber nicht sosehr, wie die Andern glaubten. Die waren aber schlechte Nachbarn, und Niemand war schlechter gegen ihn, als das Einhorn und der Braune. Die redeten mit dem Landkönig im Geheimen zu ihrem eigenen Besten, und dem Michel machten sie weiß, das Wasser sei zu naß für ihn, denn sie wollten ihn ganz auf's Trockne bringen. Der Braune zahlte aber seinen Zehnt, weil er dachte, den Landkönig noch zu beerben sammt seinem nassen Wasser; das Einhorn behauptete mit großer Ernsthaftigkeit, das Wasser sei nur sein Element; und die Andern, groß und klein, nickten dazu. So bezahlten sie dem Landkönig das Wasser fort und fort. Da kam ein Adler gefahren weit über Meer. Der rief dem Michel schon von Weitem zu: Sei gescheidt, das Wasser ist überall naß und frei, so weit es naß ist! Zu dem Landkönig aber sagte er: Soll ich zahlen nach Deinem Recht, so zahle ich mit eisernem Gelde, das kugelrund ist! – Da steckten die Andern die Köpfe zusammen, und der Michel – der Michel erhub die schwere Faust und schlug damit – nicht auf die linke Seite, wo sein großes Schwert hängt, sondern auf die rechte, wo sein klein ledern Geldbeutelein steckt. Er ist halt zu gut von Gemüth! Darum verspotten ihn die Andern. Hat er nicht auch der kugelrunden eisernen Münzen die schwere Meng' und könnt' damit zahlen, daß Alle genug hätten? Sie wissen das wohl, die Andern. Darum thaten sie Alle die Beutel auf vor dem Landkönig, und der Michel behielt sein Eisernes und gab schönes blankes Silber hin für

[401] Er war 1426 unter Erich von Pommern (eigentl. Bogislaw: dän. Erik af Pommern bzw. Erik 7.; ca. 1382–1459) eingeführt worden.

[402] Zwischen 1854 bis 1856 eskalierte der schon lange schwelende, internationale Handelsstreit um den Sundzoll, da sich die Vereinigten Staaten weigerten, ihn weiterhin zu entrichten; mit dem Transit- und Zollabkommen vom 14. März 1857 wurde die seit 1426 von Dänemark erhobene Maut dann unwiderruflich abgeschafft.

[403] Wohl die übrigen skand. Länder.

[404] Rußland.

[405] Großbritannien.

[406] U. a. die Vereinigten Staaten von Amerika.

[407] Frankreich.

[408] Die Deutschen.

das nasse Wasser! – So ist's geschehen in Europa und – düsse Geschicht is lögenhaft to vertellen, Jungens, aber wahr is se doch!

Mit dem Sunde wären wir nun fertig und abermals auf ewige Zeiten. Aber warum kann ich nicht von dem Bilde loskommen, so langweilig oder – so würdig seines Gegenstandes es auch ist? Davon trägt in diesem Augenblick der Klang eines Posthorns die Schuld. Da unten fährt der rothe Wagen durch den Werragrund und der Postillon bläst die bitter klagende Weise vom „Schleswig-Holstein stammverwandt!"[409]

Braver Schwager[410], Du beschämst viele mächtige Herren in dem weiten deutschen Reiche! An das größte Verbrechen, das abermals am deutschen Volke begangen wird, mahnst Du von Thal zu Thal die pochenden Männerherzen mit Deiner Melodie des vaterländischen Jammerlieds. Wie sind die Töne dieses Volksgesangs einst erschallt auf den deutschen Sängertagen und haben Tausende begeistert zu lange Zeit verboten gewesenen Gefühlen, und zuerst wieder erhoben zu dem Stolz auf ein gemeinsames Vaterland! Und wie klangen diese Töne unter dem Donner der Geschütze und in der Siegeshoffnung deutscher Heere und ihrer hohen und gefeierten Führer![411] Die Fahnen aller Farben Deutschlands entfalteten sich bei diesen Klängen, und selbst auf dem Meere erschallten sie in bewaffneten Schiffen, die mit des „Reichs" dreifarbigen Wimpeln[412] prangten! Wo ist die Zeit hin? Sind's denn schon hundert Jahre her? Lebt Niemand mehr von den edlen Helden, die dort fochten, von den Fürsten und Prinzen, die dort für Deutschlands Ehre das Schwert führten? Oder war es dort nur ein Spiel der Eitelkeit, ein Gladiatoren-Schaustück für diplomatische Passionen? Sind nicht Thaten geschehen der Unsterblichkeit werth? Ist nicht das edelste Blut dort in Strömen geflossen? Ist alles Gedächtniß daran in Deutschland mit unter den Hammer gekommen, als das Kind des höchsten Wunsches und des weltkundigen Bedürfnisses der Nation[413] vertrödelt wurde bis aus den letzten Anker?

Blickt hin nach Schleswig-Holstein! Betrachtet das Bild recht genau, das dort vor den Augen aller Völker steht. Es ist die gelungenste Darstellung einer großen Sünde an der Nation. Und doch ist es nur eine schlechte Kopie. Das Original ist im Jahre 1648 vollendet worden; sein Meister hieß „Westphälischer Friede."[414] Als man das Bild zu Münster aufstellte, hat das ganze Volk geweint! Dort quillt des Dichters[415] Klage:

O Deutschland, Deutschland, heil'ge Eiche,
Wie stehst du da so ganz entlaubt!
Das Feuer schlug durch deine Zweige
Und Ast um Ast ward dir geraubt!

Was dir gelassen Sturm und Flamme,
Das ward des Friedens schnöder Raub;
Er riß die Aeste dir vom Stamme
Und trat die Zweige in den Staub!

Der Krieg hat deine Pracht zernichtet,
Da kam der Friede – über dich!

Und auf dem Gipfel, drüber nimmer
Ein Doppeladler herrschend kreist,

---

409 Beginn des Refrains aus dem damals äußerst populären Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen", gedichtet für das „Schleswiger Sängerfest" 1844 von Matthäus Friedrich Chemnitz (1815–1870), vertont von Carl Gottlieb Bellmann (1772–1862).

410 Die Bezeichnung „Schwager" für den Postillon stammt aus der Schweizer Stadt Chur, die früher ein Hauptknotenpunkt der Alpenstraße war. Der italienische Postillon, der auf dem Sattelpferd ritt, wurde „chevalier" genannt; daraus wurde im Schweizerdeutschen „Schewalger" und im Deutschen dann „Schwager".

411 Im ersten Schleswig-Holstein-Krieg von 1848 bis 1850.

412 Schwarz-Rot-Gold.

413 Die mit Beschluß der Frankfurter Nationalversammlung vom 14. Juni 1848 geschaffenen Reichsflotte, deren Schiffe 1852/53 – teilweise zu Spottpreisen – verkauft wurden.

414 Mit dem Friedensschluß von Münster am 15. Mai 1648 und zu Osnabrück am 24. Oktober 1648 war der Dreißigjährige Krieg beendet worden.

415 Beim „Dichter" dürfte es sich um den Autor vorliegenden Artikels handeln, der wohl in der Person des Gartenlaube-Autors Friedrich Hofmanns (1813–1888) zu finden sein dürfte.

O, wie hat der dich zugerichtet,
Du armer Baum, erst jämmerlich!

Sitzt nun, umglänzt von eitlem Schimmer,
Zu Thron der Zwietracht böser Geist.

Wenn auch mit frischen Blätterzweigen
Sich schmückt der Aeste öder Raum:
Dein böser Geist will nimmer weichen,
Germania, du armer Baum!

Oder ist das nicht mehr derselbe Geist, der in Deutschland sein zweihundertjähriges Jubiläum im Jahre 1848 feierte? Wäre das heurige Bild von Schleswig-Holstein nicht das jüngste seiner Werke? Jst's doch dem so ähnlich, welches der Westphälische Friede vom deutschen Elsaß ausführte! – Der Nachhall der alten Klage geht erschütternd durch die deutschen Herzen. Die Diplomatie hat von den großen Bewegungen der neuesten Zeit nichts gelernt. Sie weiß noch immer nicht, daß die Statistik um einen neuen Theil vermehrt worden ist, der ebenso sorgsam studirt als beachtet sein will. Das ist die Statistik des Volksgefühls! Welche Steuerlast ein Volk ertragen kann, das ist oft erprobt worden; nie aber ist es der Diplomatie zu Sinne gekommen, den Grad der Verstimmung, des Mißmuths, des Zorns, des bitteren Wehes zu messen, bis zu welchem ein Volk gereizt werden kann durch rücksichtslose und ungestrafte Angriffe auf die Nationalehre. In dieser Beziehung ist's doch anders und besser in Deutschland geworden:

„Es geht ein heil'ger Sturm von Stadt zu Stadt.
Sie spüren's all', erwacht aus schwerem Traume:
Deutschland ist eins und jeder ist ein Blatt
Am riesengroßen Wunderbaume!
Schon grollt man jedem fremden Uebermuth,
Es zürnt der Süden, ist der Norden fröhnig!"[416]

Und nicht bloß der Süden, ganz Deutschland zürnt! Es ist zu Entsetzliches, was dort geschieht, es erregt das Kopfschütteln und Hohnlächeln von ganz Europa! Wir müssen uns vom Franzosen deshalb beäugeln, vom Engländer bewitzeln und vom Russen – bedauern lassen! Gälte es in Schleswig-Holstein nichts, als die dänische Ausstöberung des deutschen Geldsacks, so würde wahrlich die Theilnahme der Nation nicht eine so allgemeine und so hoch gespannte sein. Da ginge eben der Klingelbeutel des Unglücks bei uns herum, wie wir das gewohnt sind. Aber es gilt den höchsten Gütern des Lebens und der Ehre der Nation: der deutschen Zukunft und Macht in den Marken unseres Nordens, dem deutschen Geist, der deutschen Bildung, dem deutschen Familienglück, dem deutschen Gebete, dem deutschen Recht! – Deshalb ist's des Volkes Stimme, die mit Max Freiweg[417] ausruft:

Wie lang' soll denn seufzen ein deutsches Stück Land
Noch unter dem Drucke frech knechtender Hand?
Wie lang' soll ihm bleiben sein Loos?
Wie lang' soll noch Willkür und schnaubende Wuth
Zerstören der Tausende Glück und Gut?
Schießt los!

Ihr Herrn, die Ihr leitet der Völker Geschick,
Wie lange noch haltet Ihr zaudernd zurück
Und leget die Hand' in den Schooß?

Und sind wir vielleicht nicht Mannes genug.
Zu scheuchen den Alp und zu bannen den Fluch?
Was kümmert uns Russ' und Franzos'!
Macht der auch dazu ein saures Gesicht,
Laßt's Euch nicht verdrießen, das kümmert uns nicht!
Schießt los!

Wir schießen gleich mit und ziehn wieder aus
Mit Freuden zum Kampf, zum gerechten Strauß
Und schlagen mit wacker drauf los!

[416] Die ersten sechs Zeilen der 11. Strophe aus Emanuel Geibels (1815–1884) Gedicht „Eine Septembernacht", das erstmals veröffentlicht wurde im „Morgenblatt für gebildete Leser" (Stuttgart: Cotta'sche Buchhandlung 1845), 39. Jg., „Mittwoch, den 12. November 1845", S. 1181f, hier bes. 1182.

[417] Wohl ein Pseudonym (für Friedrich Hofmann? Siehe hierzu S. 121, Anm. 415); unter diesem Namen war der Gedichtband „Soldadesken" (Leipzig u. Hildburghausen: B. Schlicke 1858) erschienen.

Wie lang' soll noch bleiben ein deutscher Stamm
Der Fremden Spielboll, das Opferlamm?
Schießt los!

Gleich blitzt aus der Scheide der blinkende Stahl,
Platzt endlich die Bombe, ertönt das Signal:
„Schießt los!"

So pocht's unter dem Bürger- wie unter dem Waffenrock. Aber – Geduld ist des Deutschen erste Bürgerpflicht, und wir sind längst daran gewöhnt, das Herz zusammenzuschnüren, wenn es schreien will. So lange noch nach althergebrachter Weise in den goldenen Salons die Galanteriedegen graciös und rücksichtsvoll nach allen Seiten unter den Diplomatenfräcken herumwackeln und die Statistik des Volksgefühls keinen Platz auf den grünen Tischen unserer Staatenlenker gefunden hat, so lange wird auch der Postillon sein Klagelied Tag und Nacht vergeblich blasen.

So verzeiht mir denn, daß ich mich zu dieser patriotischen Abschweifung habe verlocken lassen. Es geht mir eben wie dem armen Soldaten „zu Straßburg auf der Schanz'"[418], den das Alphorn, das von seinen Heimathbergen herübertönte, zum Ausreißen verführte. Seht – ich bin auch nicht Schuld daran, – das Posthorn hat's mir angethan!

[418] Anspielung auf das Gedicht „Der Schweizer", dessen Autor nicht bekannt ist. Populär wurde es durch die Veröffentlichung in dem von Achim von Arnim (1781–1831) und Clemens von Brentano (1778–1842) zusammengestellten Gedichtband „Des Knaben Wunderhorn" (Heidelberg: J. C. B. Mohr 1806), 1. Bd., S. 145f. Ebenfalls nicht unwesentlich zur weiteren Verbreitung trug die Friedrich Silcher (1789–1860) zugeschriebene Vertonung bei.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 102-104.

CCCCX. Cambridge.

Von einem der beiden alten Musensitze Englands habe ich in einem frühern Bande dieses Werks schon gesprochen. (Vergl. Oxford, im I. B.). Cambridge ist die Schwesterstadt von Oxford, ist eben so ehrwürdig durch ihr Alter (die Universität bestand schon um das Jahr 1200), eben so besucht (die Anzahl der Studirenden wechselt zwischen 5- und 6000) und der Wohlthätigkeitssinn der alten Zeit hat sich hier, wie dort, durch die reich begabten Stiftungen von Colleges, Halls und Conviktorien Denkmäler errichtet. Cambridge liegt 10 deutsche Meilen[419] nördlich von London in einer Ebene. Obsthaine umgeben die Stadt, hundertjährige Rüstern[420] und Linden ragen gruppenweise aus den zahlreichen Höfen der Colleges und Halls hervor und die Stadt erhält dadurch von weitem das Ansehn eines Parks, aus dessen Laubdach hie und da ein Thurm oder ein hoher Giebel sich emporstreckt. Die Stadt war sonst klein und häßlich; in neuerer Zeit aber hat sie außerordentlich gewonnen an Schönheit, Größe und Bevölkerung. Sie hatte im J. 1800 nur 10,000 Einwohner; jetzt über 40,000. Neben den Musen haben die Industrie und der Handel sich Wohnsitze hier aufgeschlagen. Die Gegend liefert namentlich jetzt die beste Butter für den Verbrauch Londons, und täglich gehen viele tausend Pfund auf der Eisenbahn frisch zur Hauptstadt. Seit dem Bestehen der Eisenbahn beträgt dieser Geschäftszweig jährlich Millionen. Ehemals war auch die Cambridger Messe (die *Stourbridge-fair*) fast so berühmt, als seine Universität. Sie dauerte vierzehn Tage; doch gegenwärtig ist sie nur für Landes-Produkte: Talg, Käse, Eisen, Wolle, Vieh etc. ein bedeutender Markt, zu dem die Produzenten weit und breit herkommen.

Die Universität ist selbst nicht reich; denn ihr gesammtes Einkommen beträgt kaum 16,000 Pfd. Sterling jährlich. Aber die Stiftungen haben unermeßliche Einkünfte, welche bei allem Luxus in der Administration und aller Freigebigkeit doch nicht ganz absorbirt werden können und immer neue Capitalien zu den alten häufen. Diese Stiftungen sind etwas Eigenthümliches im englischen Universitätswesen und es herrscht darüber viel Unklarheit der Begriffe. Sie entstanden folgendermaßen. In den frühern Zeiten des Mittelalters war das Streben nach Gelehrsamkeit ausschließlich in den Klöstern und unter der Geistlichkeit zu suchen. Die Klöster hatten den Gebrauch, die jüngern Konventualen abwechselnd auf die Universitäten zu schicken, um sich mit den Fortschritten der Wissenschaften vertraut zu machen. Damit nun die Mönche auch da ein den Vorschriften ihres Ordens oder Standes angemessenes klösterliches Leben führen möchten, so vereinten sich mehre Klöster zur Gründung von Hospitien auf jenen Hochschulen, welche vorzugsweise besucht wurden. Sie bauten für die studirenden Klosterbrüder Wohnungen, und setzten einen Profoß[421], oder Aufseher darüber, der die regelmäßige Lebensweise der Studiosen überwachen und den Abteien darüber berichten mußte u. s. w. Später erweiterten sich diese Anstalten, und, als die adelichen und bürgerlichen Stände, die Laien, anfingen, Theil an dem gelehrten Wissen zu nehmen, da wurde die Einrichtung nachgeahmt. Ritterschaftliche und städtische Vereine stifteten solche Hospitien mit klösterlicher Zucht für die Scholaren aus ihrer Mitte, ein Verfahren, das zu jener Zeit um so angemessener war, da die meisten für den geistlichen Stand bestimmt waren, der bis in das sechzehnte Jahrhundert neun Zehntel der Gesammtmasse der Studirenden absorbirte. Der Wohlthä-

[419] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[420] Lat. ulmus campestris, „Ulme(n)“ (DWG, Bd. 14, Sp. 1548).

[421] Engl. provost (von lat. propositus bzw. praepositus, „Vorgesetzter“).



CAMBRIDGE IN ENGLAND

tigkeitssinn knüpfte Anstalten für solche Arme daran, welche der Durst nach Wissen zu den Universitäten führte, ohne die Mittel zu besitzen, sich in der Fremde Unterhalt zu verschaffen und später, unter veränderten Verhältnissen, wurden mehre der Einzelstiftungen vereinigt, und in dem Maße, als sich der Kreis der Wissenschaft selbst erweiterte und ihr Baum verzweigte, auf ihre Kosten neue Lehrstühle (Collegien) gegründet. So sind nach und nach aus unscheinlichen Anfängen jene großartigen Anstalten im Schooße der englischen Hochschulen hervorgegangen, die denselben ein ganz eigenthümliches Leben verleihen, ein Leben, das sich unter den mittelalterlichen Formen gar wunderlich ausnimmt. Die Universitäten neuerer Gründung, sowohl in Schottland und Ireland, als auf dem festen Lande, haben diese Einrichtungen nicht; denn das Motiv lag in den frühmittelalterlichen Zuständen, nicht in den spätern. In Paris, und auf den italienischen Universitäten, wo Gleiches früher bestand, da ist es untergegangen in den Stürmen der Revolutionen und Kriege, oder ein Raub geworden der Fürsten, welche ihre Gier nach den Stiftungsfonds gemeinlich geschickt genug unter der Hülle reformirender, verbessernder Einrichtungen zu verbergen verstanden. Cambridge besitzt 18 dieser Colleges und Halls, wo die Studirenden unter einer mehr oder weniger klösterlichen Regel großentheils wohnen und speisen. Die vorzüglichsten sind: Trinity-College[422] (es hat jetzt 1660 Zöglinge), St. Johns College[423] (1100), Queens-[424], Cajus-[425], Christi-[426] und Emmanuel-College[427]. Verschiedene Grade bezeichnen die Qualität der Insassen. Die Häupter (Vorstände) sind die Profoße und Meister (*Prevosts and Masters*). Der 2te Rang ist der Fellows[428]. Alle Colleges zusammen haben 30 Fellows. Sodann folgen die adelichen Graduirten, Doktoren und Magister. Diese, so wie 4) die bürgerlichen Doktoren, 5) die Baccalauren des Rechts und der Medizin, und 6) die Magister der freien Künste haben im Universitätssenate (der über allgemeine Angelegenheiten berathet), das Stimmrecht; 7) die *Fellow Commonors*[429] sind junge, vornehme Studiosen, welche der klösterlichen Regel nicht strikt unterworfen sind, aber das Recht haben, an den Tafeln der höhern Grade zu speisen; 8) die Pensioners[430] und Scholars[431] sind Studenten ohne weitere Auszeichnung, die gegen Zahlung einer mäßigen Summe Wohnung und Kost in dem Collegium haben und 9) die Besitzer der Freistellen, die Armen, mit dem legalen Nicknamen[432] Sizars[433]. Letztere verrichten

---

422 Engl. The College of the Holy and Undivided Trinity; es war 1546 von Heinrich VIII. (engl. Henry VIII; 1491–1547) gegründet worden.

423 Engl. The College of Saint John the Evangelist; die Gründung des 1511 etablierten Colleges geht auf Lady Margaret Beaufort (1443–1509), die Mutter von König Heinrich VII. (engl. Henry VII; 1447–1509), zurück.

424 Engl. The Queen’s College of Saint Margaret and Saint Bernard; 1448 von Margarete von Anjou (frz. Marguerite d’Anjou; engl. Margaret of Anjou;1430–1482) gegründet, erfuhr das College eine finanzielle Neuausstattung im Jahr 1465 durch Elizabeth Woodville (ca. 1437–1492), der Gemahlin König Eduards IV. (engl. Edward IV; 1442–1483). Diese ‚Doppelgründung‘ spiegelt sich auch in der Orthographie der Alltagsbezeichnung für das College wider, die Queens’ (also Pl. von Königin) und nicht Queen’s College lautet.

425 Engl. Gonville and Caius College; die Gründung im Jahre 1348 geht auf Edmund Gonville († 1351) zurück; der ehem. Absolvent und Hofarzt John Caius (eigentl. John Keys, latinisiert Johannes Caius; 1510–1573) hatte das College 1557 dann durch großzügige Dotationen finanziell saniert und damit quasi neugegründet.

426 Engl. Christ’s College; 1437 vom Londoner Kleriker William Byngham (ca. 1390–1451) gegründet.

427 Engl. Emmanuel College; es war 1584 vom damaligen Kanzler Sir Walter Mildmay (ca. 1523–1589) ins Leben gerufen worden.

428 Engl. für Gleichgestellter, Gefährte, Genosse bzw. Mitglied; bezeichnet im Hochschulbetrieb und in sonstigen wissenschaftlichen Vereinigungen ein (nicht im juristischen Sinn) zur Körperschaft gehörendes Mitglied.

429 Studenten der Universität Cambridge, die zur Tischgemeinschaft eines Fellows (s. o.) gehörten; sie hatten hierfür, da dies mit diversen Privilegien und Freiheiten verbunden war, das Doppelte der üblichen Studien- und Verpflegungskosten zu zahlen.

430 Studenten, die die Kosten für Ausbildung und Verpflegung – im Gegensatz zu den stiftungsfinanzierten Mitkommilitonen – aus eigener Tasche aufbringen mußten.

431 Siehe oben.

432 Von engl. nickname, der Spitzname.

433 Von engl. „sizes“ bzw. „sizings“, Bezeichnung für die damals an Colleges zum Festpreis angebotenen Speisen und Getränke einer bestimmten Quantität; eine der vielen niederen Dienstleistungen der Sizars war es, für bessergestellte Kommilitonen diese „sizes“ zu holen.

gegen Bezahlung nicht selten untergeordnete Dienstleistungen für die Vornehmen und höher Graduirten; Fleiß und Demuth haben in der That eine Menge Mittel zum Erwerb, und mancher ganz arme Student schafft sich in wenigen Jahren die Mittel, sich für immer seiner gedrückten Lage zu entziehen und höhere Laufbahnen zu betreten.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 105-108.

CCCCXI. Aachen[434].

Ich setze gern die Welt dem engen Vaterlande gegenüber. Doch wenn auch im Lichte jenes Sonnenmeers das Heimathliche erbleicht, wenn auch vor jenem glänzenden Ocean des Lebens, vor diesem unergründlichen All, die kleine trübe Erde mit ihren Völkerkammern und Kämmerchen in einen Punkt zusammen schwindet, den das geistige Auge verliert, so hat doch die ewige Liebe darum meine Gefühle nicht in die Wüste des Universums hinausgestoßen zur pfadlosen Irrfahrt, sie hat auch um mich das Band geschlungen, welches den Menschen lebenswarm an die Scholle knüpft, wo sein Volk wohnt. Mein Wirkungsstreben möchte die Welt umfassen; aber der Grund und Boden, aus dem es hervorgeht, ist deutsch, und entfernt es sich auch noch so weit, so findet es doch die höchste Freudigkeit nur im Vaterlande.

Aus diesem eigenthümlichen, anscheinend zwiespaltigen [sic!] und doch einigen Wesen meines Geistes erklärt sich auch meine Liebe für die heimathliche Vergangenheit, meine Theilnahme für die geschichtlichen Ueberlieferungen meines Volks und für die blassen Nacherinnerungen seiner Herrlichkeit.

Aachen! Ich brauche blos dein Bild zu sehen und die Stromkarte der deutschen Geschichte ist vor mir aufgerollt, mit allen ihren Windungen, Erweiterungen, Schnellen und Stürzen, von den Carolingern an bis zu dem heutigen Tag. Welche deutsche Stadt könnte das Maß des Ruhmes messen mit dem deinigen und welcher Schicksal käme dem Wechsel deines Geschickes gleich? Dein Ruhm reicht bis in der deutschen Zeiten Ursprüngen der Zeiten Mitte warst du ihr Haupt, von dir kam alle Herrlichkeit des deutschen Königthums, und als der Königsmantel zur Mumiendecke geworden war, zur Hülle für den bloßen Schein des Lebens – da verschwandst du von der Karte des deutschen Landes. Es gab kein deutsches Aachen mehr, als die lange Nacht der deutschen Schmach[435] hereinbrach. Erst in der Wiedergeburtsstunde des Vaterlandes wurdest auch du zum Zweitenmale deutsch geboren, und seitdem erhobst du dein deutsches Antlitz wie eine Sybille, deren Mund die große Zukunft des deutschen Alls verkündigt; jenes Alls, das die zerstreuten Elemente unseres Volksthums einigen soll, und wieder zuführen wird dem Haupte alle durch Schwert und Zwiespalt von ihm getrennten Glieder. Mit dieser Vereinigung hebt alsdann das große Epos der Neu-Geschichte an, welches, wenn die Zeichen nicht trügen, die ganze Erde in seinen Kreis ziehen wird.

Aachens Hauptschicksale deuten wenige Worte an. Die Römer hatten hier ein Bad; Karl der Große, der hier geboren und gestorben ist, seine Residenz; dann war es Krönungsort der deutschen Könige, Glied des Hansabundes, freie Reichsstadt, endlich, als *Aix la chapelle*, Departementsstadt[436] des französischen Kaiserthums. Seit dem pariser Frieden[437] ist es Hauptstadt eines Regierungsbezirks[438] der preußischen Rheinprovinz und einer der gewerbreichsten Orte der deutschen Lande. Die Stadt liegt in einer ebnen, fruchtbaren Gegend, nahe an der belgischen Grenze, etwa 8 deutsche Meilen[439] westlich

---

[434] Lat. Aquæ Granni; frz. Aix-la-Chapelle.

[435] Die frz. Besetzung Aachens in den Jahren 1794 bis 1814.

[436] Von 1798 bis 1814 war Aachen Verwaltungssitz des Rur-Departements (frz. Département de la Roer).

[437] Der „Erste Pariser Frieden" nach der Niederlage Napoléon Bonapartes vom 30./31. März 1814.

[438] 1816 war Aachen Sitz der preuß. Bezirksregierung der Provinz Großherzogtum Niederrhein geworden, ab dem 27. Juni 1822 gehörte die Stadt dann samt Regierungsbezirk der neugeschaffenen preuß. Rheinprovinz an.

[439] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

von Cöln, mit dem sie durch eine Eisenbahn verknüpft ist[440]. Das freundliche Aachen hat etwa 3000 Häuser und 40,000 Einwohner, und, mit Ausnahme des ältesten Stadtkerns, breite, sonnige Straßen, große öffentliche Plätze und einen breiten Kranz der schönsten Anlagen, welche die Stelle der ehemaligen Wälle einnehmen. Der Ort ist reich und der Sitz großartiger Industrien. Obenan steht die Tuchfabrikation, welche, berühmt seit langer Zeit, ihrem Erzeugnisse den Ruf der Trefflichkeit Jahrhunderte hindurch ungeschmälert bewahrt hat. Sie allein beschäftigt in Stadt und Umgegend 25,000 Arbeiter und über 20 Millionen Thaler Kapital. Die Verfertigung aller Arten von Maschinen geschieht in mehren Etablissements in eben so großer Ausdehnung als Vollkommenheit. Ein einziges Haus hat über 600 Arbeiter. Große Nahrungszweige sind auch die Fabriken chemischer Präparate, von Papier, Handschuhen, Spitzen etc. etc.; sodann die warmen Bäder, die schon zur Römerzeit unter die Heilquellen ersten Ranges gerechnet wurden. Man benutzt mehre Quellen, welche, in verschiedenen Abstufungen, eine Temperatur von 100 bis 130 Grad Fahrenheit[441] haben. Die älteste und kräftigste ist die Kaiserquelle, mit Trümmern römischer Thermen. Karl der Große ließ sie restauriren. Ihr folgen: das Quirinusbad, das neue, das Rosen-, Herren- und das Armenbad, letzteres mit den Spitaleinrichtungen für unvermögende Kranke und 2 großen Bassins zu Gemeinbädern. Versenden lassen sich die Aachener Wasser nicht. Ihre vorzüglichste Anwendung finden sie in hartnäckigen Gichtbeschwerden, veralteten rheumatischen, syphilitischen und Hautübeln, Unterleibskrankheiten und in chronischen Leiden der Brust. Die Anstalten für die Badegäste sind vortrefflich und die eigenthümlichen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten einer großen Stadt tragen dazu bei, die Frequenz der Bäder zu begünstigen. Sie werden jährlich von einigen tausend Kranken aus allen Welttheilen besucht. Eine ganz besondere Erwerbsquelle Aachens fließt nur alle sieben Jahre: nämlich durch die Ausstellung der sogenannten großen Reliquien im Dome. Diese Heiligthümer bilden eine wunderliche Versammlung der verschiedenartigsten Dinge: man sieht eine Haarlocke der Maria, ein Stück vom Stabe Aarons, eine Portion Manna, womit der Himmel die Juden in der arabischen Wüste speisete, Blut und Knochen vom gesteinigten Stephan, ein Stück vom wahren Kreuz Christi, die Nägel, womit der Heiland ans Kreuz geheftet worden, den Schwamm, der ihn in der Sterbestunde tränkte u. s. w.; ferner, und dies sind die Hauptartikel der Verehrung: Josephs bockslederne Hosen, das Kleid, welches die heilige Jungfrau bei ihrer Niederkunft an hatte, die Windeln, in welche sie das neugeborne Christuskind wickelte, das Tuch, auf welchem das Haupt Johannes des Täufers kredenzt wurde, und den Gürtel, den Jesus am Kreuze trug. Die Ausstellungszeit ist vom 15. bis 27. Juli, und für die Verehrer der Reliquien wird zugleich Vergebung aller Sünden verkündigt. In den finstern Zeiten des Mittelalters lockte sie nicht weniger als 200,000 Pilgrime aus allen Ländern des christlichen Europas herbei, und noch im 16ten Jahrhundert betrug die Zahl der Wallfahrer gemeinlich 150,000. Dem lichten, humanen Geiste eines Joseph II.[442] war dies arge Spiel mit der gläubigen Einfalt ein Gräuel; er untersagte daher die Ausstellung[443], und unter französischer Herrschaft dachte man nicht daran, sie zu erneuern. Erst Preußen hat dies gethan[444] und den grassen Widerspruch nicht gescheut, in welchem diese Thatsache mit seinem so gepriesenen Streben für Volksbefreiung aus den Fesseln des Irrthums, des Aberglaubens und der Dummheit steht.

Alle diese Reliquien liegen in silbernen Kästen. Sie stammen von Karl dem Großen her, dem sie vom Patriarchen von Jerusalem verehrt wurden. Wie es mit ihrer Authentizität beschaffen sey, steht dahin; ein bedenklicher Umstand ist es aber, daß an der Fertigung aller als ächt ausgegebenen Nägel vom Kreuze Christi ein fleißiger Nagelschmied manchen Tag zu thun hätte, und vom wahren Kreuze sieben Exemplare vorhanden sind, der unzähligen Bruchstücke nicht zu gedenken.

---

440 Am 1. September 1841 war die Strecke Köln-Aachen fertiggestellt worden, am 6. September wurde der allgemeine Fahrgastbetrieb aufgenommen.

441 Temperaturmeßeinheit nach Daniel Gabriel Fahrenheit (1686–1736): °C = °F – 32 x ⅚.

442 Joseph II. (1741–1790), seit 1765 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches; er hatte 1776 die Präsentation der Aachener Reliquien untersagt.

443 Anläßlich der „Aachener Heil(ig)tumsfahrt“; die Hauptreliquien derselben sind: das Kleid Mariens, Windeln Jesu, das Lendentuch Jesu und das Enthauptungstuch Johannes des Täufers. Zusätzlich werden drei „kleine“ Reliquien gezeigt: der Gürtel Mariens, der Gürtel Christi und der Geißelstrick Christi.

444 Die Tradition der Heiltumsfahrt wurde im Jahre 1804 wiederaufgenommen besteht bis heute.

Aachen besitzt noch manches wohlerhaltene Bauwerk des Mittelalters aus seiner großen Zeit. Aus Karls des Großen Residenz (der Pfalz) ward später das Rathhaus (der Umbau geschah im vierzehnten Jahrhundert), und vor demselben prangt der herrliche Springbrunnen[445], (aus der nämlichen Bauzeit), mit der Colossalstatue des Reichsbegründers. – Der Dom ist zwar nicht so großartig, als der Cölner, aber historisch von um so größerer Bedeutung. Von Karl dem Großen gegründet, von seinen Nachfolgern erweitert und ausgebaut, zeigt er zwar ein Gemisch der Baustyle verschiedener Epochen; doch eben so reiht sich an ihn ein bedeutender Theil der Geschichte unseres Volks. Dreißig Kaiser sind in diesen heiligen Räumen gekrönt worden, und. die mächtigsten Fürstenhäuser Deutschlands haben hier ihre Lehen von dem Reichsoberhaupt empfangen. Es macht die Kathedrale immer noch einen imposanten Eindruck, so viel auch die Geschmacklosigkeit späterer Jahrhunderte dazu geholfen hat, das Großartige zu verkleinern und die architektonische Einheit zu zerstören. Die innere Ausschmückung ist widersinnig; die antiken Porphyrsäulen, welche Karl der Große dem Kaiserpalaste zu Ravenna entnahm, um das Innere des Doms zu schmücken, sind abgebrochen und zum Theil verschleppt worden; von den Glasmalereien der Fenster sind, außer im Chore, nur Fragmente übrig; der Thurm ist unvollendet, das Aeußere durch angeflickte Häuser und Buden entstellt. Dies welthistorische Gebäude in seiner Reinheit und Großartigkeit wieder herzustellen, wäre eine würdige Aufgabe für die Zeit, in welcher in den deutschen Stämmen der Einheitsdrang mächtig erwacht und sich schnell zu klarem Bewußtseyn ausbildet. Unter dem Hochaltar ist Kaiser Otto III.[446] begraben; in der Krypta unter dem Dom aber ruhete Karl der Große von seinen Weltmühen aus. Sie ist jetzt leer; aber ohne Gefühl von Ehrfurcht tritt Keiner in diese kleine Halle, die das letzte irdische Haus von Ihm war, dem die Erde zu klein schien. Bis zur Zeit Kaiser Otto's III. war die Gruft vermauert. Dieser Fürst ließ sie 997[447] erbrechen. Er fand den Leichnam nicht in einem Sarge liegen, wie es gewöhnlich ist, sondern in sitzender Stellung auf demselben Throne, von dem er geherrscht hatte im Reiche des Lebens. Er war angethan mit dem Kaisergewande und trug in der Hand das Scepter; auf seinem Schooße lag der Reichsapfel, welcher der andern Hand entgleitet war, neben einer aufgeschlagenen Bibel. Auf seinem Kopfe saß noch die Krone, und der schwere kaiserliche Mantel fiel in majestätischen Falten um den gepanzerten Leib. Das kaiserliche Schwert war seiner Hüfte entfallen und lag am Boden; die Pilgertasche aber, die er im Leben stets getragen, hing noch an seinen Schultern. Alle diese Reliquien wurden dem Grabe entnommen und sie dienten später bei der Krönung deutscher Kaiser als Insignien der Macht. Jetzt befinden sie sich in der kaiserlichen Schatzkammer der Burg in Wien. Blos der marmorne Thronsessel ist noch in der Kirche. Er wird, nebst dem Schädel des großen Stifters des germanischen Reichs, vom Sakristan gezeigt; gezeigt – für ein paar Silbergroschen, wie etwa eine Meerkatze, oder ein Stachelschwein! – Wird, nach dem Wiederaufwachen des Nationalgefühls und der Ehrfurcht für deutsche Größe, wird jetzt, wo die nobeln Ideen von Freiheit, Bürgerthum, Verfassung und Volkshoheit Umlauf haben unter den Gebildeten, nicht auch das Gefühl des Schicklichen erwachen und solcher widerliche Spuk mit den Nationalheiligthümern abgestellt werden? So lange dergleichen Profanation nicht alle Herzen empört, dünkt mich die Begeisterung für deutsche Freiheit und Einheit fast hohl, kalt, abgestanden und seelenlos, und mehr ein künstliches Getriebe einzelner Menschen und Machthaber, als eine aus dem gesunden Instinkt des Volks erwachsene.– Oder wähnt man mit den Gebeinen des Carolus Magnus Nationalgefühl in die Herzen zu zaubern, indem man sie einem Pfaffen als Pfründe, einem Küster als Besoldungsstück zur Nutznießung überläßt? Die Schmach ist größer als der Spott in dieser Frage; – die Antwort höre ich aus allen deutschen Herzen! –

445 Der Karlsbrunnen.

446 Otto III. (980–1002), seit 983 römisch-deutscher König und ab 996 Kaiser.

447 Besagte Graböffnung hatte zu Pfingsten (19. Mai) des Jahres 1000 stattgefunden.


CCCCXI
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

AACHEN

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 109f.

CCCCXII. Abbotsford.

Wir sind durch die Schlösser der Könige und Fürsten gewandert, der guten wie der bösen; wir haben so manchen heimgesucht, dessen Ahnen seine Krone mit Pechkränzen erwarben; manchen, der mit dem Schweiß und den Thränen des Volks Goldmacherkünste treibt; manchen auch, der seine Säle mit dem Ertrage der Falschmünzerei und Bubenstreiche schmückt; – viele gingen an uns vorüber, welche, herzlos, um eines dürren Lorbeerkranzes willen, unter den Sichelwagen des Kriegs die Jugend und Blüthe ihrer Unterthanen gestreut, oder schändlichen Hökerhandel getrieben haben in die Fremde mit dem Leben der Bürger; häßliche Adlerklauen sahen wir in den Horsten der meisten Staatenadler und die Katzennatur der heraldischen Löwen; die Greifgelüste der Wappengreife hat uns keine Pracht, keine Herrlichkeit, kein glänzendes, kriechendes Throngewürm verborgen. – Kehren wir nun auch einmal in der Wohnung eines Fürsten anderer Art ein, der Friedens- und Geisterfürsten einer, welche ihr Wirken nicht nach Schlachten zählen, oder Nach dem Maße von Wehe, das sie über Millionen gebracht, oder nach der Zahl unterlassener Pflichten, unausgeführter Entschlüsse zu guter That; in der Wohnung eines Mannes, welcher in der Reihe der Wesen steht, an deren Geistersonne sich die Völkerleben erwärmen und entwickeln seit den Tagen Homers[448]. Solche Fürsten brauchen keine Diademe von blitzenden Steinen, ihre Glorie geht durch die Zeiten ungeschwächt, und sie strahlt am reinsten, wenn keine Zeit, mehr ist.

Walter Scott[449] ist ein Schotte; aber vermöge seines geistigen Wirkens ist er ein Ehrenbürger aller civilisirten Nationen. Seine Schriften sind über das Weltrund verbreitet, und die Freudenmenge, die sie geschaffen, die Bildungskeime, die sie in Millionen Herzen zur Fortentwicklung pflanzten, zählt Niemand. „Kein unlauterer, unedler Gedanke ist in irgend einer Zeile seiner Werke verborgen"[450] – wie Wenigen, deren Gedanken die Feder führen, wird ein solches Zeugnis!

Abbotsford, Walter Scott's reizender Landsitz, im Tweedthale, vier Meilen von Edinburg[451], war die Frucht seines Fleißes, der Schauplatz seiner Freuden, die Geburtsstätte seiner besten Werke, der Zeuge seines Glückswechsels, seines Kummers und seiner Anstrengungen, welche ihm endlich Herz und Leben brachen. Scott, der sein ganzes, großes Vermögen einem Freunde[452] anvertlaut hatte, wurde in dessen Sturz so verwickelt, daß er nicht nur jenes verlor, sondern auch noch, in Folge geleisteter Bürgschaft, für fast eine Million Gulden[453] mehr in Anspruch genommen wurde. Der redliche Mann verschmähete jeden gesetzlichen Ausweg, sich seiner Verbindlichkeit zu entziehen. Man weiß, daß er sich für seine Gläubiger zu Tode arbeitete. Als die Hälfte der Bürgschaftssumme abgetragen war, da entrückte ihn der Herr dem harten Arbeitstische und den harten Gläubigern. Scott starb insolvent: aber ein Krösus an allem Ehrengut ist er gestorben. Nach seinem Tode erwachte das

---

448 Homer (griech. Ὅμηρος, Homēros; etwa in der 2. Hälfte des 8. Jhd.s o. in der 1. Hälfte des 7. Jhd.s v. Chr.).

449 Der schott. Dichter und Schriftsteller Sir Walter Scott, 1st Baronet (1771–1832).

450 So zuerst in „Meyer's Universum" zu finden.

451 Edinburgh (schott.-gäl. Dùn Èideann).

452 Scott's Verleger Archibald Constable (1774–1827); da Scott (siehe hierzu S. 132, Anm. 449) auch Mitinhaber des Verlages war, haftete er auch persönl. für die vor allem durch den Ausbau von Abbotsford entstandenen finanziellen Verbindlichkeiten des Verlags, der 1825 den Bankrott erklären mußte.

453 Zur Guldenwährung siehe S. 94, Anm. 335; tatsächlich hatte Scott (siehe hierzu S. 132, Anm. 449) Verbindlichkeiten in Höhe von 130.000 £ angehäuft, was tatsächlich in etwa der hier genannten Schuldensumme von einer Million Gulden entsprach.

öffentliche Schamgefühl; man eröffnete eine Nationalsubscription, um Abbotsford der Familie Scotts zu erhalten, und sie besitzt es nun als ein unentäußerliches Legat der Dankbarkeit.

Das Schloß ward nach Scott's eignem Entwurf und unter seiner unmittelbaren Leitung erbaut. Es ist im mittelalterlichen Styl aus grauem Granit aufgeführt, regellos, mit vielen Vorsprüngen, Erkern, Eckthürmen, Warten, mit bald engen, bald weiten Fenstern, die bald tiefer, bald höher stehen; die Eingänge und die Außenwände sind mit Schlingpflanzen berankt und das Ganze hat das Ansehen einer ritterlichen Wohnung aus dem 14ren Jahrhundert. Heitere Bequemlichkeit, unter einer alterthümlichen Form, ist der Charakter des Innern. Zimmer und Cabinets ketten sich regellos, aber behaglich, an einander, alle Wände sind mit Holzschnitzereien getäfelt, mit ritterlichen Waffen und Geräthen behangen. Die Bankett-Halle ist ein Meisterstück dieser Ausschmückungsweise und sie war geräumig genug, alle Freunde des großen Dichters auf Einmal zu empfangen. Bei solchen festlichen Gelegenheiten spielten bergschottische Pfeifer in der malerischen Tracht der vergangenen Zeit alte Weisen auf, der freundliche Wirth war dann voller Hingebung für seine lieben Gäste, er entfaltete die ganze Liebenswürdigkeit seines Charakters. –

Um das Schloß her ist ein Park, und Scott's Hand, welche bei den Anpflanzungen selbst Spaten und Harke rüstig rührte, gibt ihm eine Weihe eigner Art.

Scott's Grab ist nicht in Abbotsford zu suchen. Die abgestreifte Hülle des großen Geistes hat in den romantischen Ruinen von Deyburgh-Abbey[454] ein einsames, entlegenes Ruheplätzchen gefunden.

[454] Dryburgh Abbey; die Abtei war 1544 im Zuge der schott. Reformation zerstört worden.


CCCCXII
Gez. v. C. Reiss
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger
ABBOTSFORD

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 110f. u. 129-132.

CCCCXIII. Die Juliussäule in Paris.

Paris, die Wiege der Revolutionen, ist selbst dem Geiste der Umwälzung und Veränderung fortwährend unterworfen. Jedes Jahrzehnt verändert die Gesichtszüge der ungeheuern Stadt. Gärten verwandeln sich in Straßen, Felder und Wiesen in Gärten; neue Stadtviertel steigen auf, alte werden niedergerissen und die Palastarchitektur schichtet ihre Steinmassen auf den Stätten ärmlicher Wohnungen auf. Was ist aus dem Paris von 1789 geworden? Wer erkennt noch die classischen Orte der Revolution? Man gehe z. B. in die Vorstadt Saint Antonie! Sie gießt nicht mehr jene Volksmassen aus schmutzigen Gassen und Gäßchen, welche die Bastille stürmten, und bald der Revolution Handlanger waren, bald sie selbst beherrschten. Der Ruf, „die Faubourg ist da!“ erschreckt Paris nicht mehr; friedlich lustwandelt eine gutgekleidete Menge in hübschen Straßen, die alten engen Gäßchen sind fort bis auf die Namen. Auch der Bastillenplatz hat nichts weiter übrig. Kein Steinchen ist mehr zu sehen von der alten Zwingburg-Trümmer, welche das Volk hingestellt hatte als Markscheide zwischen die alte und neue Zeit. Damit indessen ein Stein an der Stelle nicht fehle, richtete Ludwig Philipp[455] die Julisäule[456] auf! Der König hat's gethan in dem irren Wahn, der Revolution selbst einen Leichenstein zu setzen: er sah ihre Selbstbefreiung in den Julitagen[457] für Selbstentleibung an, und sich für den von Gott berufenen Todtengräber. Du armer Philipp! Das Straßenpflaster, auf dem dein Sohn[458] den Schädel sich einschlug, hat dir, grausam genug! über die Bedeutung Derer, denen Völker und Könige die heilsame Logik der Pflastersteine verdanken, ein Licht aufgesteckt, von dem du nichts träumtest, als du ihnen diese Säulengruft gebaut hast.



Frankreich: Louis Philippe., 20 Franc, Paris 1841
(siehe hierzu S. 135, Anm. 455)

Als Kunstwerk können wir die Juliussäule nicht bewundern. Sie ist von Bronze. Ihre Verhältnisse sind schlecht, ihre Ornamente an Erfindung dürftig, eintönig, ohne Geist; das ganze Denkmal steht so tief unter dem großen Gegenstande, als etwa Luther's Monument in Wittenberg[459]. Eine finstere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgibt; eine andere hinab in die Gruft zu den berühmten Todten, den Leuten ohne Namen. Von allen hat Keiner einen seinen Rock gehabt. Die guten Röcke blieben zu Hause. Es war 1789 eben so. Es wird künftig wieder so seyn: in Paris so; anderwärts so.

---

455 Louis-Philippe (1773–1850), vom 9. August 1830 bis 24. Februar 1848 konstitutioneller König der Franzosen.

456 Am 6. Juli 1831 war der Bau der Säule auf dem Bastilleplatz per königl. Dekret angeordnet worden, um an die „drei glorreichen Tage“ der Julirevolution von 1830 zu erinnern (siehe hierzu S. 8, Anm. 9). Die feierliche Einweihung erfolgte am 28. Juli 1840.

457 Siehe oben.

458 Ferdinand Philippe d'Orléans (* 1810) war am 13. Juli 1842 nach dem Sprung aus seiner Kutsche, deren Pferde durchgegangen waren, auf dem Pflaster von Neuilly-sur-Seine gestorben.

459 Das am 31. Oktober 1821 eingeweihte Denkmal für Martin Luther in Wittenberg; die Figur war nach dem Entwurf von Johann Gottfried Schadow (1764–1850), der Baldachin nach dem von Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) in Bronze gegossen worden.

An der Juliussäule wird's einem wieder recht klar, wie die Künstler heut zu Tage nur gelernt haben, den Reichen und Mächtigen zu dienen. Könige und ihre Diener können sie denkmälern: dazu reicht ihr bischen Lebensfond und Seelenwärme aus: aber Volkesthat zu feiern durch ein Bauwerk unter freiem Himmel, Allen Verständlich, Alle anregend, in Allen Begeisterung erweckend – ein Werk, das die große That einziehen lasse, groß und hehr, in der Völker Herzen: – dazu fehlt ihnen die Kraft, die Begeisterung; das vermögen sie nicht!



DIE JULIUSSÄULE IN PARIS



DER PALLAST DES LOUVRE
im Paris

CCCCXIX. Das Louvre in Paris.

Ich habe manchmal wunderliche Gedanken. Als mir vor 25 Jahren im Tower zu London der Haufen Kronen und Zepter gezeigt wurde, so kamen sie mir vor wie Dornenkronen und Prügelstöcke für die Völker daran, und ein andermal sah ich gar einen Herrscherstuhl für ein Passionsinstrument, und den goldnen Thronsaal für eine Folterkammer an, wo Einer, wenn er nur wolle, seine Quallust nach Herzenslust an dem gebundenen und geschundenen Dinge üben könne, das *gratia dei* seinen Händen überantwortet ist. So geht es mir auch jetzt wieder. Mir kömmt dieses Louvre wie ein Leichenhaus vor, wie ein ungeheures Beinhaus gemordeten Volksglücks und erdrosselter Menschenfreuden, und alle die Säulen daran wie Folterleitern, auf welchen die Generationen seit Dagobert's[460] Zeiten hinangestiegen! – Den Teufel bete in Lichtgestalt unter deinem Dache an, wer da will: ich kann es nicht! Herrliches, – mir schreckliches, scheußliches Louvre! Welche Weltgeschichte ist gemacht worden! Wie viel Todtenstaubwolken wehten aus den dürren Schlachtfeldern zu dir herüber, wie viel Thränen und Blut flossen dem Walten in deinen Räumen, welche Flucheslast ruht auf die Meisten, die da gewohnt und geherrscht haben! *Ludovic magno*[461] steht über deiner Pforte; ein Engel schreibt sie: der Würgengel des Elsaß und Niederlands. Ja, groß ward Ihr, du, Ludwig, und deines Gleichen, im Jammermachen auf Erden, groß als Heuchler, groß in Sittenlosigkeit, groß als Volksverderber, groß als Rabenvater eurer Länder: als glückverzehrende Drachen groß, nicht als glücklich machende Regenten!– Doch die Zeit hat auch dem Louvre den Stachel genommen und in die Todtenglocke tönt schon Freudengeläute hörbar ein. Das einstige Walten in diesem Hause ist ohne Auferstehung, das neue darinnen ist friedlich und wohlthätig, und ihm gehört die Zukunft.

Die Baugeschichte des Louvre umfaßt einen Zeitraum von zwölf Jahrhunderten. König Dagobert bewohnte den ältesten Bau, die eigentliche Burg, oder den Thurm. Er war dem *white Tower* in London ähnlich, stand in der Mitte des Hofes, wurde aber im Jahre 1529 abgetragen. Ludwig der Dicke[462] ließ das Schloß erweitern und mit Bollwerken umgeben, und alle nachfolgende Könige besserten daran und verschönerten es. Eine gänzliche Umgestaltung erlitt das Gebäude unter Franz I.[463] Dieser kunstliebende Fürst ließ es zum größten Theile abreißen, und auf seiner Stelle erstand, nach einem großartigen, von den Baumeistern Serlio[464] und Lescot[465] ausgearbeiteten Plane allmählich der neuere Palast. 1541 traten dessen Fundament aus dem Boden. Lescot bauete dreißig Jahre daran: – als er starb, war erst derjenige Theil vollendet, den man jetzt das alte Louvre heißt. Lemercier[466] war sein Nachfolger. Dieser setzte den Bau des gegen die Seine gerichteten Flügels fort, eben so dessen Nachfolger Leveau[467], welcher einen Theil der Hoffaçaden construirte. Der prunksüchtige Ludwig XIV.[468] suchte in der Vollendung des Palastes Ruhm, den er dennoch nur theilweise erringen konnte. Er berief Bernini[469], den berühmtesten Architekten damaliger Zeit, aus Italien zu sich, um den Bau zu leiten; aber dieser, durch Hofcabalen ermüdet, zog sich schon nach 8 Monaten zurück. Darauf legten die französi-

---

460 Dagobert I. (ca. 609–639), seit 623 Unterkönig in Austrasien und seit 629 König der Franken.

461 Ludwig XIV. (frz. Louis XIV; 1638–1715), seit 1643 König von Frankreich; er hatte 1681 die Annexion des Elsaß abgeschlossen und 1683 weite Teile der Spanischen Niederlande besetzt.

462 Ludwig VI., genannt der Dicke (frz., Louis VI le Gros; 1081–1137) aus der Dynastie der Kapetinger; er war seit 1108 König von Frankreich.

463 Franz I. (frz. François Ier; 1494–1547), seit 1515 König von Frankreich.

464 Sebastiano Serlio (1475–ca. 1554).

465 Pierre Lescot (1515–1578).

466 Jacques Lemercier (1585–1654).

467 Louis Le Vau (1612–1670).

468 Siehe hierzu S. 139, Anm. 461.

469 Gian Lorenzo Bernini (1598–1680).

schen Architekten, zur Concurrenz aufgefordert, ihre Pläne vor: König Ludwig wählte den kostspieligsten von allen zur Ausführung. Perrault[470] hatte ihn entworfen und dieser erhielt auch die Leitung des Baus. Sie begann 1670 und ist bis auf unsere Zeit fortgesetzt worden. Selbst unter Napoleon dauerte er noch und auf sein Geheiß erhielt die Königsburg jene bewunderten bronzenen Flügelthüren, welche zu den schönsten Gußwerken der neuern Zeit gehören. Die Grundform des Louvre bildet ein Viereck von etwa 540 Fuß Seitenlänge, dessen mit gekoppelten corinthischen Säulen prunkvoll dekorirte Façaden eine imposante Wirkung hervorbringen. Nicht minder prächtig sind die nach dem Hofe gerichteten Seiten. Der Hof selbst hat über 120,000 Quadratfuß Flächenraum. Eine Colonnade verbindet das Louvre mit den Tuillerien [sic!], und beide Paläste als Eins betrachtet, bilden die prächtigste Schloßanlage in Europa.

Während der Revolution zog in die verlassene Prunkwohnung der Könige das Bürgerthum ein, und Rentiers, Künstler und Handwerker hielten zwanzig Jahre lang Haus in den Zimmern und Salons, die vordem nur der hohe Adel betreten durfte. Napoleon gab dem Louvre eine angemessnere Bestimmung. Durch ein Decret machte er es zum Palast der Künste, und er plünderte Europa, um seine Räume mit dem Herrlichsten anzufüllen, was die alte und neue Kunst irgendwo aufgespeichert hatte. Des Louvres neue Bestimmung machte zahlreiche Veränderungen im Innern nothwendig, welche nach des Kaisers eignen Ideen vortrefflich ausgeführt sind. Die nach den Tuillerien leitende Gallerie (sie hat über 1300 Fuß Länge und ist die größte der Welt) wurde unter ihm vollendet; von ihm rührt auch der größte Theil der statuarischen Ausschmückung her, welche die Vestibülen und Corridors ziert.

Das weltberühmte Museum (*musée royal*) okkupirt den größten Theil des Parterres und der Belle-Etage[471]; jenes enthält die Sammlungen der Skulptur und Alterthümer; diese die Gemälde, Kupferstiche und Handzeichnungen; auch eine Sammlung von 4000 gestochenen Kupferplatten der besten Meister.

Zur Kaiserzeit war dieses Museum der Stolz Frankreichs und die Bewunderung der Welt. Das Herrlichste, was Europa von Kunstwerken besaß, hatte des Eroberers Hand weggenommen und hier vereinigt. Wer Sinn für Kunst hatte, der pilgerte hieher, wie nach einem neuen Jerusalem. Eine solche Sammlung entsteht nie wieder.

Aber ihr Fundament war Gewalt und Raub[472] und darum ohne Bestand. Die Tage der Vergeltung kamen; dem gedemüthigten Frankreich wurde Wiedererstattung des Raubs befohlen. Die gestohlenen Schätze verließen die Säle des Louvre und kehrten zu ihren frühern Eigenthümern zurück.

Was geblieben ist, ist Frankreichs rechtmäßiger Besitz. Der Reichthum ist immer noch groß, wenn auch mit dem frühern nicht zu vergleichen. Die Säle der antiken Skulptur sind in der That öde gegen ehedem, und in der großen Gemäldegallerie, die blos für die Werke der größten Meister bestimmt war, blieben von 1300 Bildern nur 250 übrig. Man hat seitdem die Lücken ergänzt; aber Gutes mußte an die Stelle des Besten treten, und manches Mittelmäßige die Räume ausfüllen, obschon alle Provinzen, die Kirchen und die andern königlichen Schlösser das Vorzüglichste hergaben und kein Kapitalaufwand gescheut wurde, die vorhandenen Sammlungen zu bereichern.

In seinem jetzigen Zustande ist das Louvre-Museum nach dem im Vatikan, was Gemälde anbetrifft, das erste in Europa. Alle Schulen und alle Zeiten sind würdig vertreten; am vollständigsten die französische Schule, von ihrem Beginn bis zu ihrer heutigen Entwickelung. Recht reich ist auch der Schatz spanischer Bilder und von Werken der großen Meister Italiens. Rubens[473] Genie und das seiner flamändischen Zeitgenossen ist hier gut zu studiren. Schwächer ist die Sammlung an Holländern, am schwächsten an Tafeln deutscher Meister. – Die Saale für antike Skulpturen besitzen wenig von großer Bedeutung; desto größer aber ist der Schatz von Meisterwerken der französischen Bildhauerschule, besonders aus der neuern und neuesten Zeit. Abgüsse und Kopien der zurückgegebenen Kunstwerke, vorzüglich jener, welche in die florentiner und römischen Museen heimkehrten, füllen die Lücken aus. Da

---

[470] Claude Perrault (1613–1688).

[471] Als Beletage (frz. bel étage, das schöne Geschoß) bezeichnet man in der Regel das 1. Obergeschoß eines Wohnhauses.

[472] Siehe hierzu S. 196, Anm. 685.

[473] Siehe hierzu S. 34, Anm. 112.

und dort sieht man auch Manches, was nicht mehr da seyn sollte. So die dem deutschen Kaiserdome in Aachen entnommenen 8 antiken Granitsäulen und jene aus der Gruft Karls des Großen. Die schlauen Franzosen machten, als man die Zurückgabe verlangte, den Einwand, die Säulen würden bei der Hinwegnahme Schaden leiden, und – man ließ sie ihnen. Daß der deutsche Michel 1815 in Paris ein Dummrian war, wissen wir längst; bei dieser Geschichte ist die Unehre aber größer, als die deutsche Albernheit. –

Die königliche Wohnung im Louvre wurde während der Restauration hergestellt; der Geist der Demokratie, der hier umgeht und geheimnißvoll fortwaltet, hat jedoch mit dieser Königswohnung ein wunderliches Spiel getrieben. Statt des Monarchen sind die Gewerbe eingezogen: – man hat sie nämlich den französischen Industrie-Ausstellungen zum Lokale überwiesen, welche gewöhnlich das ganze Geschoß von zwei und fünfzig Sälen ausfüllen. So wohnt denn recht eigentlich das französische Bürgerthum im Louvre, in dem Louvre, das die mächtigsten Könige der Welt inne hatten, das ehedem nie ein bürgerlicher Fuß betreten hatte, er müßte denn gekommen seyn, zu danken oder zu betteln. Man gehe hin zur Zeit der Ausstellung, damit man sehe, was es an der Zeit sey! Ja, es liegt was Großes in dieser Wallfahrt von Tausenden von Bürgern und Handwerkern, die mit bestaubten Füßen in den königlichen Sälen auf- und abwandern; es erhebt, sich unter diesen Säulenreihen mit dem Volke zu ergötzen, von diesen Balkonen mit dem Volke hinabzuschauen auf die Königsstatuen in dem großen Hofe und der Jahrhunderte zu gedenken, wo das Volk immer nur ehrfurchtsvoll hinaufsehen durfte, dahin, wozu lustwandeln es jetzt selbst Fug und Recht hat. Man blicke zurück und vergleiche. Von diesem Balkone herab vertheilten noch vor drei Jahrhunderten die Könige Frankreichs die Preise an die Sieger im ritterlichen Spiele; hier saß der Monarch auf seinem Thronstuhl; da koseten die adelichen, schönen Frauen; dort tummelten die lebensfrohen, wappenstolzen Ritter ihre Rosse; Alles rundum schimmerte und glänzte von Waffen, reichen Pferdegeschirren, von Sammt, Gold und Seide. – Welche Pracht, welches Leben! Hinter den Schranken aber gaffte das Volk – ein Ding ohne Geltung, ein Lumpenvolk, – *la canaille*! Und jetzt? – welch ein Wechsel, welch ein Fortschritt! Juble, Herz! Das ist der Maßstab für den Gang der Zukunft.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 14-16, 79-84, 100f., 105f., 107-113 u. 139-143.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 85-89.

CCCCXXVII. Das Pariser Rathhaus.

Paris ist das aufgeschlagene Buch der neuern Geschichte. Man liest es, indem man durch seine Straßen wandelt, und der Name jedes Platzes, jedes Markts, jeder Brücke, jedes Palastes wird zur Ueberschrift eines inhaltschweren Kapitels. Wie in Paris das Leben selbst keinem ruhigen Strome, oder stillen See, gleicht, sondern einem Wasserfalle, der mit betäubendem Geräusch von Stufe zu Stufe stürzt: – so verliert auch der Strom der Geschichte, sobald er die Ringmauern von Paris berührt, die ruhige Bewegung, er thürmt und kräuselt seine Wogen und bildet bald Strudel, bald Katarakte.

Am wildesten tosen sie im Centrum der Ungeheuern Stadt, welches die Tuillerien, das Louvre, das Rathhaus, das Palais Royal, den Justizpalast und die Kaien von der Pontneuf bis zum Palast des gesetzgebenden Körpers begreift. Es umfaßt zugleich den ältesten Theil von Paris: die *cité*, wo schon Julius Cäsar[474] Geschichte machte. Sie ist sehr unregelmäßig gebaut, häßlich, schmutzig; voll enger, dunkler Gassen und schmaler Durchgänge. Die Bevölkerung ist unglaublich dicht; auf allen Straßen drängen sich die Wagen und Menschen; denn hier, im Mittelpunkt der Stadt, kreuzen sich und berühren sich die Verbindungen aller Quartiere.

Alle Centralanstalten des Reichs sind um den Mittelpunkt von Paris versammelt: Hof[475], Kammern[476], Börse[477], Bank[478], Academie[479], Ministerien, Gerichtshöfe[480], Münze[481]; die großen Hospitäler und die Verwaltung der Stadt selbst. Letztere ist ausgedehnter und verzweigter als die manches Königreichs; denn Paris hat ein Budget von 55 Millionen Franken, also größer als das Budget Bayerns.

---

[474] Gaius Iulius Caesar (100–44 v. Chr.; ermordet).

[475] Siehe hierzu S. 186ff.

[476] Das Oberhaus (frz. Chambre des Pairs) tagte seit 1800 in dem von 1615 bis 1620 im Auftrag von Maria de' Medici (siehe hierzu S. 159, Anm. 527) erbauten „Palais du Luxembourg", wo der ihm nachfolgende „Sénat / Senat" heutzutage ebenfalls zusammentritt. Das Unterhaus (frz. Chambre des Députés) hingegen hat bis heute seinen Sitz in dem vom Pierre Cailleteau (1655–1724) projektierten und 1728 fertiggestellten „Palais Bourbon", nur nennt es sich seit 1958 „Assemblée nationale / Nationalversammlung".

[477] Siehe hierzu S. 169, Anm. 589.

[478] Die frz. Nationalbank (frz. Banque de France) hat seit 1810 ihren Sitz in dem 1650 nach Plänen von François Mansart (1598–1666) fertiggestellten „Hôtel de Toulouse".

[479] Sowohl die 1635 gegründete „Académie française" als auch die „Académie des Beaux-Arts" (siehe hierzu S. 252, Anm. 852) sind seit 1805 in dem von Louis le Vau (1612–1670) geplanten, 1688 fertiggestellten „Collège des Quatre Nations" (früher „Collège Mazarin") am Quai de Conti untergebracht (heute „Institut de France").

[480] Der auf Ursprünge aus dem 13. Jhd. zurückgehende Gebäudekomplex des „Palais de Justice" auf der Île de la Cité"; bevor er zum Justizzentrum der Hauptstadt avancierte, beherbergte er u. a. von 1793 bis 1795 auch das berüchtigte Revolutionstribunal (frz. Tribunal révolutionnaire).

[481] Siehe hierzu S. 237, Anm. 815.



DAS STADTHAUS IN PARIS

Der Sitz der Verwaltung ist das *hôtel de ville*, das Rathhaus[482], ein alter, stattlicher Bau noch aus Franz des Ersten Zeit. Es steht am Greveplatz, der auf zwei andern Seiten mit Gebäuden umschlossen ist, seine vierte aber frei der Seine zukehrt.

Auf diesem Platze wimmelt eine Welt von Ereignissen und jeder Pflasterstein erzählt von einer großen oder schaudervollen Begebenheit. Die furchtbarsten Erinnerungen der Revolution drängen sich an dieser ihrer Richtstätte zusammen. Die entsetzlichsten Thaten, die größten Katastrophen, die größten Umwälzungen, die größte Hingebung, die ärgste Schuld, die vollendetste Bosheit, das schauderhafteste Verbrechen, – alle Tugenden und alle Niederträchtigkeiten sind abwechselnd über diese Bühne gegangen. Wenn du auf dem Greveplatz stehst, stehst du gleichsam im Mittelpunkte der neuern Geschichte; du siehst weltbewegende Begebenheiten über dir, um dich, unter dir, alle treibend, oder getrieben, alle brütend und mit Fortwirkung ohne Ende.

Das Pariser Rathhaus steht hier ganz an seinem Platze; denn welche Scenen haben seine Säle gesehen, welche Begeisterung und Aufopferung für das Herrlichste und Edelste auf Erden, und welche Auftritte cannibalischer Mordlust, teuflischer Intrike und superlativer Thorheit! An jenem Mittelfenster wurde Ludwig XVI.[483], nachdem ihn der Pöbel von Versailles geholt hatte, dem Volke vorgestellt als neuer Kustos der jungen Freiheit, und an dem selben Orte präsentirte Lafayette[484] den Ludwig Philipp als – die beste Republik! Hier hatte die Revolution ihr Hauptquartier viele Jahre. Hier saß sie zu Gericht und stürzte ihr blutiges Beil auf Schuldige und Unschuldige herab; hier machte sie ihre Verwandlungen, hier wurde sie geschändet und verrathen, hier verkauft und verhandelt; hier hat man die Freiheit als Sklavin dem Kaiserthum überantwortet, das Kaiserthum der Restauration geopfert und diese der zweiten Revolution. Wenn man die Gesetzgebung in die Narrenhäuser verlegte, Aergeres könnte nicht zu Tage kommen, als aus diesem Hause hervorging. 1793 beschloß die Stadtgemeinde, die Pariser Zukkerbäcker sollten bei Todesstrafe ihre Süßigkeiten ohne Zucker backen; denn Zuckergebackenes mache aristokratische Gesinnung; ein anderes Dekret des Gemeinderaths erklärte alle Personen für des Royalismus verdächtig, welche bei den Speisewirthen nur die Kruste vom Brode äßen, und die Krume liegen ließen; ein anderes Dekret in demselben Jahre beschuldigte des Aristokratismus alle Haarkräußler, welche das Haar der Guillotinirten kaufen würden, um Perücken daraus zu machen, und wer von einem Hingerichteten Haare auf seinem Kopfe trüge, der solle selbst zur Guillotine. In Folge dieser und ähnlicher Gesetze wurden noch an demselben Tage 7090 Personen eingezogen. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres[485] wurde beschlossen, ein Ehrenprotokoll darüber aufzunehmen, daß man 1687 Franzosen guillotinirt habe; und in dem nämlichen Jahre wurde der Beschluß gefaßt. die große Nation solle ein höchstes Wesen[486] anerkennen! Hier wurden den Robespierres[487], den Marats[488] und andern Män-

---

482 Das heutige Gebäude wurde erst in den Jahren 1874 bis 1882 erbaut; die Entwürfe hierfür stammen von den Architekten Théodore Ballu (1817–1885) und Pierre Deperthes (1833–1898). Der Grundstein für den nach Plänen von Boccador (eigentl. Domenico Bernabei da Cortona; ca. 1465–1549) errichteten Vorgängerbau war bereits am 15. Juli 1533 gelegt worden, es konnte jedoch erst 1628 fertiggestellt werden; der Gebäudekomplex wurde im Jahre 1871 von der Pariser Commune durch Brand zerstört.

483 Ludwig XVI. (frz. Louis XVI; 1754–1793; hingerichtet), vom 10. Mai 1774 bis 21. September 1792 König von Frankreich. Der wohl nach Vorlage von Francesco Bartolozzi (Signatur: Bartoloneii; 1728–1815) 1793 von Daniel Berger (1744–1825) geschaffene Stich in Punktmanier wurde folgendem Werk entnommen: „Almanach der Revolutions Opfer für das Jahr 1794“ (Chemnitz: K. G. Hofmann [1793]); Abb. siehe S. 226. Der unsignierte Stich von der Hinrichtung Ludwigs XVI. entstammt hingegen folgendem Werk: „Denkbuch der Franzoesischen Revolution vom ersten Aufruhr in der Vorstadt St. Antoine den 28. April 1789. bis [sic!] zum Todestag Ludwig’s XVI. den 21. Jänner 1793. in 42 Kupfern, mit einem erläuternden Texte von Franz Eugen Freiherrn von Seida und Landesberg […].“ – I. Band“ (Memmingen: Christoph Müller’sche Buch- und Kunstverlagshandlung 1815).

484 Der frz. General und Revolutionsheld Marie-Joseph-Paul-Yves-Roch-Gilbert du Motier, marquis de La Fayette (1757–1834).

485 Am 10. Mai 1793.

486 Auf Betreiben von Maximilien de Robespierre (s. u.) wurde am 7. Mai 1794 per Dekret der „Kult des Höchsten Wesens“ (frz. culte de l’Être suprême) eingesetzt, der mit dessen Hinrichtung am 28. Juli selben Jahres auch sein frühes Ende fand.

487 Maximilien de Robespierre (1758–1794; hingerichtet).

488 Jean Paul Marat (1743–1793), ermordet von Charlotte Corday (1768–1793; hingerichtet).

nern des Schreckens Bürgerkronen votirt, hier hatten alle Häupter der Revolution nach einander ihre Stützen; aus diesen Sälen gingen sie hervor, und in diesen Sälen wurden sie verlassen und geopfert. Hier gab die gute Stadt Paris Napoleon, nachdem er die Freiheit erwürgt hatte, die glänzendsten Feste; hier legte sie sich ihm demüthig zu Füßen und goß die Schale der Vergötterung über ihn aus, und hier wurde von der nämlichen guten Stadt Paris seine Absetzung 1814 mit Jubel empfangen. Hier hat man die fremden Eroberer begrüßt, hier für Ludwig XVIII.[489] die Beinamen: Ersehnter und Vielgeliebter – votirt, kurz nachher Ehrenpforten und Adressen der Unterwürfigkeit und Treue für den Kaiser, als er von Elba wiederkam, und ehe noch die Tinte des Protokolls darüber trocken war, da ward, nach der Waterlooschlacht[490], Napoleon's abermalige Absetzung vorgeschlagen. Hier machte man Ehrenadressen an Karl X.[491], hier stieß man die ältern Bourbons vom Throne, und hier ward Ludwig Philipp auf den Thron erhoben.

So ist Paris, so ist Frankreich; – aber über die Erscheinungen steht die ewige Weisheit und lenkt mit Gerechtigkeit und Liebe. Sie, die auf dem Schneehügel des Grabes neues Leben weckt, knüpft auch die Faktoren der Weltgeschichte, so nichtig und verwerflich sie einzeln seyn mögen, in einen Strauß zusammen, der die Menschheit schmücken und verschönern kann, so wie er schädliche Nebel zusammenschaart, oder schwarze Feuerwolken, wenn er seine Erde mit befruchtendem Regen erquicken will. Darum sollen wir, geschieht auch Arges vor unsern Augen, nicht verzagen, sondern Vertrauen behalten zu Dem, der die Gestirne in ihre Bahnen weist, und nur selbst vom Streit für das Rechte und Gute nicht lassen, wenn auch das Schlechte zuweilen siegt und das Unrecht vorübergehende Triumphe feiert.





Frankreich: Karl X., 20 Franc, Paris 1825
(siehe hierzu S. 145, Anm. 491).

[489] Ludwig XVIII. (frz. Louis XVIII; 1755–1824), seit 1814 König von Frankreich.

[490] Am 18. Juni 1815.

[491] Karl X. (frz. Charles X; 1757–1836), vom 16. September 1824 bis 2. August 1830 König von Frankreich. Der nach einer Vorlage von Daniel Saint (1778–1847) von Johann Friedrich Bolt (1769–1836) geschaffene Stich in Punktmanier wurde folgenden entnommen: „Gothaischer genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1827 – Vier und Sechzigster Jahrgang" (Gotha: J. Perthes [1826]).



CCCCL. Notre-Dame in Paris.

Ich betrachte mit Wohlgefallen das schöne Bild dieses Colosses, um den die Menschen, wie Ameisen, wimmeln, die steinerne Heiligenschaar über seinen Portalen, und lese verwundert die Unterschrift: „Unserer Lieben Frau in Paris.“ Wer war die „Liebe Frau?“ – „„Die Mutter Gottes““ antwortet der Tonsurirte.

Erröthend verhülle ich mein Haupt, mein Auge füllt sich mit Thränen, und die Betrachtungen über den schmachvollen Zustand der menschlichen Dinge verfinstert meine Seele. Unglückliche Wesen, welcher unheilige Trug spielt mit euern heiligsten Gefühlen! Wer darf es wagen, hier, unter dem Dome des Himmels, im Chore der Welten, des Allmächtigen zu spotten!

Tempel! der Tag wird kommen, der dich in Ruinen sieht, die Nacht wird kommen, wo der bleiche Mond sein Bahrtuch über deine Trümmer deckt, und man wird dich einst malen, wie man Geister malt, die über den Gräbern wanken. Der Mensch wird nicht immer dem Lichte, sein Herz wird nicht stets den Eingebungen der Vernunft und der Wahrheit verschlossen bleiben. Der Augenblick kann nicht immer fern bleiben, welcher die Verblendung von ihm nimmt, und der Schutt von Notre-Dame, der Staub dieser

Mauern, welche von tausendjährigen Irrthümern zeugen, werden den Beweis erneuern, daß nichts besteht, denn die Wahrheit. – Wahrlich, wäre Gott wie der Gott der Bibel, „rächend an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied,“[492] Erde und Himmel würde er auffordern, an den Menschen Rache zu üben, die, ihn verkennend und verleugnend, eine Puppe anstatt Seiner zur Anbetung ausstellen.

Klagt nicht die Befangenheit des menschlichen Geistes an, sagt nicht, sie sey die Pflegemutter des religiösen Irrthums! Nein! das Dunkel, worin die Vernunft sich verirrt, ist nicht das Dunkel Gottes. Die Quelle des Aberglaubens entspringt nicht aus dem Himmel; im Menschen selbst ist ihr Ursprung zu suchen, der Boden, aus dem sie hervorbricht, ist sein eignes Herz. Aber so gewiß, als die Sonne in ihrer Bahn bleibt, so gewiß wird die Weisheit über die Thorheit, die Erkenntniß über die religiöse Verblendung den Sieg davon tragen.

Urheber des Weltalls, Vater und Regierer! Großer – Guter – Allmächtiger und Allliebender! Du, den unter verschiedenen Namen die Sterblichen anbeten, ohne Dich zu kennen: – ewiger, unerschaffener Gott, der Du im Himmelsall den Lauf der Welten ordnest und die Abgründe des Raums, der Unermeßlichkeit, mit Sonnen ohne Zahl bevölkerst – sage: was gelten alle diese Religionssysteme der Menschen auf der kleinen Erde, die sich einander in Widerspruch hassen und verachten, in Deinen Augen? Was sind sie, diese Meinungen eines Häufleins Kinder in Deinem unbegrenzten Geisterreiche, für Dich, auf dessen Geheiß die Milchstraßen den Kreislauf ordnungsvoll vollenden? Was sind Dir die Spitzfindigkeiten ihrer Lehren und die Streitfragen ihres Glaubens? Kannst Du Wohlgefallen haben an diesem Kampfe ohne Ende, an dieser Selbstqual der Thorheit? Ach! wenn die Menschen, statt sich in hundert Religionsparteien und Sekten zu spalten, die nichts mit einander gemein haben, als den Haß, die Unduldsamkeit und den Irrthum, und deren Geisteskraft sich abmüht, in unzusammenhängenden Systemen den Faden der Einigung mit den unveränderlichen Gesetzen der Vernunft und der Moral zu finden, – die Offenbarung Gottes in der Natur suchten, – hier, wo Alles Gottes Offenbarung ist, wo die Wahrheit mit voller Ueberzeugung glänzt, – hier, vor dem aufgeschlagenen Codex der ewigen Gerechtigkeit, vor dem offenen Buche der Weisheit eines allgütigen Regierers, der alle seine Wesen mit gleicher Liebe umfaßt, der, um über ein Land regnen zu lassen, nicht fragt, was für einen Propheten es hat, der seine Sonne aufgehen läßt über alle Menschen jeden Glaubens, über den Weißen, wie über den Schwarzen, über den Muselmann, wie über den Heiden, über den katholischen wie über den protestantischen Christen; der die Saat da gedeihen läßt, wo sie sorgsame Hände ausstreueten und sie mit Liebe gepflegt ist; der jede Nation vermehrt und jede Familie emporhebt, bei welcher Redlichkeit, Fleiß und Ordnung herrschen; der jedes Reich steigen läßt, wo die Gerechtigkeit ausgeübt wird, und da die Menschen beglückt, wo der Mächtige durch Gesetze gebunden, der Arme durch sie beschützt wird; der die Völker stark macht, wo der Schwache in Sicherheit lebt und wo ihm der Mitgenuß der gesellschaftlichen Rechte unverkümmert und ungeschmälert bleibt von dem Starken; – ich sage, wenn sie im grünen Tempel des Herrn des Herrn Stimme hörten, wie sie des Priesters horchen in dem Hause von Stein: dann würden die einfachen und unveränderlichen Grundsätze der wahren Religion nicht eine Hieroglyphe seyn, die von vielen Millionen nur Wenige entziffern. Alle Menschen würden sie verstehen, und auch die im Schutt der priesterlichen Satzungen vergrabene Lehre des größten und besten aller Menschen – auch sie würde dann nicht mehr zum Schemel des Aberglaubens dienen. –

Seht, auf der Stätte dieses Gotteshauses, in das ich euch nachher führen werde, haben vor der „Mutter Gottes“ andere Götter ihre Tempel gehabt; auch ihnen wurde von den lehrenden Priestern eine ewige Dauer verkündigt; auch ihnen glaubten die Völker so fest und so treu, als der Gottheit, welcher man heute. hier huldigt. Auf der Stelle, wo der gesalbte Priester das Blut des Gekreuzigten aus goldenen Kelchen schlürft und sein Fleisch an die Gemeinde theilt, – brachten die alten Gallier ihren Göttern Isur und Cornunnus einst Menschenopfer. Als die Römer kamen, stürzten sie die Altäre um, und Jupiter zog in das Säulenhaus, das sie an ihre Stelle gebaut; und als mit den Adlern Roms auch dessen Götter flüchteten, da nahm der Christengott und die Schaar seiner Heiligen Besitz von der verlassenen Stätte, und aus dem Säulentempel ist in der Jahrhunderte Lauf diese Kirche erwachsen, welche die Christenheit unter ihre ehrwürdigsten zählt. Liegt nicht in dieser Wiegengeschichte von Notre-Dame eine große Lehre und der Beweis für eine Wahrheit, die geeignet ist, manche gläubige Seele erschrecken zu

[492] Ex 20,5 und 34,7, Num 14,18 sowie Dtn 5,9.

machen? Ja, du erschrickst, Irrgläubiger, und dein Inneres wird von Gedanken zerrissen, welche du nicht laut zu offenbaren wagst. Deine Einsicht ergreift ihre Züge; aber eine angelernte Ehrfurcht vor dem Irrthum hält deinen Sinn gefangen. Wisse, nur Unwissenheit und Thorheit glauben ohne Beweis, und einen Glauben mit Gewaltsprüchen unantastbar machen wollen, ihn entziehen wollen der Untersuchung und der Prüfung, ist Sache der Lüge und der Tyrannei und verräth seine Schwäche. Eine Religion, die das Verbot aller Untersuchung in den Vorgrund stellt, welche die Verleugnung des eignen Urtheils heischt, ein Glaube, der schon bei jedem leisen Zweifel das Gewissen des kleinmüthigen Menschen mit blankem Schwerte zur Züchtigung auffordert, ein Glaube, der bei jeder Prüfung, erschrocken, die Autorität himmlischer Mächte zu Hülfe ruft und die Kritik schlechtweg als Blasphemie verdammt, ein solcher hat – umflösse auch siebenfacher Heiligenschein sein Haupt! – nichts Ehrwürdiges, und ein solcher hat keine Gewähr seiner Unvergänglichkeit. Er kann diese nicht haben; denn durch einen solchen Glauben müßte ja der verblendete Mensch seine Fesseln an sich selbst vernieten, er würde auf immer, ohne Vertheidigungskraft, zum Sklaven seiner Unwissenheit, zum Spiel priesterlicher Schlauheit und Truglist gemacht. Und das will Gott nicht; denn nicht Stillstand, nicht Beharren, sondern Bewegung ist das Prinzip für seine Schöpfung. Was der geschaffenen Menschheit angeht, ist diesem Prinzip unterthan, und darum kann auch bei den religiösen Vorstellungen keine Unbeweglichkeit gedacht werden. Die Glaubenslehren Kinder der Jahrtausende und ihrer Zustände – sie wechseln wie diese; – die Religion schließt, wie alles Menschliche, die Fähigkeit der Läuterung und Fortbildung nicht aus, und gerade darin liegt ja für die Menschheit die Bürgschaft zur Erlangung glückseligerer Zustände in künftigen Zeiten.

Ehe wir die Kathedrale von Paris betreten, werfe ich einen Blick auf ihre Geschichte. Ich will nicht damit ermüden; ein paar Federstriche sollen genügen.

Der erste christliche Bau erstand hier auf Childeberts[493] Befehl um 522. Normannen, die 875 Paris verheerten, zerstörten auch ihn. 1010 wurde der jetzige Tempel begonnen und fortgebaut daran drei volle Jahrhunderte. Von 1300–1331 schmückte man den herrlichen Chor. Unangetastet blieb der Riesentempel, bis Ludwigs XIV. Eitelkeit daran frevelte. Unter dem Vorwande einer Restauration verschwanden eine Menge Schätze der alten Kunst, und an ihre Stelle traten neue, nichtige Skulpturen in Marmor, und Guß- und Gitterwerk von Bronze und mit Vergoldung: – Dinge, die größtentheils in neuern Zeiten andern Zuthaten Platz machen mußten. Auch das Aeußere blieb der barbarischen Verschönerungsmanie des 17ten und 18ten Jahrhunderts nicht unzugänglich. Man hat bei dem zum Kirchgange der Könige bestimmten Portale eine Art Triumphbogen mit Säulen im dorischen Styl an die Mauer des Doms geklebt, gleichsam als fehlte noch Etwas, um von der Kunstverwilderung Zeugniß zu geben, welche zu einer Zeit in Frankreich herrschte, wo die Welt den französischen Hof als den Sitz des guten Geschmacks bewunderte.

An Größe ist Notre-Dame die sechzehnte Kirche der Christenheit. Sie mißt der äußern Länge nach 412 Fuß, in die Breite 156 Fuß; sie deckt fast 60,000 Quadrat-Fuß Flächenraum. Der Kubikinhalt ihres Mauerwerks ist nahe 2 Millionen Fuß.

Die imponirendste Seite des Doms ist die Fronte mit den Thürmen. Letztere sind unvollendet geblieben; ihre gegenwärtige Höhe beträgt 225 Fuß. Von ihren mit Balustraden umgebenen Scheiteln hat man einen Ueberblick der Weltstadt, in deren Mittelpunkt und ältestem Theil, der Cité, die Kathedrale selbst erbaut ist.

Notre-Dame ist nie verschlossen, denn zu jeder Stunde jeden Tags ist ein messelesender Priester hier bereit, der Andacht zu dienen. Wir, die wir nicht herkommen, um zu beten, treten ein in der Stunde, zu welcher diese Stätte noch leerer ist, als gewöhnlich, wann der Tag seine letzten vergoldenden Strahlen durch die bunten, glasbemalten Kirchenfenster wirft, und die herannahende Dämmerung mehr ahnen, als sehen läßt. Unser Eingang ist an der Prachtseite des Doms, durch das mittlere Portal zwischen

[493] Childebert I. (ca. 497–558); bei der Reichsteilung im Jahre 511 erhielt er das Teilreich mit dem Königssitz Paris.

den Thürmen, und er führt in gerader Richtung auf den Hochaltar, über welchem sich der Chor mit schlanken Säulen zur Kuppel wölbt. Wahrlich, der Anblick ist groß! Die modernen Zuthaten verschwinden völlig in der Herrlichkeit des Ganzen: rein und unentweiht entwickelt sich der colossale, einfache Bau vor dem leiblichen und geistigen Auge. – Die Kirche scheint verlassen, kein Mensch bewegt sich, keine Stimme wird gehört. Durch das majestätische Mittelschiff, zwischen den Reihen der gewaltigen, über hundert Fuß hohen Bündelsäulen sucht der Blick das Ende dieser schönen Perspektive, den Hochaltar, um den ein matter Schein von 4 armdicken Kerzen auf silbernen Leuchtern schimmert. Wir wandern rechts und links und bewundern die Seitenschiffe, welche zwischen den Säulenreihen hin, wie Durchsichten in einem Tannenwald, fortgehen. Ihre Säulen sind mit spitzförmigen Arkaden verbunden, die auf die großartigen, mit steinernem Schlingwerk dekorirten Fenster auslaufen, aus welchen das farbige, gebrochene Dämmerlicht magischen Schein auf Schnitzwerke, Grabmonumente, Statuen und Heiligengruppen wirft, welche alle Räume an den Wänden anfüllen und überdecken. Kanzeln starren aus der Höhe auf uns nieder. Eine Menge leerer Stühle stehen, oder liegen umgestürzt umher: – wir fragen, was das sey? und lächelnd zeigt man auf einen Mann, der einen Haufen Zwei-Sousstücke[494] von der Balustrade eines Altars streicht, – die Aerndte, welche der Stuhlherr von der letzten Versammlung der Andächtigen eben gehalten hat. Denn in Paris ist ein Sitz in der Kirche eben so käuflich, als ein Sitz in der komischen Oper: der Kauf gilt da wie dort für die Dauer einer Vorstellung. Auch hier wird nichts umsonst gegeben, nicht das Leben, nicht der Tod, nicht die Freude, nicht der Kummer, nicht die Darstellung von dem Mimiker auf der weltlichen, noch vom Priester auf der geistlichen Bühne: Alles muß mit Sous und Franken bezahlt werden. – Diesem glücklichen Pariser Volke, – gleichviel, ob es auf dem Kothurn[495] oder unter der Schellenkappe, mit rothen Absätzen oder in rother Mütze, im Parlament oder im Tanzsaale, im Gerichtssaal oder auf dem Markte, im Kaffeehause oder im Beichtstuhle stehe, – ist alles Komödie; es schwimmt auf der Oberfläche leicht dahin, allen Grund und alles Gründliche hassend und es zugleich verachtend. Und doch faßt dieses Volk die Zügel der Weltgeschichte und lenkt sie, sobald es mag, nach seinem Wohlgefallen. –

Während wir Notre-Dame's Glasmalereien bewundern im Feuerglanze des westlichen Himmels, ist der Vollmond von Ost heraufgestiegen und sein bleiches Licht fällt auf die, von wunderlichen Figuren belebten, Säulenknäufe und die rankenden Rippen der Gewölbe. Das buntscheckige Licht der Fenster erblaßt nun, die zitternden, vielfarbigen Reflexe auf den Gegenständen fangen an zu verschwinden. Die Mondhelle bleicht Alles, selbst der nankingfarbige[496] Anstrich des Tempels ist in ein glänzendes Weiß verwandelt. Stumm und feierlich, wird Alles ringsum. Da regt sich's in der Ferne; wir lauschen: – dort unten ist's am Hochaltar. Lichter wandeln, Kerzen werden sichtbar, erst zwei, dann vier, sechs, zwanzig – eine lange Schaar. Man hält Umgang. Vor dem Hochaltar bleiben die Lichter stehen und einigen sich zum Kreise. Der Kerzenglanz hat nun den Mondschein verdrängt; nur in den fernsten Theilen und in den Seitenschiffen siegt noch der falbe Schimmer über das Feuerlicht, und graues Dunkel hüllt die Portale des Hintergrundes in ihren Schleier. Vor uns aber strahlt Alles im stattlichen Hellglanze des großen Meßdienstes, – Priester und Ministranten ordnen sich auf den Stufen des Altars; Glöckchen und Rauchfaß setzen sich in Bewegung; Andächtige, sitzend, stehend, oder knieend, gruppiren sich. Wir selbst treten der Scene näher; doch da schwindet das Bild der Andacht und nur die Darstellung bleibt übrig. Seitwärts steht eine Gruppe junger Leute, kosend und kichernd; dort schaukelt sich Einer auf seinem Sessel so ungenirt, als wie im Garten des Palais Royal, und ein Anderer, auf sein Rohr gelehnt, lorgnettirt[497] die weiblichen Gestalten und denkt an andere Dinge, als an's Beten. Laut schwatzend kommt eine ganze Schaar aus einem der Seitenschiffe daher gegangen, und manches zweideutige Paar schlüpft um die Säulenbündel und verliert sich in des Tempels düsterste Räume. Man wird bald gewahr, daß die meisten der Anwesenden müßige Zuschauer sind, welche Zerstreuung, oder das Ver-

---

494 1 Franc = 100 Centimes ≙ 20 Sous; 1 Sou = 5 Centimes.

495 Griech. κόϑορνος, kóthornos; Schuhwerk, das ab dem 2. Jhd. v. Chr. für das Schauspiel mit solch dicken Korksohlen versehen war, daß es fast Stelzen glich; hier im Sinne von Sockel verwendet.

496 Hellgelb.

497 Durch eine Lorgnette, eine Brille mit Stiel, anschauen bzw. anstarren; hier ist aber wahrscheinlich ein Fernglas gemeint, für das man im 19. Jhd. ebenfalls die Bezeichnung Lorgnette verwendete (Krünitz, 12. Bd., S. 611).

gnügen suchen, und zum Tempel des Herrn gehen, wie sie auf die Boulevards, oder in das Theater gingen. Inzwischen ist die Messe zu Ende, die feierlichen Töne der Orgel schwellen, ermatten, verstummen; die Priester und Chorknaben verschwinden; die Stühle werden leer, das Rauschen der Menge wälzt sich den Pforten zu; ein Licht nach dem andern erlischt, einsames Geflüster und leise Fußtritte werden hörbar, bis auch Beides verstummt. Leer ist die Kirche, leer sind die Stühle, nur das Mondlicht belebt die feierlichen Räume mit seinen stummen Schatten, bis, nach Verlauf weniger Stunden, das nämliche Schauspiel, die nämliche Darstellung sich erneuert.

CCCCLVII. Die Kirche Saint Sulpice in Paris.

Nach Notre-Dame und dem Pantheon[498] (St. Genevieve) ist Saint Sulpice die größte Kirche in Paris. Ihre Länge ist 360, ihre mittlere Breite 150 Fuß. Die Höhe ihres Mittelschiffs, die Pracht und Größe des Gebäudes, der schöne Grundplan und die imposante Massirung der Schauseite verdienen um so mehr Bewunderung, da der Bau dieses Tempels in die Zeit fällt, wo der schlechteste Geschmack der herrschende war. Er wurde 1646 nach dem Plane von Le Veau[499] angefangen und 1733 bis auf die Thürme, welche man nur bis auf 212 Fuß Höhe führte, beendigt. Dem Entwurfe zu Folge hätten die Thürme 400 Fuß hoch werden müssen.

Das größte Verdienst um diesen Prachtbau hat Servandoni[500], von dem auch die Zeichnung zu dem majestätischen Portikus herrührt. Das vortreffliche Ebenmaß der Verhältnisse und seine einfach-edle Composition machen einen erhabenen Eindruck auf den Beschauer, würdig der Bestimmung, welcher das Gebäude dient. Es ist aus zwei Stockwerken gebildet; das untere gehört der dorischen, das obere der jonischen Ordnung an. Die dorischen Säulen sind 45 Fuß hoch bei 5 Fuß Durchmesser; die jonischen haben eine Höhe von 38 Fuß und 4 ½ Fuß Stärke. Das Mittelschiff ruht auf durch Bögen verbundenen Bündelpfeilern, welche bis zur gewölbten Decke 110 Fuß Höhe haben. Gleich bei'm Haupteingange stehen zwei Reihen corinthischer Säulen, zwölf an der Zahl, welche die große Orgel tragen. Die innern Ornamente sind fast sämmtlich von Marmor. Der Hochaltar ist von edler Composition, groß, majestätisch. Seine Form ähnelt der gewöhnlichen eines römischen Grabmals. Er ist ganz von farbigem Marmor. Der Chor ist zu reich ausgeschmückt, und das Gefühl der Ueberladung thut dem Effekt, den er außerdem machen würde, Eintrag. Alle Fenster desselben bestehen aus ältern Glasgemälden, unter denen man einige der schönsten Erzeugnisse der Kunst findet. Die sehr großen Statuen des Heilandes und der Apostel Paulus, Petrus und Johannes sind von Bouchardon[501] und werden als Meisterwerke gerühmt. An den hintern Theil des Chors stößt die Kapelle der heiligen Jungfrau, bei deren Ausschmückung die Prachtsucht sich überboten hat. Die Säulen in derselben sind von blauem Marmor, die Statuen von vergoldeter Bronze; die Kuppel aber ist von dem größten neuern Freskomaler Frankreichs, von Lemoine[502], gemalt. Das Sujet ist die Himmelfahrt der Maria, und es verdient den Preis aller Kenner. Der Lichteffekt des Bildes ist in der That magisch. – Auch die übrigen Kapellen sind sehenswerth und größtentheils erst in neuerer Zeit von Pariser Künstlern in Fresko ausgemalt worden. Ehedem war die Kirche auch reich an Grabmälern, unter denen sich viele schöne Werke des Mittelalters befanden, die aus dem ältern Gotteshause, an dessen Platz sich dieses erhob, dahin versetzt wurden. Sie sind aber im Sturm der Revolution, welche die Aristokratie bis auf die Wappen ihrer Grüfte zu zerstören trachtete, zertrümmert worden.

---

498 Siehe hierzu S. 219ff.

499 Louis Le Vau (siehe hierzu S. 139, Anm. 467).

500 Giovanni Niccolò Servandoni (1695–1766).

501 Edmé Bouchardon (1698–1762).

502 François Lemoyne (1688–1737).



SAINT SULPICE

in Paris



PLACE LOUIS XVI
in Paris

CCCCLX. *Place Louis XVI.* (der Revolutionsplatz) in Paris.

Diese beiden Paläste rechts und links: – ein Fürst kann sie nicht schöner haben. Und was waren sie? Sie wurden mit einem Aufwande von mehren Millionen aufgeführt, um Hofschranzen prächtige Wohnungen zu geben. Ludwig XV.[503] ernährte hier dreihundert Diener, während sein Volk unter Auflagen und Erpressungen darbte. Und das kleine Häuschen, das im Vorgrunde auf der Mitte des Platzes steht? Die Hütte war's, welche die Stelle deckt, wo Ludwig XVI., der Nachfolger jenes fünfzehnten, seinen Kopf unter das Beil der Guillotine strecken mußte.

„Wenn die Könige Weltgeschichte machen, so tauchen sie ihre Finger in Blut."[504] Hier hat's das Volk auch einmal gethan. Von der Erbauung des Louvre an, aus dessen Fenstern ein Bourbon zur Kurzweil nach seinen Unterthanen schoß[505], bis zur Aufrichtung des Schaffots[506], auf dem ein Bourbon blutete, sind viele Jahrhunderte vergangen. Die Könige eilen, denn ihre Dauer ist ungewiß; die Völker aber nicht, denn sie sind ewig. Die Vergeltung brauchte eine lange Zeit, ehe sie das herausfordernde Geschlecht erfaßte. Jedes fühlende Herz muß weinen, daß gerade das schuldloseste Glied einer schuldbeladenen Raçe zum Sühnopfer werden mußte; aber das richtende Volk darum verdammen: – wer wagt es Angesichts der monumentalen Zeugen der Bartholomäusnacht[507], der unzähligen Greuelthaten, Verbrechen und Volksmißhandlungen, welche die Bourbons früher und später auf dem Throne verübten? In Ludwig XVI. wurde ja nicht das Individuum, nicht der Mensch, sondern die Dynastie gerichtet, welche durch ihre Thaten längst den Stab über sich gebrochen hatte.

Kaum ist ein halbes Jahrhundert über das Blutfeld weggegangen, und die Hand der Zeit hat Richter und Gerichtete schon wieder ausgesöhnt. Die Rache der Völker hat niemals Zinsen begehrt; ein Bourbon sitzt wieder auf dem Thron und selbst die äußern Zeichen des Zwiespalts verwischte die ausgleichende Hand der Versöhnung. Der Revolutionsplatz hat unter Ludwig Philipp's Regierung sein Ansehen gänzlich verändert; den Namen nicht einmal hat er behalten, er ist zum Platz der Eintracht (*Place de la concorde*)[508] geworden. Wo die Guillotine stand und das kleine Häuschen, da steht jetzt ein hoher Zeuge des Ruhms, der Obelisk von Luxor[509]. Die letzten Jahre haben den Platz zum herrlichsten in ganz Paris umgeschaffen. Er hat die Form eines Oktogons. Steht man in dessen Mittelpunkt, so hat man einen Anblick, wie ihn keine Stadt der Welt wieder bietet. Auf der einen Seite erheitern die Baumgruppen, Bosketts und Rasenplätze der elisäischen Felder[510]; durch die prachtvolle Avenue in der Fronte sieht man die Façade der Königswohnung, der Tuillerien[511], rückwärts aber den Triumphbogen *de l'Étoile*[512] und die Avenue von Neuilly. Die Perspektive durch die Rue Royale endigt im Tempel der Ehre, dem Pantheon[513], und auf der andern Seite fällt der Blick über die neue Brücke hin auf die

---

[503] Ludwig XV. (frz. Louis XV; 1710–1774), seit 1715 König von Frankreich.

[504] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[505] Karl IX. (frz. Charles IX; 1550–1574), von 1559 bis 1560 Herzog von Orléans, seit 1560 König von Frankreich. Er soll angeblich während der berüchtigten Bartholomäusnacht (siehe hierzu S. 154, Anm. 507) eigenh. auf Hugenotten geschossen haben.

[506] Am 21. Januar 1793.

[507] Die sog. Bartholomäusnacht (frz. Massacre de la Saint-Barthélemy) vom 23. auf den 24. August 1572 anläßlich der Eheschließung des Protestanten Heinrich von Navarra (des späteren Königs Heinrich IV. (siehe hierzu S. 188, Anm. 652) mit Margarete von Valois (frz. Marguerite de Valois; 1553–1615) in Paris. In derselben Nacht wurden dort, und in den Folgetagen frankreichweit, Tausende von Protestanten ermordet. Siehe hierzu auch, S. 154, Anm. 505.

[508] Der urspr. „Place Louis XV" genannte Platz erhielt erstmals 1795 den Namen „Place de la Concorde"; 1814 wurde er wieder in „Place Louis XV", 1824 dann in „Place Louis XVI" umbenannt; seit der Julirevolution von 1830 trägt er wieder seinen heutigen Namen „Place de la Concorde".

[509] Ägypt. Jpt rst, Ipet reset, „Südlicher Schrein"; arab. الأقصر, al-Uqṣur (siehe hierzu auch S. 205, Anm. 716).

[510] Frz. Champs Élysées.

[511] Siehe hierzu S. 186ff.

[512] Siehe hierzu S. 178ff.

[513] Siehe hierzu S. 219ff.



Siehe hierzu S. 144, Anm. 483.

Colonnade des Palastes der Deputirten[514]. Man steht hier gleichsam inmitten der Werkstätte der Geschichte, – man fühlt das Treiben und Bewegen ihrer Elemente. Noch mit dem letzten Blute, das hier vergossen wurde, ward die letzte große Seite der Weltgeschichte geschrieben. Es floß in den Julitagen[515]. Die da fielen – sie ruhen jetzt unter der „Säule des Wahnsinns“[516], wie ein loyaler deutscher Mann sie genannt hat. Ich lasse den Ausdruck gelten. Jegliche Aufopferung, jeglicher Heroismus läßt sich am Ende als Wahnsinn deduciren, wenn man die Gleichgültigkeit, Unbeweglichkeit und Indolenz[517], der gemeinen Menschen als gesunden Menschenverstand gegenüber stellt. Wahnsinn ist dann der Tod des Frommen, der für seinen Glauben stirbt; Wahnsinn der Muth des Helden, der dem Vaterland das Leben opfert; Wahnsinn das Streben des Edlen, der die verfolgte Unschuld in Schutz nimmt, und wahnsinnig ist der Mann, welcher der Freiheit Wege bahnt zu den Völkerherzen, und die Unterdrückung der Gewalt eben so, wie die Feigheit der Unterdrückten, mit dem Flammenschwerte des Wortes schlägt. Was hat er zu gewinnen? fragen die Spötter. O, die Armen! Ihnen ist’s unverständlicher, als Hieroglyphenschrift, wenn ich ihnen sage: daß das Bewußtseyn, frei zu stehen auf klarer, jeder Prüfung beständiger Ueberzeugung, sicher zu seyn vor jeglicher Täuschung und fähig zu seyn, sich die Zukunft zur Gegenwart zu machen, die kein Gott uns rauben kann, allein schon alle Opfer eines Menschenlebens aufwiegt.

[514] Siehe hierzu S. 142, Anm. 476.

[515] 1830 (siehe hierzu S. 135, Anm. 456).

[516] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[517] Im übertragenen Sinn Gleichgültigkeit, Trägheit (von lat. indolens, schmerzunempfindlich).



PÈRE LA CHAIS
(Paris)

CCCCLXII. Der Pariser Kirchhof *Père Lachaise*[518].

„Wer lange leben will, der bleibe in Deutschland, besuche im Sommer die Bäder und lese im Winter die Protokolle der Ständeversammlungen. Wer aber Herz genug hat, die Breite des Lebens seiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier schnell zur Empfindung hinauf, jede Empfindung reift schnell zum Genusse hinan; Geist und Herz und Sinn suchen und finden sich, und rasch und leicht hüpft die Welle des Daseyns dem Strome der Ewigkeit zu. – Paris ist der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart, das Fernrohr der Zukunft."[519]

Ein Anderer hat Paris mit einer Bühne verglichen, wo Jeder auf Kothurnen[520] wandelt. In der That muß die einzelne Welle hoch aufschwellen, welche sich in diesem Ocean der Menschen bemerklich machen will, und selbst bedeutende Persönlichkeiten können da der Vergrößerung nicht entbehren, wo Alles auf Stelzen geht. Deshalb ist die Charlatanerie in Paris ein unentbehrlich Ding, und der hochgestellte Staatsmann, der gefeierte Akademiker, der Feldherr kann sie eben so wenig missen, als der kleine Krämer z. B., welcher seinen Namen und sein Waarenschild zehn Mal über und neben Thüren und Fenster malt, oder der Schlosser, der einen vergoldeten Schlüssel, groß genug für die Pforte des Himmels, dir vor die Nase hängt, oder der Coiffeur, welcher den lebendigen Bären hinter das Glasfenster seines Ladens zur Schau stellt, um die Leute glauben zu machen, daß er seine Pomaden aus dem ächten Fett der Bestien bereite.

Sogar der Tod geht hier auf dem Kothurn und die Charlatanerie begleitet den Sterblichen treu bis an die Schwelle des Schattenreichs. – Ein Leichenzug ist, nach deutschen Alltagsbegriffen, eine stille, ernste, fromme Feierlichkeit, in welcher die Verwandten, Freunde, Mitbürger einen Todten zur Ruhestätte begleiten. Man sucht dafür kein anderes Motiv, als Liebe oder Achtung. Ein Leichenzug in Paris hingegen ist vor Allem und wesentlich ein Schauspiel, um welches sich die Neugierde sammelt und durch welches die Ueberlebenden zu glänzen streben. Der Charakter der Trauer und der Wahrheit verschwindet: Pomp und Schein auf der einen, Vergnügen auf der andern Seite sind Alles. Am grellsten offenbart sich das bei den großen Leichenbegängnissen, die in einer Stadt wie Paris, wo alle Tage irgend ein durch seinen Reichthum, Rang oder Ruf bedeutender Mensch in's kleine Kämmerchen einzieht, so häufig vorkommen. Es ist ein Spektakelstück und es setzt die Bevölkerung eben so leicht in Bewegung, wie eine Feuersbrunst oder eine Hinrichtung, eine Illumination, oder die feierliche Auffahrt des Königs. Die mit jeder Volksbewegung in Paris in Verbindung stehenden Vorsichtsmaßregeln der bewaffneten Macht und Polizei sind von einem solchen Leichenzuge unzertrennlich. Soldaten werden auf den Boulevards aufgestellt, Posten der Munizipalgarde und der Polizei sammeln sich an den Straßenecken und Plätzen, an welchen der Trauerzug vorüber gehen soll. Die Durchgänge werden geschlossen: wer passiren will, wird zurückgewiesen; ja man kann hundert Schritte[521] von seinem Hause seyn: man passirt nicht! – Das Volk sammelt sich, es drängt aus den umliegenden Straßen herbei, und die Boulevards werden dicht mit Menschen gefüllt. Alt und Jung, Männer und Weiber, Alles kömmt, fragt, bleibt stehen, um zu hören und zu sehen. Man lärmt und schreit. Ueberall ist Tumult, da Streit um die besten Plätze, dort unbändiges Lachen. „Was gibt's?" ruft jeder Neuankommende. „Ein General wird begraben: *un grand homme*!" Der Tag kann nichts Unterhaltenderes, Belustigenderes bringen, als solch ein Begräbniß. Die Stunde naht, wo der Zug vorüber ziehen soll. Die Fenster in den Straßen füllen sich; bis zum fünften, sechsten, siebenten Stock reihen sich Kopf an Kopf, Hut an Hut, Schleife an Schleife: selbst an den Schornsteinen wird's lebendig, wimmelt schaulustiges Volk. Nirgends in der unabsehbaren Menge ist ein Zeichen der Trauer; Kleider und Bänder von allen Farben: weiß, grün, blau, rosa, wie es die Mode bringt; alle Gesichter mit lachenden Mienen; überall Schäkern, überall laute Fröhlichkeit. Man unterhält, man amüsirt sich, – *voila tout*!

---

[518] Der 1804 eingerichtete größte Friedhof von Paris.

[519] Zitat aus Ludwig Börnes (siehe hierzu S. 190, Anm. 662) „Lebens-Essenz" in dessen „Gesammelte Schriften […]. – Fünfter Theil", (Hamburg: Hoffmann u. Campe 1829), S. [20].

[520] Siehe hierzu S. 149, Anm. 495.

[521] Siehe hierzu S. 29, Anm. 95.

Polizeisoldaten ordnen die Menge zum Spalier, ein wandelndes Bahrtuch blinkt von fern her über die Köpfe der Menge. – Es ist ein Leichenwagen, der naht; ein Wagen, mit weißen Tüchern behangen, mit weißen Pferden bespannt; eine Myrthenkrone liegt auf dem weißbekleideten Sarge, – Blumenkränze sind an den Seiten befestigt. Eine Reihe verschleierter Mädchen in weißen Gewändern folgt dem einfachen Zuge. Man bringt die Hoffnung einer Mutter, ein junges Mädchen, zur Gruft. – *C'est le hero en jupon!*[522] spottet einer aus der Menge, und schallendes Gelächter rollt durch die dichtgedrängten Massen.

Eine Pause folgt – Ungeduld und getäuschte Erwartung bewegen die Massen. Viele verlassen ihren Standpunkt und eilen weg. Da werden die Polizeisoldaten von neuem lebendig – „er kömmt! er kömmt!" tönt's, und wie von einem Zauberstab berührt, steht die Menge und harrt.

Diesmal ist's der rechte Leichenzug, der daher kommt. Eine Gensd'armeriecolonne eröffnet ihn, ihr folgen Linientruppen mit gesenkten, florumhüllten Gewehren. Dann einige Offiziere mit schwarzen Degen. Hierauf der sechsspännige, schwarzbehängte, hochgerüstete Triumphwagen des Todes, auf dem sich Luxus und Pomp in Trauerinsignien zur Schau stellen. Auf der Vorderseite des Wagens ist eine Trophäe aufgerichtet; vier Helme von Silber senden von den vier Ecken des Sarges wallende Reiherfedern herab. Auf dem Deckel liegen die Zeichen des Ranges des Verstorbenen. Diener tragen auf Sammtkissen die Dekorationen, welche der Verstorbene hatte. Sein Leibroß figurirt hinter dem Sarge. Kameraden des Todten, Generale im großen Kostüm, halten die Zipfel des Sargtuchs. Offiziere, Beamte, Freunde folgen dem Wagen und eine Abtheilung Liniensoldaten und Gensd'armen beschließen den Zug. Der Pariser hält aus, bis der Letzte der Cavalcade an ihm vorüber schreitet. Dann trennen sich die Massen im Nu – und mit dem banalen „*C'est fini!*" eilt Jeder zu Hause, oder zu neuem Vergnügen. Das Spektakelstück endigt in *Père la Chaise* mit einigen Reden über dem Grabe, die, kalt gesprochen, nur von Wenigen gehört werden, und mit einer Musketensalve. „*C'est fini!*" ruft der Pariser wieder, und das Uebrige bleibt den Steinmetzen und Bildhauern überlassen, welche die Thaten des Verstorbenen einem Monumente einmeiseln.

Die Masse von Denkmälern berühmter und großer Menschen in diesem Friedhofe ist enorm, *Père la Chaise* ist ein Register der neuern Geschichte: ihre Stromkarte in allen ihren Wendungen, Erweiterungen, Wasserschnellen und Stürzen liegt ausgebreitet vor dem betrachtenden Auge. Wandelt man unter diesen Gräbern, so möchte man mit dem Grubenlicht hinabsteigen in die engen Wohnungen und die großen Gestalten einer großen Zeit heraufbeschwören an das Licht des Tages; ich meine jene Gestalten, die stolz ihre Häupter in den Geisterhimmel erhoben, jene Männer, welche in Staat und Wissenschaft die Vernunft zuerst in ihre Würde eingesetzt, jene starken Seelen, welche schaffend und gestaltend nach eignem Typus, von Gott selbst berufen schienen, Völker zu lenken und den Entwickelungsgang der Menschheit zu beschleunigen. Die leuchtenden Namen der französischen Revolution findet man in *Père la Chaise* wieder. Während das Auge sie auf den Monumenten entziffert, steigen sie vor der Seele wie riesige Schatten auf, und was sie gethan und gestrebt, das zieht lebendig durch die Erinnerung. Freilich decken nicht alle Mausoleen ausgezeichnete Menschen. Gar viele sind nur Mumiendecken der Eitelkeit, des Irrthums, oder des Verbrechens.

Sinnig und schicklich haben sich in dem weiten Todtenparke die Gestirne je nach ihrer Art zusammen geordnet, die illustren Abgeschiedenen je nach ihrer Gattung sich geschaart. Die großen Männer der Wissenschaft, der Kunst, des Staats; die Helden der Schlachten der Republik und des Kaiserreichs; die Gesetzgeber und jene, welche der Freiheit Acker rodeten und die Bürgerhoheit, den Baum, welcher stark, grün, ausbreitend seine Zweige über viele Völker, die Hoffnung der künftigen Geschlechter ist, aus dem Keime geweckt, ihn gepflegt und groß gezogen haben, – sie sind hier geselliger zu einander getreten, als im Leben. Liest man die Namen auf den Todtensteinen manches kleinen Raums, wie oft wird da der Gedanke hervorgerufen, daß es wohl ganz anders um die Welt stehen möchte, hätten die starken Geister ihren Zielen mit vereinigten Kräften zugestrebt, und daß sie viel mehr gewirkt haben würden, hätten sie im Leben so enge bei einander gestanden! Wie stark, wie mächtig, wie unverletzlich würde da das Recht jetzt seyn, für das sie gerungen, wie gedemüthigt das Unrecht, gegen das sie gekämpft, wie fest und unzerreißlich die Fesseln, die sie um die Tyrannei gelegt! Aber die Schlangensaat der Zwietracht, welche die Gegner unter sie geworfen, hat stets ihre Kraft gebrochen, die

[522] Frz., „Da ist der Held – im Unterrock!".

Arglist der Feinde hat immer wieder die Organismen ihrer großen Schöpfungen zerstört und zerrüttet, ehe sie sich zu beständigen Formen entwickeln konnten, und so ist ihre Zeit aufgegangen in einer Reihe von Zersetzungsprozessen. Es ist unter solchen Verhältnissen noch von Glück zu sagen, daß sich das neue Leben im Keime – das Prinzip der Volkshoheit als rechte Basis der Freiheit – in die Gegenwart herüber rettete.

Der Kirchhof *Père la Chaise* ist am Ostende von Paris, unfern von der Barriere[523] *d'Aulnay*. Eine schönere und passendere Lage für die Nekropolis[524] hätte man nicht wählen können. Sie nimmt einen etwa 100 Morgen[525] großen Hügel ein, der trocken, luftig und nach allen Seiten hin frei ist. Auf seinem Gipfel stand ehedem ein Kloster. Ludwig XIV. erbaute nachher ein schönes Landhaus an dessen Stelle und schenkte es mit den reizenden Gartenanlagen seinem Beichtvater, *Père la Chaise*[526], einem Jesuiten, von dem es an den Orden vererbte. Hier wurden, zur Zeit der Maria von Medicis[527], die Pläne zur Protestantenverfolgung entworfen, hier der Widerruf des Edikts von Nantes[528] zuerst vorgeschlagen, hier die schärfsten Pfeile geschmiedet, welche der schlaue, nach Weltherrschaft trachtende Orden[529] gegen seine Feinde sendete, und die finstersten Intriken angesponnen, welche das Glück Tausender vernichteten und Staaten und Völker entzweiten. Nach der Aufhebung des Ordens, 1763, wurde *Père la Chaise* öffentlich verkauft und es wechselte seine Besitzer von da an sehr häufig. Die splendide, in der Unterhaltung höchst kostspielige Anlage verschlang ein Vermögen nach dem andern, und es wurde sprüchwörtlich, daß, wenn ein reicher Mann sich ruiniren wolle, er *Père la Chaise* kaufen müsse. Endlich, im Jahre 1801[530], erwarb die Stadt das Besitzthum und bestimmte es zur neuen Nekropolis von Paris. Die parkmäßige Anlage geschah unter der Leitung Brongiarts[531]. Die Unregelmäßigkeit des Terrains begünstigte eine malerische Anpflanzung; Haine von Cypressen und Trauerweiden wechseln mit Bosketts von blühenden Sträuchern und immergrünen Gewächsen und dem sammtnen Teppich der Rasenplätze, unter denen die Tausende schlummern, deren Statte kein Kreuz oder Abzeichen bemerklich macht. Die höchsten Punkte mit reizenden Aussichten über Paris, Vincennes, Meudon, Montreuil und hundert andere Dörfer und Flecken an den Ufern der Seine und der Marne, sind vorzugsweise den Mausoleen des Ruhms und des Reichthums vorbehalten. Von diesen Punkten ragen Obelisken, Pyramiden, Tempel, Kapellen und Grabmäler aller Formen. Es sind diese Höhen kleinern Vermögen durchaus unzugänglich: denn der Grund und Boden ist daselbst der theuerste auf der ganzen Erde. Jeder Quadratmeter Flächenraum kostet 450 Franken, der Raum eines gewöhnlichen Grabes über 1000 Franken. –

Die Eingangspforten des Todes – gewaltige eiserne Gitterthore, zu deren Seiten die Leichenhallen mit den Wohnungen der Todtengräber, der Wächter, des Inspektors und eines Arztes sich befinden – sind von Mitternacht bis zum Abend offen, und wer an dieser Pforte weilt, sieht, daß der Tod niemals

---

523 Die Stadtgrenze (siehe hierzu S. 175, Anm. 602) in Richtung der nordöstl. von Paris gelegenen Ortschaft Aulnay-lès-Bondy (heute Aulnay-sous-Bois).

524 Siehe hierzu S. 28, Anm. 89.

525 Der Umfang lag meist bei einem Fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

526 François d'Aix, seigneur de La Chaise (1624–1709).

527 Maria de' Medici (frz. Marie de Médicis; 1575–1642), seit 1600 die 2. Ehefrau des französischen Königs Heinrich IV. (siehe hierzu S. 188, Anm. 652), die 1601 Ludwig XIII. (siehe hierzu S. 186, Anm. 646) gebar. Nach der Ermordung Heinrichs IV. übernahm sie mehrere Jahre lang die Regentschaft für den noch unmündigen Dauphin.

528 Vom 13. April 1598, das den Calvinisten Gewissensfreiheit sowie die freie Religionsausübung in der Öffentlichkeit gewährte; davon ausgenommen waren Paris und Umgebung sowie Städte mit Bischofssitz oder königl. Schlössern. Das Edikt wurde am 18. Oktober 1685 von Ludwig XIV. (siehe hierzu S. 139, Anm. 461) widerrufen, was zur Auswanderung vieler Hugenotten führte.

529 Das Narrativ der jesuitischen Weltverschwörung kam im prot. Deutschland kurz nach der Gründung des dezidiert gegenreformatorischen kath. Ordens im Jahre 1540 auf und hielt sich bis weit ins 20. Jhd. Nachhaltig verstärkt wurde diese Form des Anti-Jesuitismus durch eine 1614 in Krakau erschienene Fälschung von angeblich internen „Monita secreta / Geheime Ermahnungen", die der aus dem Orden ausgeschlossene Hieronymus Zahorowski (1582–1634) herausgeben hatte.

530 Recte: 1803.

531 Der Botaniker und Zoologe Alexandre Brongniart (1770–1847).

rastet. – Während Epidemien herrschen, folgen sich öfters ganze Tage lang die Trauerzüge auf dem Fuße, und als die Cholera vor einigen Jahren die Pariser decimirte, zogen die Todten in zwei- und dreifachen Reihen durch die weiten Thore in ihr Reich. Dem Eingang gerade gegenüber steht die Kirche, ein schönes Gebäude. In einem kleinen freundlichen Hause wohnen zwei Kirchendiener, welche bei den Ceremonien administriren.

Zunächst der Kirche fesselt das Grabmal des Abelard[532] und seiner Heloise[533] den Blick. Es ist von einer schönen gothischen Kapelle eingeschlossen, und wurde bei der Errichtung des Kirchhofs aus der alten Abtei St. Marcells hierher versetzt. Leider! beging man bei diesem Anlaß die Roheit, die Gebeine beider Liebenden, die bisher ein Sarg umschlossen hatte, zu sondern und in zwei verschiedene Särge neben einander zu betten. – Zunächst diesem entweihten, aber prächtigen Denkmal romantischer Vorzeit erhebt sich ein einfacher Stein mit dem Namen Sonnini[534], des großen Forschers im Reiche der Natur, Büffon's[535] Freund und Gehülfe. Etwas östlicher ragen die Grabmäler Hallé's[536], des Arztes, und Delambre's[537], des Astronomen. Hier beginnt der sogenannte classische Grund der Nekropolis, wo jeder Name einen großen Mann der Wissenschaft oder der Kunst andeutet. Mit Ehrfurcht berührt der Fuß die Grabhügel von Hauy[538], des Mineralogen; Fourcroy[539], des Chemikers; Bernardin St. Pierre's[540], des geistreichen Denkers über die Harmonie in der Natur; Visconti's[541], des Archäologen; Mentelle's[542], des Geographen; Gretry's[543], des Componisten; und der Dichter: Jaques Delille[544], Mercier[545] und Chenier[546], des Sängers der Freiheit. Delille schläft unter den Blumen eines kleinen Gärtchens; über dem Pförtchen steht schmucklos sein Name. Eben so einfach ist Chenier's Ruhestätte – Name, Geburts- und Todestag ist die ganze Inschrift auf dem Steine Dessen, der fortlebt und fortwirkt, so lange die Gesänge der Freiheit Menschenherzen wärmen. – Die kühne Seglerin der Lüfte, Madame Blanchard[547], ruht nicht weit von Delille, und nächst ihr der große Beherrscher des



Michel Ney
(siehe hierzu S. 161, Anm. 555).

---

532 Petrus Abaelardus (frz. Pierre Abélard; 1079–1142).

533 Heloisa (frz. Héloïse; ca. 1095–ca. 1164).

534 Charles-Nicolas-Sigisbert Sonnini de Manoncourt (1751–1812).

535 Der Naturforscher Georges-Louis Leclerc, comte de Buffon (1707–1788).

536 Jean Noël Hallé (1754–1822).

537 Jean-Baptiste Joseph Delambre (1749–1822).

538 René-Just Haüy, auch Abbé Haüy (1743–1822).

539 Antoine François comte de Fourcroy (1755–1809).

540 Jacques Henri Bernardin de Saint-Pierre (1737–1814).

541 Ennio Quirino Visconti (1751–1818).

542 Edme Mentelle (1730–1815).

543 André-Ernest-Modeste Grétry (1741–1813).

544 Jacques Delille (1738–1813).

545 Louis-Sébastien Mercier (1740–1814); mit seiner literarischen Zeitreise ins Jahr 2440 gilt er als ‚Erfinder' der Science-Fiction-Literatur.

546 André Chénier (1762–1794), der bedeutendste – doch heute völlig vergessene – Dramatiker der Revolutionszeit.

547 Marie Madeleine Sophie Blanchard geb. Armant (1778–1819; abgestürzt).

Tonreichs, Mehul[548]. Eine Gruppe einfacher Denksteine gehört den Pädagogen und Philantropen an: wir lesen die Hochachtung gebietenden Namen von Hauy[549], des Lehrers der Blinden; Petit's[550], des Mitbegründers der polytechnischen Schule; Abbé Gauthier's[551], des Verbesserers des Elementarunterrichts. Von da wenden wir uns ostwärts zwei Mausoleen zu, welche groß, prächtig und anspruchsvoll, den Wanderer herbeirufen: es sind die Gräber des Marschalls Kellermann[552] und seiner Gattin[553]. – Daneben steht bescheidener die Urne eines Opfers der Treue – des edeln, unglücklichen Labedoyere[554]. Etwas entfernter schläft ein anderes: der Held Ney[555], welchen der Tod in 100 Schlachten schonte und die Kugeln gemeiner königlicher Rachsucht fällten. Noch weiter ragt das Monument von Beaumarchais[556], des witzigen Verfassers des Figaro.

Weiterhin, zur Linken, krönt eine Mausoleengruppe einen Hügel: er ist den Fürsten der Schlachten geweiht, den Männern, welche den corsischen Eroberer auf seinen Weltzügen begleiteten: Massena[557], dem Unerschrocknen; Lefebre[558], dem Braven, und dem minder würdigen Davoust[559], einer Geisel überwundener Nationen. Aber nicht Kampf und Tod für Ehre auf den Schlachtfeldern gibt den meisten Ruhm. Nicht weit von Massena schlummert der größte Mimiker der Neuzeit, Talma[560], und diesem nicht fern, im stillen Nachthause von schwarzem Marmor, der Abbé Sicard[561], der den Aermsten unsers Geschlechts, den Taubstummen, die Wohlthaten des Unterrichts und der Bildung errungen hat. Er war der Gründer und Förderer der Taubstummen-Institute, deren Segnungen jetzt die Unglücklichen so vieler Länder genießen. Sicard machte die Menschenliebe groß auf der Erde und für den Himmel.

Benjamin Constant
(siehe hierzu S. 162, Anm. 564).

Näher ihm, näher den Gestirnen, näher dem erhabensten Punkte der Necropolis, wie die Wohnungen verwandter Götter um eine Höhe, gruppiren sich die Grabmäler von Foy[562], Manuel[563], Ben-

---

548 Étienne-Nicolas Méhul (1763–1817).

549 Valentin Haüy (1745–1822).

550 Alexis Thérèse Petit (1791–1820), der zwar an besagter Hochschule als Professor für Physik lehrte, diese aber keinesfalls mitbegründet hat.

551 Louis Gaultier, auch abbé Gaultier (ca. 1746–1818).

552 François-Étienne-Christophe Kellermann, 1er duc de Valmy (1735–1820).

553 Marie-Anne Kellermann geb. Barbé (1744–1812).

554 Charles Angélique François Huchet, comte de la Bédoyère (1786–1815; hingerichtet).

555 Michel Ney, duc d'Elchingen, prince de la Moskowa, maréchal d'Empire (1769–1815; hingerichtet; siehe hierzu auch S. 249). Die Lithographie wurde von Herbert Bormann (1814–1894) geschaffen.

556 Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais (1732–1799).

557 André Masséna, duc de Rivoli, prince d'Essling, maréchal d'Empire (eigentl. Andrea Massena; 1758–1817).

558 François-Joseph Lefebvre, duc de Dantzig, maréchal d'Empire (1755–1820).

559 Louis-Nicolas d'Avoût, genannt Davoût, duc d'Auerstaedt, prince d'Eckmühl, maréchal d'Empire (1770–1823).

560 François-Joseph Talma (1763–1826).

561 Roch-Ambroise Cucurron Sicard (1742–1822).

562 Maximilien-Sébastien, comte Foy (1775–1825); der napoleonische General war während der Restaurationsepoche einer der Wortführer der liberalen Opposition.

563 Der Jurist und liberale Politiker Jacques-Antoine Manuel (1775–1827).

jamin Constant[564] und Camille Jordan[565]. – Hier weile, o Wanderer, und feiere! – Welchen Sonnentempel des edelsten Strebens bauten diese vier Namen! Welche Wirksamkeit geht von ihnen aus, weitreichend in die Zeitenfernen! Foy: seine Seele erflog die göttlichen Höhen, in seiner Brust standen die Ideale festgebaut und unerschüttert; Manuel: er glaubte, daß die Völker mit ihm reiften und baute an einer seligen Gegenwart; Benjamin Constant: er schürte das Feuer, das die Götzen der Zeit verzehren sollte, bis zur letzten Stunde; Camille Jordan: das große Herz mit den großen Opfern! – Ach, wie ist's nach ihnen so öde und kalt im Tempel der Freiheit geworden! Wo ist nach ihnen der Priester am Altare, der ein eigenes, reiches, inneres Leben in die Opferschale gösse, wie diese? – Wenn, ihr Geschiedenen! wird der Tag kommen, der euern hellen Morgentraum verwirklicht? wenn wird der Todesengel die Felsen sprengen, welche die Resurrektion euerer großen Ideen verhindern? Wenn er kommt, dann wird man eure Herzen in ein Grab legen, und dann wird Alles in demselben vereinigt seyn, was groß ist im Menschen: die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm!

Nahe jenen Vieren und ihnen verwandt im Geiste und im Streben, schläft Volney[566] in einer einsamen Ecke des Friedhofs: Volney, der Verfasser der Ruinen, der Herkules, welcher die Ungeheuer des Glaubens tödtete. Parmentier[567], der Thaer[568] Frankreichs, hat zunächst seine Halle, und dann folgen zwei Denksteine mit unsterblichen Namen: Moliere[569] und Lafontaine[570].

Im nördlichen Theile des Friedhofs hat der Tod die werthloseste Aerndte aufgespeichert; er ist angefüllt mit Denkmälern von Menschen ohne That, aber mit langen Namen, und die Kunst der Wappenbildnerei war hier sehr fleißig. Er ist das aristokratische Viertel der Todtenstadt, das Stickmuster von farbigen Feldern mit Klauen- und Schnabelthieren aller Art in Marmor und Erz. Nur ein großer Mann hat hier sein Grab: Junot[571], der menschliche Sieger, der, wenn er in den feurigen Schlachtentod stürzte, im Auge den Feind hatte, im Herzen die Liebe.

Nicht weit von Junot deckt eine Marmorsäule ein gebrochenes Herz: „Gräfin von der Mark"[572] heißen es die goldenen Lettern, eine Prinzessin von Preußen ist es, die illegitime Tochter König Wilhelm's II.[573] – Auch die Gattin des Fürsten Demidoff[574] ruht in *Père la Chaise,* und der colossale Reichthum ihres Gatten drückt auf das zarte Wesen mit überschwenglicher Marmorlast. Sie starb in der Blüthe des Lebens. – Doch wie oft liegen Traualtar und Grabhügel nahe bei einander, wie oft hat hier Hymens Fackel als Trauerkerze geleuchtet, wie oft gingen hinter diesen Todtenhügeln verwaisten Aeltern ihre ermatteten Ideale zum zweiten Male in den davon ziehenden Söhnen und Töchtern unter! Wie viele Hoffnungsfrühlinge sind hier verschwunden, wie viele Thränen tränkten diese kleine Spanne Erde! In jedem Thautropfen an Bäumen und Blumen kann man eine Perle der Trauer und des Schmerzes liebender Menschenherzen glänzen sehen. –

Stirbt aber nicht seit Jahrtausenden in jedem Jahre ein Frühling, und läßt die Auferstehungshoffnung auf den neuen jemals vergeblich warten? Darum – meine Brüder und meine Schwestern, die wir noch draußen stehen im Abendrothe des Lebens und hinüber blicken auf theure Gräber! – seyd eingedenk, daß die Frühlinge wiederkehren, und seyd getröstet.

---

564 Der liberale Politiker und Staatstheoretiker Benjamin Constant (eigentl. Henri-Benjamin Constant de Rebecque; 1767–1830). Der nach einer Vorlage von Robert Lefèvre (1755–1830) von Johann Nikolaus Hoff (1798–1873) geschaffene Stahlstich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

565 Der dezidiert konstitutionelle Monarchist Camille Jordan (1771–1821).

566 Der Orientalist Constantin-François Chassebœuf de La Giraudais, comte Volney, genannt Volney (1757–1820).

567 Der Pharmazeut und Agronom Antoine Augustin Parmentier (1737–1813).

568 Albrecht Daniel Thaer (1752–1828); er gilt als Begründer der Agrarwissenschaft.

569 Molière (eigentl. Jean-Baptiste Poquelin; (1622–1673).

570 Der frz. „Fabeldichter" Jean de La Fontaine (1621–1695).

571 Jean Andoche Junot, duc d'Abrantès (1771–1813), Adjutant Napoléon Bonapartes.

572 Marianne Diderica Friederike Wilhelmine von der Mark (1780–1814).

573 Friedrich Wilhelm II. (1744–1797), seit 1786 König von Preußen.

574 Jelisaweta Alexandrowna Stroganowa (russ. Елизавета Александровна Строганова; 1779–1818), seit 1795 mit dem Stahlmagnaten und Grafen Nikolai Nikititsch Demidow (russ. Николай Никитич Демидов; 1773–1828) verheiratet.

„Schweig’ denn du o Thräne, die in Wehmuth Trost weint,
Mach’ das Herz nicht weich, fließe nicht mehr!
Ist am Ziel denn nicht Vollendung?
Folgt der Grabesnacht nicht junger Morgen?“[575]
(Klopstock’s Messias.)

[575] Reichlich frei zitiert aus Friedrich Gottlieb Klopstocks (1724–1803) „Zwanzigstem Gesang“ seines „Messias. – Vierter Band“ (Halle: C. H. Hemmerde 1773), S. 167: „Schweig denn, du o Thräne, die in Wehmut Trost weinet, \ Mach ihr Herz nicht weich, tröste nicht mehr! \ Ist am Ziel denn nicht Vollendung? \ Nicht im Thale des Tods Wonnegesang?“



C. Reiss del.

DIE SALPETRIÈRE IN PARIS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

CCCCLXIX. Das Hospital La Salpetrière in Paris.

Paris ist ein Januskopf. Auf dem einen Gesichte liegen die Züge der Verschwendung, der Ueppigkeit, des Leichtsinns, des Unglaubens, kurz aller Laster, welche die Menschheit erniedrigen; auf dem andern die der Großmuth, der Aufopferung, der Hingebung, der Wohlthätigkeit und aller Tugenden, welche den Menschen ehrwürdig machen und den Christen zieren. So muß man in der That erstaunen, wenn man die unübersehliche Menge von Anstalten mustert, die hier für Arme, Kranke und Nothleidende, Wittwen und Waisen, verlorene und ausgesetzte Kinder, Alte und Schwache, Stumme und Blinde, Arbeitslose und Arbeitslustige und für Liederliche, die sich bessern wollen, von der Wohlthätigkeit, oder dem frommen Sinn der Privaten gestiftet worden sind. – In einem ganz andern Lichte hingegen erscheinen die königlichen Anstalten aus der Epoche Ludwig XIV., der, nachdem er das Volk ausgesogen und zu Bettlern gemacht hatte, Bettlerhäuser erbauen mußte, um sich vor der Verzweiflung des Elends zu schützen. Der schlichteste Verstand begreift, daß, hätten der Monarch und seine Nachfolger die bürgerliche Ordnung Frankreichs auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend gegründet, statt auf den Künsten des Volksbetrugs, sie nicht nöthig gehabt haben würden, in der Hauptstadt über hundert Millionen auf Asyle für das Elend zu verwenden, das sie selbst gemacht haben. Eine unverhältnißmäßig große Zahl von Spitälern, vom Staat gegründet, ist allwärts ein unverdächtiges Zeugniß von der Schlechtigkeit der Verwaltung; denn gutes Regiment hält die Nothwendigkeit so vieler Zufluchtsstätten der Armuth fern. Ein Zehntel der Pariser Bevölkerung lebt gegenwärtig von öffentlichem Almosen, oder in den Spitälern; in den Sterbesälen derselben haucht ein Fünftel die letzten Seufzer aus. –

Ludwig XIV. brachte den Krieg des Reichthums gegen die Armuth, der höhern Klassen gegen die niedern in ein System, welches fortwirkt bis auf den heutigen. Tag. Die dichte Bevölkerung der vielen Armenhäuser und Hospitäler beweist, auf welcher Seite von jeher der Sieg, auf welcher die Niederlage war. Blos die Revolution hatte auf eine kurze Zeit das Kriegsglück gewendet: die Guillotine dezimirte damals die Reichen, wie der Tod in den Spitälern die Armen zehntet.

Traurige Betrachtung! – Könige und Dynastien haben gewechselt, Verfassungen und Regierungsformen haben andern Platz gemacht und doch blieb die alte Ungerechtigkeit am Steuer. Immer hat sich die Macht, welchen Namen sie auch angenommen, mit dem Reichthum und dem Besitz gegen die Armen und Besitzlosen verschworen und das Helotenverhältniß[576] im Volke zu befestigen gesucht. Wo Verfassungen mit Volksvertretung bestehen, da hat man schlau das Wahlrecht an den Besitz gebunden und den Völkern weiß gemacht, daß Menschen, welche nicht eignes Hab und Gut in Menge zu verlieren haben, am Landeswohl nie aufrichtig Theil nehmen könnten. Man schämt sich nicht, den Besitzlosen und Minderbegüterten auch noch das sittliche Gefühl abzusprechen, und macht sie ehrlos, indem man sie ihrer Rechte beraubt. Und doch ist nichts alltäglicher, als die Erscheinung, daß der Begüterte durch schnöde Künste und Bestechung sich in die Volksvertretung einschwärzt, daß ihn häufig die verächtlichsten Motive hineinführen, daß er, als Deputirter, nur egoistische Zwecke verfolgt und bereit ist, der Macht sein Gewissen zu verkaufen. Ich kenne ein Land, wo die Bauern vorzugsweise die Bänke der Volksvertretung füllen. In Norwegen hört man Nichts von einer Gesetzgebung, welche die untern Klassen zu Spitalbürgern oder Bettlern zu machen trachtet. In Frankreich hingegen und anderwärts, wo die reichen Leute, oder die Beamten der Regierung, allein als sogenannte Volksdeputirte die Auflagen vertheilen, werden wir stets das Bestreben erkennen, den größten und schwersten Theil derselben den Armen aufzubürden. Muß sich nicht das Herz empören, wenn man die Einnahmebudgets der meisten europäischen Staaten aufmerksam betrachtet? Welche Bedürfnisse zahlen die meisten Steuern? die unentbehrlichsten. Wer hat folglich die Lasten am schwersten zu tragen, unter welchen die Völker stöhnen? der arme Taglöhner, der Arbeiter, der Bauer, der geringe Handwerker. Der Landmann und der schlichte Bürger, die ihren Söhnen nicht das lernen lassen können, was sie vom Blutzehnt frei macht; sie müssen auch noch das Kind hergeben, den Ueberfluß des Reichen gegen ihre eigene Noth zu schüt-

---

[576] Griech. εἵλωτες, heilōtes. Bezeichnung für eine Bevölkerungsgruppe in Sparta, die zwar im Staat seßhaft war, aber kein Bürgerrecht besaß. Diese zahlenmäßig größte Bevölkerungsgruppe hatte lediglich den Rang „öffentlicher Sklaven" und war schon durch ihre Kleidung kenntlich; Joseph Meyer benützt hier das Wort Helot als Synonym für Proletarier.

zen. Salz und Brod, Bier und Fleisch werden durch Abgaben vertheuert, da doch der Luxus der Reichen entweder gar nicht, oder nur um so viel besteuert ist, um den Schein zu decken. Während die Quadratruthe[577] Feld, auf welcher die arme Wittwe unter dem Schweiße ihres Angesichts einen Korb Kartoffeln baut, eingeschätzt ist, hat der Banquier Staatspapiere zu Hunderttausenden in der Truhe und sein Vermögen ist unbesteuert. Blutsauger unter allen Gestalten hängen am Geschäftsmann, der sich sorgt und plagt vom Morgen bis zum Abend, um ihm den Thaler zu entziehen, welchen sein Fleiß erwerben möchte: aber die kolossalen Vermögen unproduktiver, nutzloser, stolzer Geldkönige, deren ganze Jahres-Arbeit darin besteht, einen Haufen Coupons ab zuschneiden, bleiben von allem Druck und Zwang befreit, und Einkünfte von Hunderttausenden helfen ungeschmälert Millionen zu Millionen häufen.

Wenn eine Regierung das thut, – wenn eine Regierung, welche Millionen der Armuth abpreßt, nachher Hunderttausende zur Verpflegung siecher Armen hergibt, dann klebt diesem Verfahren so wenig Verdienst an, als der Handlung des Diebs, welcher einen Thaler stiehlt und einen Groschen zurückschenkt. Oder geschieht es wirklich aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man ihm das letzte Hemd auszieht, um ihm, nackt, nachher die Spitalthür zu öffnen? Man möchte es uns weiß machen; aber ich weiß es besser. Aus Furcht geschieht es, aus Furcht vor der Verzweiflung und um der Ängstlichkeit der Reichen Willen. Wer den Kopf schütteln möchte, der denke nur erst nach; ich werde Recht behalten.

Sämmtliche Pariser Hospitäler stehen gegenwärtig unter einer Centralverwaltung, haben Apotheke, Bäckerei und Keller gemeinschaftlich, und ein eigenes anatomisches Theater. Sie verpflegen jährlich über 100,000 Kranke mit 15 Millionen Franken Kosten. Ihre großen Einkünfte beziehen sie aus den Stiftungsfonds, weit mehr aber noch aus Antheilen an den städtischen Abgaben und dem zehnten Theil der Einnahmen aller Theater der Hauptstadt.

Mit dem Hotel Dieu[578] wetteifert die Salpetrière[579] an Größe und Zweckmäßigkeit der Einrichtung. Die Anstalt hat, auf dem Boulevard de l'Hospital, in der Nähe des botanischen Gartens, eine sehr gesunde Lage. Ihre Gebäude mit ihren Höfen und Gärten nehmen einen Raum von 16 Morgen[580] ein. Sie bildet gleichsam eine Stadt für sich mit Straßen und freien Plätzen, Kirche, Friedhof und einer Bevölkerung von 6000 weiblichen Wesen. Armen- und Irrenanstalt zugleich, ist sie ein Asyl für Frauen, welche Alter und Krankheit gebrochen haben, und die letzte irdische Wohnung für die Unglücklichen, welche kein Band mehr mit der übrigen Welt zusammenknüpft, – für jene Aermsten unter Allen, denen

„Ein Gott, der Alles gibt und Alles nehmen darf,
„Die Mitgift nahm, die sie zum Menschen adelt."[581]

Die alten Frauen haben 2000 Zellen und mehre gemeinschaftliche Speise- und Unterhaltungssäle, auch einen Krankensaal mit 500 Betten. Viele beschäftigen sich mit leichten weiblichen Arbeiten, mit Spinnen und Spitzenklöppeln, deren Ertrag in die Kasse für gemeinschaftliche Rekreation fließt. Die

---

577 Altes Flächenmaß, in Preußen = 14,1846, in Sachsen für Feldmesser = 18,4475, in Bayern = 8,5182, in Württemberg = 8,2077 und in Österreich = 14,3866 qm.

578 Das dem Hl. Christophorus geweihte Hôtel-Dieu de Paris, ist das älteste Spital in Paris. Es war im Jahr 651 vom Pariser Bischof Landericus (frz. Saint Landry; † ca. 656) gegründet worden. Im Jahre 1865 ließ Georges-Eugène Haussmann (1809–1891) das alte Hôtel-Dieu im Zuge seiner städtebaulichen Maßnahmen abreißen und wenige Meter weiter durch den wesentlich größeren Neubau des heutigen Hôpital Hôtel-Dieu ersetzen. Es nimmt auf der Île de la Cité den gesamten Bereich zwischen der Rue de la Cité und der Rue d'Arcole, dem Parvis Notre-Dame genannten Domvorplatz und dem Quai de la Corse eine Fläche von rund drei Hektar ein.

579 Das „Hôpital de la Salpêtrière" wurde auf Veranlassung Ludwigs XIV. (siehe hierzu S. 139, Anm. 461) als Krankenhaus erbaut und 1656 seiner Bestimmung übergeben. Verantwortlich für das Bauprojekt zeichnete Louis Le Vau (siehe hierzu S. 139, Anm. 467). Der Name geht auf eine Fabrik zurück, die zuvor auf diesem Gelände Schießpulver hergestellt hatte, das Salpeter (Kaliumnitrat, KNO_3) enthält.

580 Siehe hierzu S. 159, Anm. 525.

581 So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

hintersten Reihen der Gebäude bewohnen die Irren. 1500 Frauen und Mädchen jeden Alters zeigen hier die unerklärlichen Proteusverwandlungen des menschlichen Geistes in jeglicher Mannichfaltigkeit.

Wenn du je in einem Tollhause warst, war es dir nicht auch, als trätest du in ein Allerheiligstes? Rieselten dir nicht Schauer durch Mark und Gebein, als du die Nachtgestalten, als du in die Gesichter schautest, aus deren Augen und deren Zügen andere Zustände zu dir sprachen, als die gewöhnlichen der Menschen? War es nicht mehr Ehrfurcht, als Mitleid, was dich anwandelte, und schien es dir nicht erklärlich, daß die Welt so manche Wahnsinnige als Heilige verehrt hat? Unsere nüchterne Gegenwart ist freilich sicher davor, daß die Irrenhäuser Kanonisationsbullen bekommen, obschon so mancher tüchtige Canditat des Bedlam[582] noch immer dann und wann, wäre es auch nur als Philosoph oder Meinungsapostel, der Welt eine Nase dreht.

Die Irren sind nach dem Grade ihres Wahnsinns in verschiedene Klassen getheilt und jeder sind eigene Gebäude und Höfe angewiesen. Die Närrinnen der ersten Klasse füllen die vorderen Gallerieen. Jede hat ihre Zelle; dabei haben je 40 bis 50 einen gemeinschaftlichen Saal zu Spiel, Arbeit und Conversation. Es sind größtentheils junge, schüchterne Wesen, viele von ausgezeichneter Geistes- und Körperbildung, deren Leiden sich selbst bei längerer Unterhaltung kaum verräth. Sie haben zu ihrem Gebrauche eine gemeinschaftliche Bibliothek, führen Conzerte auf und werden von den Damen, die sie beaufsichtigen, zu Zeiten selbst in's Freie geführt. – Der Wurm nagt aber Allen am Herzen, und gerade von diesen sanften, in sich gekehrten Wesen genesen gar selten welche.

Die zweite Klasse besteht aus ausgemachteren Närrinnen. Auch sie sind frei, arbeiten und conversiren in gemeinschaftlichen Sälen. Doch ist ihre Unterhaltung schon viel bunter und ihre Reizbarkeit gegen äußere Eindrücke viel größer. Ein an sich geringfügiger Umstand, das Läuten einer Glocke, das Rollen des Donners, der Anblick eines fremden Gesichts erregt bei ihnen nicht selten die heftigsten Szenen. Schnell steigt dann in diesen anscheinend ruhigen, vernünftigen, ihren Beschäftigungen hingegebenen Wesen die Gewitterwolke des Wahnsinns auf, hüllt den klaren Horizont des Geistes in nächtliches Dunkel und Blitze und Donnerschläge der Raserei jagen Entsetzen ein, ehe man sich dessen versehen mag. Andere sind plötzlich zu lauter Herzoginnen, Prinzessinnen, Königinnen geworden; zerlumpte, groteske Frauengestalten verfügen mit dem Anstande einer Semiramis über Schlösser, Städte und Provinzen, oder sie halten Conseil mit ihren Ministern über das Wohl ihrer Reiche. Die eine erzählt dir von Staatsangelegenheiten, die andere unterhält dich mit dem Plane einer Vermählung mit dem oder jenem großen Monarchen zum Frommen ihrer Macht und Herrschaft. Stolz und Ehrsucht äußern sich, als Quellen der Narrheit, auf die pittoreskeste Weise. Ein Mädchen wirft sich zur Braut längst verstorbener literarischer oder historischer Berühmtheiten auf; eine andere drückt vermessen den ganzen Himmel, als dessen Verlobte, an die Brust, oder feiert ein Incarnationsfest mit dem Allmächtigen. Sehr viele von diesen unglücklichen, bedauernswerthen Geschöpfen sind Opfer der Liebe, welche die eiskalte Welt und ein eiskaltes Herz in's Irrenhaus gebracht.

Wer beschreibt aber den Jammer in den Wohnungen für die untern Klassen der Wahnsinnigen? Wer das Leben der alleruntersten, gegen die das Leben des Mörders im Bagno[583] noch wie Licht gegen tiefe Schlagschatten erscheint? Das Kainsgesicht auf dem Antlitz eines Galeerensträflings[584] erfüllt uns mit Abscheu; allein der Ausdruck des Tigers in der Brüllenden, welche, nackt, ihre blutigen Hände an dem Gitter ihres Käfichs zerschlägt, oder in der Zwangsjacke mit aufgesträubtem Haare und blitzenden Augen am Boden sich wälzt, erfüllt mit Entsetzen. Und das sind noch nicht die ärgsten Szenen in diesen Höhlen des Grauens. Wo der Wahnsinn als Strafe wüster Ausschweifung erscheint, als Folge moralischer Fäulniß, – da ist auch oft die leibliche Fäulniß hinzugetreten, das Geschöpf wälzt sich im stinkenden Pfuhle, den es sich geschaffen; ein Anblick, nicht zu ertragen. Und doch wohnt in diesen Unglücklichen eine Seele, unsterblich wie deine eigene. Ich verstehe die Thräne in deinem Auge und lege die Feder nieder.

582 Engl., Tollhaus, Irrenanstalt.

583 Ursprünglich Sammelplatz für Galeerensträflinge (s. u.), später allg. für Strafeinrichtungen mit Zwangsarbeit.

584 Dieser Begriff wurde damals für die zur Zwangsarbeit verurteilte Sträflinge verwendet, da die eigentl. Galeerenstrafe in Mitteleuropa größtenteils bereits abgeschafft war.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. [5]-9, 29-33, 48-54, 77-85, 91-95 u. 160-163.

CCCCLXXII. Die Börse in Paris.

Es ist ein alter Spruch, daß Geld die Welt regiere; aber keine Zeit hat ihn besser begriffen, als die unsrige. Selbst die diplomatische Kunst vermag oft nichts gegen die gewichtige Naturgewalt des Geldes, die sich in den kulturreichsten Völkern täglich mehr entkettet. Schon sieht man da und dort die Geldfürsten ihre Ansprüche zur Einwirkung auf die Beschlüsse der Regierenden durchsetzen, und ist es einmal zu einem einverstandenen Willen unter ihnen gekommen, wird erst eine europäische Millionär-Versammlung den Geist der Concentration in sie bringen, leitende Prinzipien an ihre Spitze stellen und ihnen ein Haupt, einen exekutiven Willen geben, dann wird kein Monarchencongreß ihnen entgegen seyn dürfen. Was dann die Mächtigen des Geldes Förderliches unter sich beschließen, das werden die Könige sanktioniren müssen, oder sie werden inne werden, daß es eine höhere Gewalt gibt, als die ihrige.

Der Friede hat die Macht des Geldes unermeßlich gehoben. Die Wunder, die er geschaffen, die große Industrie, die stupenden Werke des öffentlichen Nutzens, jene Kommunikationsmittel, welche Städte zusammenbauen, entfernte Länder einander nahe rücken und den Völkern Vermählungsfeste bereiten, sind zunächst das Werk des Geldes. Das Geld hat einen Bund mit der Zukunft geschlossen, und im Dienste der Kultur und Gesittung zur Umwandlung unserer socialen Zustände spielt es jetzt die erste Rolle. Sich selbst dessen unbewußt, ist es gleichsam aus dem Kreise des Materiellen in die Ideenwelt hinübergegangen, es ist emporgestiegen auf den Klüften der Unterwelt, um am Lichte des Tages zu wandeln. Es hat die Stufenjahre[585] seines Gnomenlebens durchlaufen; seiner metallnen Fesseln ledig, wird es frei und beweglicher, und in dem Maße, wie es dem bestehenden Materiellen sich entfremdet, wie es bei größerer Ausdehnung seiner Masse größern Raum bedarf, wirkt es auseinanderdrängend und zerstörend auf den Bau, den es ehedem durch seine Schwere zu befestigen trachtete, und lockert mehr und mehr die Banden des alten gesellschaftlichen Organismus.

Diesen Tendenzen entgegen zu arbeiten und ihre Entwickelung zu stören, wäre unter allen Thorheiten die unverzeihlichste, und wer sich dieser unterfinge, hätte niemals auf Sieg zu rechnen. Was die Fürsten vernünftigerweise thun können, ist, den Einfluß des Geldes seine Entwickelungsphasen ruhig durchmachen zu lassen und sie durch ein kluges und rechtzeitiges Entgegenkommen zu begünstigen. Es macht sich dann die Umgestaltung still und ohne Zwist, abstreifend nur, was unhaltbar geworden, erstorben ist oder unnütz der Zeit, die uns gehört. Wenn man aber in plumper Weise stört und irrt, die Leidenschaften herausfordert und die im ruhigen Aufbau thätigen Triebe zur Gewaltthat und zum Gelüste nach Umsturz treibt, dann mag die Folgen hinnehmen, wer sie verschuldet. Es wäre der ärgste Irrthum, wenn man glauben wollte, daß, wenn man im Feldlager der Monarchen der Welt zuriefe: Rückwärts! und das Schwert über Alle erhöbe, die da Widerstand sich unterwinden, – das Geld noch auf ihrer Seite stehen würde. Es ist nicht zu verkennen, daß der Gang der Dinge seit den letzten zehn Jahren die Geldleute allmählig eher zur andern Seite hinzieht. Die Politik der Börsen dient nicht mehr, wie ehedem, vorzugsweise dem Absolutismus. Die Geldmächte sind schon seit geraumer Zeit zu einer bessern Würdigung seines Wesens gekommen, und der Cours seiner Garantien ist nicht der alte. Nachdem in so vielen Ländern, wo der Wille eines Einzigen herrscht, Liebe und Vertrauen hingeschwunden sind und das Ganze des Staatslebens einzig und allein noch auf dem Instinkte des Gehorsams ruht,

[585] „Annus climactericus, bei den Alten, auch bei einigen Neuern, das siebente Jahr im menschlichen Leben, weil mit jedem siebenten Jahre eine völlige Veränderung in dem menschlichen Körper vorgehen soll, und auch in den Handlungen und Begebenheiten besonders ausgezeichneter Menschen; deshalb wird eine Zeit von sieben Jahren auch eine Stufe genannt." (Krünitz, 177. Bd., S. 188f.).

nachdem man so vielfällig Regierungshandlungen sieht, die zum Kampfe gegen sie herausfordern, und wie ein treuloses, verwegenes Spiel mit den Völkern schon so lange Zeit gedauert: so kann sich auch die oberflächlichste Betrachtung nicht mehr verhehlen, wie es Noth thue, einen andern und bessern Weg einzuschlagen. Selbst die Rothschilde[586], der Könige treueste Bundesgenossen, rüsten auf den Abfall; sie flüchten ihre Millionen in die Schatzkammern der Industrie und befreunden ihre Interessen im Stillen mit denen der Bewegung. Diese scheuen sie nicht; nur Revolutionen wollen sie nimmer. Revolutionen tragen für die Geldinteressen stets den Schrecken bei sich, und für die Werke des Friedens sind sie von so furchtbaren Folgen, daß auch nur Verzweifelte sie jetzt herbeiwünschen mögen. Allezeit haben die Geldleute die Revolutionsmacher am meisten gehaßt. Aber sie unterscheiden jetzt, was sie früher nicht thaten, zwei Klassen von Revolutionären, und sie fürchten gerade die am meisten, welche die Völker durch ihre Regierungshandlungen zum legalen Widerstande aufstacheln und den Gräueln der Selbsthülfe den Weg anbahnen. –

Unter diesen Betrachtungen bin ich zum Börsenplatz gekommen. Der Fiaker hält, ich steige ab, und mit Entzücken betrachte ich den herrlichen Tempel, den die Pariser dem Gotte der Unterwelt, des Geldes und des Reichthums hier erbaut. Wenn nicht mit goldenen Buchstaben über dem Eingang zur Börse stände: „*Bourse et Tribunal du commerce*“ so könnte man diese Börse eher für einen, von Dämonen aus Griechenland hergetragenen Jupiterstempel, oder für eine französische Walhalla[587] halten. – Nun, wenn für Frankreich die Zeit herbei gekommen ist, wo man den Menschenwerth vorzugsweise nach Millionen schätzt – und diese Zeit scheint nicht fern zu seyn! – so mag es eine Walhalla in der That werden, und die Franzosen werden dann die Rothschilde eher darin finden, als die Deutschen in der ihrigen – den Luther[588].

Die Börse[589] ist ein Bauwerk aus der Kaiserzeit. Sie hat zwei Fronten und ist rings mit einer prächtigen, corinthischen Säulenhalle umgeben, zu welcher Freitreppen hinanführen. Der große Börsensaal bildet ein Tonnengewölbe, das ein eisernes Dachgesparre trägt. Er faßt über 2100 Personen. Eine geräumige Vestibüle empfängt den Besucher, der durch hohe Flügelpforten, an welchen Schweizer Wache halten, in das Heiligthum des Geldgottes eintritt.

Im oberen Stocke sind die Säle und Zimmer des Handelstribunals. Eine Treppe von Marmor führt hinan, geziert mit einem Geländer von vergoldeter Bronze. In den Corridors deuten Malereien von Meisterhänden auf die Geschäfte des Gerichtshofs. Brogniard[590] und Labarre[591] waren die Baumeister der Börse.

Die Börsengeschäfte dauern täglich von zwei bis fünf Uhr Nachmittags. – Schon gegen ein Uhr fängt der Börsenplatz an sich zu beleben. Elegante Kabriolets halten vor dem Gitter der Freitreppe; man sieht Leute, Zeitungsblätter lesend, in den Säulengängen auf und ab wandeln; es bilden sich Gruppen, Polizeicommissäre mit untergeschlagenen Armen stehen umher und beobachten die Menge. Eilige Ge-

[586] Die Frankfurter Bankiers Amschel Mayer Freiherr von Rothschild (1773–1855), Salomon Mayer Freiherr von Rothschild (1774–1855), Nathan Mayer Freiherr von Rothschild (1777–1836), Carl Mayer Freiherr von Rothschild (eigentl. Kalman Mayer Rothschild; 1788–1855) und James de Rothschild (eigentl. Jakob Mayer Rothschild; 1792–1868); letzterer war der Begründer des frz. Familienzweiges.

[587] ᚹᚨᛚᚺᚨᛚᛚᚨ, walhalla; der am 18. Oktober 1842 von König Ludwig I. von Bayern (siehe hierzu S. 226, Anm. 777) eingeweihte Ehrentempel für die „Großen Deutschen“ bei Regensburg.

[588] Die Luther-Büste war von König Ludwig I. (siehe hierzu S. 226, Anm. 777) zwar bereits 1831 bei Ernst Rietschel (1804–1861) in Auftrag gegeben und fertiggestellt worden, fand aber – nach heftigen Protesten – erst fünf Jahre nach der Einweihung, nämlich im Herbst 1847, Eingang in die Walhalla (s. o.).

[589] Das Palais Brongniart, das die Pariser Börse vom 4. November 1826 bis zum 6. November 1998 beherbergte, war zwar bereits 1807 in Auftrag gegeben worden, konnte jedoch wegen des Todes des Architekten Alexandre-Théodore Brongniart (s. u.) erst im November 1825 fertiggestellt werden.

[590] Alexandre-Théodore Brongniart (1739–1813).

[591] Eloi Labarre (1764–1833).

stalten kommen, suchen mit scharfem Blick, wechseln bald da, bald dort einige Worte und verschwinden. Jede Minute macht die Szene belebter, zahlreicher. Die Gruppen schmelzen zu größeren Massen zusammen; die anfangs leise und geheimnißvoll geführte Unterhaltung wird laut, die Fama schüttelt ihr Füllhorn aus, eine lügnerische, trügerische Schwätzerin, welche dem jungen Börsentage mit geläufiger, gewissenloser Doppelzüngigkeit die Nativität zu stellen trachtet. Jetzt schlägt die Börsenuhr Zwei: das Parquet wird geöffnet und hinein strömen die Schaaren zu der privilegirten Spielbank Frankreichs. Was man Parquet nennt, ist ein mit Schranken umgebener, breiter Gang im Börsensaale, welcher auf einen gleichfalls umschrankten runden Platz stößt, in dessen Mitte eine erhöhete Estrade sich befindet: – gleichsam der Altar im Tempel. Die Mäkler der Börse füllen die umschrankten Räume, Wechsel, Staatseffekten und Aktien aller Art ausbietend oder suchend, bald zuschlagend, bald verweigernd. Auf der Estrade stehen die Ausrufer, athletische Gestalten, welche mit Stentorstimme die Kurse verkündigen, zu welchen die Geschäfte geschlossen werden; – es ist ein unaufhörliches Zahlen- und Namenrufen, welches das Ohr betäubt und den Sinn verwirrt. Den Schranken zunächst haben die Bankiers mit ihren Kommis Posto gefaßt, oder die großen Spekulanten, die Koryphäen der *hausse* und *baisse*, umkreist von geschäftigen Dienern, welche, ihres Winks gewärtig, bald da, bald dorthin schlüpfen, um Fonds und Aktien auszubieten, oder zu kaufen, je nachdem es die Operationen ihrer Prinzipale erheischen. Gallonnirte[592] Lakayen überbringen den großen Männern des Börsenspiels versiegelte Depeschen; sie werden mit gleichgültiger Miene entgegengenommen, gelesen und eingesteckt, oder weiter mitgetheilt. Wird aber ein kleines Zettelchen mit einer Chiffre dargereicht dann verfolgen es die Blicke der Menge mit Habichtsaugen, in hundert Gesichtern malt sich der Neid gegen den Glücklichen, der sich eine Taubenpost halten kann, um die Neuigkeiten früher als alle Andere zu empfangen, und lange ruhen die Blicke auf den Zügen des Empfängers des räthselhaften Zettelchens, um den Gang seiner nächsten Operationen darin zu lesen und daraus Nutzen zu ziehen. Während dieses Treibens geht die eigentliche Börsenzeit schnell vorüber; schon gegen drei Uhr wird die Stockbörse geschlossen. Aber das Spiel hört darum nicht auf. An der linken Seite der Säulenhalle sammeln sich zahlreiche Gruppen und die Geschäfte beginnen von Neuem. Erst gegen fünf Uhr verlassen die Habituels[593] des grünen Tisches in Masse den Kampfplatz, und gerade diese Zeit ist's, welche der Beobachtung den reichsten Stoff reicht. So lange noch die Karten liegen, so lange ist auch der unglücklichste Spieler nicht ohne Hoffnung; wenn aber die allgemeine Abspannung die Geschäftslust getödtet hat, wenn der letzte Verkäufer kein Gebot mehr findet, dann äußert sich das Resultat des Tags auf den meisten Gesichtern unverholen und sehr oft auf recht malerische Weise. Die Gewinnsucht, das gemeinschaftliche Motiv, wirft nun die beschwerliche Larve, als nutzlos, ab. Jeder überschlägt seine Tagesrechnung. Es lagert sich ein widerliches, unbefriedigtes Grinsen auf dem Antlitz des Gewinnenden; Angst, Furcht, Gewissensbisse, oder schlecht verhüllter Aerger und Neid staffiren die Gesichter der Andern. Vollendete Spielerkälte sieht man bei den Wenigsten. Die heitersten Züge haben noch die Mäkler. Sie, die Priester am Altare der niedrigsten Leidenschaft, sind die Immergewinnenden, sie sind die glücklichsten Leute der Börse.

Während der letzten Börsestunde kommen die Abendblätter, und ihre Neuigkeiten geben dann und wann den Geschäften frisches Leben. Gerüchte machen übrigens zu jeder Börsenstunde die Runde; oft ohne sie an den Kursen zu spüren. Dahingegen merkt man wichtige Neuigkeiten fast immer an den Preisen der Fonds, ehe sie das Ohr vernimmt. In Paris interessirt sich bei den Staatspapierkursen Jeder, der durch seine amtliche Stellung, oder auf Schleichwegen, zu den Staatsgeheimnissen gelangt. Der König und die Prinzen, die Minister, die Kammerdiener und Maitressen – sie Alle spielen an der Börse, oder lassen für ihre Rechnung durch Andere spielen. Viele über Nacht aufgeschossene glänzende Vermögen datiren von der halbstündigen Verheimlichung einer Depesche, oder der raschen Ausbeutung einer telegraphischen Nachricht.

Bei weitem der größte Theil der Pariser Börsengeschäfte in Fonds und Aktien besteht aus Lieferungsgeschäften, wobei es nicht auf wirklichen Besitz der Papiere, sondern blos auf die Preisdifferenz am Ablieferungstermine abgesehen ist. An einem Börsentage werden oft keine 10,000 Franken

[592] Frz. galonner, „mit Tressen besetzen, verbrämen“; also mit Tressen besetzte uniformähnliche Röcke.

[593] Frz. habituel, „zur Gewohnheit geworden“; hier im Sinne von „Stamm- oder Dauergast“ verwendet.

Renten wirklich cedirt[594], während die geschlossenen Lieferungsgeschäfte sich auf Millionen belaufen. Die eigentlichen Renteninhaber sind dem Börsenspiel in der Regel fremd, und die gewöhnlichen Fluktuationen in den Kursen werden von ihnen gar nicht beachtet. Wenn aber Ereignisse eintreten, welche die Politik des Landes bedrohlich berühren, dann bringt sie die Furcht schnell in Bewegung. Sie tragen ihre Renten zur Börse – „*Les fonds arrivent*" ist der Kunstausdruck, – es gibt Fallen und Sturm und die *Baissiers*[595] feiern einen leichten Sieg. Ueberhaupt ist die Pariser Börse für äußere Eindrücke sehr empfänglich, leicht erregbar und viel schwankender, als die Börsen von Amsterdam und London.

Die Damen der Hauptstadt sind dem Spiel auf der Börse nicht fremd. Früher sah man sie sogar an den Schranken des Parquets im dichten Gedränge der Männer; indessen ist diese Unschicklichkeit jetzt beseitigt. Die Damen sind an das hintere Gitter der Börse verwiesen, wo ihnen eine Schaar von Mäklern dient, um ihre Aufträge zu Kauf und Verkauf in den Börsensaal zu bringen und sie über die Wandlungen der Kurse zu unterrichten. Den weiblichen Spielerhaufen zu beobachten, ist pikant genug. Die meisten gehören den vornehmen Kreisen an. Man sieht jugendliche, schöne Gestalten, mit allen äußern Zeichen des Rangs und des Reichthums, den Affekten der niedrigsten Leidenschaft hingegeben, und nach unglücklichen Operationen endigte schon Manche in Verzweiflung.

Es ist allgemein bekannt, daß sowohl Glieder der königlichen Familie, als auch Minister, im Fondspiel oftmals ungeheure Summen gewonnen haben. Als endlich die öffentliche Meinung die Einstellung des argen Mißbrauchs einer ausschließlichen Benutzung der telegraphischen Depeschen von Seiten der Eingeweiheten durchsetzte, befahl das Gouvernement, jene Nachrichten sogleich nach Empfang derselben an der Börse anzuschlagen. Solches geschieht nun auch der Form nach; demungeachtet sind die wichtigsten immer schon abgenutzt, ehe sie dem Publikum bekannt werden.

Ich habe viele Börsen gesehen und kenne die Börsenwelt und ihr Treiben aus langer, eigner Erfahrung. Ich habe gefunden, daß in keinen Menschenkreisen weniger Zufriedenheit ist und die Ruhe seltner wohnt, als dort. Auch die glücklichsten Börsenspieler, Leute, die ohne Mühe schnell zu kolossalem Vermögen gelangt waren, fand ich nie befriedigt; denn das Gelüste ihrer Habsucht war stets größer, als ihr Gewinn. Das Geld macht die Menschen nicht glücklich. Wer diese Wahrheit in Frage stellen könnte, der möge nur einige Male eine Fondsbörse besuchen, und sein Zweifel wird verstummen.

[594] Frz. céder, etw. überlassen, hier im Sinne von „Aktien verkaufen, Anteile abgeben" gebraucht.

[595] Jemand, der auf Baisse, also das Fallen der Börsenkurse, spekuliert.



DIE BÖRSE IN PARIS



LA MORGUE
in Paris.

CCCCLXXVIII. La Morgue[596] (das Findelhaus des Todes) in Paris.

Im Menschenmeere sind Paris und London die Punkte, wo das Senkblei keinen Grund mehr findet. Aufdecken wollen das ganze Leben dieser Städte, es in allen seinen Beziehungen, es in allen seinen Höhen und Tiefen anschaulich machen, ist vergebliches Streben. Eher könnte man ein Gemälde Dessen entwerfen, was. auf dem Grund des Oceans sich regt und bewegt.

Aber wie man mit der Taucherglocke leichter Mühe Einzelnes aus der Tiefe zu Tage holen mag, so mag auch der Beobachter einzelne Szenen des Lebens jener Riesenstädte beleuchten und den Stoff zu tausend und aber tausend Genrebildern herausnehmen, ohne ihn je zu erschöpfen. Die neue Sippschaft der Mysterienschreiber kann noch tausend Bände füllen; sie wird doch nur Tropfen aus dem Eimer schütten. Jederzeit wird in Paris und London dem Psychologen das belehrendste Feld zur Entdekkung und Forschung bleiben, jederzeit wird die Beobachtung Neues daselbst finden, und niemals wird die Aufgabe, das geheimnißvolle Leben jener Städte vollständig darzustellen, mehr als eine unvollkommene Lösung finden.

Es leben in Paris 1 ¼ Million Menschen. Vielfach geschichtet ist diese Bevölkerung; sie steht, nach Bedarf und Fähigkeit zu genießen, wie nach Rang und Vermögen, auf einer Leiter mit tausend Sprossen. Unser Bild nöthigt uns nicht, weit hinan zu steigen; denn zur Morgue, zu des Todes Findelhaus, schicken vorzugsweise Elend und Verbrechen auf den tiefsten Staffeln ihre Contingente.

Komm mit mir, Leser! und schaue. Folge mir in die Säcke und Höfe der Cité, in die finstern Gäßchen von St. Denis und du Temple, in die schmalen, schmutzigen Häuserchen von sechs Stockwerken, zu denen zwei Reihen Dachkammern als ein siebentes und achtes sich gesellen. Jedes Stock wird von 3 bis 4 Familien oder Genossenschaften bewohnt. Es sind Arbeiter; Arbeiter der untersten Klasse; Arbeiter, deren Beschäftigung das Leben nur zur äußersten Nothdurft fristet; doch ist’s nur der Armuth Jammer; das menschliche Auge darf wagen, ihn anzublicken. Aber eine Stufe tiefer – in jenen Hinterkämmerchen, wohin nie ein Sonnenstrahl dringt und nie ein reiner Lufthauch hinkömmt, – begegnen wir dem Elende der Nahrungslosigkeit. Hier, in dem Zwielicht ewiger Dämmerung, verwischt sich das Bild in ungewissen Umrissen, und wir weichen mit gepreßtem Herzen von einer näheren Einsicht zurück. Noch tiefer kömmt das Laster, kommen die strafbaren Gewerbe und das Verbrechen in üppiger Entfaltung. Hier wird uns ein berechnetes Dunkel entgegen gehalten; wir wissen Vieles, wir vermuthen manches Andere über das innere Treiben dieser entsetzlichen Wohnungen; aber jeder Tag, jeder neue Prozeß vor den Assissen[597] bringt uns den Beweis, daß wir nur einen Zipfel des geheimnißvollen Schleiers gelichtet haben, und wir erfahren mit Trauer, daß nach der Entdeckung und Bestrafung eines bisher unbekannten Lasters stets ein anderes, neues entsteht und an die erledigte Stelle tritt. Die Mythe vom Sündendrachen, dem für jedes abgeschlagene Haupt ein neues wuchs, findet hier ihre entsetzliche Lösung.

Man schätzt den Theil der Pariser Bevölkerung, welcher aus Laster und Verbrechen seine Nahrungsquellen schöpft, auf nicht weniger als 80,000 Individuen. Der Zahl nach stehen oben an die öffentlichen Dirnen; ihrer sind allein über 10,000, von denen 4000 die Polizei registrirt hat. Fast jede hat ihren bevorzugten Vertrauten, ihren Souteneur[598], und die Mehrzahl dieser Letztern gehört zur Kategorie der Beutelschneider und Betrüger. Von diesen Individuen sind die meisten ohne Wohnung und Heimath; sie sind die gewöhnlichen Besucher jener Nachtherbergen, die in den elendesten und ärmsten Quartieren von Paris der Verworfenheit offen stehen. Wer in einer solchen Höhle des Lasters übernachtet, zahlt zwei Sous[599]; darnach beurtheile man die Schlafstelle und das Haus. Mit ihnen rivalisiren die untersten Klassen von *hotels garnies*[600], wo sich die Hefe der Heimathlosen aus Wochen, Monate, Jahre um un-

[596] Das hier besprochene berühmt-berüchtigte Pariser Leichenschauhaus war 1804 auf Anordnung des dortigen Polizeipräfekten Louis Nicolas, comte Dubois (1758–1847) auf der „Île de la Cité“ eingerichtet und 1836 aufgestockt worden.

[597] Frz. cour d’assises, Schwurgericht.

[598] Frz. für Zuhälter.

[599] Siehe hierzu S. 149, Anm. 494.

[600] Hier im ursprünglichen Sinn von möblierter (frz. garni, „[mit Mobiliar] ausgestattet“) Unterkunft verwendet.

glaublich geringe Preise einmiethet. Ihrer sind in Paris an 300, die über 10,000 Miethleute haben. Die Polizei überwacht diese Brüteplätze schauderhafter Laster und Unthaten mit Argusaugen[601], duldet sie aber, weil sie sonst die Fäden zu den Schlupfwinkeln des schlimmsten Theils der Bevölkerung zu verlieren fürchtet. In Privathäusern wohnen die Preller, Betrüger und Schwindler von Profession; ferner die Schmuggler; diese, 8000 an der Zahl, meistens an den Barrieren[602].

Es ist ein Merkmal, zu welcher Höhe in Paris die Kultur des Verbrechens gestiegen ist, daß die Dieberei sich förmlich zur Wissenschaft ausgebildet hat und ihre Jünger nach gesetzlichen Vorschriften Jahre lang das Noviziat und die Gesellenschaft durchgehen müssen, ehe sie zur anerkannten Meisterschaft gelangen. Die Pariser Diebe haben ihre Klassen und jede Klasse hat ihre Regeln und ihren Cursus zur Ausbildung. Das erste Glied der langen Reihe ist der Taschendieb (*voleur à tire*[603]), ein Künstler in Bezug auf das leichte Spiel seiner Hände, unschädlich für das Blut, aber sehr gefährlich für das Gut des Menschen, besonders für Uhren, Börsen, Taschentücher und Schmucksachen. Dann kommen die Bonjouriers[604], leicht, gewandt, gut gekleidet, sehr artige und zuvorkommende Leute, die unter zwanzig Vorwänden in einer Stunde in zwanzig verschiedenen Häusern die Treppe hinaufsteigen, das Zimmer eines Freundes suchen, stets ein *Bon jour!* in Bereitschaft haben, durch das Adreßbuch wenigstens die Namen von zwei Miethleuten der besuchten Häuser kennen und bei dem Pförtner nach einem dieser Miethleute fragen, wenn sie bei dem andern stehlen wollen. – Die Rouletiers[605] durchwandern die Orte, wo die Schiebkärrner vom Lande, die Wäscher mit ihren Wägelchen und Waschkörben anhalten, gutmüthige Leute, denen sie immer einige Worte zu sagen haben, während ein gewandter Zunftbruder jede Unachtsamkeit benutzt. – Der Diebstahl *à la détourne*[606] verlangt schon elegantere Manieren und bessere Kleidung. Man tritt in eine Boutique mit dem Anstand eines Mannes von Welt, die Verbündeten erscheinen einer nach dem andern, jeder besieht die Waare, jeder handelt, mancher kauft, und der über den glücklichen Tag vergnügte Kaufmann merkt das Verschwinden seiner kostbarsten Gegenstände nicht eher, als bis die Kunden weg sind und er seine Kästen wieder ordnen will. – Der Carreur[607] verlangt in jedem Laden Münzen aus der Republik oder der Kaiserzeit für seine Münzsammlung, er bietet hohes Agio, und während der Krämer gewinnsüchtig seine Kasse umstürzt und durchsucht, haschen des Sammlers gewandte Finger unbemerkt Gold- und Silbermünzen jeden Gepräges weg. – Der Floueur[608] unterscheidet mit seltenem Scharfblick den Niais aus der Provinz[609], den arglosen Mann vom Lande, dem er sich zutraulich nähert, den er in ein Kaffeehaus begleitet und endlich zu einer Spielpartie bringt, deren Kosten der Arme allein zahlen muß. – Noch gewandter ist der Amerikaner, der stets seine Fünfdollarstücke gegen vier Fünffrankenstücke auswechselt[610], aber in der That den Betrogenen nur schlechten Beischlag statt der guten Münze gibt. – Der Ramastique[611] endlich findet neben

[601] Die Göttin Hera (griech. Ἥρα, Hḗra) hatte Io (Ἰώ, Iṓ), eine Geliebte ihres Göttergatten Zeus (griech. Ζεύς, Zeús), in eine Kuh verwandelt und ließ sie vom Riesen Argos (griech. Ἄργος, Árgos; lat. Argus) bewachen, um zu verhindern, daß es zu einem Schäferstündchen zwischen den beiden kommt. Argus verfügte über hundert Augen, von denen zwar jeweils ein Teil schlief, der Rest jedoch wachte, wodurch er Io unausgesetzt im Auge behalten konnte, weshalb er auf Befehl des Zeus vom Götterboten Hermes (griech. Ἑρμῆς, Hermēs) zunächst eingeschläfert und anschließend getötet wurde; seine hundert Augen überführte Hera auf das Gefieder des Pfaus.

[602] Frz. la barrière, der Schlagbaum; hier im Sinne von Stadtrand.

[603] Frz. wörtl. übersetzt: Ziehdieb.

[604] Frz. wörtl. übersetzt: die Guten-Tag-Sager.

[605] Frz. wörtl. übersetzt: Roller.

[606] Frz. wörtl. übersetzt: mittels Ablenkung.

[607] Frz. wörtl. übersetzt: der kurzentschlossen Handelnde.

[608] Frz., Bauernfänger, Nepper.

[609] Frz., der Tölpel, Dummkopf, Einfaltspinsel; hier im Sinne von Landei.

[610] Was durchaus angemessen gewesen wäre (der Dollar entsprach damals einem Wert von ca. 5 Francs – und das bis in die 60er Jahre des 20. Jhd.s!), hätte es sich bei der 5-Dollar-Münze tatsächlich um eine Goldmünze gehandelt.

[611] Von frz. ramasser, aufheben, aufsammeln.

jedem Pinsel, der ihm Glauben schenkt, werthvollen Schmuck und tritt ihm um wenig Geld seinen Antheil an den Edelsteinen von Glas ab.

Wir haben in den obengenannten Klassen die leichten Truppen der Pariser Diebsarmee gemustert; betrachten wir nun die Mannschaft der Linie. Das Gros derselben bilden die Boucardiers[612]. Gewandt, klug und verwegen treten sie in einen Laden, handeln um Etwas, kaufen eine Kleinigkeit; aber während sie ausschließlich mit ihrem Gegenstand beschäftigt scheinen, erfaßt ihr forschender Blick in einem Moment die ganze Lokalität, die Schwäche und die Stärke des Orts, und in der nächsten Nacht kommen sie mit Zangen, Hebeln und Monseigneurs (Dietrichen), um ihn zu belagern und mit Sturm zu nehmen. – Hinter den Boucardiers steht die Garde des Verbrechens, jene verruchte Genossenschaft, welche, Hyänen gleich, in der Gesellschaft umher wandert, Alles an Alles setzt, und beim Einbruch und Raub jeden Augenblick bereit ist, beim ersten Schrei, beim ersten Zeichen von Widerstand ihre Hände in das Blut ihrer Opfer zu tauchen. Diese Banditen sind selbst von ihren Genossen gefürchtet, denn nur die verworfensten Naturen sind ja im Stande, mit kaltem Blut einen Mord an dem Wehrlosen zu begehen, den sie bestehlen wollen. Leider ist es gerade diese Klasse der Diebsbevölkerung von Paris, welche sich von Jahr zu Jahr rasch vermehrt. Die meisten dieser Verbrecher gingen aus der Schule hervor, welche mit ihrem Unglauben alles Heilige höhnt und die Gesetze der Moral und Sittlichkeit als Vorurteile oder Sklaverei des Geistes verspottet. Nicht blos die niedrigsten Stände steuern zu dem Noviziat; Handlungsdiener, Schreiber, Studenten sieht man in Menge darin, Menschen, die, nachdem sie sich im Schmutz der Bordelle gewälzt und an den Spieltischen die Gelder verschwendet haben, welche sie ihren Herren und Aeltern veruntreuten, nur noch den Muth übrig haben, den Fuß vorwärts zu setzen auf der betretenen Bahn des Verbrechens. – Die Veteranen endlich in dem Heere der Diebe sind die freigelassenen Sträflinge, jene abgehärteten Verbrecher, welche von den Bagnos, mit dem Meisterbrief der Verruchtheit versehen, ausgespieen werden, – Ungeheuer, die vor keinem Gräuel zurückweichen.

Nach den Registern der Polizei halten sich durchschnittlich 1800 ehemalige Galeerensträflinge[613] in Paris auf; viele andere stehen jedoch nicht in den Tabellen, die entsprungenen gar nicht, und gerade diese sind die allergefährlichsten. Unter diesen Menschen, die, geächtet und nirgends sicher, nur im Kriege mit dem Gesetz und der Menschheit ihr Daseyn fristen können, entstehen und organisiren sich jene Banden von Dieben und Mördern, die von Zeit zu Zeit die verschiedenen Quartiere der Hauptstadt beunruhigen, oder, von Paris aus, ihrem Hauptquartier, Eigenthum und Leben in den Provinzen bedrohen. Es sind diese Banden mehr oder minder zahlreich; im ersteren Falle theilen sie sich in Sektionen zu 12 oder 15 Mann, welche den Geschicktesten zu ihrem Anführer wählen. Den Oberbefehl übt immer ein entlaufener Galeerensträfling. Was die Sektionen erbeuten, das wird gemeinschaftlich nach einer gewissen, von allen Verbündeten anerkannten Rangordnung, vertheilt. Jene Autoritäten des Mordes und Raubes genießen unter ihren Genossen ein kaum glaubliches Ansehen, und sie sind immer von Klienten umgeben, welche sich bei ihnen um „Beschäftigung und Arbeit“ bewerben. Sie erhalten die Berichte von ausgesendeten Spionen, entwerfen darnach die Pläne zu den Raubthaten, vertheilen die Rollen und überwachen die Ausführung. Sie werden unterstützt von einer Hierarchie von Hehlern, Kundschaftern und Agenten aller Art, worunter sich nicht selten selbst solche befinden, die zugleich im Dienste der geheimen Polizei stehen, der sie sich durch Angebereien von Verbrechen in andern Sphären verpflichten.

Das Hauptquartier dieser Elenden ist, wie wir schon erwähnten, die Altstadt: – sie ist der Pfuhl für den faulen Sauerteig des Lasters seit zwanzig Jahrhunderten. In den feuchten, schmutzigen, engen und dunkeln Gäßchen, welche sich dort dem Auge des gewöhnlichen Fremden hinter schmalen Thorwegen verbergen, in jenen geschwärzten, faulen, dem Einsturz drohenden Häusern haben die Rogomisten[614], nämlich die Garköche für Lustdirnen und Diebe, ihre am Tage mit Lampenlicht erhellten Schenken, und in diesen Orten, – kenntlich durch eine Elster, die in einem Käfich über der Hausthüre hängt, und der dicken Firnißfarbe, mit der die Fenster der Schenkstuben überstrichen sind, – sammelt sich die Teufelsbrut zu Rath und zu viehischen Orgien. In der Nacht hört man aus diesen Höhlen nur

---

612 Frz. boucardier, „bandenmäßig betriebener Ladeneinbruch“.

613 Siehe hierzu S. 167, Anm. 583 u. 584.

614 Frz. eigentl. veraltet für Schnapshändler.

Gezänk, Nothgeschrei und Fluchen, oft das Stöhnen der Geschlagenen, oder das Röcheln der Gequälten unter dem Satansgelächter der Uebelthäter. – Der unerschrockenste Beobachter, der nach 11 Uhr Abends die kleinen, verrufenen Gäßchen zu betreten wagt, flieht vor solchem Lärm.

Und diese Höhlen sind’s, welche die Morgue zumeist mit todten Körpern versorgen, die daselbst, mit der Angabe ihres Fundorts versehen, auf langen Tafeln ausgestreckt, hingelegt werden. Es sind Leichen Unbekannter, welche man aus der Seine fischt und in den Gossen und Kloaken der Stadt aufliest; die Körper von Menschen, welche Laster, Elend, oder Verzweiflung, oder der Mörderdolch aus der Welt geschafft und auf die Straße geworfen haben. – Welche Szenen des Wiedererkennens mögen hier vorgehen! – Zu graß zur Beschreibung, werfe ich einen Schleier über sie – und sage: genug!

CCCCLXXXV. Der Triumphbogen de l'Étoile in Paris.

Im endlosen Raume des Universums weht der Geist der Liebe. Sie wärmt in den Strahlen der Sonne, sie spiegelt sich wieder auf des Mondes Antlitz, sie kleidet die Berge, füllt die Schatzkammern der Erde und schmückt ihre Spalten mit Krystall und Erz. Der rollende Donner verkündigt sie den lechzenden Fluren, das Murmeln der Quelle dem durstigen Wild. Im Sturm, der die Lüfte reinigt, braust sie durch die Wälder, die Jahrzeiten sind ihre Boten und die Nacht, die Ruhe spendende, ist ihre Zeugin. Sie wacht über den Zufall, schirmt gegen tausend Gefahren, lächelt in der Hoffnung und reicht noch im Tode ihre schönsten Gaben: – Wandlung, Unsterblichkeit. Die ganze Schöpfung ist von ihrem Hauche beseelt, und glücklich zu machen alle Wesen ihres endlosen Reichs ist ihr Streben ohne Ende. –

Gottes Liebe erkennen – das ist Alles, was die Menschen zum Erdenglück bedürfen. Hätten alle Menschen diese Erkenntniß, so würden sie alle milder, besser, glücklicher seyn. Sie würden alle einig werden in ihren Zwecken, und in dem einigen Streben nach gleichen Zielen würden sie sich als Kinder einer großen Familie betrachten lernen, deren symbolisches Haupt die Liebe selbst ist, welche im Universum waltet. Brudermörderischer Haß würde keine Stätte mehr finden unter den Völkern, er würde begraben seyn in der Brust der Gewaltigen. –

Warum ist's nicht so auf der Erde? Sechstausend Jahre hallt nun schon diese Frage wieder, und mit Hohngelächter schreibt die Geschichte ihre Antwort auf Schlachtfeldern und Brandstätten hin.

Auch dieser Bogen spottet der Liebe Gottes und höhnt die Gutmütigkeit der Menschenfreunde, welche den Riesengang der Welt den Strom der Ereignisse, nach dem Spruche des weisen Nazareners lenken Möchten, der die Friedfertigen am meisten glücklich preist. Die stumpfsinnige Menge, die sich von ihren Treibern und Herren an einander hetzen läßt zu Mord und Raub, lacht sie als Thoren aus und zollt den Denkmälern zur Ehre der Schlächtereien von Millionen mit eben der Stirn Bewunderung, mit der sie immer und überall bereit ist, entschlossenen Menschen, die auf ihr Verderben sinnen, das Recht, sie zu verderben, zuzuerkennen. Wehe Denen, die das ungestüm anders machen, und der Welt, welche man auf den Kopf gestellt hat, behülflich seyn wollen, daß sie auf einmal wieder auf die Beine komme. Schon die Gracchen[615] haben es erfahren, und noch in unsern Tagen sahen wir Völker, welche das Blut ihrer treuesten Freunde vergossen.

Triumphbögen hatten ursprünglich den nämlichen Zweck, den sie heute noch haben: sie galten der Verherrlichung der Gewalt, des Kriegsglücks, des Länderraubs. Rom, das große Volk, dessen Geschichtsbücher das Motto der Diebe: „Nimm so viel als du kannst!“ auf dem Titelblatt haben, erfand sie zur Verherrlichung seiner Feldherren, welchen vom Senate, nach erfochtenem Siege, bei ihrer Heimkehr die Ehre eines Triumphzugs zuerkannt wurde. Anfänglich blos dem vorübergehenden Zweck dienend, waren sie, wie die Ehrenpforten, nach welchen man bei besondern Anlässen den Fürsten die Liebe ihrer Unterthanen bemessen läßt, hohle, schlechte Breterbuden, staffirt mit Trophäen, Laub- und Kranzwerk. Oben, auf der Plattform, befanden sich Musikanten und Schreier, welche *ex officio* den Ausbruch der Volksbegeisterung im rechten, schicklichen Moment zu signalisiren hatten.

Als man später den Triumphbögen eine höhere Bedeutung geben, als man sie zu einem bleibenden Denkmal des Ruhms des Gefeierten und zu einem Geschichtsbuche machen wollte, das der Nachwelt die Erzählung großer Heldenthaten überliefern sollte, ward das Holz durch Stein, der Pappendeckel durch Marmor und Erz verdrängt, und die Künste verschwendeten ihre reichsten Hülfsmittel, sie würdig zu gestalten. Später, als die Zeit der großen Thaten und Eroberungen vorüber gegangen war und in Rom nur der Knechtsinn noch eine Glorie trug, machte sie die Schmeichelei zum Fußgestell der Kaiserbilder.

---

[615] Die Gracchische Reform war der vergebliche Versuch der Brüder Tiberius Sempronius Gracchus (162–133 v. Chr.; ermordet) und Gaius Sempronius Gracchus (153–121 v. Chr.; Selbstmord), im 2. Jhd. v. Chr. in Rom Land- und Sozialreformen durchzuführen.



DER TRIUMPFBOGEN DE L' ETOILE
in Paris.

Der größte Triumphbogen des Alterthums, den wir kennen, ist der des Constantin[616] zu Rom. Er hat 66 Fuß Höhe, 76 Fuß Breite und eine Dicke von 20 Fuß. Der des Septimius Severus[617] ist etwas kleiner. Hadrians[618] Bogen schmückt noch jetzt ein Thor von Athen. Der Bogen des Marius[619] in Orange ist das schönste Denkmal des Alterthums in Frankreich.

Der eitelste, prunksüchtigste unter allen Monarchen der neuern Zeit, Ludwig XIV., errichtete sich in Paris den Triumphbogen der Porte St. Denis zur Apotheose seines Raubzugs an den Rhein. Es ist ein Bauwerk im edelsten Styl, welches an Masse dem größten in Rom nicht nachsteht. Ein anderer, die Porte St. Martin, auf Geheiß desselben Fürsten errichtet, ist dagegen ein Muster des Ungeschmacks[620]. Unter den hyperbolischen Siegergestalten, die seine Wände bedecken, prangt der „große König" als Herkules mit der Allongeperücke im Vorgrunde. Außer den genannten hatte das alte Paris noch ein drittes Ehrenthor in der Vorstadt St. Antoine. Dasselbe wurde, bei Erweiterung des Bastillenplatzes, weggeräumt.

Vor dem Triumphbogen ***de l'Étoile*** tritt alles Gleichartige, sowohl der alten als der jüngern Zeiten, in den Schatten. Man bedenke, daß seine Masse nicht weniger als das Zehnfache des größten Triumphbogens des alten Roms beträgt. Er ist 153 Fuß hoch bei einer Breite von 158 Fuß und einer Dicke von 69 Fuß. Der Hauptbogen hat 90 Fuß Höhe und 54 Fuß Breite. Die Nebenbögen sind 58 Fuß hoch bei einer Breite von 26 Fuß.

In diesem Werke ist ein großer Gedanke Napoleons verkörpert. Der Kaiser selbst hat auch die Zeichnung zu diesem Ehrendenkmal der französischen Heere entworfen. Sein Bau begann im Jahre 1806. Dreißig Jahre kostete er und 10 Millionen. Die Werkleute an demselben sahen das Kaiserreich stürzen, die Restauration kommen und verschwinden; sie sahen die Vindikation[621] der Volkssouveränität in den Julitagen und ihr letztes Werklohn zahlte, 1836, der glückliche Erbe Aller, Ludwig Philipp. Glücklich? Millionen Zeugen strafen mich Lügen. Wer sind sie? Die Pflastersteine. Sie machten ihn zum Könige und – haben seinen Erstgebornen zerschmettert[622].

Als Bauwerk ist der Triumphbogen unbestritten das nobelste der ganzen neuern Zeit. Die Arbeit daran ist so gewaltig, als der Gedanke; sie scheint unzerstörbar. Alles an ihm ist Wahrheit, in dem Werke selbst, wie in seiner Bedeutung: ungeheuere Kriegsthaten, vollständige Siege, entschiedene Feldherrengröße, Welteroberung. Hier ist ein einziges Bildwerk ausgenommen – kein falscher Aufputz, kein eitles Spiel.

Die vier Mauerflächen zeigen in ihren untern Theilen Gruppen von Bildhauerarbeit im kolossalsten Maßstabe. Jede Gruppe mißt nämlich 36 Fuß Höhe, jede Figur ist 15 Fuß hoch.

Betrachten wir zuerst die Façade rechts des Thorwegs, auf der Seite, die nach den Tuillerien weist. Es ist der Prolog im ungeheuern Drama des Kriegs, welcher die alte Welt zusammen warf, um eine neue zu gestalten. Man sieht den Auszug der begeisterten Schaaren der jungen Republik von 1792 gegen die verbündeten Könige; die plastische Versinnlichung des berühmten Schlußverses des Marseiller Marsches[623]:

Aux armes, citoyens! Formez vos Bataillons:
Marchons! Marchons![624]

[616] Flavius Valerius Constantinus, genannt Konstantin der Große (zw. 270 u. 288–337), als Konstantin I. von 306 bis 337 römischer Kaiser.

[617] Lucius Septimius Severus Pertinax (146–211), seit 193 römischer Kaiser.

[618] Publius Aelius Hadrianus (76–138), seit 117 römische Kaiser.

[619] Der Stadtgründungsbogen von Orange steht in keinerlei Zusammenhang zu irgendeinem der zahlreichen röm. „Mariusse".

[620] Des Barocks bzw. der frz. Klassik, die beide im prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

[621] Hier wohl einfach im Sinne von Forderungen.

[622] Siehe hierzu S. 135, Anm. 458.

[623] Gedichtet und in Musik gesetzt von Claude Joseph Rouget de Lisle (1760–1836) in der Nacht auf den 26. April 1792.

[624] Frz.: „Zu den Waffen, Bürger! Bildet Bataillone: Laßt uns marschieren, marschieren!"

Im Vorgrunde schreitet der Kriegsgenius, den Waffenruf erhebend; ihm folgt ein bejahrter Krieger im Feldherrnkleide, der den Helm schwingt. Ein herrlicher Jüngling hält ihn mit seinen Armen umschlungen und zieht ihn ungestüm vorwärts. Rechts gürtet ein alternder Mann sich mit dem Schwerte und ein Greis, zu schwach, die Waffen zur Schlacht zu tragen, nimmt Abschied von den Forteilenden mit verklärtem, begeistertem Antlitz. Links ist ein Krieger, den Bogen spannend; hinter diesem ein anderer, der sein Panzerhemd anthut und die Trompete faßt; den Hintergrund füllen Krieger zu Roß; die Tricolore aber entfaltet sich über die ganze Gruppe.

Gegenüber, auf der nämlichen Façade, links vom Thorwege, prangt das Basrelief des Triumphs (1810). Es ist die vollständige Siegerglorie Frankreichs. Ihre Personifikation ist nothwendig der Kaiser selbst. Er wird von der Viktoria gekrönt; Fama verkündet seine Thaten und die Geschichte schreibt sie nieder. Die überwundenen Nationen unterwerfen sich. An einer Palme prangen Kriegstrophäen; im Hintergrunde stehen Gefangene vieler Völker.

Die andere Façade des Bogens ist gegen Neuilly gerichtet. Hier sieht man, rechts vom Thorwege, die Gruppe der Vertheidigung (1814). Alle Völker stürmen gegen Frankreich an: – ein junger Krieger kämpft heldenmüthig an der Seite seines verwundeten Vaters, der sterbend seine Kniee umfaßt hält. Seine Frau hebt jammernd ihr erschlagenes Kind empor. Hinter ihm stürzt ein verwundeter Reiter nieder. Ueber der Gruppe schwebt der Genius der Zukunft: er scheint die Vertheidiger ermuthigen zu wollen, die Angreifer zu besänftigen.

Die Gruppe des Friedens ziert die linke Seite jener Façade. Man erblickt einen Krieger, welcher zufrieden sein Schwert in die Scheide stößt. Links hält ihm eine Frau ein lächelndes Kind vor, das die Arme verlangend gegen ihn ausstreckt. Rechts ist ein Mann, der eine Pflugschaar ausbessert; im Hintergrunde ein Soldat als Ackersmann, mit muthigen Stieren, die er bändigt. Ueber der Gruppe ragt Minerva mit Schild und Lanze; – daneben der Oelbaum.

Der Raum zwischen diesen reichen, allegorischen Gruppen und dem Gesimse des großen Bogens ist auf beiden Façaden ebenfalls mit Basreliefs bedeckt. Das eine, nach den Tuillerien zu, stellt das Leichenbegängniß des Generals Marceau[625] dar (1796). Beide Armeen, die französische und die österreichische (diese unter dem Erzherzog Karl[626]), haben sich vereinigt, um jenem bei Freund und Feind gleich hochgeachteten Führer die letzte Ehre zu erweisen. Er wird bestattet unter dem Donner der beiderseitigen Artillerie. Das war ein Tag großer Gefühle und einer solchen Aufzeichnung werth.

Das andere Bildwerk zeigt uns den Kampf vor Abukir (1799). Der gefangene Oberbefehlshaber des türkisch-ägyptischen Heers, Mustapha, Pascha[627] von Rumelien[628], welcher von Murat[629] eigenhändig gefangen genommen war, wird vor Bonaparte gebracht. Es ist unter den Bildwerken in der Ausführung wohl das schwächste.

Von zwei Basreliefs auf der Façade nach Neuilly zu schildert das eine den berühmten Uebergang der Franzosen über die Brücke bei Arcole (1796). Bonaparte, der Held, ergreift in dem Augenblicke, wo seine Truppen, von den Kartätschen zerschmettert, zurückweichen wollen, eine Fahne und stürzt den feindlichen Feuerschlünden entgegen. – Im andern erblickt man den verwundeten Mar-

---

[625] François Séverin Desgraviers-Marceau (1769–1796; gefallen).

[626] Erzherzog Carl Ludwig Johann Joseph Laurentius von Österreich, Herzog von Teschen, (1771–1847). Er sollte später Napoleon in der Schlacht bei Aspern am 21./22. Mai 1809 die erste Niederlage auf dem Schlachtfeld zufügen.

[627] Siehe hierzu S. 58, Anm. 223.

[628] Said Mustafa Pascha (1779–1808); seit 1807 als Mustafa IV. (osman. مصطفى رابع, Muṣṭafā-yi rābiʻ, von osman. رابعه, rābiʿa, „der/die/das Vierte“) Sultan des Osmanischen Reiches. Als Rumelien (osman. روم ايلى, Rūm-ėyli, türk. Rumeli; in etwa „Land der Rhomäer“ o. „Rhomäerland“; die Bewohner Ostroms bzw. Byzanz’ bezeichneten sich selbst als Ῥωμαῖοι, Rhomaioi, „Rhomäer“) bezeichneten die Türken seit dem 15. Jhd. den europ., auf der Balkanhalbinsel gelegenen Teil des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 56, Anm. 207).

[629] Joachim Murat, grand-duc de Berg et de Clèves (ital. Gioacchino Murat; 1767–1815; hingerichtet), seit 1808 König von Neapel.

schall Kleber[630] mit seinen Schaaren auf den Wällen der erstürmten Alexandria (1798). Diese Komposition gehört zu den schönsten.

Auch die Seitenfaçaden sind mit Basreliefs geziert. Die nördliche rückt uns den blutigen, gewaltigen Sieg von Austerlitz (1805) vor's Auge. Die Schlacht ist gewonnen; Napoleon hält den Ungestüm seiner Garde zurück. Die feindlichen Armeen stürzen in wilder Flucht über einen gefrornen See; die Decke bricht – Infanterie und Kavallerie sinken unter und verschwinden. Gräßliches, schauerliches Ringen um Lebensrettung ist hier mit ergreifender Wahrheit dargestellt worden. –

Gegenüber dieser, das Schicksal eines Welttheils entscheidenden, Groß-Schlacht hat leider! die Hofschmeichelei das verhältnißmaßig so unbedeutende Treffen von Jemappes (1792) eingeschwärzt. Es ist ein *hors d'oeuvre*[631] ganz und gar; denn selbst der große Fürst des Friedens, Ludwig Philipp, erscheint hier, als Unterbefehlshaber, gar klein und am unrechtesten Ort von der Welt. Man denkt bei diesem albernen Pendant von Austerlitz unwillkürlich an die Parallele der neuafrikanischen Siegbülletins[632] mit denen der großen Armee, eines Herzogs von Isly[633] mit einem Fürsten von der Moskwa[634], und der Regenschirm-Trophäe[635] mit jenen, welche zu der Vendome-Säule das Erz lieferten[636].

In dem Fries unter dem Hauptgesims läuft ein Basrelief um das ganze Monument. – Es stellt den Triumphzug der französischen Heere dar, begleitet von dem Ruhm, gefolgt von den Segnungen des Friedens.

Die freien Räume der innern Bogengewölbe sind dazu benutzt worden, die Namen von 96 gewonnenen Feldschlachten und Belagerungen aufzunehmen, welche, mit 30 andern auf so viel Schilden, die Summe von 126 Siegen ergeben.

---

630 Jean-Baptiste Kléber (1753–1800; ermordet).

631 Hier im wörtlichen Sinn von „außerhalb des Werkes" verwendet.

632 Siegesmeldungen vom Dauerkriegsschauplatz Algerien, das Frankreich 1830 begonnen hatte zu besetzen bzw. von den Kämpfen gegen Marokko.

633 Thomas Robert Bugeaud, marquis de la Piconnerie, duc d'Isly (1784–1849); nachdem er 1834 mit äußerster Brutalität Pariser Unruhen niedergeschlagen hatte, wurde er nach Nordafrika beordert, wo er 1840 zum Gouverneur der algerischen Kolonie avancierte. Im Krieg gegen Marokko drang er erfolgreich in das feindliche Territorium ein und erkämpfte am 14. August 1844 den entscheidenden Sieg bei Isly (arab. ايسلي, Īslī), der ihm genannten Herzogstitel einbrachte.

634 Napoléon Joseph Ney, 2e prince de la Moskowa (1803–1857) hatte in der frz. Pairskammer die Kriegsführung von General Bugeaud (s. o.) in Algerien als unmenschlich gebrandmarkt.

635 In der Schlacht von Isly (siehe hierzu S. 182, Anm. 633) waren neben 11 Kanonen, 18 Fahnen und dem reich möblierten Zelt des marokk. Kronprinzen Mulai Mohammed ben Abd-ar-Rahman (arab. مولاي محمد بن عبد الرحمن, Mūlāy Muḥammad b. ʿAbd al-Raḥmān; 1830–1873; seit 1859 als Mohammed IV. – arab. محمد الرابع, Muḥammad ar-rābʿi – König von Marokko) auch dessen Regenschirm (andere Quellen bezeichnen ihn auch als „Commando-Sonnenschirm") erbeutet worden; dieser wurde sogar – natürlich zusammen mit den übrigen Beutestücken – beim Triumphzug von François Ferdinand d'Orléans, prince de Joinville (1818–1890), dem drittältesten Sohn von König Louis Philippe (siehe hierzu S. 135, Anm. 455), am 28. September 1844 in Paris präsentiert (u. a. nachzulesen in: Ansbacher Tagblatt für Stadt und Land, Nro. 104, Freitag, 4. Oktober 1844, S. 414).

636 Für den Guß der Vendôme-Säule verwendete man 133 in der Schlacht bei Austerlitz von der russ. und österr. Armee erbeutete Kanonen.

Sie sind[637]:

Fleurus.	Ulm.	Ligny.	Colberg.	Günzburg.	Landshut.	Roveredo.	Montebello.	Valis.
Montenotto.	Austerlitz.	Sogunt.	Tourcoing.	Elchingen.	Eckmühl.	Bassano.	Minvio.	Medelin.
Lodi.	Jena.	Lille.	Neresheim.	Dürenstein.	Regensburg.	St. Georges.	Caldiero.	Maria-Belchite.
Castiglione.	Friedland.	Hondschoote.	Bamberg.	Hall.	Raab.	Mantua.	Castel-Franco.	Almonacid.
Arcole.	Somosierra.	Wattignies.	Amberg.	Saalfeld.	Mohilew.	Tagliamento.	Ragusa.	Ocanna.
Rivoli.	Eßlingen.	Arlon.	Friedberg.	Valenzia.	Smolensk.	Sediman.	Gaeta.	Alba de Tormes.
Pyramiden.	Wagram.	Courtray.	Biberach.	Halle.	Valentina.	Mont Tabor.	St. Bastan.	Vigne
Abukir.	Moskwa.	Tournay.	Altenkirchen.	Prenzlau,	Polotzk.	Chebreisse.	La Boulon.	Lerida.
Alkmaar.	Lützen.	Altenhoven.	Schliengen,	Lübeck.	Krasnoe.	Castiglione.	Burgos.	Ciudad-Rodrigo.
Zürich.	Bautzen.	Maastricht.	Kehl.	Pultusk.	Wurschen.	St. Giuliana.	Espinosa.	Almeida.
Heliopolis.	Dresden.	Weissenburg.	Engen.	Eylau.	Loano.	Ditikon.	Tudela.	Tortosa.
Marengo.	Hanau.	Landau.	Mooskirch.	Ostrolenka.	Millesimo.	Muttathal.	Uelez.	Sebora.
Hohenlinden.	Montmirail.	Neuwied.	Höchstädt.	Danzig.	Tajo.	Genua.	Corunna.	Badajoz.
Jemappes.	Monteran.	Rastadt.	Wertingen.	Heilsberg.	Monhovi.	Le Bar.	Saragossa.	Tarragona.

Was knüpft sich an diese Nomenclatur, zu der drei Welttheile steuerten? Das Andenken an 5 Millionen Erschlagener, welche die Blüthe der Völker waren, die Erinnerung an die Brandstätten von mehr als tausend Städten und Dörfern und an Jammer und Elend ohne Maß und Ende. Würde die Summe der Thränen, welche jene Namen erpreßten, in eine Fluth vereinigt, sie würde diesen Steinkoloß zertrümmern, den der Fürst der Schlachten für die Ewigkeit gebaut hat.

Das Unglück der Erde während der Herrschaft eines Eroberers ist stets gewesen, daß Einer den Krieg beschließen konnte, welchen viele Millionen auszustehen hatten. – Für Jetzt ist im europäischen Herrscherkreise doch mindestens so viel gewonnen, daß mehre für Krieg stimmen müssen, ehe er möglich wird. Eine dauerhaftere Bürgschaft des Friedens wird aber durch die neuen Kulturelemente, Eisenbahnen und Dampfschiffe, erlangt werden, welche die Völker mit einander bekannt machen, Freundschaften zwischen ihnen stiften und die dummen Begriffe von erblichen Nationalfeindschaften in die Rumpelkammer verweisen.

[637] Insgesamt sind am Triumphbogen 158 Schlachten und Belagerungen zwischen 1792 und 1815 dokumentiert. Nordpfeiler: DIERSHEIM, YPRES, DUSSELDORF, LUXEMBOURG, GRAND-PORT, BRESLAW, MJAROSLAWIETZ, BERG-OP-ZOOM – LILLE, HONDSCHOOTTE, WATTIGNIES, ARLON, COURTRAI, TOURCOING, WEISSEMBOURG, MAESTRICHT, ALDENHOVEN, LANDAU, NEUWIED, RASTADT, ETLINGEN, NERESHEIM, BAMBERG, AMBERG, FRIEDBERG, BIBERACH, ALTENKIRCHEN, SCHLIENGEN, KEHL, ENGEN, MOESKIRCH, HOCHSTETT; – Ostpfeiler: JAFFA, GRATZ, PESCHIERA, C. de SPRIMONT, CAIRE, GEISBERG, CAPRÉE, CHAMPAUBERT – WERTINGEN, GUNTZBOURG, ELCHINGEN, DIERNSTEIN, HOLLABRUNN, SAALFELD, HALLE, PRENTZLOW, LUBECK, PULTUSK, EYLAU, OSTROLENKA, DANTZIG, HEILSBERG, LANDSHUT, ECKMULH, RATISBONNE, RAAB, MOHILEW, SMOLENSKO, VALONTINA, POLOTZK, KRASNOÏ, WURSCHEN; – Südpfeiler: ADIGE, NAPLES, MONTAGNE NOIRE, PLAISANCE, POZZOLO, MADRID, LA PIAVE, MEQUINENZA – LOANO, MILLESIMO, DEGO, MONDOVI, ROVEREDO, BASSANO, ST GEORGES, MANTOUE, TAGLIAMENTO, SEDIMAN, MONT THABOR, CHEBREISSE, BASSIGNANA, SAN GIULIANO, DIETIKON, MUTTA THAL, GENES, LE VAR, MONTEBELLO, LE MINCIO, CALDIERO, CASTELFRANCO, RAGUSE, GAETE; – Westpfeiler: ROSES, TOULOUSE, ASTORGA, M. del RIOSECO, GIRONE, OPORTO, OLIVENZA, FUENTE d'OUORO – LE BASTAN, LE BOULOU, BURGOS, ESPINOSA, TUDELA, UCLEZ, LA COROGNE, SARRAGOSSE, VALLS, MEDELLIN, MARIA-BELCHITE, ALMONACID, OCANA, ALBA DE TORMÈS, VIQUE, LERIDA, CIUDAD-RODRIGO, ALMEIDA, TORTOSE, GEBORA, BADAJOZ, TARRAGONE, SAGONTE, VALENCE; – Attika zur Avenue des Champs-Elysées: VALMY, JEMAPES, FLEURUS, MONTENOTTE, LODI, CASTIGLIONE, ARCOLE, RIVOLI, Les PYRAMIDES, ABOUKIR, ALKMAER; – Attika zur Avenue de Wagram: ZURICH, HELIOPOLIS, MARENGO, HOHENLINDEN; – Attika zur Avenue de la Grande Armée: ULM, AUSTERLITZ, IENA, FRIEDLAND, SOMOSIERRA, ESLING, WAGRAM, MOSKOWA, LUTZEN, WURSCHEN, DRESDE; – Attika zur Avenue Kléber: HANAU, MONTMIRAIL, MONTEREAU, LIGNY. Da angebl. nur siegreich ausgegangene Schlachten verzeichnet sind, dürfte ESLING (Aspern) dort eigentlich nicht verzeichnet sein.

Ja, es tagt eine bessere Zeit. Die Völker werden allmählich klüger und sie achten die schönen Fruchtkörbe des Friedens höher, als Lorbeerkränze mit Pechkränzen erkauft. Sie fangen an, zu erkennen, daß eine Staatserhöhung für sie gemeinlich auf eine Kreuzeserhöhung hinausläuft und daß mit der Größe der Adlersklauen auch die Gefräßigkeit des Raubthiers wächst. Sie sehen auf die kleinen Republiken und manchen Staat hin, der nur wenige Quadratmeilen zählt, und fragen sich, ob denn das Leichter- und Besser-Regiertwerden mit der Zahl der Millionen wächst, und ob ein Fürstenarm um so beglückender das Scepter führe, je länger er geworden? Und die Fürsten selbst – auch sie sind von den mildern und vernünftigern Begriffen der Zeit besiegt worden, auch sie sind, der Mehrzahl nach, zur Einsicht gekommen, daß in der Mordlotterie des Kriegs für eingesetztes Gut und Blut und Volksglück fast immer blos Nieten gezogen werden und daß selbst im glücklichsten Fall der Gewinn des Einsatzes nicht werth sey. Sie sehen ein, und was mehr sagen will, fangen an, es offen zu bekennen: daß eine weise, die Bedürfnisse der Zeit befriedigende und fördernde Gesetzgebung im Frieden die Völker höher entwikkelt, als eine Reihe von Schlachtenjahren, und jeder Fürst – als Gesetzgeber und als Regent – im Stande ist, sein Volk größer zu machen und seine Macht zu potenziren, ohne nöthig zu haben, ein anderes anzuketten. – Die Beweise liegen vor Augen. Der Orient lebt in ewigem Kriege und ist in ewiger Ohnmacht, Armuth und Barbarei, und dreißig Jahre Friede haben der Macht und Kraft Frankreichs eine größere Entwickelung gegeben, als vorhergegangene dreißig Jahre voller Eroberungen und Siege.

Noch einen Blick auf unsern Bogen des Kriegs! Als monumentales Kunstwerk verdient er die höchste Bewunderung. Seine hohe Schönheit verdankt nichts der Dekoration oder der Kostbarkeit des Stoffs; sie liegt im Ganzen, in dem Ebenmaß seiner Theile, in seinem großartigen Charakter. So wie der Triumphbogen dasteht, ist er nicht ein Denkmal, eine Vergötterung eines Einzelnen: sondern er ist ein imposantes Gesammtbild des ganzen Kriegsruhms, der sich über Republik und Kaiserthum entfaltet hatte. Kein einziges Individuum, auch nicht die hervorragende Gestalt des Kaisers, erdrückt die übrigen. Die Zeit der Republik hat ihre republikanischen Insignien, die des Kaiserreichs ihre Adler; die Titel selbst, welche die Generale auf den Schlachtfeldern des Auslandes erwarben, haben hier ihre blutigerworbene Stelle. In Allem ist der Ausdruck der Achtung vor historischer Wahrheit.

Den herrlichsten Eindruck macht der Triumphbogen vom Eintrachtsplatze her, besonders dann, wenn ihn die Morgensonne beleuchtet. Die mächtig-langen Alleen dienen ihm als dunkler Grund, von dem er sich abhebt in unbeschreiblicher Majestät.

Der Aufsatz fehlt ihm noch. Napoleon hatte, im Geiste des Eroberers, die Kolossalstatue Frankreichs, auf einem Globus sitzend, dazu bestimmt; aber die spätern Begebenheiten haben diese Krönung des Denkmals als unschicklich verworfen. Was wird sie ersetzen? Man frage das Schicksal!


CCCCLXXXXIII
C. Reiss del.
B. Metzeroth sc.
DER TUILLERIEN - PALLAST
im Paris.
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

CCCCLXXXXIII. Der Tuilerien-Palast[638] in Paris.

Betrachtet man dies Königshaus, so möchte man ausrufen: Frankreich ist ein Bicètre und Bedlam[639]; Gauner, Diebe, Heuchler sind seine Heiligen und Helden. Was haben der „großen Nation“ ihr Voltaire[640], ihr Rousseau[641], die Encyklopädisten, – was ihr *contrat social*[642], was die Ströme Bluts, in 30 Kriegsjahren vergossen, was die Julitage[643] geholfen? Kamen nicht die alte Thorheit, die alte Sünde, der alte Jammer wieder nach jeder Wandlung? „Frankreich ist eher neu zu machen, als auszubessern,“[644] sagte schon Mirabeau[645], und wenn man die Annalen der Tuilerien liest, wird man versucht, ihm aufs Wort zu glauben.

Vor drei Jahrhunderten standen auf der Stelle des Palastes, der sich so stolz erhebt, niedrige, schlechte Hütten. Ziegelbrenner trieben in denselben ihr Gewerbe, bis ein Brand sie verzehrte, worauf die damalige Regentin, Maria von Medici, den Plan faßte, die Gäßchen und Wohnungen in der Nähe anzukaufen, niederzureißen und auf dem also gewonnenen Platz sich eine neue Residenz zu erbauen. Der große Pavillon, welcher jetzt die Mitte der Tuilerien-Façade ausfüllt, war ihr Schloß. Ludwig XIII.[646] und dessen Nachfolger bauten an, vergrößerten und erweiterten, und so ist nach und nach das kolossale Gebäude entstanden, in welchem Ludwig Philipp gegenwärtig Hof hält. – Seinem Umfange nach der größte Palast in Europa, steht er doch in künstlerischer Beziehung unter den meisten Königswohnungen; denn trotz der Größe, trotz dem Luxus an Säulen, Pilastern, 78 Statuen und Ornamenten, trotz dem, daß man die ganze Architektur des Alterthums gleichsam geplündert hat, um diesen Bau auszustaffiren, läßt er den Beschauer kalt: denn ihm fehlt die Seele, – der große, künstlerische Ge» danke. Es ist Alles Flickwerk. Die einzelnen Lappen sind wohl schön, aber das Ganze kann nimmer gefallen.

Bis zur Revolutionszeit war das Schloß der Tuilerien nur die Residenz der Könige. Nie vorher hatte es ein bürgerlicher Fuß betreten, er müßte denn gekommen seyn, dienend, dankend, bettelnd hinzuknien, oder Huldigungen darzubringen. Die Etikette herrschte. Ihr erster Sklave war der König; aber die Nation war die Magd des Königthums. In den Tuilerien war unter Ludwig XIV. der Welt die hohe Schule aufgethan, wo die Unterwürfigkeit praktisch gelehrt wurde, und hier überkamen den Eingeweiheten die geheimen Traditionen unbedingter Gewalt. War der Lehrling in dieser modernen Eleusis[647] durch alle Grade zur Meisterschaft vorgedrungen, dann kehrte er in die Heimath zurück zur Ausbreitung des Absolutismus, oder er trat, machtbegabt, in’s Volk, dieselbe Unterwürfigkeit nach abwärts gebietend, welche er nach oben zollte. Die stolzen Barone, ihrer Selbstständigkeit entkleidet, die Prälaten, abhängig gemacht von der Krone, lernten zu Gefolge gehen, und aus Beiden bildete der Hof seine Glorie. Dieser wurde der Mittelpunkt der seinen Sitte, der guten Gesellschaft, des leichten Tons, der Gewandtheit in allen Verhältnissen des geselligen Umgangs. Poesie und Kunst wurden nur dann courfähig, wenn sie schmeichelten, und ihr höchster Beruf war damals die Apotheose des Königthums. Die Weltgeschichte war Hofgeschichte geworden: eine feile Dirne, welche die schändlichsten Thatsachen mit

---

638 Tuilerienpalast (frz. Palais des Tuileries); der 1564 in Angriff genommene Bau wurde 1871 von der Pariser Kommune weitgehend zerstört, die verbleibende Ruine wurde schließlich 1883 beseitigt.

639 Das Bicêtre, ein ehemaliges Schloß in der Nähe von Paris; es diente von 1633 bis 1836 als Kranken- und Irrenhaus (engl. bedlam) sowie als Gefängnis.

640 Der Philosoph Voltaire (eigentl. François-Marie Arouet; 1694–1778).

641 Der Philosoph Jean-Jacques Rousseau (1712–1778).

642 Das 1762 erstmals erschienene politisch-theoretische Hauptwerk des Genfer Philosophen Jean-Jacques Rousseau (s. o.).

643 Siehe hierzu S. 135, Anm. 456.

644 So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

645 Der frz. Revolutionspolitiker Honoré Gabriel Victor de Riqueti, marquis de Mirabeau (1749–1791).

646 Ludwig XIII. (frz. Louis XIII; 1601–1643), seit 1610 König von Frankreich.

647 Eleusis (griech. Ἐλευσίς, Eleusís) ist ein Ort etwa 30 km nordwestlich von Athen. Seine Bedeutung erlangte er durch die Mysterien von Eleusis, einen wichtigen Kult im antiken Griechenland.

edlen Motiven staffirte und die Lüge in goldnen Schalen kredenzte. Die Akademien antichambrirten[648] und richteten die Wissenschaften ab nach dem Winke des Gebieters. Die Geistlichkeit machte den Glauben geschmeidig und fabrizirte zweierlei Moral: die eine als Ring durch die Volksnase, die andere für die Vornehmen, diesen zur süßen, leichten Bürde. Aus den Tuilerien kam durch jenen Ludwig der Fluch der stehenden Heere über die Welt, der Zwangsjacke für die Völker; in den Tuilerien wurden die Fesseln, Bänder und Schlösser erfunden, um die rüstigen, treibenden Kräfte der Nationen regungslos zu machen; dort wurden alle die Institutionen erdacht, welche die unbedingte Regierungs-Gewalt consolidiren sollten und von ihr fern halten die Möglichkeit eines Widerspruchs; dort wurde, als Ausfluß absoluter Herrschermacht, der Beamtenstaat gegliedert, eine Stufenfolge disciplinirter, uniformirter, allmählich ansteigender Fürsten- (nicht Staats-) diener, Sklaven nach oben, Despoten nach unten; dort wurde der Beamtengeist erfunden und eingesaugt, dort erhielt die Bureaukratie ihre eigenen Begriffe von Ehre und Schande, ihre Auszeichnungen vor dem übrigen Volke durch äußere Dekorationen, durch Bänder und Kreuze, dort bekam sie ihre eigene Taktik, ihr besonderes Exerzier-Reglement, ihr eigenes Geheimniß, ihre eigene Gesinnung, ihre eigenen Interessen. In den Tuilerien wurde zuerst die künstliche Maschine zusammengesetzt, durch welche man bis auf den heutigen Tag über die Völker herrscht; der Apparat ersonnen, durch dessen Thätigkeit man alle subjektiven Freiheitskräfte aufreibt und Alles unterdrückt, was sich der Centralisation der Gewalt entgegenstemmen mag; – und da entstand das Werkzeug, womit man alle provinziellen Eigenthümlichkeiten, alle örtlichen Rechte, alle Selbstständigkeit des Gemeindelebens, alle Macht des Herkommens und der Gewohnheit, alle Abneigung eingewurzelter Sitten, Freiheiten und Gebräuche, allen Stolz selbstständiger, unabhängiger Gesinnung nivellirt und aufhebt: Alles zum Vortheil des Einen – der Macht des Herrschers. In jenem Hause ist das Prinzip geboren worden, welches die Subordination, den willenlosen Gehorsam, an die Spitze der Pflichten der Staatsangehörigen stellt, das die Individuen zu Massen conglomerirt, in denen sie nur nach Zahl und Ziffer gelten und in welchen die Persönlichkeiten untergehen. In den Tuilerien hat man zuerst die Entdeckung gemacht, daß die Masse des Volkes, als Nährstände, eigentlich nur da sey für die Herrschaft und deren Angehörige; daß sie auf der Weil sey, um zu arbeiten, und die Arbeitsmenschen für nichts anders zu betrachten wären, denn als die Vormägen, in welchen sich Kraut und Gras in den Milchsaft zur Nahrung der Vornehmern verwandele. Dort wurden die Druck- und Saugpumpen zuerst ersonnen und construirt, mit denen man den Saft aus den Leibern der Völker zog, die Mauthen, die Verbrauchssteuern, durch welche man vom Bauer, den doppelten Zehnten nimmt, vom Handel seine Provision erpreßt und mit allen Gewerben und Industrien den Gewinn theilt, ohne Antheil an der Gefahr, den Kosten und den Verlusten zu haben. Den Tuilerien endlich gehört der Ruhm, Geburtsstätte der geheimen Polizei zu seyn, jener horchenden, spähenden, lauernden, im Finstern schleichenden, unsichtbaren Macht, die umgeht unter den Völkern, um ihre Besten zu verrathen und zu fahen[649]. –

Nichts weiter? Wenn Das doch Alles wäre! Aber auch die letzten, höchsten Güter sollten den Völkern nicht bleiben vor dem Geiste, der in diesem Königshause waltete. Von hier ging unter den Nachfolgern des 14ten Ludwigs jener Pesthauch der Liederlichkeit, des Unglaubens, der frechen Verhöhnung alles Edlen und Erhabenen aus, welcher die meisten Höfe Europa's vergiftete und durch diese die Völker bis auf die untern Schichten mit sittlicher Fäulniß durchdrungen und verderbt hat. Die Tuilerien führten die Zeiten der Cäsaren zurück, und mit ihnen alle die viehischen Gräuel, welche jene Zeiten befleckten. Bei König Ludwig XV.[650] und dem ruchlosen Regenten gingen die Fürsten und Großwürdenträger der Staaten, in dem Pfuhl der neuen Lutetia[651] die Angehörigen der Völker, in die Schule und wurden Träger der Unwürdigkeit und des Verderbens, das alle Organe des europäischen Lebens anfraß und mit eiterndem Krebsstoff infizirte. In den Tuilerien hat man gesehen, wie schlechte Maitressen Kriege anzettelten, welche den Völkern das Herzblut kosteten und ihre Städte verwüsteten; in den

---

[648] Von frz. l'antichambre, das Vor- bzw. das Wartezimmer hochgestellter Personen; wegen der damals üblichen langen, erniedrigenden Wartezeiten ist das dazugehörigen Verb „antichambrieren" pejorativ konnotiert im Sinne von sich unterwürfig, diensteifrig um jemandes Gunst bemühen

[649] Veraltet für fangen.

[650] Siehe hierzu S. 154, Anm. 503.

[651] Der lat. Name von Paris.

Tuilerien wurde die Politik erdacht, die den Länderraub zum Recht gestempelt, den Volksbetrug zum Verdienst erhoben und die Staatsbeutelschneiderei im größten Style gestattet hat, mit deren Hülfe es nicht blos möglich war, der Gegenwart Hab und Gut zu verpfänden und aufzuzehren, sondern auch noch das der ungebornen Generationen: – ich meine Papiergeld (Assignaten) und Staatsanleihen. Kurz, aus den Tuilerien ist die Fluth des raffinirten Despotismus über den ganzen Welttheil hereingebrochen, brandend bis an die Felsen von Gibraltar und an die Gestade Sibiriens; dort war das goldene Kalb aufgerichtet, wohin die Fürsten voll inbrünstiger Andacht blickten, – dort stand der Hochaltar, dort qualmte der Weihrauch, dort lehrte der Erzpriester, der König Frankreichs, und auf ihn hörten alle Fürsten. Kein Wunder! denn allen hat die Lehre ein annehmlich Ding geschienen, und jeder verpflanzte von der Herrlichkeit so viel in seine Staaten, als die Verhältnisse irgend gestatten wollten.

Seht, – das ist der Ruhm des Tuilerien-Palastes, – seht, das ist der Ruhm der Könige, die ihn bewohnt haben, von dem Nachfolger Heinrich IV.[652] an bis auf Ludwig XVI., der, obschon. selbst schuldlos, die Schuld der Väter auf dem Schaffot gebüßt hat.



Aber es herrscht ein Gott in der Geschichte und sein Schwert ist das der Vergeltung. Das Reich der Gewalt, in welchem das Raubthier Staat sich selbst Alles, dem Volke Nichts gestattet, sich selbst Alles nimmt, der Nation Alles versagt, zerbrach, als Lafayette[653] die junge Freiheit aus Amerika herüberholte. Vor ihrem Lichte wurde die Größe der Verderbniß offenkundig und, enttäuscht, sprengte das französische Volk seine Ketten; es nahm Rache an den Repräsentanten seines Verderbens. Der König selbst[654] en-

[652] Heinrich IV. von Navarra (okzitan. Enric Quate Lo Gran; frz. Henri IV; 1553–1610; ermordet), seit 1572 als Heinrich III. König von Navarra und seit 1589 König von Frankreich.

[653] Siehe hierzu S. 144, Anm. 484.

[654] Ludwig XVI. (siehe hierzu S. 144, Anm. 483).

dete unter dem Beile, und alle die Tausende, die, mit Stern und Band, Rang und Würde beladen, das Königthum geziert hatten, fielen der Guillotine anheim, oder flohen in's Exil. Die Tuilerien verödeten und die Prunkgemächer des Palastes wurden ihres Glanzes entkleidet. Das Bürgerthum machte sich wohnlich in der Wohnung der Könige, und während das Schwert an des Reiches Marken seine Opfer fraß und der Bürgerkrieg nach innen in Frankreichs Eingeweiden wühlte; – während der Terrorismus wüthete mit Noyaden[655] und Mitrailladen[656], Proscriptionen[657] und Konfiskationen, Requisitionen und Plünderung aller Art, gaben die Jakobiner Bälle und Konzerte im Thronsaale, und wo vor dem Kronenträger an goldenen Spieltischen gesessen, da hielten Caffetiers Wirthschaft und der pariser Gamin[658] spielte seine Parthie Billard für 2 Sous[659].

Auch das ging vorüber. Die wilden, entzügelten Kräfte tobten aus, Erschöpfung trat an die Stelle der Exaltation, Das bürgerliche Regiment war kraftlos geworden; nur der in tausend Schlachten gebildete neue Adel des Schwerts war noch gewaltig und ihm fiel die Herrschaft zu. Nachdem Mehre ohne Entschlossenheit nach dem Zepter gegriffen hatten, bestieg Bonaparte erst als Consul den curilischen Stuhl[660], bald als Kaiser den Thron.

Er stellte ihn in den Tuilerien auf, und was vor Alters glänzend in dem Palaste gewesen, das verjüngte sich wieder mit zehnfachem Glanze. In den Tuilerien ordnete er das Planetarium seiner Herrschaft; hier war es, wo um seine Sonnen-Mitte alle Planeten kreisten, und um diese wiederum die Trabanten; wo er das glänzende Staffelwerk eines neuen Adels vom Herzog bis zum einfachen Ritter herab aufstellte, ein Werk, das er in einem Tage schuf. Der Codex der Hof-Etikette, welche das Genie Ludwigs XIV. erfunden hatte, wurde mit den Druckerzeichen des Adlers noch einmal neu aufgelegt und in den Tuilerien zur strengsten Ausübung gebracht. Hier brütete nun der Korse seine Pläne der Welteroberung; da baute er Karls des Großen Reich zum zweiten Male auf; von da aus schleuderte er die Blitze, welche die Könige und Dynastien von den Thronen stürzten und Reiche zusammen warfen. Aus den Tuilerien entsendete er die Ordonnanzen, womit unabhängige Völker zu Heloten herabgewürdigt wurden und ihre Regierungen zur Dienstbarkeit; dort gingen – in der Zeit unserer eigenen, tiefsten Schmach – deutsche Fürsten, deutsche Könige zu Hofe; dort war es, wo um deutsche Stämme, um deutsche Länder gefeilscht und gehandelt wurde wie um Güter und Heerden – und dorthin trugen der Fürsten viele ihr letztes Kapital von Ehre, um Reichthum an Schande und Erniedrigung dafür zu tauschen. Sitzend auf dem Throne der Tuilerien stampfte des Zauberers Fuß die Armeen aus der Erde, welche ausziehen mußten zu den Säulen des Herkules und bis an der Wolga eisige Fluthen, um die Völker zu jochen, und da ruhete sein Adlerblick zum letzten Mal auf seinen Trophäen, als das Weltrad, welches sein Titanenarm noch einmal gewendet hatte, zum zweiten Mal umgeschlagen war, und er nichts mehr erlangen sollte auf Erden, nach dem Rathschlusse des Allmächtigen, als ein Felsengrab im Ozean. – Denn – es lebt ein Gott in der Geschichte und sein Schwert ist – Vergeltung.

Die Bonapartes zogen zum zweiten Mal aus, und die Bourbons zum zweiten Mal ein; die Adler entflogen und die Lilien sproßten und blühten an den Mauern und Plafonds der Tuilerien von Neuem. – Wiederherstellung (Restauration) wurde jetzt die Parole des Palastes. Verrücktes Beginnen! Was war da zu restauriren, wo Alles in Trümmern lag, wo jede Mauer aus dem Sockel gewichen, wo jede Grundveste unterwühlt und die Fundamente selbst von oberst zu unterst gekehrt waren? Zwar konnte man in den Sälen der Tuilerien das Alte wieder erwecken und durch eine Milliarde, dem Volke entlistet, die in der Revolution verarmten Adelsgeschlechter wieder mit Schimmer umgeben und zu Hof locken; aber der Geist des Alten war ohne Wurzel im Volke; es sah in ihm nur einen Alp, der es drückte, und

---

655 Von frz. noyade, „das Ertrinken, Ertränken, Ersäufen"; hier im Sinne des massenhaften Ertränkens von Gegnern der Französischen Revolution, wie z. B. 1793/94 in Nantes, wo man dieses Verfahren zynisch als „senkrechte Deportation" bezeichnete.

656 Die Gruppenhinrichtung von Revolutionsgegnern mittels Kartätschenfeuer.

657 Von lat. proscriptio, die Bekanntmachung, die Achterklärung; hier eindeutig im letzteren Sinne gebraucht.

658 Frz., Bengel, Schlingel, Lümmel.

659 Siehe hierzu S. 149, Anm. 494.

660 Der Begriff kurulischer Stuhl (lat. sella curulis, Wagenstuhl) bezeichnete im antiken Rom den Amtsstuhl der höheren Magistraten als Herrschaftszeichen.

den es wieder wegwünschte, keinen guten Genius. Das Königthum mit seinen Restaurationsbestrebungen trat daher in Zwiespalt mit seinem Beruf – es theilte, wo es zusammenhalten sollte, es machte zwei Frankreiche aus einem, ein neues und ein altes, zwei Völker, die sich haßten, zwei Zungen, die sich verleumdeten, zwiefaches Regiment, zwiefache Gesinnung, zwiefache Sitte, doppeltes Leben in Wissenschaft und Kunst. Und solcher. Streit hat fortgewährt, bis Karl X. jene Ordonnanzen[661] unterschrieb, welche den Franzosen ihr theuerstes Recht zu rauben trachteten. Da regte sich plötzlich der alte Geist in seinem Grabe, die Pflastersteine wurden lebendig, und das Volk that, wie seine Väter gethan: Söldner-Treue blutete noch einmal in den Höfen der Tuilerien; aber die menschlicher gewordene Nation schickte die Schuldigen nicht aufs Schaffot wie vordem, sondern in's Exil. Abermals welkten die Lilien, abermals sah das souveraine Volk hohnlächelnd auf einen leeren Thron. – Doch nicht lange, so setzte sich die „beste Republik" schlau hinein – und sie sitzt noch darin: – erst als Bürgerkönigthum, bis sie den lästigen Dualismus von sich warf und das Königthum allein zurückließ. Dies hat jetzt Alles wieder an seinen Platz gestellt: die Leibwächter-Schaaren an die Pforten und in die Korridors, die Hofmarschälle und Ceremonienmeister in die Salons mit Schaaren der Hofleute, und Kniebeugungen und Huldigungen werden nach den alten Formeln geübt. Die langen Reihen der glanzvollen Equipagen drängen sich vor der Pforte des Palastes wie ehedem, und die Boten der Völker und Fürsten der Erde bringen dem Nestor der Monarchen mit eben der Feierlichkeit Huldigung und Freundschaftsversicherung, als dem legitimsten der Könige, die vor ihm hier Hof gehalten. Wer wird nach Ludwig Philipp dieses Haus bewohnen? Das Kind, sein Enkel, das nur mit einer Krone spielen, nicht sie tragen kann? oder einer aus dem Triumvirat der Prätendenten? oder wer sonst? Das Schicksal rüttelt die Würfel; aber nur Gott weiß, für wen sie fallen.



Karl X. von Frankreich
(siehe hierzu S. 145, Anm. 491).

Soll ich Euch nun in den Palast führen? – Offenherzig, meine Freunde, wir haben der Herrlichkeiten solcher Art schon mehr als zu viele gesehen, und Eintönigkeit ist ja die Seele des Königthums auch in seiner Livrey und Zierrath! Lieber hinaus in's Freie, in das bunte, wogende Leben unter seinen Fenstern, das Ihr schauen sollt bei der Fackel eines andern, eines höheren Geistes.

Der Garten der Tuilerien.

„Engländern, (erzählt der edle Börne[662]), die das Reisen lieben, und also auch gern das Bild der Geliebten zu Hause vor Augen haben, ist ein Garten ein Miniatur-Europa, in dessen Zügen sie einen kleinen Schaffhäuser Wasserfall, ein kleines Chamounithal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken.["][663] Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht wie er ist, im besten französischen Geschmack, sondern im englischen, so wäre das sehr schlimm. Das Herz eines ächten Parisers würde krank werden durch Erkältung oder Erhitzung, wenn er aus dem Kunstkabinet des Palais-Royal schon nach wenigen tausend Schritten in das Naturgeschichtliche eines englischen Gartens träte, – wenn sein

[661] Frz. Ordonnances de Saint-Cloud (Sain-Cloud-Ordonnanzen); mit den am 25. Juli 1830 erlassenen sechs Ordonnanzen versuchte Karl X. (siehe hierzu S. 145, Anm. 491), eine absolutistische Herrschaft über Frankreich zu errichten; sie waren der Anlaß für die darauf folgende Julirevolution.

[662] Der sozialkritische Journalist Ludwig Börne (eigentl. Juda Löb Baruch; 1786–1837), der sich 1830 in Paris niedergelassen hatte.

[663] Börne, Gesammelte Schriften, wie S. 157, Anm. 519 (1830), 3. Bd., S. 51.

Ohr, ohne Zwischenseiten, plötzlich vom Schlangengezisch des Rouletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unschuldigen Liedern der Nachtigallen überspränge; wenn sein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürsten, neben einander gesteiften und gedrechselten Bäume stehen, plötzlich in das schattige Gewimmel eines frischen Wäldchens träte. So aber bleibt er gesund: denn er tritt aus dem Palais-Royal nur in einen Jardin-Royal[664]. – Frühlingsluft weht uns an, aber der Frühling verkündigt sich in diesem Garten nicht durch Blüthenstaub, sondern durch irdischen. Seine Bäume behalten die Augen länger geschlossen; denn als Städter stehen sie später auf wie Landbäume. – Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reisewagen; das Kammermädchen in seidenem Spencer inwendig, die Herrschaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlassen die Briten Paris, um nach der Schweiz, nach Italien, an den Rhein zu reisen. Ihnen ist die Reisekasse eine Spar- und Amortisationskasse. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in diesem Lande, der nicht Geld genug hat, im November sein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, schifft nach Frankreich, wärmt sich dort an der Sonne und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in seiner Heimath kaltes Bier. Geht es dem Schelm gar zu arg, dann muß er freilich nach Neapel, dort für einen halben Paol[665] sein Abendmahl halten und dabei die Sonne aufgehen sehen im blauen Meere! … Wir verfolgen den englischen Reisewagen mit den Augen die ganze Tivolistraße hinauf bis an den Garde-Meuble[666], wo er umbiegt. Auf diesem Palast spielt der Telegraph[667]. Spielen? Ach ja, er spielt wie eine Schlange in der Sonne. Die langarmige Tyrannei, wie sie ihre Fangklauen ausstreckt über Berg und Thal, vom Thron bis zu den Grenzen des Reichs! Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzulesen von 1789 bis jetzt und ein Beispiel aufzusuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugesendet, daß je Thränen durch diesen Sturmwind getrocknet, daß je dem Verurtheilten rasche Begnadigung zugesprochen. Und finde ich nur ein einziges Beispiel dieser Art, dann will ich mich mit den Telegraphen befreunden. –

An jedem Gitterthor des Tuilerien-Gartens stehen zwei Schildwachen. Sie sind sehr geplagt. Gewiß hatten sie in den Schlachten von Marengo und Austerlitz ihre Flinten nicht so viel handirt, als sie es hier thun. Sie müssen nämlich vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präsentiren. Das endet nicht. Es ist erquickend zu sehen, wie viele Verdienste in die Tuilerien eintreten und wie sich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. In jeder Viertelstunde zählt man 1000 Vorübergehende, und unter jedem hundert neun zehn bis zweiundzwanzig Bebänderte; also jeder fünfte Mann ist ein Wohlthäter des Vaterlandes, und dazu rechne man noch die Vielen, welche bescheiden ihren Ruhm unter dem Rocke tragen. Die Dekoration ist immer die nämliche: das Kreuz der Ehrenlegion. Wie monoton und armselig erscheint dieser französische Bänderschmuck gegen den Deutschlands, wo einige sechzig verschiedene Orden dazu bestimmt sind, die Röcke der großen Männer des Vaterlandes zu zieren. –

Unter den Bäumen stehen eine unzählige Menge Strohstühle neben einander gereiht. Es sind Lehnstühle, Tausende sitzen darauf; auch wir nehmen Platz: aber kaum haben wir uns niedergelassen, so kömmt eine Frau, um 2 Sous als Lehnspflicht einzufordern. Das Recht, Stühle zu vermiethen, ist verpachtet und es erträgt dem Könige im Jahre 40,000 Franks. Eine bürgerlich-einfach-gekleidete Frau geht vorüber und fordert Kupfergeld ein; sie trägt Etwas verdeckt und achtsam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt sie für einen Säugling, den sie mütterlich gegen Wind und Sonne schützt? Nein! sie bedeckt mit ihrer Schürze nur eine Art Gebackenes, das so leicht ist, wie gebackene Luft. Es heißt: *Plaisir des*

---

[664] Frz., Königlicher Garten.

[665] Die päpstl.-ital. Silbermünze Pàolo (1 Pàolo = 10 Baiocchi o. ⅒ Scudo). 1 Ducato d'oro di camera entsprach 16 Pàoli. Dieser Dukaten hatte wiederum den Wert von 2 Reichstalern, 5 Silbergroschen und 9 Pfennigen (1 ℛst. = 30 Sgr. à 12 ₰). Demnach entsprach ½ Pàolo 10 Sgr. und 10 Pfg., also gut ⅓ Taler, der im späteren Kaiserreich ziemlich genau dem Gegenwert von 3 Mark entsprach (⅓ Taler war also 1 Mark wert; zum Vergleich: der durchschnittliche Monatsverdienst eines Arbeiters betrug damals ca. 80 Mark).

[666] Einrichtung für das zeitweise Einlagern von Möbeln, z. B. vor Umzügen o. Ä.

[667] Ein optisches Telegraphensystem mit schwenkbaren Signalarmen (frz. sémaphore; von griech. σῆμα, sēma „Zeichen" und φέρειν, phérein „tragen"; Winkel- bzw. Flügeltelegraph); 1791von Claude Chappe (1763–1805; Selbstmord) eingeführt, fand das System bald europaweite Verbreitung.

Dames. Das muß schnell und verhüllt herumgetragen werden, daß es nicht kalt werde. „*Des Plaisirs, mes Dames! Des Plaisirs!*" ruft sie im Fluge, und wie im Traume schwebt sie vorüber.

Wir Männer gehen leer aus – wie mag einer *Plaisir des Dames* fordern? Doch dort steht eine Reihe Buden, Männer in dichten Schaaren umgeben sie: – dort verkauft man wohl *Plaisirs des Messieurs*, denken wir, und lüstern treten wir heran. Wir täuschen uns nicht, – blos der Magen ist der Betrogene. Zeitungsbuden sind es alle Journale und Zeitungen von Paris liegen da, frischbacken, naß von der Presse weg. Jeder nimmt ein beliebiges Blatt und geht lesend spazieren, so lange es ihm gefällt. Bringt er das Blatt zurück, so bezahlt er einen Sou. Wir gehen und kommen, drei, vier Mal, fünf Mal: – hm! immer noch steht derselbe wohlgekleidete Mann da, der schon vor 2 Stunden, im Lesen vertieft, dort gestanden. Es ist ein Lauerer, ein Mann der Polizei, der sich an die Quelle der Ueberraschung lagert und daraus jeden Tag die Meinung der Zeitungsleser schöpft; denn wenige Franzosen können mit dem Munde schweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner.

Der Garten wird auf beiden Seiten, seiner Länge nach, von zwei gemauerten Terrassen begrenzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Aussicht auf den Strom, auf die Brücke und den Palast der Volksdeputirten. Die andere Terrasse führt der Straße Tivoli entlang und heißt die Terrasse *des feuillans*[668], weil bis zur Revolutionszeit das Kloster *des feuillans* da gestanden. In diesem hatte die Nationalversammlung ihre Sitzungen. Am Fuße jener Terrasse, da, wo sie, sich senkend, in Gestalt eines Hufeisens ausgeht, innerhalb des Kreisschnittes, liegt ein Platz, mit Stühlen und Bänken versehen. Man heißt ihn *la petite Provence*, weil die Mittagssonne, deren Strahlen sich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreitet, welche selbst an hellen Wintertagen noch an jene südliche Provinz Frankreichs erinnert. Da ist der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen, und wer des Pariser Kunstlebens voll und satt ist, kommt hierher, sich an der reinen Kinderwelt zu erfrischen. Aber auch diese Erquickung ist matt. Zu verderben war zwar die Kindernatur nicht; aber in Paris steckt sie in einem verzierten Etui, und wer sie haben will, muß sie herausziehen. Ich habe hier sechsjährige Mädchen bei ihren kindischen Spielen schon in der Koketterie debütiren und nach dem Beifall der Umherstehenden haschen sehen, als spielten sie bei Franconi[669].

Wir haben uns lange aufgehalten; – jetzt sinkt hinter den elysäischen Feldern die Sonne unter: auch hier herrlich! denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majestät vorüber, unbekümmert, was sie mit ihren Blicken begegnet, Paradiese, Schlachtfelder, oder den Spielplatz der Pariser Kinder; sie lächelt nicht minder, sie zürnet nicht mehr. – Es wird getrommelt und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie ladet scharf, mit Geräusch und Gepränge, damit ein Jedes erfahre, daß am Thronhimmel der Mond nicht der alleinige Wächter sey. Dann sondern sich etwa zwanzig Mann ab und stellen sich zehn Schritte aus einander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf schreiten sie mit kleinen und langsamen Schritten vor, das Volk vor sich hertreibend. Zurück darf Niemand und so wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geschlossen und Todesstille herrscht um den Palast. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtsamen, oder Unwissenden, der in der Nähe der Tuilerien der fernzurufenden Schildwache nicht sogleich antwortet. Dieses Versäumen hat schon Menschenleben gekostet; meist ganz unschuldiges Leben. Unselige Herrschaft, die, von einer halben Million Bajonette gestützt und in der Hauptstadt selbst von Mauern und Forts geschützt, doch vor jeder Wolke, jedem Lüftchen zittert, ein geängstetes Leben führt. Wie besser die andere, welche, gleich der Eiche, in dem Herzen des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel selbst befruchtet, keine Axt zu fürchten hat und gewachsen ist allen Stürmen.

---

[668] Frz. feuillants, lat. fulienses, eigentl. ein 1574 gegründeter Reformzweig der Zisterzienser. Der politische Klub der Feuillants während der Französischen Revolution hatte sich am 16. Juli 1791 von den Jakobinern abgespalten, da seine Mitglieder der konstitutionellen Monarchie für Frankreich den Vorzug gaben.

[669] Adolphe Franconi (1801–1855), Gründer des Cirque des Champs-Élysées.



DIE NAPOLEONS - SÄULE
auf dem Vendôme-Platz in Paris.

CCCCLXXXXVII. Die Napoleonssäule auf dem Vendomeplatze in Paris.

Betrachtet man den verbannten Kaiser mit seinem Riesenherzen auf dem Fels von St. Helena, nachsinnend über das Schicksal der Welt, die ihn ausgestoßen; oder sieht man ihn in den Tagen seines Glücks, wie er mit seinen Legionen und Adlern die Welt durchzieht, über Völkernacken hinschreitet, Throne niederreißt, die Jahrtausenden widerstanden, und Throne da aufrichtet, wo keine gewesen; oder sieht man ihn als Triumphator heimkehren an der Spitze seiner Heere; oder umgeben von seinen Vasallen, den Königen und Fürsten, Kronen verleihend und Länder austheilend, als wäre es Spielzeug: – so muß man bekennen, etwas Dämonisches und Tragisches hat ein solcher Anblick. Er ruft das Alterthum zurück, die Szenen der ewigen Roma, die Triumphzüge der Cäsaren mit ihrem Gefolge überwundener Könige, die Großthaten Alexanders; er erinnert an den Marius[670] auf Karthago's[671] Trümmern, an den Hannibal[672], der, wo er ein Asyl suchte, Verrath und Tod fand. Doch nicht seine *persönlichen* Schicksale allein tragen den großen Stempel des Alterthums: auch die *Werke des öffentlichen Nutzens* und die *Monumente*, welche er der Bewunderung der Nachwelt hinterließ, haben ihn. Geht nach Paris und seht dort seine Marktplätze, seine Wein- und Getreidehallen, seine Schlachthäuser, seine Wasserleitungen, seine Spitäler, seine Hafenbauten, seine Straßen; betrachtet auch seinen Triumphbogen, den wir kürzlich beschrieben haben, und seine *Ehrensäule*, hingestellt, Allen verständlich, unter freiem Himmel auf offenem Markte, jedem Auge und jedem Urtheil zugänglich, hingestellt vor die großen Augen des Volks: und ihr werdet gestehen müssen: auch da ist der Geist des alten Roms, auch da weht der Hauch der großen Vergangenheit. Herrlicheres als der Bogen der *Etoile* hat selbst Rom und Griechenland nicht aufzuweisen, und die *Säule des Vendomeplatzes* stellt sich, sowohl der Composition als der Ausführung nach, dem Größten zur Seite, was frühere Zeiten bewunderten.

Diese Siegessäule zur Verherrlichung der französischen Heere wurde nach dem berühmten Feldzuge von 1805 aus 1200[673] eroberten russischen und österreichischen Kanonen gegossen. Ihr Vorbild war die Säule des Antonin[674] in Rom. Im Jahre 1806 wurde ihr Grund gelegt; 1810 ist sie vollendet worden. Ihre Höhe beträgt 118 Fuß, das Piedestal nicht mitgerechnet; ihre Fundamentmauern reichen 30 Fuß in die Tiefe; ihr Durchmesser ist 12 Fuß. Sie steht auf den Grundpfählen, welche nichtswürdige Schmeichelei hundert Jahre früher eingerammt hatte, um eine kolossale Reiterstatue *Ludwigs XIV.* darauf zu stellen. 1,800,000 Pfund Erz gingen zum Guß des Schafts auf. Der Fuß, von 25 Fuß Höhe, zeigt auf seinen vier Seiten Basreliefs von Kriegstrophäen. Ueber dem Säulenstuhl, auf einer Attika[675], sind Eichen- und Lorbeerkränze angebracht, die an den 4 Ecken durch Adler getragen werden. Spiralförmig windet sich die erzene Siegs-Legende Napoleons und seiner Heere an den Schaft hinauf – von dem Abzuge aus dem Lager bei Bologna[676] an bis zum Friedensschluß, welcher dem großen Tage von Austerlitz[677] folgte. Im Innern des Denkmals führt eine Wendeltreppe von 176 Staffeln zur Gallerie, die

[670] Der röm. Feldherr Gaius Marius (158/157–86 v. Chr.).

[671] Phöniz. 𐤒𐤓𐤕𐤇𐤃𐤔𐤕, qart-ḥadašt, „neue Stadt“ (griech. Καρχηδών, Karchēdṓn; arab. قرطاج, Qarṭāǧ) im heutigen Tunesien anstelle der ‚alten‘ punischen Metropole Tyros (phöniz. 𐤑𐤓, Ṣūr, „der Felsen“; hebr. צוֹר, Tzór; griech. Τύρος, Týros; arab. صور, Ṣūr; osman. صور, Ṣūr) im heutigen Libanon. Karthago war 146 v. Chr. von den Römern unter Scipio Aemilianus (eigentl. Publius Cornelius Scipio Aemilianus Africanus minor Numantinus; 185–129 v. Chr.) zerstört worden.

[672] Hannibal Barkas (phöniz. 𐤇𐤍𐤁𐤏𐤋 𐤁𐤓𐤒, ḥnbʿl, „Baal ist gnädig“, brq, „der Blitz“; ca. 247–183 v. Chr.; Selbstmord).

[673] Recte: 133 (siehe hierzu S. 182, Anm. 636).

[674] Antoninus Pius (86–161), seit 138 römischer Kaiser.

[675] Attika (von griech. ἀττικός, attikós, „attisch“); eine wandartige Erhöhung der Außenwand über den Dachrand hinaus, um den Dachansatz bzw. das gesamte Dach zu verdecken.

[676] 1796.

[677] 1805.

auf dem Kapital angebracht ist. Ueber jener erhebt sich in Kreisform die Laterne. Sie endigt in einer Kuppel, auf welcher man die Inschrift liest:

Denkmal, errichtet zum Ruhme der großen Armee.
Begonnen am 25. August 1805, beendigt am 25. August 1810.[678]

Auf dem Gipfel stand ehemals eine Statue Napoleons von Chaudet[679]: – der Cäsar in der Tracht der Cäsaren, die Toga um die Schulter, den Lorbeerkranz auf dem Haupte, tragend in seiner Rechten eine Bildsäule des Siegs, zu seinen Füßen der Adler. „Jahrtausende werden an dem Bilde des Imperators vorüberziehen, und die Enkel des weltherrschenden Frankreichs werden hinaufweisen und die Geschichten erzählen von ihrem Herkules und ihrem Solon."[680] So hieß es in der Inaugurationsrede. Und ehe ein Lustrum[681] vergangen – lag sie, verspottet, im Staube. Wie das zugegangen? – Laßt mich es erzählen.

Mehr der Verrath und die Feigheit, als der Sieg, hatten im März 1814 den Verbündeten Paris in die Hände gegeben. Napoleon selbst war in Fontainebleau und sammelte die Reste seiner Heere. Wenige Getreue waren mit ihm. Die meisten, die er groß gemacht, Minister, Marschälle, Senatoren, verstärkten in diesen goldenen Tagen der Niederträchtigkeit das Feldlager seiner Feinde.

Am 31. März machten einige dieser Menschen, die den prunkvollen Einzug der Verbündeten mit ihrem Hurrah! begrüßten und in welchen die Flügelhörner der Preußen eine bilderstürmende Begeisterung gegen die Napoleon'sche Heldenzeit erweckt hatten, den Anschlag, die Statue des Heros von der Vendomesäule herabzustürzen. Ihre Handlanger stiegen hinan, schlangen Taue um den Kopf des Kaisers, und vierundzwanzig Pferde wurden angespannt und angetrieben, sie herabzureißen. Aber sie wich nicht. Hierauf spannten sich – es ist unglaublich! – die Pariser selbst an: Tausende zerrten; aber die Bildsäule spottete der Wucht der Tausende – sie wankte nicht von ihrer Stelle. Nun ließ man Schlosser hinaufsteigen, die es versuchten, das Standbild an den Knöcheln abzusägen. Bei der Härte des Metalls und weil die Füße nicht hohl, sondern vollgegossen waren, war auch dies vergeblich. Zuletzt sprach man von nichts Geringerem, als das Monument mit Pulver zu sprengen. Schon wurden Pulverfässer herbeigeschleppt: da widersetzte sich dem tollen Beginnen ein russischer General, welcher auf den Ruhm Frankreichs eifersüchtiger war, als die Pariser selbst, und den es entrüstete, eines der schönsten Denkmäler unserer Zeit gänzlicher Vernichtung Preis gegeben zu sehen. Russische Kosaken nahmen die Säule unter ihren Schutz, und die Anstifter mußten nun einen andern Weg einschlagen, um ihr Vorhaben auszuführen.

Sie wendeten sich an die Heerführer der Verbündeten im Namen der Pariser Bevölkerung und baten um sofortige Entfernung des Bildes, dessen Original, wie sie sich ausdrückten, der Fluch und Abscheu von ganz Frankreich geworden war. In Folge dessen erhielt der Kunstgießer Lunay[682], derselbe, aus dessen Werkstätte die Statue hervorgegangen war und der sie aufgestellt hatte, von dem russischen Platz-Commandanten „bei militärischer Exekution" den Befehl, die Statue herabzunehmen und diese Arbeit „bis zum 6. April um Mitternacht" zu vollenden. Am Rande dieses martialischen Befehls stand geschrieben: „Augenblicklich zu vollziehen." Pasquier[683].\

---

678 „NEAPOLIO IMP AVG \ MONVMENTVM BELLI GERMANICI \ ANNO MDCCCV \ TRIMESTRI SPATIO DVCTV SVO PROFLIGATI \ EX AERE CAPTO \ GLORIAE EXERCITVS MAXIMI DICAVIT / Der erhabene Kaiser Napoleon widmete dieses Denkmal [dem Gedenken] des Krieges in Deutschland im Jahre 1805, unter seiner Führung vollendet in drei Monaten, gemacht aus dem vom Feind erbeuteten Erz, dem Ruhm seiner Großen Armee."

679 Antoine-Denis Chaudet (1763–1810).

680 So zuerst in „Meyer's Universum" zu finden; später auch in dem vom Leipziger Pädagogen Louis Thomas (1815–1878) herausgegebenen „Buch der Wunder I." im Rahmen der Ausgabe „Das Illustrirte goldene Kinderbuch. – Neue Jugend- und Hausbibliothek […]. – Sechster Band" (Leipzig: O. Spamer 1854), S. 184.

681 Lat., Zeitraum von fünf Jahren.

682 Jean-Baptiste Launay (1769–1827).

683 Der napoleonische Polizeipräfekt von Paris Étienne-Denis, duc Pasquier (1767–1862); später unter den Bourbonen Innen- bzw. Justizminister.

Lunay entledigte sich des empfangenen Auftrags. Die Bildsäule wurde ohne Beschädigung herabgenommen und der Künstler behielt dieselbe als Unterpfand für rückständige Forderungen, die er an den Staatsschatz hatte, in seinem Gewahrsam.



Napoléons Abschied von der Alten Garde am 20. April 1814 in Fontainebleau (siehe hierzu S. 268, Anm. 914).

Der 20. März 1815 kam herbei: – die Bourbons flohen, der Kaiser saß wieder auf dem Thron. Am 21. März bat Lunay den General Bertrand[684], die Säule wieder auf ihren Platz stellen zu dürfen; als Antwort bekam er Befehl, sie an Denon[685] auszuliefern, was geschah. Wahrscheinlich hatte man ihre Wiederaufstellung zum Gegenstand eines späteren, feierlichen Akts machen wollen, den die Schlacht bei Waterloo vereitelte.

Die Bourbons kamen zurück. Bald machte sich die Restauration wieder mit der Napoleonssäule geschäftig. Lunay hatte sie von Denon zurück erhalten, um die Beschädigungen auszubessern, welche sie durch den vandalischen ersten Versuch, sie von der Säule herabzureißen und abzusägen, bekommen hatte. Seitdem hatte er sie sorgfältig aufbewahrt. Da kam auf einmal ein königlicher Befehl an ihn, das herrliche Kunstwerk zu zerschlagen und das Metall zum Guß des Pferdes für eine Reiterstatue Heinrich's IV.[686] zu verwenden, die den Pontneuf zieren sollte. Lunay erbot sich, den doppelten Preis des Metallwerthes zu geben, wenn man ihm die Statue lassen würde; er schützte die Liebe für sein Werk vor, und zuletzt erbot er sich, den ganzen Preis dafür zu zahlen, den die Herstellung gekostet habe. Alles

---

684 Henri-Gratien, comte Bertrand (1773–1844), einer der engsten Vertrauten Napoléons.

685 Dominique-Vivant, baron Denon (1747–1825), der Napoléons europaweiten Kunstraub organisiert hatte.

686 Siehe hierzu S. 188, Anm. 652; das am 25. August 1818 eingeweihte Standbild ersetzte das von 1614, das am 12. August 1792 von Revolutionären zerstört worden war.

umsonst. Er mußte den Befehl vollziehen. „Schon zerschlagen“ (so berichtete Lunay über diesen merkwürdigen Vorgang in den Journalen) „bot ich, um wenigstens die Reste der Vernichtung zu entziehen, 20,000 Pfund Bronze für sie, die nur 6000 Pfund wogen. Auch das wurde ausgeschlagen.“[687] Lunay goß nun aus der Bronze seines Napoleons das Pferd des IV. Heinrich's, aber zugleich eine Statuette des Kaisers, die er in die Höhlung des rechten Arms jener Bildsäule steckte, und im Bauche des Pferdes verbarg er ein Kästchen, in welchem er eine Geschichtserzählung der vernichteten Statue, und Lieder, Inschriften, Reden etc., welche aus diese schmählichen Vorgänge Bezug hatten, bewahrt hat: sprechende Denkmäler von dem Geiste der Zeit, in der sie entstanden, und der Niedertracht Derer, die in ihr eine Rolle gespielt haben. –

Nach der Entfernung des Kaiserstandbilds pflanzte die ruhmlose Restauration ihre weiße Fahne auf die Säule des Ruhms. Während der 100 Tage wehte die dreifarbige; dann abermals die weiße. Die Julirevolution zerriß diesen Lappen, und abermals spielten die drei Farben mit den Winden. Ludwig Philipp, gierig nach Allem greifend, was die Phantasie und die Eitelkeit der Nation eine Zeitlang beschäftigen mochte, hatte nach seiner Erhebung auf den Thron den Einfall, an den Platz der alten Kaiserstatue eine neue zu stellen. Nicht der idealisirte Napoleon sollte es seyn, wie Chaudet ihn so herrlich gedacht hatte, – nicht der kolossale Genius der Eroberung und des Siegs, nicht der Held, den Heroen der alten Welt vergleichbar: – sondern der sogenannte historische Napoleon, der Mann im Schulmeisterformat mit dem Dreieckhute, dem grauen Rock, den engen Beinkleidern, ganz so, wie wir ihn auf seinen Feldzügen gesehen, oder wie er im Tuillerienhofe die Garden gemustert. Und damit an der Wahrheit der äußern Erscheinung nichts gebreche, so mußte Bertrand dem Bildhauer Seurre[688], der mit der Modellirung beauftragt war, einen vollständigen Anzug des Kaisers schicken, um den Gliedermann damit zu bekleiden. So kann man nun freilich von dem Hut, dem Militärfrack, den Epauletten, dem Ueberrock mit den Aufschlägen, den hohen Stiefeln, dem Fernglase, das er in der Hand hält, sagen: So haben sie ausgesehen! Der Degen sogar ward nach dem Original modellirt, das Napoleon in der Schlacht bei Austerlitz getragen. Aber gibt es nicht eine höhere historische Wahrheit für die monumentale Kunst, als die Lappen, in welche Tag und Zufall den Heros eines ganzen Zeitraums kleiden? Die schlagendste Kritik über den neuen geschichtlichen Napoleon auf der Vendomesäule machten Licht und Luft. Als nämlich das etwas spreitzbeinige Bild aufgestellt war, fand sich, daß der Baumstamm, welcher zur festern Stütze der Statue dienen sollte, derselben, von unten betrachtet, das Ansehen eines einbeinigen Invaliden gab. Er mußte entfernt werden. Nun fand sich aber wieder, daß das Licht, welches zwischen den Beinen durchfiel, solche so verdünnten, daß sie fast unsichtbar wurden und die ganze Figur einem an 2 Schnüren befestigten Drachen nicht unähnlich sah. Um auch dies zu verbessern, brachte man zwischen den Beinen eine Bombe und einen Haufen Kanonenkugeln an.

Die neue Statue ist aus 16 österreichischen und russischen Kanonen gegossen, welche zu den Trophäen des Feldzugs von 1805 gehören. Die Höhe des Standbildes mißt 11 Fuß; trotz dieser kolossalen Dimension nimmt es sich, von unten gesehen, klein, fast zwergartig aus.

Von künstlerischer Seite wird dieses Monument immer zu tadeln geben; aber nichts desto weniger wird es stets von einer Nation mit Stolz betrachtet werden, welche den Kriegsruhm so hoch achtet und die von jeher demselben so große Opfer gebracht hat. – Hieraus zu folgern, daß die jetzige Generation das System des Kaiserreichs zum thatsächlichen Bestande zurückwünsche, wäre jedoch ein großer Irrthum; im Gegentheil, nichts hat über die Gemüther des stimmberechtigten Theils der Nation mehr seine Gewalt und seinen Zauber verloren, als das System der Napoleon'schen Welteroberung. Die Partei, welche dem Volke die Wiederkehr solcher Unternehmungen verspricht, findet wenig Anklang. Frankreich hat die Segnungen des Friedens in zu reichem Maße geärndtet, als daß es sie nicht zu würdigen wüßte. Alle Ideen wechseln mit der Zeit. Die guten Tage unfruchtbarer Trophäen sind vorüber, und was der afrikanische Krieg[689], was die Expeditionen nach der amerikanischen Küste und Polyne-

---

[687] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[688] Charles Émile Seurre (1798–1858); das von ihm geschaffene Standbild wurde am 1. März 1833 eingeweiht.

[689] Frankreichs Besetzung Algeriens ab 1830 und die daraus resultierenden Feldzüge (siehe hierzu auch S. 182, Anm. 633, 634 u. 635).

sien[690] davon dermalen liefern, sind zu armselige Parodien der Kriegsthaten der Kaiserzeit und können in dem Volke eine tiefergehende Theilnahme niemals wecken. Bei der jetzigen Volksbildung und bei der Kraft, welche die Interessen des Friedens überall in der civilisirten Welt erlangt haben, bedarf es zum großen Kriege viel gewaltigerer Motive, als die der Eroberung; es bedarf tief eingehender, die höchsten moralischen Güter der Massen erfassender und bewegender Hebel. Ohne solche ist ein Zusammenstoß der Völker, wie wir ihn auf den Napoleon'schen Schlachtfeldern erlebt haben, nicht mehr möglich. Darum werden auch alle Versuche, Projekte und Entwürfe der Napoleoniden, die künftig geschehen mögen, um mit dem Schwerte des Helden auf der Vendomesäule über Frankreich zu herrschen, ohne Wirkung vorübergehen, wie die bisherigen.

[690] Anspielung auf die Annexion eines Großteils des heutigen frz. Polynesiens durch Abel Aubert Dupetit-Thouars (1793–1864) im Jahre 1842; Dupetit-Thouars war bereits durch seine in den Jahren 1836 bis 1839 durchgeführte Weltumseglung mit dem Schwerpunkt der amerikanischen Küsten berühmt geworden.

DXVIII. Die Kirche St. Germain d'Auxerre*)[691] in Paris.

Paris ist arm an Denkmälern seiner Kindheit. In den verheerenden Kriegen und politischen Umwälzungen, denen die Hauptstadt von Frankreich so oft preisgegeben war, brachen die meisten ihrer alten Bauwerke zusammen, oder der modelaunige Sinn der Franzosen hat sie dermaßen von Grund aus modernisirt, daß ihnen oft nichts als ihre Stätte eigen geblieben ist.

Die Kirche St. Germain l'Auxerrois, ist eine der frühesten Ansiedelungen des Christenthums in Gallien. Ihre Gründung schreibt man dem König Childebert und seiner Gemahlin[692] zu. Sie geschah zu Ehren des heil. Vincent gegen Ende des sechsten Jahrhunderts und die Statuen des königlichen Paars sind noch heute über dem Eingang des Tempels zu schauen. Lange Zeit war derselbe die einzige Parochialkirche im nördlichen Paris und er soll früher den Namen „St. Germain le Rond" getragen haben. 886 stürmten beutesüchtige Schaaren der Normänner die Seine herauf und raubten und verwüsteten auch in den Mauern dieser Kirche. Hundert Jahre später (998) stellte sie König Robert[693] reicher und schöner wieder her und weihte sie dem heil. Germain l'Auxerrois (d'Auxerre), dessen Name ihr geblieben ist.

Jener für das kirchliche Interesse eifrige Fürst erhob das Gotteshaus zum Rang einer Kathedrale und dotirte ein Domkapitel, das aus einem Dekan, zwölf Canoniken, zwölf Kaplanen, Vikaren und Ministranten zusammengesetzt war. Im vierzehnten Jahrhundert wurde ein neues, größeres Chor [sic!] eingebaut, und einige Jahre später begann der Thurmbau, der 1423 unter Karl VII.[694] zur Vollendung kam.

Ganz in der Nähe des Louvre und der Tuillerien gelegen, wurde sie als *paroisse royale*[695] angesehen und empfing in den glanzvollen Zeiten Ludwig's XIV. häufig die pomphaften Aufzüge des Hofes, wenn es dem Könige gefiel, dem Herrn der Welten die Cour zu machen. Noch wird die Kanzel gezeigt, von der herab Massillon[696] und Bourdaloux[697] ihre salbungsreichen Reden hielten.

Die damaligen, in der Umgebung des Hofes lebenden Künstler: Boulogne[698], Lebrun[699], Coypel[700], Warin[701] etc., wetteiferten unter einander, den Tempel zu schmücken; doch ist das Verdienst dieser anspruchsvollen Werke weit geringer, als die Schätzung ihrer Zeit, und der Untergang der meisten in der Schreckensperiode der großen Revolution ist für die wahre Kunst kein großer Verlust. Der alles nivellirende Genius der Gleichheit, welcher, wie nach den Thronen der Könige, auch nach dem Throne Gottes seinen Arm ausreckte und die Religion als ächte Sansculottin an die Straßenecken consignirte[702], warf Putz und Schmuck aus den Kirchenpforten und schloß sie zu. Auch diese Phase ging vorüber. Als der Terrorismus verendet war, zogen die Priester wieder ein und Meßglocke und Weihrauch, Litanei und Gebet übten ihr altes Recht. Die Restauration machte St. Germain von neuem zur Hofkirche, eine Gunst, die ihr jedoch nach dem Sturz der ältern Bourbons genommen wurde. Von dieser Zeit an war ihre Priesterschaft dem Geiste der Julirevolution ein abgesagter Feind, und sie benutzte jede Gelegen-

---

[691] *) Nicht St. Sulpice d'Auxerre, wie unter einer Anzahl Abdrücke durch ein Versehen des Stechers zu lesen ist.

[692] Chrodechild, auch Chrodichild, Chrodechilde (lat. Chrodigildis; ca. 474–544); die Namensformen Chlothilde, Clothilde, Klothilde, unter denen sie in der spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Literatur rezipiert wird, sind nicht authentisch; sie war die 2. Ehefrau von König Childerbert I. (siehe hierzu S. 148, Anm. 493).

[693] Robert II., genannt der Fromme (frz., Robert le Pieux; 972–1031), seit 987 (ab 996 Alleinherrscher) König von Frankreich.

[694] Karl VII. (frz. Charles VII; 1403–1461), seit 1422 König von Frankreich.

[695] Frz., königl. Pfarrei.

[696] Jean-Baptiste Massillon (1663–1742), Hofprediger Ludwigs XIV. (siehe hierzu S. 139, Anm. 461).

[697] Der Jesuit Louis Bourdaloue (1632–1704).

[698] Mit den vorhandenen Angaben nicht zu ermitteln.

[699] Charles Le Brun (1619–1690).

[700] Noël Coypel (1628–1707).

[701] Jean Varin (1604–1672).

[702] Frz., u. a. auch aussperren.


DXVIII
C. Reiss del.
C. Gerstner sc.
KIRCHE St. SULPICE D'AUXERRE
in Paris
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

heit, diese Gesinnung mit Ostentation zu offenbaren. Bei einem solchen Anlaß, bei der Feier des Todestags des gemordeten Herzogs von Berry[703], im Februar 1831, war es, als sie ihren Haß gegen die neuen Zustände so unverholen predigte, daß das gereizte Volk, von Indignation gegen die verwegenen Priester erfüllt, diese aus dem Tempel jagte und dann tobend über das Gebäude selbst herfiel und es geschleift hätte, wären ihm nicht die Bajonette zu Hülfe gekommen. Die Kirche wurde nun geschlossen und sie blieb es bis 1838, wo sie die Regierung dem Kultus zurückgab. Bei dieser Gelegenheit empfing sie in ihrem Innern eine sehr prächtige Ausschmückung, welche um so mehr gefällt, da sie im alterthümlichen Geiste des Bauwerks ausgeführt ist.

Für den Architekt war die Kirche St. Germain l'Auxerrois von jeher eine der anziehendsten pariser Sehenswürdigkeiten. Der Baumeister kann in ihr den Styl von 9 Jahrhunderten studiren, denn jede Restauration, jeder Anbau zeigt die künstlerische Eigenthümlichkeit der Zeit, in der sie entstanden. Die Kirche ist fünfschiffig und hat überdieß viele Seitenkapellen. Acht und dreißig Rundsäulen tragen die Deckengewölbe. Ihr Inneres macht eine großartige, überraschende Wirkung. Am prächtigsten ist der Chor mit seinen kühnen, spitzbogigen Kreuzgewölben und von dem Schiffe durch ein vergoldetes Eisengitter geschieden, zu dem Lebrun die Zeichnung fertigte. – Auch als Todtenstätte ist die Kirche merkwürdig; man liest viele berühmte Namen auf ihren Grabsteinen: Malherbes[704], Mad. Dacier[705], Stella[706], Coypel, Caylus[707] u. A. Die schönsten Monumente gingen jedoch in der Revolutionszeit zu Grunde.

St. Germain l'Auxerrois steht auch noch auf einem andern Blatte geschrieben, als in dem Chronikon des pariser Clerus und im Nekrolog künstlerischer und literärischer Celebritäten. Sein Name ist der Prolog zu einer Schauer-Tragödie des Jahrtausends und in seinen geöffneten Pforten erblickt man die Thore des Abgrunds, aus dem einst die höllischen Geister stiegen, welche mit dämonischer Gewalt Frankreichs Volk zum Brudermord trieben.

Am 24. August 1572 schlägt der Glöckner von St. Germain l'Auxerrois an und – die Bartholomäusnacht[708] beginnt. Die Coligny's fallen und die Rochefaucaulds und die Perigny's[709] und nach ihnen noch 700,000[710] Hugenotten – alle gemordet auf das Geheiß ihres Königs[711], der sie schützen sollte, alle gemordet auf den Rath der Priester des Herrn, welcher das Gesetz der Liebe und Duldung predigt in jedem Akt seiner Schöpfung.

O ihr Priester! Ihr, die ihr den Honig im Munde führt und den Stachel im Herzen: – sprecht uns nur noch vom Verfall des Glaubens und von Verödung eurer Tempel; klagt uns nur, daß sich das Volk lossage von euch, nicht mehr hören mag eure hohlen Worte der Heuchelei, nicht mehr sehen mag den Mummenschanz, welcher mit dem Heiligen ein schnödes Spiel treibt. Sprecht, wer hat die Schuld? Wer anders, denn ihr selber, hat die Pforten des Unglaubens aufgerissen, und wer anders, denn ihr selber, die Last der Mißachtung herbeigezogen, die euch jetzt den Nacken beugt? Seyd ihr es nicht gewesen, die das Christenthum seines schönsten Schmucks entkleideten, haben Andere ihm die Liebe geraubt, haben Andere die Leidenschaften losgekettet und aus der Religion eine Furie gemacht, haben Andere das Kreuz unseres Heilands in Brandfackel und Schwert verwandelt? Wer hat denn seit anderthalb Jahrtausenden, entweder allein, oder im Bunde mit der politischen Macht, die klarsten Quellen des öffentlichen Lebens getrübt, wer hat die Menschen durch den Glauben mit Haß und Argwohn gegen einander erfüllt,

---

[703] Charles-Ferdinand d'Artois, duc de Berry (1778–1820; ermordet); der jüngere Sohn des späteren Königs Karl X. (siehe hierzu S. 145, Anm. 491) fiel am 13. Februar 1820 beim Verlassen der Oper einem Attentat des erklärten Bourbonenfeindes Louis-Pierre Louvel (1783–1820; hingerichtet) zum Opfer; der Herzog von Berry galt als Inbegriff der Restaurationsepoche.

[704] Der Dichter François de Malherbe (1555–1628).

[705] Die Übersetzerin und Schriftstellerin Anne Dacier geb. Le Fèvre (1654–1720).

[706] Der Maler, Graveur und Holzschnitzer Jacques Stella (1596–1657).

[707] Der Archäologe und Sammler Anne Claude de Caylus (1692–1765).

[708] Siehe hierzu S. 154, Anm. 507.

[709] Bedeutende calvinistische Adelsfamilien.

[710] Recte: Ca. 25.000.

[711] Karl IX. (siehe hierzu S. 154, Anm. 505).

wer hat den Völkern abermals durch den Glauben ihre heiligsten Güter entlistet? – Ihr Pfaffen wollt von Christenthum sprechen und wehklagen über den Verfall des kirchlichen Sinns und der Frömmigkeit? Ei so sagt mir doch, wer ist es denn gewesen, der die Religion zum Deckmantel der Habsucht, der Herrschsucht, des Lugs und des Trugs und jeglicher bösen Leidenschaft von jeher gemißbraucht hat? Wer kreuzigt noch jetzt den Herrn alle Tage in seiner Kirche und würfelt um sein Gewand? Wollte Gott, jene Bartholomäusnacht wäre eure ärgste That! Aber viel schlimmere habt ihr begangen, viel schlimmer ist die, daß ihr den tiefen Born im Herzen der Menschen vergiftet, daß ihr das Unglück der Zeit erbrochen und das Siegel eigner Schuld aufgedrückt habt den unschuldigen Völkern. Nur durch die Gemeinschaft mit euch ist die weltliche Macht volksfeindlich geworden; die Künste der Inquisition hat sie nur von euch gelernt. Oder wer anders, als die Pfaffen, haben der Macht gelehrt, die Gedanken in ihrer geheimen Werkstätte im Entstehen zu belauschen, wer ihr gelehrt, edle Männer, die mit ihren Idealen schwärmen, für kaltblütige Verbrecher zu achten, wer sie angewiesen, auf Gesinnungen zu invigiliren[712], die aus der verschwiegenen Brust noch nicht an den Tag getreten, und Worte zu Hochverrath zu stempeln, die ohne alle Wirkung längst verhallt sind? Wer hat ihr den Argwohn eingegeben, welches Staatsverbrechen sucht überall, wo rechtliche Leute zusammen stehen, und eine Verschwörer-Herberge in dem Hause jedes braven Mannes wittert? Wer hat ihr gelehrt, die Geister gefangen zu nehmen und die Menschen im Staate zu willenlosen Rädern einer Maschine zu machen? „Der Codex der Hierarchie ist das Compendium der neuen Politik“[713], sagt Canning[714] – ein schweres Geständniß aus einem solchen Munde. –

Und nun, da die Zeit eurem Systeme das letzte Stündlein läutet, nun, da alle Räder eurer Maschine ausgelaufen sind und sie tückisch jeden Dienst versagt, den man ihr ansinnen will: – nun schreit ihr Zeter! und wißt euch nicht zu helfen. Indem ihr Finsterniß, Heuchelei und Aberglauben statt Licht, Frömmigkeit und Gottesfurcht in die Seelen gepflanzt, müßt ihr nun sehen, wie euer Christenthum in Dissonanz mit der Zeit gekommen ist, und nachdem ihr verschmäht habt, auch nur die leisesten Gegensätze zu binden, müßt ihr mit Schrecken gewahren, daß sie nun jeder Lösung spotten. Jetzt, da die Brunst allenthalben lichterloh gen Himmel schlägt und euer Haus verzehrt, sieht man euch mit ringenden Händen zusammenlaufen und Leitern und Hacken holen, und Spritzen zerren, und Gemeinschaft machen mit Allen, die nur helfen wollen. Conzile und Synoden ruft ihr zusammen, die Brandgeister zu beschwören: umsonst! sie können nur eure Rettungslosigkeit verkündigen. Gerade sie, in welche man jetzt Alles zusammendrängt, Alles zusammenschleppt, was sich innerlich ausschließt, gerade diese Conzile machen dem Volk den schwindelerregenden Wirrwar deutlich und geben der Masse die Ueberzeugung, daß nicht einmal mehr die Fähigkeit vorhanden ist, durch eine tiefgreifende Maßregel einer weitern Zersetzung im kirchlichen Chaos vorzubeugen. Die babylonische Sprachenverwirrung[715] ist das Symbol dieser Versammlungen. Jeder Verstand wird da durch einen Unverstand aufgehoben, jede Kraft von einer Gegenkraft verzehrt, jede Bewegung durch eine antagonistische gehemmt; und in unnützen Deliberationen zerfließt jede Anstrengung, bleibt jede individuelle Kraft ohne Wirkung. Das Volk spottet dieses Treibens; sein Herz ist ihm längst abgewendet, es hat ihm unwiderruflich den Stab gebrochen, es hat nach eurem Schatten-Christenthum ohne Liebe und ohne Wärme keine Sehnsucht. Alle priesterlichen Künste vermögen nichts mehr gegen die Macht der Natur und ihrer Offenbarung, nichts mehr gegen die Verbreitung jener wahren Erkenntniß Gottes, die nach tausendjährigem Schlummer in priesterlichen Fesseln bei den Völkern von Neuem in ihre Rechte und in den Kreis des Bewußtseyns tritt und in der einfachen Lehre unsers Heilandes ihre Stütze findet. Keine Synode hält es auf und kein Congreß. Dem Verfall des falschen Christenthums, das die Pfaffen gemacht haben, dem stemmt sich alle Gewalt und alle List vergeblich entgegen. – Ja! der Gottesglaube, von dem jeder Grashalm predigt – dieser ächte Glaube, den die Priesterwelt zum dürren Genist gemacht hat, – Er muß wieder grünen und

---

712 „Invigilieren (lat.), über etwas wachen, aufpassen.“ (Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 9. Leipzig, 1907, S. 904).

713 So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

714 Der brit. Außen- und Premierminister (mit 119 Tagen die kürzeste Amtszeit, die je ein britischer Premierminister innehatte) George Canning (1770–1827).

715 Siehe hierzu Gen 11,1-9.

frische Zweige auswerfen und eine neue Krone gen Himmel treiben, in der sich Tugend und Glückseligkeit ihre Nester bauen. So muß es werden – und so wahr, wie Gott geoffenbart ist in seiner Welt, so wird es werden; – aufhören wird endlich das Welken und Dürren in unsern heiligsten Gefühlen! – Wenn das geschieht, dann wird vielleicht grüner umranken – aber ihr Jüngern, ihr mögt es erleben! –



DER OBELISK VON LUXOR
auf dem Eintrachtsplatz in Paris.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 43f., 64-66, 97f.

DXXIX. Der Obelisk von Luxor[716] in Paris.

Was thust du hier, du starrer Zeuge des Uranfangs der Geschichte? Was willst du, Bote des ägyptischen Schattenreichs, hier unter den Lebendigen? Was hat dich herauf beschworen aus der Zeiten Abgrund, was dich aus deinem stillen Palmenhaine in die lärmende Gegenwart geführt? Geheimnißvolle Zeichen, Schlangenstab und Hermesschlüssel, sehe ich eingegraben auf deinen Seiten: – tratst du vielleicht als Priester des Verhängnisses unter uns, oder willst du, als Wahrsager und Zauberer, den Völkern ihre Geschicke verkündigen?

Wenn du das könntest! Wenn du die Zeichen und Linien deuten könntest, welche den Nationen in die Hände geschrieben sind! Wenn du lesen könntest ihre Schicksale in den Sternen und im Stande wärst, uns die Früchte bei Namen zu nennen, welche aus diesem Keimen und Wachsen, Sprossen und Schossen, Knospen und Blühen des Völkerfrühlings hervorgehen werden! Wenn du, klüger als ein Champollion[717], die Hieroglyphen zu entziffern wüßtest, welche an den Pforten unserer Zukunft stehen, und im Stande wärst, die Nebelgestalten deutlich zu machen, welche auf- und niedersteigen am Gesichtskreise und bald mit Schrecken, bald mit Hoffnung erfüllen!

Aber du kannst keins von den allen! Du bist hergekommen als der elende Sklave der Tyrannei und der Arglist, welche die Völker betrügen und die Geschichte fälschen; du bist nichts, als ein verächtliches Werkzeug der prahlerischen Eitelkeit der Herrscher, wie die meisten Monumente deines gleichen. Der vor Jahrtausenden im fernen Nillande dich aufgestellt hat, damit du die Lüge seines Ruhmes fernen Zeiten erzählen sollst, war vielleicht kein Besserer, als der herzlose Satrap[718], der dich niederwarf, und der fremde König, der dich in seiner Hauptstadt wieder aufrichtete, um der eitlen Ruhmsucht, des nämlichen Volkes zu schmeicheln, das zu berücken die Aufgabe seiner ganzen Regierung, war. Der Obelisk von Luxor hat in seiner Erscheinung auf dem Pariser Konkordienplatz Nichts, was den Menschen erfreuen, Nichts, was den Patrioten erheben, Nichts, was für die Motive Achtung erwecken, Nichts, das mit dem Zwecke aussöhnen könnte. Es ist eben nur ein Altar für den Götzen „Gloire“ dem das französische Volk so oft schon die Heiligthümer seines Besitzes: – das Blut seiner Söhne, die Freiheit, das Recht und die Gerechtigkeit zum Opfer brachte.

Mehemed Ali[719], Vicekönig von Aegypten, schenkte Karl X.[720] die beiden Obelisken, welche den Eingang des großen Tempels von Luxor auf der Stätte des alten Theben[721] zierten. König Karl entsendete eine Expedition, um den einen dieser 72 Fuß hohen Monolithen abzuholen. Glücklich gelangte

---

716 Der Obelisk war im 13. Jhd. v. Chr. gefertigt worden und stand bis 1831 im Tempel von Luxor (siehe hierzu S. 154, Anm. 509) in Ägypten. Am 25. Oktober 1836 wurde er auf der „Place de la Concorde“ in Paris aufgestellt.

717 Der Orientalist Jean-François Champollion (1790–1832).

718 Satrap (griech. σατράπης, satrápēs; altpers. 𐎧𐏁𐏂𐎱𐎠𐎺𐎠, xšaçapāvā, gelesen wie ksatrapava, „Schützer der Herrschaft“), Titel des Statthalters einer größeren Provinz (Satrapie) im antiken Perserreich; Satrapen hatten eine politisch-administrative und militärische Leitungsfunktion, einem heutigen Gouverneur entsprechend. Bereits im 19. Jhd. wurde der Begriff Satrap bzw. Satrapenwirtschaft sarkastisch für Despotismus bzw. Behördenwillkür verwendet.

719 Mehmed Ali Pascha (siehe hierzu S. 57, Anm. 218).

720 Siehe hierzu S. 145, Anm. 491.

721 Siehe hierzu S. 29, Anm. 97.

er nach Havre, wo er auf ein flaches Fahrzeug übergeladen wurde, das ihn nach Paris führen mußte. Hier, als er in Gegenwart der über den Fremdling erstaunten Bevölkerung auf den Kay gehoben werden sollte, platzte die Maschine und der Koloß fiel in den Strom. –

Da lag der Sohn der Sonne im Schlamm den ganzen Winter hindurch und erst im nächsten Jahre wurde er seinem schmutzigen Bette enthoben und an den Platz geschafft, wo er sich jetzt befindet. – Wird der Obelisk, der vier Jahrtausende auf seinem alten Fußgestell in Theben gestanden hat, auch so lange auf seinem neuen bleiben? oder wird nicht ein Tag kommen, wo Aegypten ihn wieder wegholt, wie einst die Preußen ihre Viktoria wiederholten und Venedig seinen Löwen von St. Markus? Wer will das Ende vorhersagen des Streits mit den afrikanischen Atlantiden[722], in den Frankreich sich einließ? wer will die Entwickelung jenes thatenreichen, großartigen, gewaltigen Drama's vorhersagen, welches in Algerien den ersten Akt spielt? Sind nicht in diesem Kampfe die beiden Elemente, welche Völker zum Aeußersten begeistern, Religion und Vaterland, auf dem Spiele? gilt es für den Araber nicht auch der Penaten auf dem Hausaltar und der kostbarsten Güter im Nationalheiligthum? Es ist meines Bedünkens nirgends abzusehen, wo der Streit endigen, wohin und wie weit er Frankreichs Trikolore führen werde; denn er ist in die unergründliche Tiefe der menschlichen Natur hinab gedrungen, er hat die brennenden Gemüther der Söhne der Wüste im Innersten ergriffen. Kein Friede, nur Waffenstillstand ist da möglich. Es ist der Kampf mit einem Volke, das noch den Urcharakter bewahrt hat; treu im Glauben, fest in Selbstgefühl, Vaterlandsliebe und Aufopferungsmuth: und ein solches Naturell, urplötzlich, wie es geschehen ist, aus seiner Einsamkeit in die Weltgeschichte hinausgestoßen, kann im fortdauernden Kampfe an Kraft nur gewinnen. Daß es so ist, beweist die Geschichte, beweist der Kaukasus. Es gehört wenig Prophetengabe dazu, voraus zu sagen: Frankreichs Kampf in Afrika wird werden ein Kampf um Seyn und Nichtseyn, wie Othins[723] Kampf mit dem kapitolinischen Jupiter; und trotz aller Triumphe und Trophäen und gewonnenen und noch zu gewinnenden Siegeskronen ist es möglich, daß in diesem Kampfe Frankreich wie Rom noch endige. –

[722] Atlas (griech. Ἄτλας, Átlas vom Wortstamm τλα, tla wie in τλῆναι, tlēnai, „tragen, erdulden“) ist in der griech. Mythologie ein Titan, der das Himmelsgewölbe am westlichsten Punkt der damals bekannten Welt zu stützen hatte; er ist somit auch die Personifizierung des Atlasgebirges (arab. جبال الأطلس, Ǧibāl al-Aṭlas; Tamaziɣt, ⵉⴷⵓⵔⴰⵔ ⵏ ⵡⴰⵟⵍⴰⵚ, Idurar n Waṭlaṣ) in Nordafrika.

[723] Aus dem altisländ. abgeleitete Bezeichnung für Odin, Wotan, den Hauptgott in der nordischen Mythologie.

DXXXIV. Der Palast der Ehrenlegion in Paris[724].

Das Firmament der Ordenssterne, mit welchem die Machthaber auf Erden die Augen der Menge zu blenden trachten, leitet seinen Ursprung zum Himmel des Christenglaubens zurück. Fromme Helden verbanden sich mit geistlichen Verbrüderungen oder stifteten Anstalten der Milde und Pflege für Palästinafahrer und gelobten dem Pilger Schutz und Krieg den Ungläubigen, wie der begeisterte Christ alle Andersglaubenden nannte. Alle Mitglieder eines solchen Ordens banden sich, wie die Mönche, an das Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams; alle trugen eine gemeinsame Tracht und ein gemeinsames Abzeichen. Aus der gelobten Armuth gediehen jedoch die meisten Ritterorden allmählich zu großen Reichthümern, wie namentlich die Johanniter, Templer und Deutschherren, und, wie das Gelübde der Armuth, so litten auch die übrigen Satzungen, bis endlich, nachdem die Flammensäule der Glaubensbegeisterung immer tiefer gesunken war, auch der Hauptzweck der geistlichen Ritterorden verloren ging. Die Orden wurden nun aufgelöst, theils ihres Vermögens beraubt, theils gingen sie aus dem Dienste der Religion in den der Fürsten über. Die regierenden Herren der Erde erkannten frühzeitig in dem Einzigen, was von den alten ehrwürdigen Ritterverbrüderungen übrig geblieben war, in dem allgemeinen Abzeichen und dem Vermögen, ein vortreffliches Mittel zur Hebung ihrer Hausmacht. Sie verwandelten das einfache Ritterkreuz in glänzende, oft sehr kostbare Decorationen, deren Besitz zur Beziehung gewisser Antheile aus den Ordenseinkünften berechtigte. Der neue Köder war fertig, um Geister zu fangen, der Männer immer mehre in den Kreis ihrer Macht und Gunst zu bannen und zu Dienern ihres Willens und ihrer Pläne zu machen.

In den ersten Zeiten hatten die Fürsten noch so viel Achtung vor der Bedeutung, die sie selbst ihren Kreuzen und Sternen untergelegt hatten, daß sie sie nur als Zeichen ihrer Huld, als allgemein sichtbare Beweise ihrer persönlichen Zuneigung oder Achtung verliehen. Dies dauerte jedoch nicht lange. Je schärfer die Fürsten nach dem Plane hinzielten, die alten, ihre Willkürlust beengenden Volksrechte Stück für Stück zu vernichten, desto begieriger mußten sie jedes Mittel ergreifen, welches die Einzelnen, die Hervorragenden, die Starken von der Masse loszutrennen und durch irgend ein Band menschlicher Schwäche an sie zu fesseln vermöchte. Dieses Mittel bestand in einer langen und wohlgegliederten Reihe von Ritterorden, Hoforden, Militairorden, Civilorden. Man erklärte die aus fürstlichen Händen fallenden Sterne und Kreuze für Belohnungen besonderer Verdienste um das Staatswohl. Und als ob dies nicht Hohn genug sey, stellte man den wegen irgend einer Ehrenthat, oder wegen nützlichen Wirkens, oder wegen langer treuer Dienste Dekorirten nicht nur die Schranzen und Figuranten des Hofs vor, die, in ihrer „Dienstwonne“ schwimmend, wie Hechte nach dem Fraß, nach einem Sterne oder Großkreuze schnappten, sondern ihnen auch geborene Ordensleute gegenüber. Jener Paragraph der Ordensstatuten, welcher alle Mitglieder regierender Geschlechter zu geborenen Inhabern der höchsten Orden erklärt, hat den Völkern die Behauptung ins Gesicht geschleudert, daß es schon ein Verdienst sey, als Fürst zur Welt zu kommen! Noch mehr aber als diese Albernheit griff das Ordenswesen verderblich in das Volksleben durch die Eintheilung der Ordenszeichen in Rangklassen ein. So lange die Orden nur eine Klasse hatten, war man bei der Wahl der Ritter auf gewisse Kreise der Gesellschaft und auf eine geringere Zahl beschränkt; das Leben der mittleren und unteren Stände blieb unberührt von jener Pest der Eitelkeit, man stand sich im Volke noch einander gleich, wenigstens näher. Durch die Parcellirung der wie Pilze aus dem Boden emporschießenden Orden aber hatte man den Weg gefunden, die Einzelnen bis zur untersten Volksstufe herab an den langen Ordensstrick festzubinden, die Zahl der Ordensmitglieder nach Belieben zu vermehren, durch dieselben, als gute Leiter, die faule Hofluft in immer weitere Kreise zu bringen und vor Allem durch die Ordensrangklassen auch der bürgerlichen Welt eine ihr bis dahin fremd gebliebene Klassificirung aufzudrängen, welche das höchste Mannesgut, die Bürgerehre und Selbstständigkeit, den stolzen Trotz gegen jede anmaßende Gewalt, zerfressen mußte. Schon vor Jahren sagte ein freisinniger Mann: „In Folge dieses Systems haben die Staatsregierungen eine neue mächtige Gewalt in die Hände bekommen, ohne

[724] Das zwischen 1782 und 1787 nach Plänen der Architekten Pierre Rousseau (1751–1829) und Antoine-François Peyre (1739–1823) für den Fürsten Friedrich III. von Salm-Kyrburg (1745–1794; hingerichtet) gebaute „Hôtel de Salm“ ist seit dem 13. Mai 1804 Sitz der Ehrenlegion und beherbergt heute auch deren Museum.



PALAIS DE LA LEGION D' HONNEUR
(Paris)

besonderen Aufwand von Kapital (für welchen ohnedies die Staatskasse einstehen muß) und dabei noch auf eben so öffentliche als verbindliche Weise die Menschen um ihr (der Staatsregierung) Interesse zu versammeln oder doch deren allzuherbes Auflehnen dagegen zu neutralisiren, geleistete Dienste zu belohnen, zu leistende belohnen zu können und selbst Männern, denen man mehr moralische Kraft zutraut, durch Uebergehen etwas Unangenehmes zu erzeigen."[725] In diesem Sinne ward bis zur Stunde die Ordenswirthschaft geführt. – Fürstendienste wurden mit Orden, Volksdienste mit dem Zuchthaus belohnt. Männern, die das Volksvertrauen begleitete, zeigte man aus der Ferne den blinkenden Stern der Hofgunst so lange, bis sie, geblendet, dem Volk entwichen und dem lockenden Winken folgten, oder bis sie entrüstet der schmeichelnden Gewalt den Rücken kehrten, um fortan ein Leben des Drucks und der Verfolgung zu beginnen. Die Theilung der Ordenszeichen wurde bis ins Lächerliche, ins Kindische getrieben, man schuf Klassen mit dem Band und ohne Band und mit der Schleife und ohne Schleife und bezeichnete genau die Klassen, wie die Nummern auf den Halsbändern der Jagdhunde; man hielt auch bei diesen Gnadenbeweisen den Unterschied zwischen der Canaille und dem Vollblut fest und bestimmte an der Ehrenscala genau die Punkte, bis zu welchen jene emporklimmen kann und wo diese beginnen muß; das Klassisikationstalent eines Linné[726] war nichts gegen das Genie der Leute, welche die Ordens-Klassifikation der Menschenrace erfanden.

Durch die Revolution wird auch dieses Treiben der Regierungen, wie so vieles Andere, sein Ziel finden. Gerichtet war's schon früher durch die tiefe Verachtung, mit welcher allenthalben das Volk darauf hinblickte und im besten Fall den Dekorationen nur noch die Beweiskraft der – Eitelkeit zugestand. Heute wagt es bestimmt keine deutsche Regierung mehr, einem freien festen Mann von Ehre ihr Ordensbändchen anzubieten; schon jetzt gilt es für Etwas, seinen Rock von solchem Plunder rein bewahrt zu haben; und nicht erst jetzt, nein, schon lange her haben wackere Männer, denen die Achtung des Volkes genügt, solche nichtsnutzige Gnadengaben der Gekrönten in ein heimliches Schubfach verborgen, damit ihnen das Ding nicht unter die Augen komme und ihren Mannesstolz beleidige.

Alles das gilt auch von dem Orden der Ehrenlegion[727]. So lange Napoleon, der Stifter, Herr des Ordens war, stand er noch allen europäischen Ehrenzeichen in volksthümlicher Achtung voran, der Siegerglanz des Kaisers warf seine vollen Strahlen auf ihn. Aber was haben nachher die Bourbons aus ihm gemacht? Schon unter Karl X.[728] nannte ihn der Volkswitz das „Schuhputzerzeichen." Am verächtlichsten wurde er durch Louis Philipp[729]; während Napoleon bei der Gründung die Legion 16 Kohorten stark machte und jeder Kohorte 7 Großoffiziere, 26 Kommandanten, 30 Offiziere und 350 Legionäre gab, so daß die Gesammtzahl aller Legionsmitglieder 6512 wurde, zählte er bei dem letzten Sturze des Königthums über 100,000 Angehörige! – Das Kreuz der Ehrenlegion gehörte zu den unvermeidlichen Dingen, es wurde zu Hohn und Spott.

Im Stahlstich sehen wir das Ordenshaus. Es ist zugleich die Wohnung des Ordens-Großkanzlers. Dieses Prachtgebäude ist der Hauptschmuck der Rue de Lille in Paris. Die Devise des Ordens: „*honneur et patrie*" (Ehre und Vaterland), die in goldner Schrift den Portikus ziert, ist, seitdem Schufte zu Tausenden das Kreuz tragen, – eine Lüge. –

---

725 Zitat aus „Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit den angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker. – Zwölfter Band." (Altona: J. F. Hammerich 1841), S. 30.

726 Der schwed. Naturforscher und Arzt Carl von Linné (eigentl. Carl Nilsson Linnæus; 1707–1778); er hatte mit dem von ihm für die Pflanzenwelt entwickelten Klassifikationssystem die Grundlagen für die moderne botanische und zoologische Taxinomie gelegt.

727 L'ordre national de la Légion d'honneur, am 19. Mai 1802 von Napoléon Bonaparte begründet.

728 Siehe hierzu S. 145, Anm. 491.

729 Louis-Philippe (siehe hierzu S. 135, Anm. 455).



INTERIORE des OPERNHAUSES in PARIS

(GRAND BAL MASQUE)

DXXXXIV. Der Maskenball im Opernhaus in Paris.

Die Mitternachtsstunde war angebrochen. Es war *Lundi gras*[730], der vorletzte Abend des Karnevals. Die Nacht war kalt, der Himmel glänzte tiefblau, die Sterne funkelten, die Milchstraße – jedes Stäubchen auf derselben eine Sonne – gürtete schimmernd das Firmament und spannte in ruhiger Majestät ihren Bogen über die Weltstadt. Sie schien zu schlummern. Da schlägt die Gespensterstunde – Lärm vertreibt die Stille, Wagen rasseln, die Thüren öffnen sich, die Fenster werden heller, die Straßen belebter, und unter schallendem Gelächter huschen wunderliche Gestalten, nicht Männer, nicht Frauen: – nein! Wesen ohne Namen in den Trachten und Anzügen aller Völker, aller Stände, aller Zeiten, verlarvt durch das Gedränge, Wo gehen sie hin diese Helden und Könige Hand in Hand mit der Zigeunerdirne und dem Bettelweib? Wohin eilt jene Kassandra im Arm des Tartüffe, diese römische Matrone geleitet durch einen Abbé vom Hofe des Regenten? – Alle haben nur ein Ziel: – das Opernhaus[731]. – Dort ist heute die Maskerade, an der halb Paris Theil nimmt; das große Narrenfest, und Jeder, der fünf Franken entbehren kann, will heute ein Narr mit seyn, oder sich doch ergötzen am Narrenspiel. – In dem ungeheuern Raum des Opernhauses strömt das blendende Licht von 80 Girandolen[732] herab, die Logen und Bänke füllen sich; doch noch ist's still: nur tausend und aber tausend Blicke kreuzen sich forschend und spähend in dem Chaos der wunderlichen Masken. – Auf einmal zittern die Mauern und schlagen die Herzen, ein Posaunengeschmetter, wie der Todtenruf am jüngsten Tage, gibt die Losung, mit dem Sturm der Töne ist losgelassen der Sturm der Lust und der Tollheit. Wie im Veitstanz reißt's die Massen in den Wirbel, ein Delirium ist Alle überkommen, der Fanatismus des, Vergnügens hat die Seelen gepackt, diese Wesen, diese Larven, Männer und Frauen, sie jauchzen und hüpfen, und Eins das Andere umschlingend werfen sie sich in das Durcheinander des formlosen Tanzes. Das Vergnügen wird zur Trunkenheit, die Trunkenheit zur Raserei: in immer schnellerm Takte treibt die Musik die Massen im Kreise, bis gänzliche Erschöpfung zu einer Pause nöthigt. Aber kaum haben die wüthenden Tänzer ausgeschnauft, so beginnt das Orchester von Neuem, das Pandämonium der Lust erbebt wieder unter den Füßen der Larventräger, und so geht es fort bis zum hellen Tage. – Das Opernhaus ist in der Karnevalsnacht wirklich ein Tollhaus zu nennen. Paris aber, dies aufgeschlagene Buch der Weltgeschichte, wer erkennt es in diesem taumelnden Wirrwar der Nichtigkeit und des Scheinlebens wieder? – Wer sieht in diesem Bilde den tausendarmigen Riesen, welcher, wenn er seine Glieder reckt und umwendet, die Welt erzittern macht, daß alle Throne wanken? den Heros, der nur den Arm zu heben braucht, um den Welttheil aus seinen Ketten zu erlösen? Dies das eine Bild der pariser Welt, – und dann das andere, wo das Volk die Tuilerien stürmt; dort Larven, hier Wesen der Wirklichkeit; dort die Lüge, hier die Wahrheit; dort die Jäger der Lust, hier der Blousenmann bei harter Todesarbeit; dort der Fanatismus des Vergnügens, hier die lebenverachtende Begeisterung für die Freiheit: – bei der Betrachtung beider Bilder wird es einem klar, daß es zwei Völker in Paris gibt, die nichts mit einander gemein haben, als – den Namen. Und wie in Paris, so in Berlin, so in Wien. Wer hat hier auf den Barrikaden gestanden? war's das Volk der Salons, der Oper und der Logen, oder war's das Volk der Werkstätte und der Straße? – Das ist immer so gewesen und wird auch künftig immer so seyn. Behüte uns in Deutschland nur der Volksverstand vor den dummen Streichen, welche die Franzosen in den Kinderjahren ihrer Freiheit machten, damit wir nicht, wie sie, die Revolution dreimal von vorn anfangen müssen, um die errungene Freiheit aus der Salon- und Larvenwelt zu retten, die sie aus den Armen des Volkes zu sich lockt, um – sie zu erdrosseln. Wir sind leider auf dem besten Wege, es mit einer „besten Republik" *à la Louis Philippe* zu versuchen. An Talenten für die Rolle des Bürgerkönigs hat Deutschland keinen Mangel und deutscher Glaube ist stark.

---

[730] Frz., Rosenmontag.

[731] Die am 16. August 1821 eingeweihte und am 29. Oktober 1873 abgebrannte „Salle Le Peletier", die durch das von 1860 bis 1875 unter dem Baumeister und Architekten Charles Garnier (1825–1898) erbaute heutige Gebäude ersetzt wurde.

[732] Armleuchter, Kandelaber.


DLXXXVIII
ST GERMAIN
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger



SCHLOSS NEUILLY

bei Paris.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. 117-122, 133-135, 146-152, 161-167, 168, 174-187 u. 188.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 138.

DXCVIII. Schloss St. Germain bei Paris.

Das vier Stunden von Paris herrlich auf einer Felsterrasse des Seineufers gelegene einstige Lust- und Jagdschloß König Heinrichs des Vierten[733]: – jetzt eine Invaliden-Kaserne der Republik.

DXCIX. Schloss Neuilly bei Paris.

„Die Freiheit ist ein Stück des Himmels; legt eine Leiter hinan und macht die Sprossen aus den Leibern der Unterdrücker!“[734], so rufen uns die Brüder im fernen Westen zu, welche die süße Frucht um den Pfennig der Ueberfahrt kauften. Die haben gut reden. Sie sagen: die Schule der Erfahrung hat euch gewitzigt: ihr müßt nun wissen, wie ihr's anzufangen habt. Aber sie denken nicht daran, daß jetzt für den Michel die Schule der Erfahrung auf der Richtstatt und im Kerker liegt, und Büttel und Tod Keinen fragen, was er im Leben gelernt hat. Und wissen sie denn nicht, daß dem deutschen Volke, dem bedächtigen, von jeher die Leidenschaft für eine Sünde galt und es sich wohl eher zwanzig Mal vom Teufel holen läßt, als daß es sich einmal freiwillig in's Fegefeuer stürzt? Selbst ein aufwiegelnder Christus wäre unter uns nicht sicherer als einst bei den Juden. Käme einer, so würde es Hände genug geben, ihn zu binden und den Landpflegern zur Kreuzigung zu überantworten. Der Herrgott müßte am Ende ein ganzes Regiment Rettungsengel nach Deutschland senden, um den Erlöser selbst zu erlösen.

Mein Spott ist bitter und ich schreibe ihn nieder mit Grimm und Wehmuth – Gefühle, die in dieser schmachvollen deutschen Zeit Jeder mit mir theilen wird, der einen Funken von Volksbewußtseyn und Volksehre im Herzen trägt. Was aber den Unmuth noch größer macht, ist die Ursache so großer Schmach. Wäre es die Bosheit, welche sich der Einheit des Volks entgegenstemmte: dann könnte man sagen, wir wollen sie bekriegen; wäre es die Dummheit, so könnte man sagen: wir wollen sie unterrichten; aber die Philisterei ist's, diese widerliche, abgeschmackte Mischung von Engherzigkeit, Geistesflachheit und Feigheit, die nicht anders zu bekämpfen ist, als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauch aber Keiner, der sich fühlt, Demuth genug hat.

Die Volkserniedrigung – ein leidiger Trost – beschränkt sich nicht auf die große deutsche Nation. Sie lastet auch auf andern Ländern und schändet viele Nationen. Wo, außer bei den Ungarn, haben die großen Ereignisse des vergangenen Jahres die Völker auch groß und stark gefunden? Die Revolutionen brausten hin über die Länder wie Sturm und Gewitter, um die Atmosphäre zu erfrischen und dem Volksgeiste neue Spannkräfte zu verleihen; aber statt diese zur großen kompakten That zu gebrauchen, die das unhaltbare, verwerfliche Alte rasch umgestaltet und das Neugeschaffene gewährleistet, wurden sie träumerisch in leeren Phrasen und läppischen Spielereien vergeudet. Nun ist auf die Frische die Schwüle gefolgt, und abgemattet und müde liegen viele Völker am Boden und fühlen es kaum, daß man ihre

---

[733] Siehe hierzu S. 188, Anm. 652.

[734] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

Glieder in neue Fesseln schmiedet. – „Ermanne dich, Volk!“ ruft wohl da und dort eine Stimme in der Wüste, aber Hohngelächter schallt aus der Tiefe, und der Geist der Schadenfreude hallt’s in allen Schlössern, Amt- und Schreibstuben wieder, ein tausendfältig Echo. Keiner hat jetzt Gewalt über diesen Geist. Er hat die Macht und herrscht seinen Tag. Alles Rechten mit ihm wäre verlorene Mühe! Aber trage er auch sein Haupt noch so hoch, trete er auch das Recht noch so frech mit Füßen, übe er auch seine Verfolgungskünste noch so teuflisch, den Muth und den Glauben soll er uns Männern eiserner Gesinnung nicht brechen, und wenn die Erde unserer Hoffnung spottet, so richten wir den Blick hinan zum gestirnten Himmel und hören auf sein Flüstern: „Große Revolutionen umfassen viele Tage und viele Nächte.“ Und schon schlug ja die Stunde der Mitternacht, welche den zweiten Morgen der unsrigen einläutet und die Spalte der Zeit ist schon fast geschlossen. – Darum Vertrauen, Hoffen!

Und vertrauend und hoffend wenden wir den Blick zum ewigen Vater; denn Er ist gerecht und allmächtig. Gebe Er uns nur mit dem Muthe in rechter Stunde auch das rechte Erkennen als Aussteuer für die Zukunft: denn sonst bleiben alle Rettungswunder, die am deutschen Volk ferner geschehen mögen, fruchtlos, wie alle frühern.

Betrachten wir das Bildchen! – Das ist auch ein Stückchen Papier, auf dem der Freiheitsglaube und das Gottvertrauen einer Nation unsichtbar geschrieben steht. – „Neuilly,“ schreibt man mir aus Paris, „Neuilly, der Lieblingsaufenthalt der letzten Königsfamilie in Frankreich, soll als Nationaleigenthum versteigert werden, und das Volk las die Annonce an den Straßenecken und es weinte vor Freude; denn das Plakat sagt ihm mit der Kraft eines Evangeliums: die Revolution ist nicht gestorben.“

Mögen die Royalisten in ganz Frankreich Geld sammeln für die Opfer der legitimen Treue; mögen sie ihre Wahlkollegien aufrichten an tausend Orten: ihr Thun ist hoffnungslos, denn „Neuilly soll versteigert werden!“ das heißt:

Die Dynastie Orleans kehrt nie wieder!

Sie, deren Sturz das Signal zur Erhebung von ganz Europa war, bildet in der Gallerie der Dynastien eine Erscheinung, die der Betrachtung wohl werth ist.

Die Linie der Herzöge von Orleans aus dem Hause Bourbon hat den Gepriesensten des Geschlechts, König Heinrich IV., zum Stifter. Doch sein Geist ruhte nicht auf ihr. Wenn auch einmal größeres Talent Einzelnen innewohnte, so wurde es nur zu einer Quelle des Unglücks für Frankreich; denn dann wurde stets von der herrschenden Linie der Bourbons mit teuflischem Eifer an der körperlichen und geistigen Entnervung solcher Familienglieder gearbeitet. Man fürchtete einen Rivalen im nächsten Verwandten; also mußte er unschädlich gemacht werden. Schamlose Liederlichkeit und alle Laster, welche in ihrem Gefolge gehen, wurden so das Erbe der Orleans und sie dadurch frühzeitig zum Fluch für das ganze Reich. Ihr schlechtes Beispiel wirkte von Generation zu Generation zerstörend und zersetzend auf Sitte und Tugend in allen Kreisen. Gleich der zweite dieser bourbonischen Herzoge von Orleans, der dritte Sohn Heinrich IV. und Bruder Ludwigs XIII.[735], Johann Baptist Gaston[736], mußte, weil der königliche Bruder die raschen Fortschritte derselben in allen geistigen und körperlichen Uebungen mit Neid und Eifersucht bemerkte, in eine Umgebung gebracht werden, die ihn wieder verdarb. Der Prinz that es bald in Schlechtigkeit allen Andern zuvor und damit und mit ohnmächtigen Anstrengungen, dem König und Richelieu[737], dessen Herrn und Minister, durch öffentliche Aufstände, Einbrechen mit fremden Truppen, geheime Bündnisse und Verschwörungen Achtung und Anerkennung abzuzwingen, verbrachte er sein Leben und vernichtete sein Glück und seine Ehre. Treulos war all sein

---

[735] Siehe hierzu S. 186, Anm. 646.

[736] Gaston d’Orléans (1608–1614).

[737] Der frz. Kardinal und Staatsmann Armand-Jean du Plessis, 1er duc de Richelieu (1585–1642), am 3. November 1622 zum Kardinal erhoben. Der Stich wurde nach der Vorlage des berühmten Portraits von der Hand Philippe de Champaignes (1602–1674) von Jacques Lubin (1659–1703) geschaffen.

Beginnen, er verließ und verrieth seine ergebensten Freunde, kämpfte gegen die eigenen Verbündeten und blieb eine Pestbeule des Reichs, bis er, aus Paris verbannt, auf seinem Schlosse zu Blois (1660) starb. Sein Sohn Philipp I.[738] ist der Gründer des Reichthums der Familie Orleans, denn er vereinigte nach und nach mit Orleans die Herzogthümer Valois, Chartres, Nemours und Montpensier. Aber was machte man aus ihm! In Frauenkleider gesteckt, mit Wollust und Spiel geistig und körperlich entnervt, damit er die Eifersucht seines königlichen Bruders (Ludwigs des Vierzehnten) nicht errege, starb er eben so verachtet als verächtlich. – Dieses Philipps Sohn und Nachfolger, Philipp II.[739], war von der Natur mit körperlichen und geistigen Vorzügen fast verschwenderisch ausgestattet; aber noch verschwenderischer mußte er damit umgehen, weil der eitle Ludwig XIV. befürchtete, durch diese Nebensonne verdunkelt zu werden. Schamlose Weiber und Wüstlinge der verworfensten Art bildeten seine Gesellschaft, nachdem man ihm den Weg zu Ruhm und Ehre in Staat und Feld abgeschnitten hatte. Nur bisweilen wandelte der alte gute Geist die läppischen Beschäftigungen des Herzogs in edle, ernste um, sein scharfsinniges Urtheil und seine reichen Kenntnisse in der Mathematik, Chemie und im Kriegswesen erwarben augenblickliche Erfolge und Anerkennung; aber die erbärmliche Kunst des Königs und seiner Kreaturen, alle besseren Kräfte um sich her zu um stricken und auszusaugen, und die tief gewurzelte Lasterhaftigkeit der Orleans ließen es zu keiner nachhaltigen Erhebung kommen. Er stand in dem Rufe der Giftmischerei und wurde beschuldigt, seine Frau, den Dauphin, den Herzog und die Herzogin von Burgund, den Herzog von Bretagne und Andere durch Gift gemordet zu haben. Dieser vom Hof eifrig genährte Verdacht machte den Herzog zum Gegenstand des Abscheus im ganzen Volke. Vergeblich bat, flehte Orleans um strengste Untersuchung gegen sich; der König war königlicherer Ansicht: er erachtete ein Rechtsverfahren der Ehre des fürstlichen Standes unwürdig. So hoch reichte damals der Arm der Gerechtigkeit noch nicht, daß auch Glieder der gekrönten Sippschaft unter ihrem Schwerte gestanden hätten. Der Niedertracht die Krone aufzusetzen, geschah es, daß nach Ludwigs XIV. Tode das Parlament diesen wie die Pest geflohenen Mann als Regenten von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs des Fünfzehnten anerkannte! Sein Walten beschleunigte die Verarmung des französischen Volks, die furchtbarste Zerrüttung des Staatshaushalts und den Ausbruch der Revolution. Alles gemünzte Geld hatte er mit Hülfe von Laws[740] Zettelbank in seine, seiner Mätressen und Kreaturen Hände zu bringen gesucht, das Land mit Papiergeld überschwemmt, Hunderttausende um ihr Vermögen gebracht, den Staatskredit vernichtet und dem Volksgeiste dadurch, daß er das Laster zum Thron erhob und die Sittlichkeit dem öffentlichen Gespött Preis gab, unheilbare Wunden geschlagen. Würdig seines Lebens starb er an einem Blutschlag in den Armen einer Hetäre, der Herzogin von Phalaris[741], 1723. Doch nieder mit dem Vorhang vor solchen Bildern, für deren unermeßliche Schuld der Himmel nicht bloß die Kinder bis ins dritte und vierte Glied[742], sondern auch das französische Volk strafte, daß es ein solches Scheusal ertrug.

Wir übergehen minder wichtige Gestalten unserer schwarzen Gallerie und treten vor – Philipp Egalité[743], den elenden Hanswurst der Revolution, Vater Ludwig Philipps, des letzten Königs von Frankreich. Ludwig Philipp Joseph war in der ersten Blüthe einer der schönsten und geistvollsten Jünglinge in Frankreich, bevorzugt vor Millionen durch Talent und Geburt. Aber noch hatte er das achtzehnte Jahr nicht erreicht, so war sein Körper von ekelhaften Krankheiten zerfressen, sein edles Gesicht von Geschwüren und Ausschlag entstellt, sein Herz vergiftet, sein Geist an das Gemeinste, Abscheulichste gewöhnt und er selbst ein Gegenstand des Abscheus und Entsetzens. Wie vom Volke, so vom Hofe gehaßt, zettelte er gegen diesen schmutzige Intriken an, wie dies überhaupt längst ein erbliches

---

738 Philippe I[er] de Bourbon, duc d'Orléans (1640–1701).

739 Philippe II de Bourbon, duc d'Orléans (1674–1723).

740 John Law de Lauriston (1671–1729); er hatte 1716 die „Banque Royale“ gegründet und Kredite auf der Basis von Papiergeld vergeben. Darüber hinaus hatte er 1717 „La compagnie du Mississippi“ ins Leben gerufen, deren hochspekulative Geschäfte zwei Jahre später spektakulär platzten.

741 Marie-Thérèse Blonel de Phalaris (1697–1782), die letzte Maitresse von Philipp II de Bourbon (siehe hierzu S. 216, Anm. 739).

742 Siehe hierzu S. 147, Anm. 492.

743 Ludwig Philipp II. Joseph (frz. Louis-Philippe II Joseph, duc d'Orléans; 1747–1793; hingerichtet).

Streben in der Familie Orleans geworden war. Vor Allen verfolgte er die Königin Maria Antoinette[744] mit dem bittersten Groll. Zwei Parteien, die der Königin und die des Prinzen, zerspalteten in Kurzem nicht nur den Hof, sondern ganz Paris. Das Gewirre der Kabale schien die Pausen der Ausschweifungen des Herzogs ausfüllen zu sollen, und erst als es ihm nicht mehr Abwechselung genug bot, verlangte er einen hohen Kriegsposten. Er erhielt, statt den Rang eines Großadmirals, nur ein untergeordnetes Ehrenkommando, in dem er in der Schlacht bei Guessant[745] gerade so wenig Muth zeigte, daß zum Haß auch der Spott des Hofes und des Volks kam. In gleichem Schritt entfernte er sich vom Hofe und versank tiefer und tiefer in den Pfuhl der entehrendsten Laster. Nichtswürdigkeit konnte kein Hinderniß seyn für das Großmeisteramt der Freimaurerlogen in Frankreich, das ihm neue Werkzeuge der Intrike in die Hände gab. Beharrlich in der Schlechtigkeit, blieb er auch beharrlich in der Opposition gegen König und Hof. So fand ihn die Revolution, welche er als ein willkommenes Mittel der niedrigsten Leidenschaften begrüßte. Er wurde Mitglied der Nationalversammlung und nannte sich fortan – Bürger. Er verwendete Vermögen und Einfluß zur Anzettelung unaufhörlicher Aufstände, um die Macht des Königs zu stürzen. Er gedachte den Thron einzunehmen, wenn er den legitimen Inhaber vertrieben. Darum begab er sich eine Zeitlang nach England, wo er mit versteckter Arglist den Plan zur Ausführung vorbereitete, die Nation um den Preis der Revolution zu betrügen und sich selbst als ihr Erbe auf Frankreichs Nacken zu setzen. Er kehrte zurück, wurde der Bannerträger der Jakobiner, girirte sich als Sansculotte und trank das Blut der Aristokraten und Royalisten in vollen Zügen. Doch überfiel ihn zuweilen mitten im gräßlichen Spiel der Paroxismus[746] der Feigheit und es rüttelte ihn der Gedanke auf, daß er selbst mit seinem Vermögen nur ein Werkzeug zu Parteizwecken sey, die über das Ziel seiner Pläne hinausstrebten. Er sann endlich auf Umkehr. Zu spät! Des Hochverraths an der Revolution schuldig, fiel das sündenbeladene Haupt unter dem Fallbeil, dem das Ungeheuer Tausende von Unschuldigen als Opfer geliefert hatte.

Ueber Louis Philipp[747], „den letzten Bahrträger des Königthums in Frankreich," hat das Schicksal gerichtet, das ihn erzog und das er betrog, wie noch nie ein Fürst ärger es gethan. Wird nun Dunkel das fluchbeladene Geschlecht umhüllen, oder wird es noch einmal auf die Woge der Zeit gehoben werden und Macht empfangen, Völkerwehe zu schaffen und Nationen zu peinigen? Wer antwortet auf diese Frage?

Neuilly, das freundliche Schlößchen inmitten geschmackvoller Gartenanlagen, war Louis Philipps Sommerwohnung; der Ort, wo er die „Plage und Qual des Herrscherthums" zu vergessen trachtete unter seinen Blumen, seinen Büchern und seinen Sammlungen, welche das Seltenste und Schönste der Künste in sich vereinigten. „Nach Neuilly darf der König nicht kommen," sagte oft der alte Mann im Scherze, und wenn wichtige Staatsgeschäfte ihre sofortige Erledigung erheischten, so mußte ihn der Telegraph in die Tuilerien rufen, weil er nicht duldete, daß die Minister zu ihm kamen, um in seinem Sans-Souci mit ihm darüber zu verhandeln. Wer den König in diesem kleinen Hause, als Privatmann, von seiner Familie umgeben, beobachtete, mußte ihn lieb gewinnen und ahnete in ihm nicht den Hochverräther an seinem Berufe, seinem Volk und der Freiheit, welcher in Louis Philipp – dem Sklaven schmutziger Habsucht – auf dem Thron saß.

---

[744] Marie-Antoinette von Österreich (frz. Marie-Antoinette d'Autriche; 1755–1793; hingerichtet) hatte am 16. Mai 1770 den späteren frz. König Ludwig XVI. (siehe hierzu S. 144, Anm. 483) geehelicht.

[745] Die Seeschlacht bei Ouessant (engl. Ushant) am 27. Juli 1778 während des amerik. Unabhängigkeitskrieges.

[746] „Paroxismus, im Allgemeinen eine heftige, leidenschaftliche Aufregung, namentlich aber bei Krankheiten derjenige Zustand, wo das Fieber seinen höchsten Grad erreicht hat." (Damen Conversations Lexikon, Bd. 8, Adorf: Verlags-Bureau 1837, S. 112).

[747] Siehe hierzu S. 135, Anm. 455.



Das PANTHEON in PARIS

DCII. Das Pantheon in Paris.

„*Aux grands hommes la patrie reconnoissante!*“[748] Zu deutsch: Senf nach der Mahlzeit. Die Inschrift ist nicht der Arbeit werth. Gibt’s was Alberneres, als ein Beinhaus anzulegen mit solchem Titel und die Jahrhunderte als Sammler zu bestellen? und dies in Frankreich, in Paris, unter einem Volke, das für seine „*grands hommes de la patrie*“ in jedem Lustrum[749] einen andern Begriff hat? Für wie Viele, deren Namen man in Paris heute als Verbrecher am Schandpfahle liest, oder die zu Vincennes im Thurme sitzen, windet morgen vielleicht die Nation Lorbeerkränze! und wie so manche Aschenurne, der sie die Ehre des Pantheons votirte, zerschlug sie nach wenig Jahren und streute ihren Inhalt fluchend in alle Winde! Vom Kapitol zum tarpejischen Felsen[750] ist nur ein Schritt, vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur eine Spanne. – Rousseau ruhte im Pantheon und daneben – Marat[751]. –

Das Pantheon[752] selbst legt Zeugniß ab von der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge und Meinungen: – es ist die beste Illustration seiner stolzen Inschrift. Der Kardinal Richelieu wollte sich mit dieser wunderschönen Kopie des Heidentempels (des Pantheons in Rom) einen Stuhl im Himmel bauen, seine Kirche der heil. Genoveva sollte die schönste in Paris werden. Aber als die hohe Kuppel auf den schlanken korinthischen Säulen sich wölben sollte – da gaben die Fundamente nach, ein Theil des Baus stürzte ein und lange Jahre wußte man nicht, was daraus werden würde. Endlich erlangte der kühne Baumeister Soufflot[753] vom Hofe die nöthigen Gelder für die Vollendung nach einem abgeänderten Plane. Er baute die Kirche fertig. Sie hatte mehr als 30 Millionen Livres[754] gekostet. Nun kam die Revolution und die Schreckenszeit. Nach dem Prinzip der Gleichheit hätte sie gern den Herrgott guillotinirt. Da dies nicht anging, so jagte sie ihn. wenigstens aus dem Hause.

Das währte eine Zeit lang. Die Kirche wurde verschlossen, bis dem Konvente der Gedanke beikam, das *Ci-devant*[755]-Gotteshaus zu einem Beinhaus zu machen für irdischen Ruhm. Die Inschrift: „*Pour la gloire de l’ètre suprème*“[756] [sic!] wurde ausgetilgt, „*Aux grands hommes la patrie reconnoissante*“ dafür eingemeißelt, und die leeren Königsgrüfte wurden umgebaut in eine Reihe Zellen, deren jede den Sarkophag eines Mannes aufnehmen sollte, welcher sich um das Vaterland so große Verdienste erworben habe, um ein Votum der Nationalrepräsentation „für die Ehre des Pantheons“ zu rechtfertigen. Und es zogen ein in das stolze Haus des Ruhms: – wer? die Trefflichsten? nein! die wilden Thiere des Schreckens – voran Marat, das Ungeheuer, von dem die reine Hand eines opfermuthigen Mädchens das Land erlöst hatte. Charlotte Corday fiel auf dem Schaffot und ihr Haupt wurde den Hunden vorgeworfen; aber Marats Leichenzug zum Pantheon war ein Triumphzug und zu seinem Grabe pilgerte das rasende Volk wie zum Schrein eines Heiligen! Marat im Pantheon! – Was ist der Ruhm? Der Widerhall der Stimme der blinden, dummen, feigen Menge. Den Landräubern, den Despoten, den großen Schurken, den Peinigern der Völker hat es niemals an Lorbeerkränzen gemangelt: ein Cäsar trug sie und ein

---

[748] Frz., „Den großen Männern – das dankbare Vaterland!“

[749] Siehe hierzu S. 195, Anm. 681.

[750] Lat. saxum tarpeium bzw. rupes tarpeia; die südl. Spitze des Kapitolhügels in Rom, wo die Todesurteile durch Hinabstürzen des Delinquenten vollstreckt wurden.

[751] Siehe hierzu S. 144, Anm. 488.

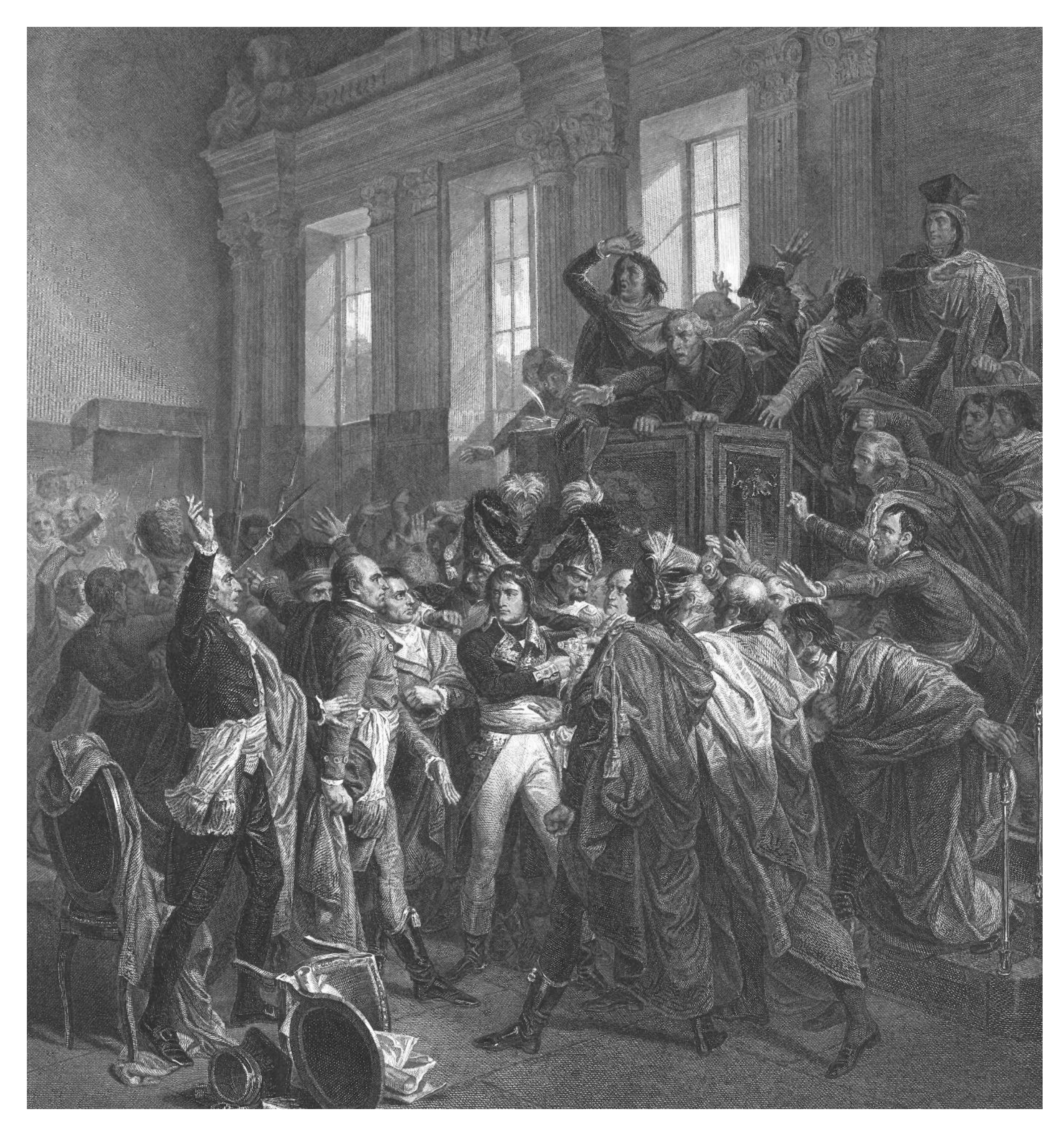
[752] Griech. πᾶνθεόν, pantheón, von griech. πᾶν, pān „alles“ und θεός, theós „Gott“: die Bezeichnung für ein allen Göttern geweihtes antikes Heiligtum.

[753] Das Gebäude wurde in den Jahren 1764 bis 1790 nach den Plänen von Jacques-Germain Soufflot (1713–1780) errichtet.

[754] Frz. für Pfund; sie war vom 9. bis zum 18. Jhd. die vorherrschende frz. Währungseinheit; 1 livre = 20 Sous = 240 Deniers. Durch die Verordnung vom 15. August 1795 wurde die Livre durch den Franc ersetzt.

[755] Frz., ehemalige, vormalige.

[756] Frz., „Zur Ehre des Höchsten Wesens“ (siehe hierzu S. 144, Anm. 486).



Der 18. Brumaire VIII.
(siehe hierzu S. 221, Anm. 760).

Alexander, ein Attila[757] und Dschinghis-Chan[758], und ein Friedrich Wilhelm IV.[759] sogar kann sie noch erwerben, wenn seine Anschläge auf Unterjochung und Eroberung gelingen. Zum Ruhm bedarf es nicht Vernunft, nicht Gerechtigkeit, nicht Freiheit, nicht Ehre: es bedarf nur – Erfolg. Was das Göttliche in uns als das Ruhm würdige wirklich bezeichnet, – das hat schon längst keinen Kurs mehr bei den Spendern der Ehren: der Dummheit und Schlechtigkeit der Massen und dem Despotismus der Gewaltigen. Belege dazu gibt jedes Geschichtsblatt. –

757 Attila († 453) seit 434 „König“ (rex) des Kriegerverbandes der Hunnen.

758 Dschingis Khan (mongol. transliteriert, Činggis Qaɣan; ca. 1155, 1162 o. 1167–1227), seit 1206 erster Großkhan der Mongolen.

759 Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), vom 7. Juni 1840 bis 7. Oktober 1858 König von Preußen.

Die Revolution sammelte ihre hervorragendsten Männer in die Zellen des Pantheons, bis der 18. Brümaire[760] die Revolution selbst an die Kette legte. In der Kaiserzeit wurde die Ehre des Pantheons obsolet: Napoleon vermied gern Reminiszenzen, bei denen der Vergleich von damals und früher so nahe lag. Das Pantheon wurde sogar eine Zeitlang geschlossen. Der Kaiser löschte jedoch die Inschrift nicht aus; er machte sie nur mit dem Ruhm der Welteroberung vergessen. Die Restauration war dreister, weil sie dumm war. Sie warf die Särge Rousseau's, Voltaire's etc. hinaus, verwies die Leichen der Revolutionsmänner auf den Todtenacker, löschte die Inschrift über der Pforte und gab die Kirche an die Pfaffen und an die heilige Schutzpatronin von Paris zurück. Glorreiche Zeit! Acht Wochen lang dauerte das Abwaschen und Abscheuern des profanirten Tempels mit geweihtem Wasser, das Räuchern, das Messelesen, der Klaggesang der Litaneien, und der ganze Hof steckte sich in das Büßergewand, prozessionirte zu den frischgeweiheten Altären und hörte andächtig die Strafpredigten gegen Revolution und Empörung und die Dankeshymnen für die Wiedereroberung des Heiligthums durch die siegreiche Kirche. Und ganz Paris wurde andächtig und ging wallfahrten zur heiligen Genoveva, wie es früher zum Grabe Marats gepilgert hatte. Was für ein wunderliches Ding ist dies Volk von Paris! Immer schwört's bei der Ewigkeit, bei der Ewigkeit des Ruhms, der Ewigkeit der Begeisterung, der Ewigkeit der Liebe und Treue und streitet der Wandelbarkeit aller irdischen Dinge ihr Recht ab. Und doch, wo in der Welt ist der Wechsel der Meinung und der Volksgefühle schneller und heftiger als dort? Wo ist ein Volk auf der Erde, das am Morgen seine Götzen williger zerbricht, die es den Abend gemacht hat? „Unbeständigkeit, dein Name ist – Paris!"

Die Julirevolution von 1830 vertrieb die Pfaffen und Heiligen abermals von den Altären, und die „großen Männer der Revolution", zum zweiten Male ausgegraben, kehrten noch einmal zu den Grabzellen des Pantheons zurück. Am 25. Februar 1848 verschwanden sodann mit den Orleans auch die letzten Reste des Königthums, die Lilien, von den Mauern und Monumenten. Am 22. Juni war das Pantheon das Hauptquartier der sozialen Republikaner, als sie die erste gewaltige Schlacht gegen die Republik des Kapitals und Besitzes schlugen. 1500 entschlossene Männer fochten hier noch zuletzt den schweren Kampf aus, mit dem für **Das** Mal die Partei unterlag, deren nächster Sieg den alten Bau der Gesellschaft einstürzen und die soziale Welt auf anderm Fundamente erneuern wird. –

In architektonischer Beziehung gilt das Pantheon für das schönste Gebäude der neuern Baukunst in Paris. Es hat im Grundriß die Kreuzform bei einer Länge von 335 Fuß und einer Breite von 253. Das prächtige Portal, genau nach dem des römischen Pantheons kopirt, wird von 22 korinthischen Marmorsäulen von fast 60 Fuß Höhe und 6 Fuß Durchmesser getragen. 4 Kolossal-Statuen schmücken es, die auf die Bestimmung des Gebäudes Bezug haben. 130 Säulen korinthischer Ordnung tragen die drei Schiffe des Tempels und 52 Säulen die 282 Fuß hohe, wunderschöne, von dem berühmten Gros[761] gemalte Kuppel. Von ihrer, die Laterne umgebenden Gallerie hat man den umfassendsten Ueberblick der Weltstadt, der Arena, wo Gewalt und Freiheit nach neuen Schlachten das Schicksal der Welt für lange Zeiten entscheiden werden. –

[760] Am 18. Brumaire VIII des frz. Revolutionskalenders (9. November 1799) hatte in Frankreich ein Staatsstreich stattgefunden, der die Herrschaft des Direktoriums beendete und damit letztlich die Französische Revolution. Napoléon wurde damit als Erster Konsul zum Alleinherrscher über Frankreich. Der Stich von Jean Jacques Frilley (1797–1850) erfolgte nach einer Vorlage von François Bouchot (1800–1842).

[761] Antoine-Jean Gros (1771–1835).

DCVII. Das Versailler Schloss.

Da stehst du, stolzer Bau, mit dem das Königthum die Nemesis[762] herausforderte und ihren Zorn auf sich lud! Da stehst du, Hieroglyphe einer Zeit, welche als die ruhmvollste Epoche der Geschichte der Menschheit begann und die der Stolz, der Segen, das Glück des Geschlechts geworden wäre, hätte man sie in ihrer Entwickelung nicht gestört. Aber tausend Teufel warfen Unkraut hinein in die reine Saat der Begeisterung und Aufopferung, damit sie ersticke; gestaut ward die Strömung, bis sie ihre Ufer überstieg und sich verheerend über das Land ergoß. Nicht Schranken noch Maaß waren dann mehr zu finden. Im wilden Fanatismus warf die franz. Revolution Jahrhunderte und Geschlechter durch einander, und ihres Schwerpunkts beraubt, kann sie das Gleichgewicht nicht finden bis auf den heutigen Tag. Ist aber das die Schuld Derer, die sie angefangen haben und die es redlich meinten mit der großen Sache der Menschheit? die furchtlos den schützenden Schild über sie erhoben und sich ihr hingaben mit ganzer Seele? Oder ist es nicht vielmehr die Schuld Jener, welche unablässig bemüht waren, sie zu vernichten, und Alles wieder ins alte Geleise zurückzuführen? – So viel aber auch untergegangen ist in den Stürmen, welche ihren Ursprung haben in diesem Hause des Verbrechens und des Schicksals, und so hoch auch der Preis war für das Errungene: der Gewinn für die Nation ist doch ein unendlich größerer gewesen. Ja, wäre auch nichts gewonnen und wäre durch die Revolution weiter nichts gerettet worden aus dem verschlingenden Rachen des Despotismus, als das Völkerrecht der Selbstregierung, so wäre das schon des Preises werth: denn gerettet wäre damit das kostbarste Kleinod und die Bürgschaft der bessern Zukunft.

Und dies soll auch uns trösten und beruhigen, wenn das Gewitter der Revolution zerstörend über blühende Saaten zieht und Felder verwüstet. Wir haben lange um Regen gebetet in dieser Dürre. Nun ist schwarz der deutsche Himmel, die festgeballten Wolken stehen am Horizont, die Blitze zucken herauf, der Donner rollt über Thal und Berg und in den Tiefen des Volks brausen die wilden Ströme. Aber seyd nicht bange! Der Athem des gütigen Weltgeistes weht auch in den heftigsten Stürmen, und vergessen sollen wir nie, daß die unermeßlich hoch aufgethürmte Schuld sein Zürnen, Rächen und Richten gebieterisch fordert. Wenn das Gewitter vorüber gezogen ist mit seinen Verwüstungen und seinen Schrecken, dann kommt tausendfacher Segen nach. Die Verlierenden sind doch nur die kleinere Zahl, und das Ganze gewinnt sicher. Freilich werden manche Pfeiler stürzen, Vieler Glück wird gebrochen werden unter den Donnerkeilen, und verfluthet und verschlemmt werden wird manche Wiese mit Millionen Blumen: aber knickt auch der Hagel tausend und aber tausend schwere Halme, stöhnst du auch mit wundem Herzen auf der Asche deiner Lebensgüter dein Gebet zum ewigen, unendlichen Geist der Welten: rechte nicht mit dem Blitze, der dich getroffen; denn du würdest mit Gott rechten, der das Wetter zuließ. Die Revolution ist eine Nothwendigkeit für Deutschland geworden, wie sie für Frankreich eine war und noch ist. Sie stürzt den Boden der Gegenwart um, ohne lange darnach zu fragen, was darauf steht, und wirft die Saat des Besserwerdens für künftige Jahrhunderte und Jahrtausende hinein. Wenn sie schonungslos verfährt mit dem Bestehenden: kann sie anders? Das Jetzt ist ihr nichts; die Zukunft ist ihr Alles! Und das Jetzt, das uns so zittern macht und zagend, was ist es? Ein Tropfen im Ozean. Und unser Leben? Ein verhallender Laut. Und unser irdischer Besitz? Ein flüchtiger Traum. Und wenn nun das Rad der Revolution über dein Glück zermalmend hinrollt, wenn es in Stücken geht in der großen gewaltigen Fluth der unvermeidlichen Umwälzung: so ertrage es mit christlicher Demuth. Hast du aber Alles verloren auf Erden, so suche Trost im Blick zum Himmel. Dort steht ja dein Stern der Ewigkeit.

Am linken Seineufer, 4 Stunden von Paris, in einer freundlichen Hügellandschaft, liegt Versailles, – „des Königthums verzogene Tochter," jetzt eine arme verlassene Waise. Erst seitdem die

[762] Nemesis (griech. Νέμεσις, Némesis, „Zuteilung [des Gebührenden]"), in der griech. Mythologie die Göttin des gerechten Zorns, der ausgleichenden Gerechtigkeit, womit sie zur Rachegottheit prädestiniert war.


DCVII
Reiss del.
Wagner sc.
CHATEAU de VERSAILLES
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

Eisenbahn die Stadt mit Paris verbindet[763], fand ihr Verfall eine Grenze. Versailles ist jetzt gleichsam nur eine Vorstadt der Metropole; denn die Fahrt dauert nur 20 Minuten. Darum kann es nicht in Erstaunen setzen, daß die Bahn jährlich 3–4 Millionen Reisende befördert; an manchem schönen Sonntag allein 40–50,000. Der Versailler Bahnhof liegt hoch und gewährt einen großen Anblick. Man übersieht die mit uralten Hainbuchen bepflanzten Avenuen zum Schlosse, und zwischen ihnen streckt sich die Stadt aus mit breiten, schönen, schnurgeraden Straßen, in welchen hie und da sich ein Palast oder eine Kirche im Rococostyl bemerklich macht. Aber die Stadt ist wie ausgestorben, Gras überzieht das Pflaster, manche Häuser sind geschlossen und ohne Bewohner. Die Bevölkerung, die in den Tagen des Glanzes 110,000 war, ist auf ein Fünftel gesunken.

Das Schloß, „an dem sich Frankreich arm gebaut hat," liegt isolirt auf einer Landhöhe. Der erste Anblick rechtfertigt die Vorstellungen nicht, die man gewöhnlich mitbringt; man denkt sich einen Palast von ungeheuerer Dimension, und findet eine Menge Paläste, die, einzeln betrachtet, weder durch Bauart, noch durch Größe imponiren. Erst wenn man die Gesammtheit als kolossale Einheit auffaßt, bekommt man einen Maßstab der Größe, die nicht zum zweiten Male in der Welt vorkommt, und erst durch die Reflektion wird der Eindruck gewaltig. Wie verloren irrt das Auge von Gebäude zu Gebäude der unermeßlichen Gruppe, die nach dem Park zu eine Fronte von fast 2000 Fuß einnimmt. Der reiche Schmuck der Attike[764] mit Vasen, Statuen und Trophäen verleiht dem Ganzen die Weihe und die Heiterkeit der Kunst und stempelt jedes Gebäude zu einem Prachtbau, in dem der denkende Beschauer den treuen Ausdruck in der Geschichte, Literatur und Kunst des glänzendsten Zeitalters Frankreichs wiederfindet. Versailles mit seinem Schloß und Park ist der wahre Spiegel der Zeit und der Welt Ludwigs XIV., jener verrufenen Perückenzeit, in welcher die Menschen Unnatürlichkeit und Lüge auf denselben Altar stellten, von dem sie die Wahrheit gestürzt hatten, und die jene Teufeleien zur Weltgeltung brachten, welche noch jetzt als Vornehmheit, Repräsentationsmanier, Würde, Anstand und Etikette in der Gesellschaft Kurs haben und den Schein und die Heuchelei zu geselligen Tugenden erheben.

Die Schloßgebäude sind auf 3 Seiten von dem unermeßlichen Park eingeschlossen, in dem die rococofreundliche Jetztwelt das Meisterwerk des berühmten Le Notre[765] bewundern kann. Es ist in seiner Weise allerdings ein großes Kunstwerk. Die richtige Berechnung starker Effekte durch die schöne Vertheilung großer Massen und die strenge Regelmäßigkeit des Styls in der Anordnung bringen die Anlage mit dem Palast und dessen Verzierungen im vortrefflichsten Einklang. Die feierliche Grabesstille, welche an gewöhnlichen Tagen in dem dann menschenleeren Park herrscht, erhöht nicht wenig die Größe des Eindrucks. Reich und geschmackvoll vertheilte Gruppen dunkler Bronzestatuen, welche wie entseelte Wächter einer fremden Welt an grauen, steinernen, wasserleeren Bassins ruhen und die Schaaren von Marmorstatuen, welche sich in blendender Weise aus dem dunkeln Waldesdickicht hervorheben, geben dem Ganzen ein geisterhaftes Ansehen. Man denkt an den Aufenthalt einer Fey oder verwünschten Prinzessin. Alle jene Werke sind aus den Händen der größten Künstler der Periode hervor gegangen (Desjardin[766], Conston[767], Girardon[768] etc.); die Bronzegüsse fertigten die berühmten Brüder Keller[769]. Sie stehen nun seit länger als anderthalb Jahrhunderten im Freien da, und nicht die geringste Beschädigung von frevelnder Hand hat ein einziges dieser Kunstwerke geschändet. Ihre Zahl ist Legion und deren Betrachtung könnte Tagelang unterhalten, wenn die Unnatur, die in diesem Park auf jedem Schritte Auge und Sinn verletzt, diese beschnittenen, himmelan ragenden Alleen von hundertjährigen Linden und Buchen, diese in die absurdesten Gestalten gezogenen Taxushecken mit den schnurgeraden, sich durchkreuzenden Wegen und steifen Blumenparterres, diese unzähligen Wassergötter und Fisch-

---

763 Die Strecke war im September 1840 als erster Abschnitt der Bahnstrecke Paris–Brest der „Compagnie du chemin de fer de Paris, Meudon, Sèvres et Versailles" eröffnet worden.

764 Siehe hierzu S. 194, Anm. 675.

765 Der Gartenarchitekt André Le Nôtre (1613–1700).

766 Der niederl.-frz. Bildhauer Martin van den Bogaert (alias Martin Desjardins; 1637–1694).

767 Der Bildhauer Nicolas Conston (1658–1733).

768 Der Bildhauer François Girardon (1628–1715).

769 Die schweiz. Erzgießer Johann Jakob (1635–1700) und Johann Balthasar Keller vom Steinbock (1638–1702).

gestalten, die mit weit aufgesperrten Rachen und Nüstern auf dem Trocknen sitzen und zu verlechzen scheinen, diese Verlassenheit und Oede, die allwärts hervortritt, nicht bald allen Genuß benähmen. Ein unbewußtes Verlangen nach der lebensfrischen Natur erfaßt den Besucher schnell und ein unheimliches Gefühl treibt ihn gewaltsam von dem Schauplatz einer abgestorbenen Zeit. Wer von der traurigen Eintönigkeit der absoluten Monarchie eines Ludwig XIV., zugleich aber auch von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit der menschlichen Dinge einen unauslöschlichen Eindruck empfangen will, der komme an einem stillen, trüben Tage in den Park von Versailles. – In ganz veränderter Gestalt erscheint aber derselbe an hohen Feiertagen, wenn die Pariser Welt herzuströmt und die großen Wasserkünste spielen. Das sind Volksfeste, und ein Volk versammelt sich dann wirklich in diesen sonst so menschenleeren Gärten. An einem solchen Tage führen bloß die Eisenbahnen an 100,000 Besucher her, und die ganze, 4 Stunden lange Straße von Paris ist mit Fuhrwerken aller Art bedeckt; nicht zehnhundert sind's, nein! zehntausend! Dazu kommen die Fußgänger – ein Kontingent von 50–60,000, – und so beleben sich Schloß und Park von Versailles plötzlich mit 4 Million frohen Parisern. Der wogende Menschenstrom zieht Alles mit sich fort, was sich ihm naht; und wer ihm entrinnen will, lagert sich zu den Tausenden auf den Grasplätzen und um die Bassins, – zu der Menge, die mit Ungeduld des Augenblicks harrt, wo sich der unsichtbare Athem von Göttern und Halbgöttern, von gähnenden Thieren und grinsenden Ungeheuern in sichtbare Wasserströme verwandeln soll. Ein Kanonenschuß ertönt; auf einmal beleben sich die Gruppen wie durch Zauber, die Wasser fangen an zu strahlen, zu rauschen und zu plätschern, mit jedem Moment wird die Szene lebendiger, und die hundert und aber hundert Gestalten erhalten auf einmal Sinn und Bedeutung. Dort streiten Tritonen mit Nereiden; hier ist Götterkampf und Thierheze; dort siehst du die Bewohner des hohen Olymps von Wasserkünsten gebadet, hier die reizenden Nymphen der Diana von Wasserglorien umstrahlt; Aesops[770] ganze Schöpfung, von den Ungeheuern des Waldes, den Thieren des Feldes, den Vögeln in der Luft an, bis zu den Fröschen und Mäusen, ist in Wasserkünste verwandelt, selbst die ernsten Götter der Unterwelt necken und spritzen sich, und Gladiatoren halten Zweikampf. Dazwischen steigen aus dem Boden empor und schießen von den Gipfeln der Bäume herab aus vielen hundert Röhren unzählige Wasserstrahlen, Wasserdampf sprüht einher und fällt als Regen auf die Menge nieder, die bald dahin, bald dorthin flüchtet in unbeschreiblicher Hast und Verwirrung. Denke dir dazu das tausendfarbige Zauberspiel des Sonnenlichts in dem weißen und schäumenden Gewässer und das Tosen und Brausen aus der Ferne von Wasserfällen und Kaskaden: denn wo du nur hinschaust, in jeder Durchsicht, in jeder Allee, auf jedem Platz, allenthalben sprudelnde, stürzende, steigende Wassergebilde und dazu das jubelnde, frohe, schäkernde Getümmel der Hunderttausende! Es ist eine Szene, die man in der Welt nur noch einmal antrifft: – in St. Cloud.

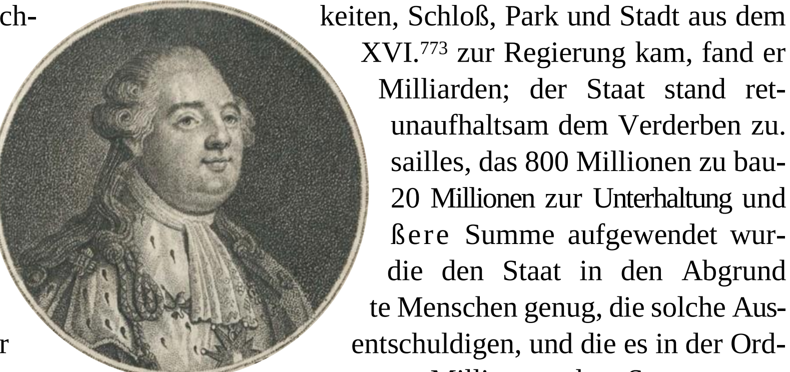
Trotz der großen Summe von fast einer halben Million Franken, welche die Republik auf Erhaltung der Wasserkünste zum Amüsement des Volks von Paris verwendet, gehen sie ihrem unvermeidlichen Untergange entgegen. Viele Fontainen versagen schon den Dienst, bei manchen bleibt das Wasser ganz aus, bei anderen quillt es nur stoßweise hervor, Röhren sind gesprungen und setzen ganze Distrikte des Gartens plötzlich unter Wasser, zum Schrecken der fliehenden Menge, während hier ein Wallfisch, dort ein Bär, da eine Schildkröte, hier ein zartes Nymphchen auf dem Trocknen sitzen und vergebens nach Erfrischung und Nässe sich sehnen. Die Erhaltung ist jetzt nur auf's Nothdürftigste beschränkt, und die ganze Herrlichkeit würde vielleicht schon dem Schicksal aller irdischen Dinge verfallen seyn, wenn die Regierung nicht wüßte, daß die „*grandes eaux*“[771] auch eine Lebensfrage sind für die Bürger von Versailles, denen das Schauspiel jährlich 4–5 Millionen Franks aus der Hauptstadt zuführt. Kaum haben nämlich die Drachenungeheuer am großen Bassin des Neptun ihr letztes kaltes Herzblut ausgeächzt, so erhebt sich alles Volk, und fort wälzt sich der Menschenstrom nach der Stadt, wo den Hungernden und Durstenden alle Thüren sich öffnen.

Fragen wir aber, was hat diese armselige Spielerei gekostet und auf welche Veranlassung und für welchen Zweck ward sie geschaffen? so lautet die Antwort: sie kosteten zu bauen und zu unterhalten während des Königthums 1200 Millionen Franks, und ein Despot schuf sie, um die üppige Phantasie

[770] Der griech. Fabeldichter Äsop (griech. Αἴσωπος, Aísōpos; 6. Jhd. v. Chr.).

[771] Frz., „die großen Wasserspiele“.

seiner Hure[772] zu befriedigen. Dies ist der schmutzige Ursprung dieser strahlenden Gewässer, und dies der Zauberstab, der all diese Herrlichkeiten, Schloß, Park und Stadt aus dem Nichts ins Daseyn rief! Als Ludwig XVI.[773] zur Regierung kam, fand er eine Schuldenlast von fünftehalb Milliarden; der Staat stand rettungslos am Bankerott und rann unaufhaltsam dem Verderben zu. Man hat berechnet, daß auf Versailles, das 800 Millionen zu bauen gekostet hat und jährlich 10–20 Millionen zur Unterhaltung und Verschönerung fraß, eine größere Summe aufgewendet wurde, wie die ganze Schuld betrug, die den Staat in den Abgrund stürzte. Und doch gibt es noch heute Menschen genug, die solche Ausgaben der Fürsten vertheidigen oder entschuldigen, und die es in der Ordnung finden, wenn ein König Millionen der Steuern verschwendet, um seiner Baulust zu fröhnen, seine Residenz zu schmücken, seine Eitelkeit oder seine Prunksucht zu befriedigen, während der arme Häusler die Kartoffeln ohne Salz essen muß.



Ludwig XVI. von Frankreich
(siehe hierzu S. 144, Anm. 483).

Ludwig XIV. hatte 1000 Pferde in seinem Marstall zu Versailles und 200 Hofwägen in den Remisen; 1200 Diener, 40 Kammerherren, 80 Pagen warteten seiner Person und 5000 Schweizer bewachten sie. Jedes Pferd kostete 8000 Livres[774] jährlich, die Tafel täglich 4000, der Keller jährlich 1 Million Livres. Die Livréen für seine Bedienten zehrten 500.000 Livres auf. Die besoldeten Tagediebe von Rang (die adeligen Hofchargen) erhielten 2 ½ Millionen; Wachslichter verbrauchte er für ½ Million, Seife und Parfümerien für 200,000 Livres. Die königliche Apothekerrechnung betrug im Durchschnitt 180,000 Livres; der König hatte 12 Leibärzte, und zu besonderen Gratifikationen für ärztlichen Rath gingen überdies noch 90,000 Livres auf. Er verschoß für 280,000 Livres Pulver auf seinen Jagden! – Und doch – furchtbare Wahrheit! – kostete dieser verschwenderische Hof Frankreich nicht so viel, als die Monarchie meinem armen Vaterlande. Ludwigs XIV. Hof war der Abgrund, der während einer langen Regierung die jährliche Durchschnittssumme von 38 Millionen Livres verschlang; aber die 34 deutschen Fürstenhöfe und Zivillisten kosten täglich fast hunderttausend Gulden[775], also fast das Doppelte! Athme Einer leicht auf bei dieser Rechnung; ich kann's nicht. Ich kann's nicht, wenn jährlich 100,000 Deutsche an den duftenden Hofküchen vorüber wandern, um in einem fremden Welttheil den Hunger zu stillen; ich kann's nicht, wenn ich lese, daß ein deutscher König in dem letzten kalten Winter „die Gnade" hatte, den erfrierenden Armen in seinem warmen Marstalle neben den Pferden ein Nachtlager zu gestatten; ich kann's nicht, wenn man erzählt, daß an einem deutschen Hofe die Hühner mit Reis und die Pferde mit Waizenbrod gefüttert wurden, während in Schlesien die armen Weber vor Hunger starben; ich kann's nicht, wenn gesagt wird, daß eine Lola Montez[776] in einem Jahre mehr erhielt von einem ehebrecherischen König[777], als die gesammten Armen seines Königreichs; ich kann's nicht, wenn die Töchter einer andern Fürstenhure mit Millionen ausgestattet werden, die man dem ärmsten deutschen Lande auspreßt; ich kann's nicht, wenn regierende Herren Herrschaften kaufen in fremden Ländern von dem Gelde, das sie dem eigenen Lande entziehen, und Millionen in Sicherheit bringen in den Banken des Auslandes, während die Finanzen ihrer Länder dem Bankrott nahe stehen und ihre Bürger über den unsinnigen Staatsaufwand an den Bettelstab gerathen. Wenn ich von Hofsängerinnen höre, die mit ihren Flötenliedern Landesväter in den Schlaf lullen, dann denke ich an das Weinen verlassener Waisen und darbender Wittwen; und wenn über neue Paläste und unnütze Prachtbauten schmeichelnde Gauner und Schranzen ihre Bewunderung aussprechen und alberne Menschen diese Purpurlappen auf des Volkes Bettlermantel mit Wohlgefallen angaffen, dann steigt mir die Röthe des Zorns ins Antlitz.

---

[772] Hiermit dürfte wohl Françoise de Rochechouart de Mortemart, marquise de Montespan (1640–1707) gemeint sein.

[773] Siehe hierzu S. 144, Anm. 483.

[774] Siehe hierzu S. 219, Anm. 754.

[775] Siehe hierzu S. 94, Anm. 335.

[776] Die irische Tänzerin Lola Montez (eigentl. Elizabeth Rosanna Gilbert; 1821–1861).

[777] Ludwig I. (1786–1868), vom 13. Oktober 1825 bis 20. März 1848 König von Bayern.

Mag diese Sprache Vielen nicht gefallen, mag das Feuer meines Gefühls und meiner Rede den Haß von tausend Köpfen gegen mich entzünden; wenn es tausend Herzen erwärmt, sie erglühen macht und aufstachelt zum Haß gegen die Geister der Herrschsucht, Habsucht, Lüge und Gleißnerei, welche das Unglück der Völker verschulden, so soll mich's nicht kümmern. Mein Wort ist wohl nur ein Wort, kein Schwert; aber Donnerkeile hat das Volk, und es wird sie schleudern zu rechter Stunde. –

Die unermeßlichen Anlagen von Versailles – Schloß, Park und Stadt – sind ganz das Werk Ludwigs XIV., des eitlen Tyrannen.

Im Jahre 1660 begann der Bau. Er ward fortgesetzt bis 1685 und blieb unvollendet; denn der wahnsinnigen Verschwendung, welche alle Jahre tollere Pläne zur Erweiterung der Anlagen entwarf, versagten endlich die Mittel zur Ausführung. Nach des Gründers Tode wurde Versailles der Schauplatz jener viehischen Laster, die Alles besudelten, was mit dem Hofe des Regenten und Ludwig XV.[778] in Berührung kam; Ludwig XVI. aber fand den Staat schon in Fäulniß, und durch die Noth zu Einschränkungen gezwungen, begann bald nachher der Verfall jener Schöpfungen, welche, als das glänzendste Monument der Monarchie, nothwendig auch alle Schicksale derselben theilen mußte. Versailles ist mit ihr gestiegen und mit ihr gefallen, und es soll sie nur überleben, um Frankreich ein bleibendes Erinnerungsmal der fluchwürdigsten Dynastenherrschaft zu lassen und der Nation ein Warnungsmal für kommende Zeiten.

Während der Revolution wurden die Kunstschätze des Schlosses nach Paris ins Nationalmuseum gebracht, vieles Kostbare verschleppt, das Mobiliar versteigert, und die stolze Wohnung der Könige zur Invalidenkaserne gemacht; der Park aber wurde vom Konvent in 3000 Loose getheilt und den Armen geschenkt. Endlich sah man jedoch ein, daß Versailles einer bessern Bestimmung werth sey, als in Ruinen zu fallen, und Männer wie Gregoire[779] setzten es durch, daß man die Invaliden entfernte und die Gebäude vor fernerer Verwüstung schützte. Es wurden zwanzig Säle zu einem „Museum für die französische Malerei" hergerichtet und die „Zentralschule für die schönen Künste" ward ins Schloß verlegt. Damit war die Verwandlung des Hauses der Despotie zu einem Tempel der Kunst angebahnt. – Napoleon verwendete 3 Millionen jährlich auf die Ausbesserung der Gebäude und Anlagen; die Restauration aber setzte das Werk der Wiederherstellung der Königsburg aufs Eifrigste fort. – Da warfen auf einmal die Pflastersteine des Juli[780] die älteren Bourbons[781] von dem Throne! Louis Philipp, ihr schlechter Erbe, gab auf die Frage: was soll mit dem verhaßten Versailles werden? die kluge Antwort: ein Tempel des Ruhms für die Nation. Das ist er geworden. In mehr als 100 Sälen und Zimmern hat die Kunst – durch Pinsel und Meisel – die Geschichte Frankreichs geschrieben, eine Geschichte in Hieroglyphen, – in Gemälden und plastischen Werken, – großartiger, als die in den Königsgräbern und Tempeln von Theben.

[778] Siehe hierzu S. 154, Anm. 503.

[779] Der frz. Priester, konstitutionelle Bischof und Politiker Henri Grégoire (1750–1831).

[780] Der Julirevolution von 1830 (siehe hierzu S. 8, Anm. 9).

[781] Karl X. (siehe hierzu S. 145, Anm. 491).



VINCENNES
Schloss und Staatsgefängniss
bei Paris.

DCX. Vincennes,
Veste und Staatsgefängniß bei Paris.

In dem Wallgraben jenes Schlosses führt man den Wanderer zu einem einfachen Stein, der eine traurige Geschichte erzählt. Ein Jüngling aus dem Geschlechte der Könige von Frankreich ist dort erschossen worden. Er war kein Verbrecher nach dem Ausspruch seines eigenen reinen Gewissens und nach dem Urtheil der Welt; er lebte in dem festen Glauben, daß auf die Krone der französischen Nation seinem Stamme ein göttliches Recht verliehen sey, und mit diesem Glauben trat er für sein Recht bewaffnet in die Schranken. In Frankreich war aber ein anderes Recht zur Gewalt gekommen, und diese Gewalt tödtete ihn. Das ist die Geschichte.

Es bedeutet wenig, daß dieser Jüngling ein Herzog von Enghien[782] war, und eben so wenig, daß er talentvoll und wohlgestaltet in der Blüthenzeit des Lebens stand. Wie viel Edleres und Herrlicheres frißt jeder Krieg, vernichten tausend dämonische Mächte auf dem Erden- und im Geisterreich! Daß aber die Gewalt den Mantel der Gerechtigkeit um sich werfen und mit dem Schwerte derselben eine That der Rache und Heimtücke vollbringen konnte, das ist das Fluchwürdige der Begebenheit. Napoleon machte sich durch dieselbe zum gemeinen Mörder, und sie stürzte ihn tiefer hinab, als zehn verlorene Schlachten.

Noch Traurigeres erzählt uns das Schloß selbst, das von jenen starken Thürmen beschützt und bewacht wird. Es ist ein Staatsgefängniß. – Wo der Verbrecher seine Strafe leidet und in einsamer dunkler Zelle, oder an harte Arbeit gefesselt, begangenes Unrecht abbüßt, da mag der Genius der Menschheit, wenn auch trauernd, doch versöhnt vorüberziehen. Nothwendigkeit ist selbst ein Trost, und Gerechtigkeit ist die festeste Säule des Staatsbaus; bei ihr muß eine zwar immer menschliche, doch unbestechliche Schutzwacht stehen. – Aber sind es nur Verbrecher gewesen, die dort ihre Stirne an das Eisengitter preßten und jammernd zu den Wolken des Himmels emporblickten? oder die tief unten in der Kerkernacht schmachteten, auf lange, ja, wohl auf ewig geschieden von Gottes Licht und Luft? – Nein! Mit dem Missethäter, mit dem Auswurf der Menschheit theilten das gleiche Loos auch Männer, die in ihrem Innern keine schuldige Stelle fanden, Männer, die für ihre Partei, für ihren Glauben, für ihre Ueberzeugung muthig das Höchste, das Liebste im Leben gewagt, die im edelsten Kampf auf Erden, in dem für Freiheit und Vaterland, die theuersten Opfer gebracht hatten: kurz, jene Männer, die als „politische Verbrecher“ von jeher mit der schmählichsten Rachsucht, mit der grimmigsten Wuth von ihren siegreichen Gegnern verfolgt und mißhandelt worden sind. Und solcher Märtyrer barg dieses französische Staatsgefängniß zu jeder Zeit in seinen Mauern.

Schmerz ergreift uns bei dem Gedanken, daß, soweit unser Auge in die Vergangenheit der Völker zurück blicken kann, jeder Schritt vorwärts auf dem Pfade der Besserung, der Veredelung, der Vervollkommnung der menschlichen Zustände in Staat und Kirche, Schule und Familie auf den hartnäckigsten Widerstand traf und mit höchstem Kraftaufwand erkämpft werden mußte. Tiefer Schmerz faßt uns bei dem Hinblick auf ganze Geschlechter, Völker und Nationen, denen jeder Schritt vorwärts so lange unmöglich gemacht worden, bis die Widerstandskraft und der Kampfmuth versiegt waren, und die wir nun vor uns sehen zu Automaten vertrocknet, in denen der Geist, das Feuer des Lebens, erloschen ist. Das niederdrückende Gefühl, das uns vor solchen verknechteten Menschenmassen ergreift, wird nur gemildert durch die Erinnerung an die einzelnen hervorragenden Gestalten jener Männer, die im Ringen gegen die Gewalt Ehre und Heil ihres Geschlechts zu retten gesucht, und selbst im Untergange, im tiefsten Fall und niedrigsten Elend, noch erhaben und leuchtend vor uns stehen: – Sterne in dunkler Nacht.

Ihr Ringen, wenn auch erfolglos, war inzwischen nicht vergeblich! Ihre Saat, wenn auch vom Fußtritt der Tyrannei noch so tief in den Boden gestampft, geht dennoch auf! Sie können den Boden nicht vernichten, die Saat nicht tödten, die finstern Mächte, welche ihre Geißeln über die Völker schwingen! Sie keimt im Boden, sie bricht über Nacht hervor, sie wächst hinan zum Riesenbaume, der die Gipfel den Wolken zustreckt und Jahrtausende dauert, während jene ersticken in ihrem eigenen Unkraut, das sie allein mit Liebe gepflegt haben. Durch tausend Beispiele predigt die Geschichte den Unter-

[782] Louis Antoine Henri de Bourbon, duc d’Enghien (1772–1804); Napoléon ließ ihn am 14./15. März 1803 aus Ettenheim in Baden entführen und machte ihm einen Schauprozeß, um die royalistischen Gegner abzuschrecken.

drückten: Bewahrt den Boden rein, die Saat der Edlen geht auf und auf ihren Gräbern ärndten kommende Geschlechter: – ihr Tod ist das künftige Leben der Freiheit.

Ja, so ist es! Baut immerhin Gefängnisse, um deren fensterlosen Thürme die Raben und Eulen flattern, und deren schauerlicher Anblick gemeine Seelen mit Schrecken erfüllt! Foltert die Helden des Volks durch heimliche Gerichte, dunkle Kerkerhaft und rohe Beschimpfungen; dingt die Banditen der Feder, daß sie die Männer des Volks mit niedrigem Verdacht besudeln; oder hetzt die dressirten Söldlinge an sie; macht den Belagerungszustand permanent für jedes Städtchen, das Standrecht zum einzigen Recht in jedem Dorfe und auf jedem Kreuzwege den Galgen zum Wegweiser für den Himmel: so wenig wie von Lady Macbeth's „kleiner, weißer Hand des Mordes Blut wäscht das tiefe Meer"[783], so wenig könnt ihr der folternden Ueberzeugung entrinnen, daß alle Schreckungssysteme mit Standrecht, Marter und Gefängniß die stärksten Mittel sind, den Sinn und die Treue für Volksehre und Bürgerfreiheit in jedem braven Mann zu befestigen. Die Tyrannei war allezeit Thorheit; aber die größte ist sie im neunzehnten Jahrhundert. Was nützt es, daß sie die Bedienten- und Hasenherzen schreckt, die auch ohnedem der Willkür immer gehorsam sind? Männerherzen flößt sie keine Furcht ein; da weckt sie nur **Verachtung**! Die Weltgeschichte aber sagt den Tyrannen mit einem Blick, der ihnen Grauen in die Seele gießt, daß die geworfene Saat aufgeht, und daß wie ihre Saat ist, so die Aerndte. **Ihre** Aerndte aber reift schnell, – sie düngen ja mit Blut. Die Saatfelder des Despotismus, wie stehen sie so üppig, wie sind sie unabsehlich! Betrachtet – meine Freunde! – den Welttheil von seinem Westrande an, wo ihn der Ozean bespült, bis zu den Steppen Asiens: überall seht ihr blutgetränkte Fluren, grünend, schossend, reifend! In Portugal, wie in Spanien, in Italien, wie in Griechenland, in Deutschland, wie in Frankreich, in den Niederlanden, wie in Dänemark, in Ungarn, wie in Polen, in der Türkei, wie in Rußland – allenthalben haben Königsschwerter gepflügt und Königshände gesäet – und was ist aufgegangen? – Auf der pyrenäischen Halbinsel der Bürgerkrieg in Permanenz[784], geschaffen und gepflegt von herrschsüchtigen Prätorianern und Pfaffen, blödsinnigen Thronprätendenten und zwei lüderlichen Messalinen[785], welche spielen mit der Krone des Volks, das sie bestehlen und quälen. Wo 40 Millionen Menschen frei und glücklich leben könnten, ist die Bevölkerung bis auf 4 zusammengeschmolzen, und diese kümmerlichen Reste hetzt man auf einander, sich gegenseitig zu erwürgen, auf daß die königliche Diebsbande Zeit gewinne, die letzten Reichthümer der Nation zusammen zu raffen und in Sicherheit zu bringen. Während Spanien so aus einem Paradiese zur Mörderhöhle wird, und aus der edelsten Nation eine Heerde wilder Thiere, besorgen die „Vettern" die königliche Saat im Hesperidenlande[786], in Italien. Neapel und Sizilien sind Bettel- und Räuberherbergen geworden; allgemeine Verdummung, Hofverschwendung, Lazzaroni-Regiment[787], Revolution und Volksmord grünen

---

[783] Hier haben wir es wieder einmal mit einem sehr freien (und, was die Person anbelangt, falsch zugeordneten) Shakespeare-Zitat Joseph Meyers zu tun. Macbeth spricht im 2. Akt, 2. Szene: "Will all great Neptune's ocean wash this blood \ Clean from my hand? No; this my hand will rather \ The multitudinous seas incarnadine, \ Making the green one, red." Worauf Lady Macbeth erwidert: "My hands are of your colour, but I shame \ To wear a heart so white."

[784] Die sog. Carlistenkriege (1833 bis 1840, 1847 bis 1849 und von 1872 bis 1876), in denen die unter Don Carlos (1788–1855), dem Bruder des verstorbenen Königs Ferdinand VII. (span. Fernando VII; 1784–1833), vereinigten Befürworter einer absoluten Monarchie gegen die sich um die unmündige Königin Isabella (span. Isabel II de España; 1830–1904; Königin von 1833 bis 1868) gesammelten konstitutionellen Monarchisten um die Vorherrschaft kämpften. Diese politischen Auseinandersetzungen wurden – ähnlich wie später während des span. Bürgerkriegs von 1936 bis 1939 – von beiden Seiten mit unvorstellbarer Grausamkeit geführt.

[785] Königin Isabella (s. o.) und die span. Regentin Maria Christina von Bourbon, Prinzessin Beider Sizilien (span. María Cristina de Borbón, princesa de las Dos Sicilias; 1806–1876), die bis 1840 anstelle ihrer unmündigen Tochter regierte.

[786] Hesperien (griech. ἑσπέρα, hespéra, Westen), in der antiken Literatur ein westl. gelegenes Land, meist mit dem heutigen Italien in Verbindung gebracht, gelegentlich auch mit Hispanien; der Begriff leitet sich ursprüngl. von Hesperos (griech. Ἕσπερος, Hésperos), dem Abendstern, ab.

[787] Vom 17. bis zum 19. Jhd. Bezeichnung für die Ärmsten der neapolitanischen Unterschicht, also für die, die weder über ein halbwegs geregeltes Einkommen noch eine feste Bleibe verfügten. Die Lazzaroni hatten sich bei den Erhebungen gegen die Bourbonenherrschaft in den Jahren 1820 und 1848 stets auf die Seite des Königtums geschlagen und bei der Niederschlagung der Aufstände an den Insurgenten grausamste Vergeltung geübt.

und blühen, Dank dem Königsverrath an der Nation, seit den Tagen der europäischen Restauration. – In Rom aber, in dem Lande, wo Staat und Kirche zu einem Wort zusammengeflossen waren, versinken beide im unergründlichen Sumpf der langen Pfaffenwirthschaft, und selbst ein Pius[788] warf da vergebens den Rettungsanker aus. Das schöne Norditalien hingegen verkümmert und verblutet gar unter dem Doppel-Joch, das ihm einheimische und fremde Despotie auflegten[789]. – In Griechenland geht die Saat der Groß- und Schutzmächte auf; hier krümmt sich das seiner Selbstbefreiung nie froh gewordene Volk zwischen russischen Bärentatzen, französischen Katzenpfoten und englischen Goldfingern[790]. Vergebens leert Gott sein Füllhorn über das herrliche Land; Armuth und Verwilderung reichen sich die Hände und freche Gewalt dolmetscht höhnend eine freie Verfassung. – In Ungarn ist aus der habsburger Drachensaat die Republik emporgewachsen; die Säemänner stehen verwundert vor ihrem Werke und das Volk im Schmuck des Ehrenkranzes vor ganz Europa, gegen den der Despotismus nun wüthend mit der Knute schlägt[791]. – In Frankreich, wo die Tyrannei unter allen Gewändern so oft schon reifen sah ihre Saaten, da hat sie von Neuem bestellt ein reiches Blutfeld von Verderben, Fluch und Schande. Die jetzige Republik ist nur die falsche Firma für die Gewaltherrschaft eines Schurken[792] – die Aerndte ist noch zu erwarten und – an ihr wird Theil haben die Monarchie des ganzen Welttheils, die schon der Gedanke daran zittern und beben macht. – In den Niederlanden sind die Wunden noch nicht vernarbt, welche das schamlose Gladiatorenspiel zu Antwerpen schlug[793]. Die Holländer keuchen unter ihrer Bürde; Belgien aber lacht und tummelt sich frisch im Sonnenscheine seiner Freiheit, – dieser oranischen Fürstensaat. – In Dänemark hat der Abso-



Napoléon III.
(siehe hierzu S. 231, Anm. 792).

---

[788] Pius IX. (eigentl. Giovanni Maria Mastai-Ferretti; 1792–1878), seit 16. Juni 1846 Papst; er hatte sein Pontifikat als Reformer angetreten.

[789] Wie später in fast ganz Europa waren in Italien ab Januar 1848 revolutionäre nationale Erhebungen ausgebrochen, die zum Eingreifen des Königreichs Sardinien-Piemont führten, das ab Frühjahr 1848 den Kampf der Insurgenten für ein vereintes, unabhängiges Italien anführte. Österreich, das mit dem Königreich Lombardo-Venetien über große Teile Norditaliens herrschte, schlug die Erhebungen jedoch sukzessive nieder und mit dem Sieg des österr. Feldmarschalls Radetzky (tschech. Jan Josef Václav hrabě Radecký z Radče; 1766–1858) über die Truppen des Königreiches von Sardinien-Piemont am 23. März 1849 bei Novara war dem ital. Streben nach nationaler Einheit vorerst ein Riegel vorgeschoben.

[790] Das 1829 vom Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 56, Anm. 207) unabhängig gewordene Griechenland war stets Teil des grundsätzlichen Interessenkonflikts zwischen Rußland und der Türkei, da sich Ersteres zunehmend als Schutzmacht der gesamten Orthodoxie betrachtete, ein Anspruch, der schließlich 1853 im Krimkrieg (siehe hierzu S. 295, Anm. 1024) kulminierte, in dem Frankreich, Großbritannien und Sardinien-Piemont auf Seiten der Türkei gemeinsam gegen Rußland kämpften und dieses schließlich 1856 niederrangen.

[791] Auch in Ungarn war es im Zuge der fast europaweiten revolutionären Ereignisse von 1848/49 zu nationalistischen Erhebungen gekommen, für deren Niederschlagung das Kaiserreich Österreich den russ. Zaren um militärische Unterstützung gebeten hatte, die von diesem auch mit der für Rußland üblichen Brutalität bereitwillig gewährt wurde.

[792] Louis-Napoléon Bonaparte (1808–1873), seit 20. Dezember 1848 Präsident der 2. Französischen Republik; am 2. Dezember 1852 wurde er dann als Napoléon III. zum Kaiser der Franzosen proklamiert. Der Stahlstich wurde von William Holl d. J. (1807–1871) nach einer Photographie geschaffen.

[793] Die gewaltsame Sezession der Belgier in den Jahren 1830/31 von den Niederlanden, denen das Land beim Wiener Kongreß von 1815 zugesprochen worden war.

lutismus Hochmuth gesäet und die Demüthigung des Königthums ist aufgegangen. Die dänische Volksfreiheit wurzelt im Blute von Schleswig und Holstein, und in den jütschen Marschen schoßt die Saat beispielloser Königsperfidie und Unehre zu allgemeiner Entrüstung auf[794]. – In Polen hat die Allianz der Länderdiebe Drachenzähne in Unzahl ausgestreut. Ueberreich war schon die Aerndte der Peiniger; aber die überschwenglichste wird noch kommen. Polen wird seiner Mörder Tod. – In Rußland, dem Lande des Schweigens und des Schreckens grünen unabsehliche Felder. Sechzig geknutete Völker gehen dort im Joch und ziehen jetzt auf des Zaaren Geheiß nach Westen: aber – was keine Ukasen hindern können – der laue West der Freiheit weht sie dort an, und die Treiber beben. – Die hohe Pforte[795] aber, auf ihrem Aerndtewagen sehen wir sie zu Grabe fahren.

Und in Deutschland? Da haben Saat und Aerndte schon mehrmal gewechselt, seit Napoleons Schwert das Reich umgepflügt! Man säete in Wien und in Frankfurt, im heiligen Bund[796] und im Bundestag[797], in Karlsbad[798] und sonst wo. Alle geheimen Vorrathskammern des Absolutismus wurden aufgeschlossen und ein gestreut wurden in den Schooß der deutschen Erde die Giftkörner mit vollen Händen. Und die Frucht? sie brannte das Volk in den Eingeweiden; aber statt den Geist zu tödten, stachelte sie auf zum Widerstande. Der Hohn, die Arglist, die Lügenkunst und die Nichtswürdigkeit einer trugvollen Politik kamen zur allgemeinen Kenntniß und erregten den bittersten Haß. Die Vermehrung der Staatsbedürfnisse wuchs mit der Unzufriedenheit, und um Vertrauen und Ehrgefühl im Deutschen zugleich auszurotten, mußte die Wahrheit unterdrückt, die Presse geknebelt werden. In den Tagen der Befreiungskriege hatte das deutsche Volk Ehre gewonnen und Ansprüche auf die Dankbarkeit der Fürsten. In seiner Bescheidenheit verlangte es vor Allem nach Einheit des Reichs. Dahin hatten schon der Tugend- und der Männerbund gestrebt, dahin strebten die Burschenschaft mit ihren schwarz-rothgoldenen Hoffnungen, die Turngemeinden und die patriotischen Schriftsteller, wie Oken[799], Arndt[800], Fries[801], Luden[802] und Andere. Die Herren des Bundestags aber sahen in diesen Aussaaten nur die passende Gelegenheit, die Wirkung ihrer Vertilgungsmittel zu prüfen. Sie setzten aus den feilsten Werkzeugen der Macht eine Art Heilausschuß nieder und statteten ihn aus mit unbeschränktem Mandat zu Inquisition und jeder Gewaltthat. Von diesem wurde dann, seinen Instruktionen gemäß, vor dem verwunderten Europa eine deutsche, große, weit umgreifende General-Verschwörung auf Hochverrath proklamirt, die angeblich auf Fürstenmord ihre Erfolge baue, und ein Heer von Polizeibeamten und Spürhunden wurden über Deutschland losgelassen, aufzustöbern, zu hetzen und zu fangen. Alles, was den Plänen des Despotismus anstößig war. Die Gefängnisse füllten sich mit angeklagten Männern und Jünglingen, deren Verbrechen darin bestand, daß sie für „Kaiser und Reich“ schwärmten. Wie die ge-

---

[794] Am 8. Juli 1846 hatte König Christian VIII. von Dänemark (siehe hierzu S. 116, Anm. 392) die gemäß der „Lex Regia“ nur in seinem Land bestehende Gültigkeit der weiblichen Thronfolge in einem „Offenen Brief“ auf die seinem Schutz unterstellten Elbherzogtümer ausgedehnt, in denen das salische Recht galt. Damit drohte die Gefahr, daß Schleswig mit Holstein bei einem entsprechenden Thronwechsel in den dänischen Gesamtstaat eingegliedert wurde. Dagegen protestierte der deutschsprachige Bevölkerungsteil, der daraufhin die Deutsche Bundesversammlung in Frankfurt a. Main um Unterstützung anrief und im Herbst 1846 um formelle Aufnahme in den Deutschen Bund bat. Der Konflikt eskalierte in der Folge mit der Annexion der Elbherzogtümer am 28.1.1848 durch Friedrich VII. (dän. Frederik 7.; 1808–1863) zum deutsch-dänischen Krieg 1848/49, der mit dem Frieden von Berlin am 2. Juli 1850 endete, womit Preußen auf Druck Englands und Rußlands Schleswig-Holstein an Dänemark preisgegeben hatte.

[795] Die „Hohe Pforte“ (arab./osman. باب عالى, Bābıāli, „Hohes Tor“; frz. la Sublime Porte), Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 56, Anm. 207).

[796] Die „Heilige Allianz“, die die drei Monarchen Rußlands, Österreichs und Preußens nach dem endgültigen Sieg über Napoléon Bonaparte am 26. September 1815 in Paris abschlossen hatten. Frankreich war der Allianz dann 1818 beigetreten.

[797] Siehe hierzu S. 94, Anm. 336.

[798] Siehe hierzu S. 51, Anm. 182.

[799] Der Mediziner Lorenz Oken (eigentl. Lorenz Okenfuß; 1779–1851).

[800] Der Dichter und Politiker Ernst Moritz Arndt (1769–1860).

[801] Der in Jena Philosophie lehrende Jakob Friedrich Fries (1773–1843).

[802] Der Historiker Heinrich Luden (1778–1847).

meinsten Verbrecher schleppte man sie von Kerker zu Kerker, bis das Ungethüm der Mainzer Zentral-Untersuchungs-Kommission große Papiermassen in nichtsnutzige Aktenstöße verwandelt hatte. Akademische Lehrer, die Zierden der Nation, entfernte man aus ihren Auditorien, man band die Zungen und knebelte die Geister, kurz, man „stellte die Ruhe und Ordnung wieder her“.

Also wurde die Saat in den Boden gestampft zum zweiten Male. Manche edle Blüthe der Nation verwelkte im Kerker, Jünglinge mit vollen Locken und Feueraugen warf man hinter die Eisengitter, um abgestorbenen Greisen einst die Gefängnißthüren wieder zu öffnen.

Die Saat keimte still und unbeachtet unter dem Schnee des langen deutschen Winters! Als aber die Julisonne des Jahres 1830 ihn aufthaute, wie schoß sie empor! Sie war in Jünglingsherzen gestreut worden; nun ging sie in Männerherzen auf, deren eisernen Freiheitssinn die schweren Hämmer einer langen Zeit des schmachvollsten Drucks gehärtet hatten.– Auch diese Saat ward wieder zerstampft. Wieder war Treibjagd nach dem Edelwild von Memel bis nach Bacherach, und wir Männer des Volks waren vogelfrei für jeden Schuft, der einen gesinnungstüchtigen Bürger als Verschwörer angeben mochte. Wir wurden gehetzt von einem Hochverrathsprozeß in den andern, mundtodt erklärt, oder stumm gemacht hinter den Mauern der Kerker. Aber umsonst waren unsere Opfer nicht; das deutsche Volk hatte davon Gewinn. Es that einen Riesenschritt weiter: statt nach Reichseinheit verlangte es nach Volksfreiheit; Konstitution war das Stichwort jener Tage, und das allgemeine Verlangen war, daß der 13. Artikel der Bundesakte Wahrheit werde[803]. Das Volk forderte, daß alle seine Fürsten wie ehrliche Männer Wort halten sollten. Der gute Michel! er glaubte noch! Der deutsche Bund aber unternahm es, diesen Glauben auszurotten. Er steigerte das Abschreckungssystem auf den Gipfel; die Gefängnisse füllten sich an mit Staatsverbrechern, Hochverräthern, Majestätsbeleidigern, die der Sammelname „Liberale“ bezeichnete; denn das war damals der Schimpfname für Diejenigen, welche gegenwärtig von derselben Partei, welche jetzt als „konstitutionelle“ die alten konservativen Wege geht, als „Demokraten“ verfolgt werden. Und mit dem Bundestag machten die europäischen Fürsten Chorus. Polen fiel, das freie Frankreich sank, betrogen, in die schmutzigen Fesseln des Orleans, und Deutschland entschlummerte an der narkotischen Wirkung der Bundesbeschlüsse von 1832. Viele edle Männer alterten in den Kerkern; manche befreite der Tod. Es war finster geworden am Hoffnungshimmel der Nationen.

In diese trostlose Zeit fällt die religiöse Episode. Der Geist des deutschen Volks, dem das Politische verschlossen war, wandte sich zum Kirchlichen. Es begannen die religiösen Kämpfe in Deutschland, die in beiden Hauptheerlagern, im katholischen wie im protestantischen, mit gleichem Eifer geführt wurden. Aber auch hier erschien bald der Despotismus als Säemann. Im Süden Abel[804], im Norden Eichhorn[805], dort Jesuiten und Ultramontane, hier Hengstenberge[806], Frömmler und Mucker: dazu mußte im Westen der kölner Erzbischof[807] und der trierer Rock[808] kommen, um im Osten die Saat aufgehen zu machen: – Ronge und Czerski. Deutschkatholiken[809], freie protestantische Gemeinden faßten Fuß im Volk. Dagegen Verbote, Ausweisungen, Verbannungen, Einkerkerungen, die alten probaten Niederstampfungsmittel – diesmal jedoch vergeblich. Endlich fuhr „die Hand“ aus den Wol-

---

803 „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung Statt finden.“

804 Der bayerische Staatsmann Karl von Abel (1788–1859), der im prot. Deutschland als Inbegriff des Ultramontanismus und der Reaktion galt.

805 Albrecht Eichhorn (1779–1856), von 1840 bis zur Revolution 1848 preußischer Minister für die geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten.

806 Hermann Hengstenberg (1802–1869), ref. Theologe pietistischer Richtung.

807 Anspielung auf die als „Kölner Wirren“ folgenreich gewordene Konfessionsstreitigkeiten, ausgelöst durch die von preußischen Gesetzen provozierte Weigerung des 1836 neu installierten Kölner Erzbischofs Clemens August Droste zu Vischering (1773–1845), Mischehen einsegnen zu lassen.

808 Siehe unten.

809 Religiöse Dissenterbewegung, die sich infolge der Ausstellung des „Trierer Rocks“ 1844 unter Leitung der beiden exkommunizierten Priester Johannes Ronge (1813–1887) und Johann Czerski (1813–1893) gebildet hatte, und der zahlreiche hervorragende Vertreter der demokratischen Linken angehörten, z. B. Robert Blum (1807-1848); 1847 zählte sie 249 Gemeinden. Aus ihr sollte sich später die noch heute bestehende Freireligiöse Bewegung entwickeln.

ken – Pius kam; er gab dem Zeiger der Weltuhr eine neue Richtung, die stärkste Kette riß im europäischen Räderwerk, und es schlug 1848! –

Die Kerkerthüren öffneten sich, das Volk stand auf und – die Summe seiner drei Bewegungen: Reichseinheit und Schwarzrothgold von **1815**, Konstitutionen und Preßfreiheit von **1831** und Glaubensfreiheit von **1845** – schrieb es **1848** auf seine Fahne: – **Deutsches Parlament mit deutscher Reichsverfassung.**

Auf diese Rechnung blicke der Aengstliche, der Verzagende, der in unserer trüben Gegenwart Trost und Ermuthigung sucht. Das deutsche Volk hat nach dem Knechtungsjahrhundert, dem 18., und nach der Franzosenherrschaft, trotz heil. Allianz und deutschem Bund, seit 1815 drei Riesenschritte gethan, es ist, trotz dreimaliger Unterdrückung, stets mit unermeßlich vermehrter Kraft gegen seine Dränger aufgestanden, es hat, trotz seiner Zerrissenheit, 1848 das Größte vollbracht, was bis jetzt ein Volk vermocht: – und weil nun andere Banner das schwarzrothgoldene wieder zu überdecken scheinen, wollt ihr am endlichen Sieg der guten Sache, am Sieg des Volks, am Sieg der Freiheit und des Rechts verzweifeln? Nimmermehr! Gerade an den Mitteln, zu welchen in diesem letzten Kampf die Gewalt ihre Zuflucht nimmt, erkennt ihr, daß es der letzte Kampf ist. Seht ihr nicht, daß die Gefängnisse bereits aufgehört haben, ein bewährtes Beruhigungsmittel zu seyn? Wie bei einer alten Hure sind die letzten Reste von Scham und Zucht aus der Physiognomie der Tyrannei verschwunden: sie schämt sich nicht mehr, sich zu zeigen, wie sie wirklich ist, während es noch vor den Märztagen zu ihrer Etikette gehörte, der Oeffentlichkeit mit einem Heiligenschein gegenüberzutreten. Bestrebte sie sich früher, ihre Gegner durch Ueberredung, Verführung, Bestechung, Drohung zu sich hinüber zu ziehen, und begnügte sie sich damit, die Halsstarrigen, Unerschütterlichen durch Ausweisung und Einkerkerung unschädlich zu machen, – so greift sie jetzt, nachdem das Volk sie einmal in ihrer Nacktheit gesehen hat, sogleich zu den ihren feindseligen Absichten passendsten Mitteln. Man schleppt die Volksmänner und Streiter der Freiheit nicht erst ins Gefängniß und übergibt sie den Händen der Justiz, – nein, – man spricht über ganze Städte und Provinzen das Interdikt aus, man wirft die erwählten Würdenträger der Nation in die eisernen Arme des Standrechts, man mordet, man vernichtet sie! Die rechtlose Gewalt verfährt mit ihren Gegnern, wie Bonaparte mit dem Enghien. Rache und Heimtücke führen das Schwert des Gesetzes und hüllen ihre blutigen Gestalten in den Mantel der Gerechtigkeit!

Muth, ihr Männer! Wer so wüthet, wie jetzt gewüthet wird, hat bald ausgewüthet; bald wird noch manches Volk seinen letzten Schritt im monarchischen Gewande gethan haben und dann die Fetzen von sich schleudern, wie das Geschenk eines Aussätzigen! Die Fürsten, – sie, mit denen die deutsche Nation frei und glücklich werden wollte – vernichten sich selbst. Wer mag sie hindern? Ist's aber geschehen, so wird das Volk der „Vereinigten Freistaaten von Deutschland“ dankbar wallen zu manchem Gefängniß und zu manchem Grabe und den Manen der Hingerichteten und Hingeopferten nachrufen, was mein Freund auf jenem Denkstein*)[810] las:

„Was Ihr mit Blut einst gesät, das müssen wir endlich doch ärndten:
Sind es die Fürsten auch nicht, ist's doch das Vaterland werth!
Und wenn von Königen längst im Lande nur geht noch die Sage –
Denket an Euch noch das Volk, die Ihr für Freiheit gekämpft!“

Vincennes hat noch eine andere Bedeutung im Freiheitskampfe der Völker: es gehört in den Zwingburgen-Kranz von Paris, jenem Orleans-Bau, der zu einem Kerker der französischen Freiheit bestimmt war. Aber schon ist zur Hälfte eingetroffen, was ich 1847 sprach:

„Eine Bastille gab Stoff, die Freiheit von Frankreich zu formen;
Zwanzig stehen jetzt da – Stoff für die Freiheit der Welt! –[“]

Die vollständige Erfüllung wird nicht lange auf sich warten lassen und wieder wird wahr werden, was die Geschichte in tausend Beispielen vergeblich den Königen lehrt:

---

810 *) Im Johannis-Kirchhof zu Nürnberg, auf dem Grabstein eines Veteranen aus dem Befreiungskrieg.

Im großen Schöpfungswerke Gott zu stören,
Mit den Ideen der Zeit den Kampf zu wagen,
Ist bare Thorheit; Keiner hat gesiegt,
Der je verwegen solchen Streit gesucht.[811]

Vincennes liegt anderthalb Stunden von Paris, am Rande der Fortifikationslinie. Es ist das älteste der Schlösser des Königthums, und die Residenz einer langen Reihe der Capets[812], bis auf Franz I., der das burgähnliche Gebäude als Staatsgefängniß errichten ließ. Unter den politischen Gefangenen der älteren und neueren Zeit glänzen die Namen des großen Condé[813] und Mirabeau's[814]. – Vincennes ist auch zugleich das Zentral-Depot der Artillerie von Paris, und in den Kämpfen der Faktionen und bei den Aufständen der Hauptstadt gab sein Besitz häufig den Ausschlag auf der Wage, die über Frankreichs Geschicke entschied.

[811] Die beiden letzten Zitate sind so nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[812] Das frz. Königtum leitete ihre Abstammung von der Dynastie der Kapetinger ab.

[813] Louis Ier de Bourbon, prince de Condé (1530–1569), frz. Feldherr und Begründer des Hauses Condé.

[814] Siehe hierzu S. 186, Anm. 645.



Die MÜNZE in PARIS

DCXI. Die Münze in Paris.

Bis zum Jahre 1771 hatte Paris kein Münzgebäude, das der Hauptstadt eines großen Reichs würdig gewesen wäre. In jenem Jahre brannte die alte Münze ab. Die Regierung kaufte damals den Palast Conti, den Tuillerien gegenüber, riß ihn nieder und baute an seiner Stelle das heutige *Hôtel des monnaies*, eine Hauptzierde von Paris.

Den Plan machte der Baumeister Antoine[815], welcher auch die Ausführung leitete. Die gegen den Kay und die Seine gerichtete Fronte hat eine Länge von 360 Fuß und eine Höhe von 84. Den Haupteingang im Mittelpunkte der Façade deckt ein herrlicher Portikus, getragen von 6 Säulen jonischer Ordnung; die Entablatur[816] füllen Skulpturen aus von der Hand Lecomtes[817], die sich auf die Bestimmung des Pallastes beziehen. Die Attike[818] ist von Statuen in kolossalen Verhältnissen gekrönt. Sie stellen das Gesetz, die Weisheit, die Stärke, den Handel, den Ueberfluß und den Frieden dar. Um den 110 Fuß langen und an 100 Fuß breiten innern Hof läuft eine Säulengallerie und um diese reihen sich die meisten der die Münzfabrikation angehenden Werkstätten. Im Prägsaal, getragen von Säulen toskanischer Ordnung, sind 40 Prägwerke in Thätigkeit. Eine Dampfmaschine von 200 Pferden gibt die Triebkraft. – Für Medaillen sind besondere Prägmaschinen, und es wird da das Schönste hervorgebracht, was die Kunst in diesem Fache leistet. Napoleon pflegte die Anstalt mit persönlicher Neigung, und sie schrieb die Geschichte der Revolution und des Kaiserreichs mit unvergänglichen Lettern. – Das Personal des Etablissements zählt 1200 Arbeiter und Künstler. Es können in 24 Stunden für eine Million Franken Silbergeld, für 8 Millionen Goldmünzen hervorgebracht werden.

Eine kostbare und sehr zahlreiche Münz- und Medaillensammlung aller Zeiten und Länder wird in einem besondern Saale bewahrt. Sie steht dem Publikum täglich offen. Zum Besichtigen der Werkstätten bedarf es einer speziellen Erlaubniß vom Minister des Innern.

Alle Silber- und Goldwaaren, welche in Paris gefertigt werden, unterliegen, bevor sie zum Verkauf angeboten werden dürfen, im Münzhotel der Gehaltprüfung und Abstempelung; eine Einrichtung, die Nachahmung in allen Ländern verdient.

---

[815] Jacques-Denis Antoine (1733–1801). Das „Hôtel de la Monnaie“ war 1775 fertiggestellt worden.

[816] Eigentl. Gebälk; im Zusammenhang mit der griechischen und römischen Architektur der Antike wird unter Gebälk der obere Teil einer Säulenordnung verstanden, bestehend aus Architrav (Epistyl), Fries und dem Geison, dem obersten, das Bauwerk abschließenden Kranzgesims.

[817] Félix Lecomte (1737–1817).

[818] Siehe hierzu S. 194, Anm. 675.

DCXIII. Die Sorbonne[819] und die Universität in Paris.

So lautet die Verheißung: „Nicht wieder soll die Menschheit ausgetilgt werden durch Wassersfluth; in des Geistes Flammen soll sie sich verwandeln und verjüngen."[820] – Wenn die alte Kultur angesetzt hat die letzten Ringe, wenn sie vollendet hat ihre Bestimmung, dann streift die Menschheit sie ab, wie die Schlange ihre Hülle, und eine neue Lebensphase beginnt sie auf neuen Prinzipien, mit neuen Begriffen, in neuen Formen. Nur diejenigen glauben nicht daran, die, vom Egoismus und Vorurtheil geblendet, in Finsterniß wandeln, während Licht die Welt erfüllt. Für Solche bleiben die Lotosblumen der Gegenwart immer geschlossen und die Mitternachtsstunde schlägt niemals aus.

Für solche Kinder des ewigen Schlafs habe ich nie geschrieben. Wer wach ist, wer die Gegenwart begreift, die von Gottes Blitz durchzuckte und von seinem Hauch erwärmte; wer das wilde Toben aller der Kräfte, welche die Gesellschaft durchwühlen, zu deuten weiß; wer sieht, wie sie in tausend Windungen sich aufzuringen strebt zu andern Zuständen; wer gewahrt, wie der Menschengeist Lebensfunken aussprüht nach allen Richtungen, ohne noch das Räthsel seiner Neugestaltung gelöst zu haben; wer im Jetzt und nächsten Künftig die Wehe- und Geburtsstunde erkennt eines höhern Menschendaseyns, das Grauen eines neuen Schöpfungsmorgens: – dem wird auch diese Zeit mit ihrem Jammer und ihren Schrecken nicht eisig anwehen. Ihr Hauch wird ihm seyn wie kühle Morgenluft, in dem Zwielicht werden aufsteigen vor ihm dämmernde Gestalten, und ausfüllen wird er ihre undeutlichen Lineamente mit seinem Glauben und seinen Hoffnungen. Ihn stört es nicht, bricht das Firmament der Vergangenheit zusammen über seinem Haupte; denn über dem zerbrochenen sieht er gewölbt einen schönern Himmelsdom, geschmückt mit hellern Sternen.

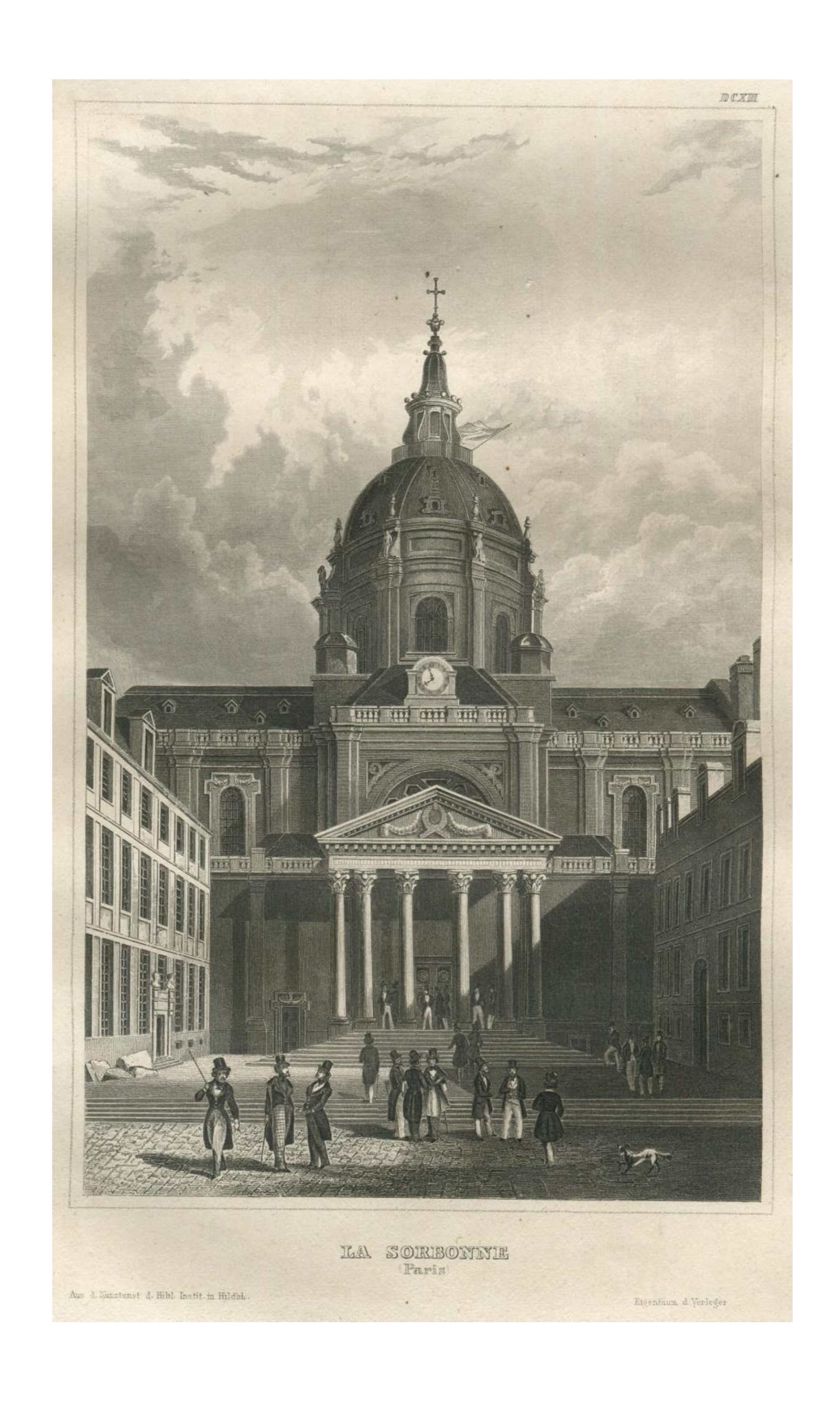
Darum sollen wir mit dem Leid und Schmerz dieser Zeit uns zu vertragen wissen. Denke Jeder daran, daß sie eine Brücke ist zu einer neuen Zeit, daß sie folglich ein Losreißen von Allem verlangt, was dieser nicht angehört. Fordert sie, daß wir die größten, heiligsten und liebsten Güter zurück lassen, so hilft alle Trauer um dieselben nichts und alles Zagen mehrt nur den Schmerz um das Verlorne. Selbst die Vorrathskammern unserer Bildung sind nicht ausgeschlossen von der allgemeinen Gefahr! Wir dürfen nicht hoffen, sie als ein ganz ungeschmälertes Erbe unsern Kindern und Enkeln zurückzulassen; denn auch auf dem Gebiete der Wissenschaft und Erziehung ist Auflösung und Neugestalten, und Vieles, was wir hoch halten und verehren, bleibt, verworfen von der neuen Zeit, in der Rumpelkammer der Vergangenheit zurück. Die Zeichen reden. Der tiefe Zwiespalt der Zeit in Grundsätzen, Ansichten, Glauben, Hoffnungen und Bestrebungen wühlt, wie auf dem Gebiete der Politik, so auf dem Gebiete der Erziehung, und stärkt sich durch jede neue Schlacht. Die alte Welt mit ihren Errungenschaften liegt in unversöhnlichem Streit mit jener andern, die jung aus dem Meere der Zeiten ragt, und der die Zukunft so gewiß gehört, wie jener die Vergangenheit. Beider Ansichten, Gesinnung, Thun und Trachten stehen einander schroff gegenüber. Es ist vergeblich, eine Einigung anzustreben; es ist dies so vergeblich, als wollte man dem Strom wehren, daß er nicht abwärts fluthe; oder dem Baum gebieten, daß er andere Frucht trage, denn die seinige; oder dem Sturm sagen: Fahre zurück, woher du gekommen bist! – Der Streit rast, die feindlichen Richtungen und Bestrebungen wogen auf und nieder; bald unterliegt die eine, bald erhebt sich die andere. Manche der Besten, Edelsten der Zeit sind zwar noch in dem Wahne befangen, daß bei der Lösung der großen Probleme der Neuzeit ihre Hand vermittelnd, versöhnend, ausgleichend eingreifen müsse. Eitle Vorstellung! Einen solchen Kampf endigt kein Friedensschluß, in der Vernichtung der einen Partei, oder der andern findet er allein das Ziel.

In zwei Hauptrichtungen wogt der Streit auf dem Gebiete der Erziehung. Man könnte sie die ideale und die materielle heißen. Die ideale betrachtet die gegenwärtige Bildung als einen von der Vergangenheit und ihren reichsten Geistern überkommenen Schatz, dessen Gebrauch an die Kunde der Sprachen, der Schicksale, der Zustände jener Zeiten, aus welcher er herstammt, geknüpft ist. Alles, wodurch wir geworden sind, was wir sind, liegt in ihrem Kreise: Christenthum, Poesie, Geschichte, Philosophie, kurz, alle Vorstellungen, Ueberzeugungen, Gewohnheiten, auf welchen die soziale und po-

---

[819] Der Stich zeigt die Universitätskapelle „Sainte Ursule de la Sorbonne", die in den Jahren 1635 bis 1642 nach Plänen von Jacques Lemercier (siehe hierzu S. 139, Anm. 466) erbaut wurde.

[820] So nur in „Meyer's Universum" zu finden, doch eindeutig in Anlehnung an Gen 8,21f.



LA SORBONNE
(Paris)

litische Ordnung der Gegenwart beruht. Alles, was Religion, Bildung und Staat begreift, zieht mit seinen Wurzeln hinab in die Jahrhunderte des klassischen Alterthums; es saugt aus ihm Nahrung und Gedeihen und es verdirbt und verdorrt, so wie jene Wurzeln durchhauen werden und sich die Gegenwart von der Vergangenheit ablöst.

Dieser idealen Richtung, welche Kraft und Trieb saugt aus der Vorzeit, ist jene materielle gegenübergestellt, die vorzugsweise auf Erwerb, Vermehrung und Gebrauch der äußern Güter gerichtet ist und für diese soziale Geltung und Ehre fordert. Sie will, daß man Das obenan stelle, was die Summe der äußern Güter vergrößert oder edler gestaltet, vor Allem Das, was dem Einzelnen, der Familie, der Gemeinde, dem Staate Reichthum zuführt und ihr Wohlbehagen, ihre Glückseligkeit, ihre Macht vermehrt. Sie will auch, daß die Berechtigung zur Erlangung dieser Güter die gleiche sey für alle Klassen, und tritt folglich der Bevorzugung einzelner Stände überall stracks entgegen. Dagegen ist ihr gleichgültig, oder gar eine Thorheit jedes Wissen, was sich nicht als nützlich für das praktische Leben erkennen läßt, oder es mittelbar fördert. Auf solcher Basis nun hat die neuere Pädagogik den Bau der Gegenwart begründet und den der Zukunft vorbereitet. Beschäftigung mit dem Alterthum, seinen Sprachen und seinem Geiste ist ihr eine entbehrliche Thätigkeit, die frühere Ueberschätzung der klassischen Bildung ist in das Gegentheil umgeschlagen, der Verkehr mit dem Alterthum überhaupt erscheint ihr als ein Widerspruch mit der Zeit, ja sie verdammt ihn wohl gar als ein Verderbniß für junge Geister, weil sie diese in gefährliche Träume versetze und sie unbrauchbar für die Erfüllung der Anforderungen mache, welche die Gegenwart stellt. Den Wissenschaften gibt sie eine neue Rangordnung, und angewandte Chemie, Physik und Mechanik nehmen in ihrem System des Unterrichts die vordersten Reihen ein.

Es ist nicht zu leugnen, daß bei der Stärke und Unwiderstehlichkeit, mit welcher das Gegenwärtige, das Greifbare, das Meß- und Zählbare mit ihren Herrlichkeiten in die Gemüther der Massen eingezogen sind, die Sympathien für die eigentlichen Geistesinteressen erkalteten. Daher die überall auftretende unerfreuliche Erscheinung steigender Gleichgültigkeit gegen die Religion, wie gegen alle höheren Bestrebungen auf dem Gebiete der Intelligenz und der Bildung. Selbst die gepriesene Neigung der Aristokratie, die bürgerlichen Gewerbe zu fördern, hat nur zu oft in der Adoration des neuen Erdengotts, des Geldsacks, seine schmutzige Quelle. Viele (gewiß die Meisten), die es nicht verschmähen, ihn als Hausgötzen in ihre Paläste einzuführen, denken inzwischen wohl nicht daran, daß sie damit in den Kreis hinuntersteigen, der weder der Geburt, noch der Bildung eine Vorzugsberechtigung zugesteht. Denn der neue Baalsdienst[821] will von der Tradition nichts wissen, der Bildung, die in der Ueberlieferung wurzelt, versagt er die Anerkennung, und den herrlichen alten Kulturbau der klassischen Vorzeit, läßt er willig in Trümmer fallen wie die Säulenhallen und Tempel. Trauern wir um ihn! doch entmuthigen darf uns die Trauer nicht! Abwendend den Blick von dem Verlorenen, müssen wir ihn mit fester Zuversicht in die Zukunft werfen und vertrauen, daß auch die neue Zivilisation der Veredlung nicht entbehren und sie einst die Menschheit schmücken werde als lichter Ehrenkranz. Träumt nicht, wie Viele thun, von einem rückwärtsgehenden Prozeß der europäischen Kulturordnung! Wenn die alte Gesellschaft in ihre Atome sich auflöst; wenn die Stürme sie verwehen, wenn Throne und Staatseinrichtungen, Stände, Gesetz und Besitz zermalmt im Staube liegen, so bedenkt: es ist die rächende Nemesis mit den strafenden Blitzen, die sie zerschmettert. Und dann er wägt, ist nicht das oberste Gesetz alles neuen Lebens die Vernichtung des alten? Hatten die untergegangenen Kulturen früherer Zeiten weniger Berechtigung, als die heutige, und ist diese nicht auch auf dem Todtenacker jener emporgewachsen? – Meine Freunde! Der Strom des Menschengeschlechts zieht durchs Meer der Ewigkeit, und die Zivilisationsformen sind nur Wogen, die in demselben auf- und niedersteigen. Sie kommen, sie schwellen und sie vergehen, um – kommenden Platz zu machen. So ist’s gewesen von Anbeginn und so wird’s seyn in Ewigkeit.

---

[821] Die Anbetung des Geldes, die hier mit der Verehrung des ursprüngl. westsemitischen „Götzen“ Baal (phöniz. 𐤁𐤏𐤋, Baʿl, „der Herr, der Meister“) gleichgesetzt wird, der im Alten Testament auch unter dem Namen בַּעַל (Báʿal) als Gott der Phönizier bzw. allgemein als böser Geist bezeichnet wird.

Die Universitäten sind die Tragsäulen jener Kultur, welche, wurzelnd in den Ruinen der klassischen Welt, das ganze Mittelalter umfaßt und ihren Entwickelungsgang mit der Gegenwart abschließt. – Als das Weltreich Rom, das in seinem Schooße alle Völker, vom Ursprung des Euphrat an bis zum Ostseestrande, aufgenommen, aus den Fugen ging; als die Riesin, welche die Völker dreier Welttheile in Ketten schlug, nach langem Wüthen in ihrem eigenen Eingeweide, verblutet war; als ausgespielt waren die alten Götterspiele, ausgeträumt der alte Traum und ausgestorben das Leben in den starren Formen; als die Mordfackel der Barbaren die Verwüstung in die römische Welt getragen und das Schwert den Boden aufgerissen hatte: da warf das Christenthum in die bereitete Erde die Saat einer neuen Kultur. Das Kreuz war sein Symbol. Das Kreuz wurde aufgerichtet auf dem ruinenbedeckten kapitolinischen Hügel, und Rom wurde zum zweiten Male der Sitz der Weltherrschaft und der Mittelpunkt der jungen Zivilisation, wie es der der alten zuvor gewesen. Das christliche Rom that, was das heidnische gethan hatte. Es sandte Eroberer aus mit Kreuz und Schwert, sein Reich zu mehren, Apostel- und Heldennaturen, die gemacht sind, um Altäre und Reiche zu gründen und die Gesellschaft in neue Formen zu kleiden. Bonifazius[822] und Carolus Magnus trugen auf Roms Geheiß das Banner der neuen Gesittung unter die Völker, und indem Letzterer, eingesetzt von dem Hohenpriester zum Erben der Imperatoren, die christliche Zivilisation auf der Spitze des Schwertes siegreich durch Europa verbreitete und für sie Propaganda machte in hundert Schlachten, wurde er zugleich ihr Haupt und ihr Apostel. Was er mit dem Schwert gepflanzt hatte, das suchte dieser große Mann durch zweckmäßige Institutionen auch dauernd zu befestigen. An die Nöthigung der Gewalt knüpfte er die Nöthigung der Lehre; an den großen Eroberer den größeren Organisator und Regenten. Wo Karl das Kreuz aufgerichtet, da richtete er Schulen ein, und wo er die Reste heidnischer Kultur zerstört hatte, da ließ er nicht ab, bis der Bau der christlichen herrlich emporstieg. In der Gründung von Unterrichtsanstalten sah er aber die dauerhaftesten und stärksten Pfeiler der neuen Gesittung, und er hat sich nicht betrogen.

Ehre, dem die Ehre gebührt! Es ist wahr, was ein anderer Beurtheiler gesagt hat: „Hätte das mit Carolus Magnus beginnende Mittelalter nichts weiter gegründet und hinterlassen, als diese in ihrer wahren Eigenthümlichkeit den Alten noch unbekannten Institute, so müßten wir ihm schon dankbar seyn. Weder Schriftthum, noch Buchdruckerkunst, noch Literatur überhaupt haben eine so durchgreifende und mit den Zeiten immer wachsende Wirkung auf Denkart und Sitten nicht bloß der Gelehrten, sondern auch des Volks ausgeübt. Durch sie wurde zuerst die Idee der Wissenschaft als eines organisch gegliederten Ganzen zu immer allgemeinerem Bewußtseyn gebracht und sie waren es vor Allem, welche die Fesseln der Kaste, durch welche die wissenschaftliche Kultur in den Schulen der Geistlichen gelähmt war, sprengten und sie zum Gemeingut Aller machten. Gegenüber den Rittern auf den Schlössern und dem Edelmann an den Höfen traten jetzt die Ritter der Wissenschaft auf, und es entstand damit ein Adel, der zu gleicher Zeit der allgemeinste und der individuellste, recht eigentlich ein geborener war, weil er sich auf das angeborene Talent gründete.“*)[823]

Die Universität zu Paris ist eine der ältesten. Ludwig der Heilige[824] stiftete sie. Sie hob sich schnell zu Ansehen, Einfluß und Macht. Viele Jahrhunderte hindurch war sie der Mittelpunkt der Gelehrsamkeit, die Quelle der höchsten geistigen Bildung und oft eine Festung der Freiheit. Bei stürmischen Entwickelungsschritten des Volkslebens, besonders in den Bürgerkriegen zu Paris, legte sie nicht selten ihr Wort neben das Volksschwert in die Wagschale und – entschied. Am einflußreichsten und von der Staatsgewalt am gefürchtetsten war die theologische Fakultät: die Sorbonne. So hieß dieselbe zu Ehren von Robert von Sorbon[825] (einem Dorfe der Champagne), dem Kaplan Ludwigs des Heiligen, welcher sie als Bildungsanstalt für junge Weltgeistliche stiftete. Mit aller Anmaßung, deren die Vertreter der Interessen Gottes, des Himmels, der Ewigkeit, der Religion, der Kirche von jeher fähig waren, warf die Sorbonne das Haupt empor, sobald politische oder religiöse Streitigkeiten den Staat bewegten. Ungefragt und ungebeten trat sie als Richterin auf, und ihren Aussprüchen wußte sie Folge zu geben

822 Der Missionar Bonifatius (eigentl. Wynfreth; ca. 673–754 o. 755).

823 *) In der deutschen Vierteljahrschrift für 1845 [wieder sehr frei und gerafft zitiert aus besagter Zeitschrift (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1845), Drittes Heft, S. 197].

824 Ludwig IX. (frz. Louis IX; 1214–1270), seit 1226 König von Frankreich.

825 Robert von Sorbon (1201–1274).

und jede Opposition zu vernichten. So kam es, daß endlich die Könige keine die Kirche oder Religion angehende Maßregel mehr trafen, ohne die Sorbonne vorher um ihren Rath gefragt zu haben, der gewöhnlich in der Form von Gutachten und Beschlüssen ertheilt wurde, die auf Geist und Gestaltung des Katholizismus in Frankreich von entscheidendem Gewicht waren. Ja weit über Frankreichs Grenzen hinaus reichte ihr Einfluß. Lange Zeit war Europa daran gewöhnt, in seinen religiösen Zweifeln und Zerwürfnissen bei der Sorbonne Rath zu holen, und ihren schiedsrichterlichen Urtheilen unterwarfen sich sogar fremde Universitäten.

Der Sorbonne Macht war eine Macht in der Hand des Volks; aus seinen Reihen gingen die Glieder der Sorbonne vorzugsweise hervor. Die Sorbonne hatte es Jahrhunderte lang in ihrer Gewalt, das Glück des Volks, und nicht bloß des französischen, zu mehren und zu sichern. Denn, andern geistlichen Körperschaften unähnlich, wies sie nicht bloß mit dem Kreuze nach dem Himmel, sondern beherrschte auch die Volkserziehung und bot mit standhaftem Muthe der Krone wie der Tiara Trotz. Aber ihr Gebrauch von dieser hohen, gewaltreichen Stellung hat den Nationen nicht gefrommt. Die Sorbonne beschränkte ihre Machtübung auf das Gebiet ihrer Vortheile, ihr Vertheidigungsmuth blieb innerhalb des Kreises der Rechte und Freiheiten der gallikanischen Kirche, kurz, sie erhob sich nie und nirgends über die Region hierarchischer Herrschsucht. Diese, kein höherer Geist, leitete sie in ihren Kämpfen erst gegen den Jesuitismus, dann gegen die Reformation; dieser Geist ließ sie zuerst die Schandthaten der Pariser Bluthochzeit gut heißen und dann in denselben Räumen für die Jansenisten gegen den Papst auftreten; dieser Geist trieb sie selbst auf die Seite der Jesuiten, nachdem Kardinal Fleury[826] im Jahre 1729 hundert ihrer Doktoren verbannt hatte; und derselbe Geist führte sie endlich über die gefährlichste Brücke aller gesunkenen Größen, über die der Lächerlichkeit, ins Land der Vergessenheit. Die Revolution zertrat die widerspenstige Sorbonne, konfiszirte 1792 ihre Güter und schloß ihre Räume.

Jetzt lebt die Sorbonne in der Universität fort; aber Universitäten überhaupt sind ihrer frühern Mission nicht mehr gewachsen. Zwar zieren Ehrenkränze ihre Scheitel; doch sind sie Greise. Das Institut hat sich überlebt. Schon „die äußere Architektur der vier Fakultäten entspricht längst nicht mehr der inneren Organisation der Wissenschaften."[827] Das Volk macht endlich auch seine Ansprüche an die aus seinem Boden entsproßten Pflanzungen der Kunst und Wissenschaft geltend und verlangt Mitgenuß; es will nicht bloß aus der Ferne Blüthen sehen, es will auch Früchte erndten und selbst genießen. Und das von Rechtswegen. – Die Universitäten, Kinder des Mittelalters, entsprachen den Bedürfnissen ihrer Zeit. Sie waren – wer wollte es nicht dankbar erkennen! – die Träger der Bildung und der Kenntnisse, die das Leben schöner und nützlicher machen; sie waren es, die noch vor Erfindung des Bücherdrucks zur Ausbreitung derselben das wirksamste Mittel beherrschten: das lebendige Wort vor der großen Zuhörerschaft. Die Weisheit war damals auch nicht an den Lehrstuhl gefesselt: die Männer der Wissenschaft wanderten von Ort zu Ort, von Hochschule zu Hochschule, oft durch ganz Europa, um allenthalben zu lehren und durch Disputationen der Wahrheit ihrer Worte breiteren Eingang und festen Sieg zu verschaffen. Da fiel auch unterwegs manches gute Korn in fruchtbaren Boden.

Die großartigste Wirksamkeit der Universitäten zeigte sich durch die Reformation, welche nur durch den freien Forschergeist, der von jenen Instituten ausging, hervorgerufen werden konnte.

Aber unmittelbar nach dieser gewaltigen Kraftäußerung des Universitätslebens folgte auch Ermattung. Der Wettkampf um die geistige Freiheit an den Bildungsstätten der Reformatoren artete aus in kleinliche Zänkereien. Die Wortführer derselben nannten sich die Nachfolger jener großen Helden. – Die trübe Quelle dieser traurigen Erscheinung lag nahe genug! Vor der Reformation hatte der Papst allein das Recht zur Gründung und Wiederaufhebung von Universitäten. Die Reformation entwand es ihm. Sie gab es dem Kaiser und den Fürsten. Es wurde eine Sache des Ehrgeizes oder der Eitelkeit, Hochschulen im eigenen, wenn auch noch so kleinen Lande zu besitzen. So stiftete man denn und dotirte und gab Privilegien, d. h. Freiheiten gegen Andere, namentlich gegen Stände unterhalb des Adels. Der Kastengeist wurde mit einem wissenschaftlichen Zaume umgeben; die Gelehrten gefielen sich auf

[826] Der frz. Kleriker und Staatsmann André-Hercule de Fleury (1653–1743), am 11. September 1726 zum Kardinal erhoben.

[827] Deutsche Vierteljahrs Schrift 1845, wie S. 242, Anm. 827, S. 197.

dem isolirten Standes-Schaugerüste, das sie mehr und mehr von dem Volke schied, und erklärten endlich die Höhe desselben für die der Wissenschaft, die nichts mit dem Treiben des Marktes gemein haben dürfe. Bei dieser Abschränkung von der Welt blieb es nicht. Während die Gelehrten vor der Reformation den Schatz ihrer Weisheit auf allen Feldern der Wissenschaft zusammengelesen, baute man nun die Schranken immer höher und thürmte endlich die Akten- und Foliantenstöße der monströsesten Forschungen so hoch auf, daß Niemand mehr über eine Fakultätsmauer hinüber in die Nachbarwissenschaft blicken konnte. Da saß denn Jeder in seinem Kasten und theilte sein Fach wieder in Fächer und Fächlein, von denen er endlich wieder nur eines wählte, um ihm sein ganzes Leben zu widmen. Dieses haarspaltende Forschen mit dem Ameisenfleiß erwarb namentlich den deutschen Gelehrten jenen Ruf der Gründlichkeit, auf welchen sie so stolz sind, und allerdings durchschaute fast Jeder sein (freilich oft winzig kleines) Fachwerk so weit als möglich; aber auch die Natur behielt ihr Recht: „wer immer auf einen Fleck sieht, wird blind," sagt das Sprichwort, und blind waren diese Herren, sobald sie ihre Blicke aus ihren Büchern auf die Wege der Menschen richteten.

Selbst als die Nacht, welche dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland gefolgt war, allgemach verschwand, als es die Philosophie bereits wagte, gegen Hexenprozesse und Tortur anzukämpfen, die beiden Schandsteine, auf welchen Theologie und Jurisprudenz in der Fakultäts-Toga so lange am Pranger gestanden, war es noch immer nur wenigen gelehrten Geistern vergönnt, ihren Blick abwechselnd am Leben und in Büchern zu schärfen, und die Lieblingsgegenstände ihrer Spekulationen aus der Luft auf die Erde herabzuziehen. Kaum etliche gingen aufrecht genug, um die Vorgänge um sich her zu prüfen und dem Unrecht, auf das sie stießen, unverzagt auf den Leib zu rücken. Ihre Zahl ist leicht zu übersehen. Sie ragen weit über die Mittelmäßigkeit empor und gehören zu den Ehrensäulen der Nation. Die große schwerfällige Masse der Gelehrten hingegen war mit einem so ausgebildeten Respektsgefühl gegen jede Autorität ausgerüstet, daß sie es kaum wagte, das Thun und Treiben der regierenden und hohen Herren mit kritischen Augen zu verfolgen. Daher konnten am armen Volke alle Schand- und Mordthaten von Fürsten und Fürstendienern, Edelleuten und Beamteten begangen werden, ohne daß, trotz all der vielen „Vesten der Wahrheit, der Religion und des Rechts", eine Stimme zum Schutze der Unschuld laut geworden wäre. „Während die deutschen Philosophen sich auf den Universitäten in überschwengliche Spekulationen vertieften, bekümmerten sie sich nicht darum, daß der Erzbischof von Salzburg einen Wilddieb für einen geschossenen Hirsch in eine Wildschweins-Schwarte einnähen und von seinen Hunden zu Tode hetzen ließ; bekümmerten sie sich nicht darum, daß ein anderer Bischof den unbefugten Jäger eines Hasen auf einen Hirsch binden ließ, bis dieser, von der ungewohnten Last geängstigt, Tage lang durch Wald und Dörfer laufend verendete; bekümmerten sie sich nicht darum, daß preußische Werber in allen Städten und Flecken des Vaterlandes an der deutschen Jugend ihr kniffiges Seelenverkäuferamt übten, und der Holländer seine Netze aufstellte, um für den Todtenacker in Batavia das Jahreskontingent unter Deutschlands Söhnen zu fangen; blieben sie stumm, da vor ihren Augen deutsche Landesväter ihre Landeskinder, das Stück zu so und so viel Thaler und Groschen, zum Mord der Freiheit auf die Schlachtbank nach Amerika verschacherten. Der gelehrteste Professor nannte sich schamlos dem lumpigsten Edelmann gegenüber „unterthänigster Knecht". Bedienten-Demuth hatte auf den deutschen Universitäten ihren Stuhl aufgeschlagen, und so notorisch wurde am Ende die Schmach der, trotz ihres Nimbus, schon lächerlich gewordenen Kaste, daß sie die Verachtung des Volks auf sich lud. Sein Sprichwort: „Je gelehrter, desto verkehrter", ist nicht im Scherz erfunden.

Erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als der warme Odem der Neuzeit, zuerst erregend, dann auflösend und zersetzend, die Völker berührte, erwachte auch auf den deutschen Universitäten wieder ein frischeres Leben. Als die Stürme der Revolution aus Westen brausten, entwickelte es sich. Aber bald hauchte fremde Gewaltherrschaft die Blüthenknospe eisig an, und noch einmal versank das Universitätsleben in langen Schlummer. Erst mit den Befreiungskriegen, die in diesem Sinne wahrhafte Befreiungskriege genannt zu werden verdienen, brach die schlummernde Knospe auf! Indem der Aufschwung, der die ganze deutsche Nation ergriff, sie von Philister-Feigherzigkeit, von Junkerübermuth und von der offenen und brutalen Tyrannei (an deren Stelle dann eine geheime und verschämte trat) befreite und niederriß den Ueberbau der Ständeschranken, hatte die gemeinsame Gefahr Alle einander näher gebracht, und der Sieg sah Gelehrte und Handwerker Arm in Arm in seinem Zuge.

Herrliche Zeit! Noch einmal glänzten die Universitäten in hellem Strahlenglanz! Sie waren die Herde gewesen, wo die Begeisterung für das Vaterland geschürt worden war. Dort war von der Jugend aus das Feuer in die Kreise der Lehrer und Gelehrten gedrungen und hatte endlich alle Stände erfaßt; von der Jugend war dem Alter das erstorbene Ehrgefühl für die Nationalsache frisch angefacht; die Sorge für das Staatswohl war eine Herzensangelegenheit der akademischen Jünglinge geworden, die vorher, zumeist mit Hunden, Humpen und Raufrappieren[828] beschäftigt, selten mehr als einen Haufen Zuchtpflanzen im Mistbeete der Beamtenschaft vorstellten. Jetzt war abermals den Gelehrten die Gelegenheit geboten, groß für's Volk zu wirken. Es war jener Begeisterungs-Augenblick, wo es zum ersten Male auf allen Universitäten laut ausgesprochen wurde, daß man für das Volk, nicht für sich studiren solle, und daß alle Resultate des gelehrten Forschens dem Volke zu Gute kommen müßten. – Aber als die wenigen Männer, die an ihren Beruf in den Hörsälen den der Sprecher des Volks knüpften, nach schnell vorübergegangenem Freiheitsrausche entsetzt, verfolgt oder eingekerkert, verstummt waren, – da, nach „Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung," schlüpften die Bedientenseelen, die sich während des Sturms verkrochen hatten in der Angst ihres Herzens, wieder hervor, und der alte, das Volk verachtende Gelehrtenhochmuth, der die Servilität willig im Knopfloch trug, steckte sich gravitätisch seinen Zopf an und setzte sich die Lorbeerkronen auf, welche er sich selbst geflochten. Willig gingen die Meisten dem Despotismus im Gefolge, die Minorität aber bildete jenen vortrefflichen Kreis der Liberalen, welche Freisinnigkeit trieben, wie eine seine Lebensart, womit man fortkommt bei Groß und Klein und Gott dienen kann, wie dem Belial[829]. –[“][830]

Am demoralisirendsten hatten die beiden Restaurationsperioden vor und nach dem dreißiger Jahre auf die Akademien eingewirkt. Entsetzungen und Drohungen, öffentliche Gesetze und geheime Erlasse, Konduitenlisten und Spionierwesen hatten die Lehrer zu demüthigen Werkzeugen der Gewalt erniedrigt, während die Universitätsjugend entweder der Schmiegsamkeit und unentschiedenen Richtung der Mehrzahl bewußtlos folgte, oder in der nach Oben demüthigen und nach Unten hoffärtigen Bureaukratennatur der Landsmannschafter ihrer Selbstsucht fröhnte, oder endlich die Fahne der Gleichgültigkeit aufsteckte und als Brodstudenten nichts weiter erstrebte, als recht bald aus dem akademischen Hörsal in den Stall des Staats an die Krippe zu kommen. Und aus diesem stillen, stockenden, grünbeschlagenen Sumpfe, der **so** war, wie er auf vielen Akademien noch ist – gingen für die deutschen Landtage jene Vertreter hervor, denen von vorne herein mit dem Muth auch der gute Wille fehlte, ehrlich und treu für das Volk zu schaffen. Gleichwohl drängten sie sich an den Wahltagen herbei und schnappten nach einem Brocken der Volksgunst, um mit dessen Hülfe einen Sitz im Ständesaal, Diäten und die Notiznahme der Regierung zu erreichen. Da saßen sie denn (Ehre den Ausnahmen!) sie, die Männer der Wissenschaft, – im Herzen den Dünkel der Kaste und den Stolz öffentlicher Geltung, und vor sich die schöne Gelegenheit, sich des Ersehnten Mancherlei zu erwerben. Und in der Regel gelang es ihnen auch, mit dem bunten und glitzernden Merkmal ihrer Brauchbarkeit geschmückt, heimzukehren und ihren Wählern *ad oculos* zu beweisen, daß sie würdige Vertreter des beschränkten Unterthanenverstandes gewesen seyen.

So standen die Dinge. Das Volksurtheil wendete sich immer entschiedener von den Universitäten ab; Achtung und Vertrauen waren sehr gesunken. Da geschah Etwas, – ein Ereigniß, eine mannhafte That, die mit einem Schlage die Volksstimmung umwandelte: – der Protest der Sieben von Göttingen[831]! – Die sieben Professoren waren die Helden des Tags, in Millionen hob sich die Brust bei

---

828 Fechten.

829 Belial (hebr. בְּלִיַּעַל) steht im Alten Testament (1 Kön 21,10-13) für die Personifikation des Teufels.

830 Die Herkunft des Zitats ist unbekannt, doch findet es sich erneut – ebenfalls als Zitat gekennzeichnet, jedoch mit minimalen Textabweichungen – im Artikel „Das Jubiläum der Wiener Hochschule" im „Boten von Oberkärnten. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. F. Hoffmann. Nro. 14. Villach, 15. August. 1865.", S. [109]. Es ist allerdings durchaus möglich, daß der Autor des „Boten von Oberkärnten" bei Joseph Meyer abgekupfert hat.

831 Die „Göttinger Sieben", zu denen der Jurist Wilhelm Eduard Albrecht (1800–1876), der Historiker und Staatsrechtler Friedrich Christoph Dahlmann (1785–1860), der Orientalist Heinrich Ewald (1803–1875), der Literaturhistoriker Georg Gottfried Gervinus (1805–1871), die Germanisten Jacob (1785–1863) und Wilhelm (1786–1859) Grimm und der Physiker Wilhelm Weber (1804–1891) gehörten, hatten öffentlich gegen die willkürliche Aus-

dem überschwenglichen Lobe der Gefeierten, Universität und Volk waren sich wieder einander nahe gerückt. Und diese Beziehungen zwischen der Universitätswelt und dem Volke wurden immer enger, der Rapport immer stürmischer, je näher die vierziger Jahre kamen und je weiter diese dann vorrückten; das bisherige schwere Geschütz der Gelehrsamkeit, die dicken Bücher, blieben mehr und mehr vom Markte zurück und die Tagesschriften fesselten die Theilnahme, bis endlich auch die Sturmvögel der Revolution, die Flugschriften, ihre blitzähnliche Wirksamkeit in Deutschland entfalteten.

Außer den Naturwissenschaften, deren kundigste Forscher und Verbreiter als Förderer des Industrie- und Gewerbswesens mit dem Volke direkt in Berührung kamen, waren besonders die Religion und das Recht Gegenstände täglicher Besprechung in Zeitungen und Flugblättern. Der Kampf gegen den Ultramontanismus und das Muckerthum, die Gründung der deutschkatholischen Kirche und freier protestantischer Gemeinden, die Vertheidigung und Durchführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens, endlich die würdigere politische Stellung und Vertretung des Volks – solche Fragen erfüllten alle Herzen, bewegten alle Zungen.

Dieses mächtige Regen und Ringen mit Wort und Schrift, dieser rührige Geisterkampf brachte im Volk das erhebende Bewußtseyn des Besitzes tüchtiger geistiger Streitkräfte hervor. Es erkannte in den Universitäten wieder feste Burgen der Freiheit; es suchte dort ihre tapfersten Vorfechter. Tausend eindringliche Stimmen beschworen die Tage Luthers und der Befreiungskriege in’s Gedächtniß des Volks herauf; die geliebtesten Namen der Nation hallten wieder aller Orten; der kommenden Umwälzung sah die Menge furchtlos, hoffnungsvoll, mit freudigem Herzklopfen entgegen.

Armes Volk! Endlich schien die rechte Ernte so theurer Aussaat für Dich gekommen und Du fühltest in Dir den Stolz auf Deine 20 Hochschulen und ihren Weltruhm. Aber nur zu bald wurden die Zeichen wieder trübe. Es kam ein Herzzucken über Dich, als Dein großes Oesterreich aus den höchsten geistigen Potenzen der Monarchie eine Akademie der Wissenschaften zu Wien errichtete[832], diesen höchsten Potenzen aber versagte, auch über Welt- und Staatsweisheit ein Wort mit zu reden. Es trat Dir das Roth auf die blasse Wange bei der Botschaft einer sächsischen Preßfreiheit für ABC- und Kochbücher. Und wen dies nicht aufrüttelte – den weckte aus dem Traume seiner Hoffnungsseligkeit gewiß jener große Klatsch von Berlin auf, welchen der höchste Geisterverein im „Staate der Intelligenz“ einem seiner berühmtesten Mitglieder, seinem eigenen Sprecher, auf den Mund gab, weil er einige wahre Worte gesprochen[833]! Als nun vollends nicht eine einzige der deutschen Akademien die superlative Schmach, welche ihnen jener Bedientenstreich der Berliner angethan, rügte, als nicht einmal ein einziges Zeichen des verletzten Gefühls sich in der ganzen deutschen Gelehrtenwelt darüber kund gab: – wer war da nicht tief betroffen! – Jetzt aber, auf einmal, brachen sie los, überraschend und plötzlich, die Tage des Sturms, Tage, die von Jedem prophezeit, von Keinem berechnet werden konnten. Und es kam jene große, reine, fleckenlose Thatenzeit der Nation, ihre Erhebung – da die Jahrhunderte lang getrennten und aufeinander gehetzten Volksstämme die Waffe erfaßten und den zertrümmernden Schlag auf das Zuchthausleben des alten Polizeistaats führten. Der wahrhaft große Anfang verdiente ein großes Ende. Und Volk! Du würdest ein solches erreicht haben, hättest Du weniger treu gehofft und weniger standhaft vertraut. Aber Du wähltest Deine Bauleute nach den Winken Deiner Gutmüthigkeit und Deiner angeerbten Hochachtung für den Ruhm der Gelehrsamkeit. Beamte, Pfaffen und Professoren füllten das erste deutsche Parlament, der Vorhang der schwarzrothgoldnen Volksherrlichkeit rollte auf und ein Schauspiel begann, wie nie eins war und nie eins wieder seyn wird auf dieser Erde.

---

setzung des erst 1833 in Kraft getretenen liberalen hannoverschen Staatsgrundgesetzes durch den neuen Monarchen Ernst August I. (1771–1851) protestiert und waren infolgedessen aus ihren Ämtern entlassen worden.

832 Sie war am 30. Mai 1846 mit einem Handschreiben von Kaiser Ferdinand I. (siehe hierzu S. 20, Anm. 62) eingerichtet worden. Die offizielle Genehmigung der Statuten durch den Kaiser erfolgte dann am 14. Mai 1847.

833 Am 26. Januar 1843 hatte der Historiker Friedrich von Raumer (1781–1873) in seiner Eigenschaft als Sekretär der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin „[…] zur Gedächnißfeier König Friedrichs II. […]“ (Leipzig: F. A. Brockhaus 1843) eine Rede gehalten, in der er vor allem die religiöse Toleranz des „Alten Fritz“ hervorhob. Diese gemäßigt liberalen Einlassungen riefen jedoch bei König Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 220, Anm. 759) so großes Mißfallen hervor, daß sich die Akademie bemüßigt sah, sich beim König für Raumers Ausführungen zu entschuldigen. Daraufhin legte Raumer seine Mitgliedschaft nieder.

Da saßen sie in der Paulskirche zu Frankfurt am Main, und während die Nation ein volles Jahr lang, bald bittend, bald ungeduldig und entrüstet, an die Pforten klopfte, während die Fürsten Tag und Nacht an zersprengten Fesseln so eifrig schmiedeten, daß die Erde davon erdröhnte, während tausend und aber tausend Zeichen zur Eile spornten, und die folgenschwersten Ereignisse Schlag auf Schlag sich folgten, – Schläge, laut genug, um Todte aufzuwecken: – da saßen sie behäbig, Deine gelehrten und beamteten Herren, die seit Jahrhunderten jedes deutsche Gesetz theoretisch fertig gesponnen und praktisch ausgeführt hatten, jedes Trauer- und Freudenfest in den Fürstenfamilien belauscht und bewacht, jeden deutschen Heller berechnet, jede deutsche Familie und jeden deutschen Hühnerstall geblutzehntet, jedes deutsche Kind getauft oder einregistrirt, jeden deutschen Lebenslauf gezügelt und geregelt, jeden Todten mit begraben, jede Arbeit kontrolirt, jede Gerechtsame bestimmen helfen, die alle Schlupfwinkel der deutschen Geschichte ausgekrochen, alle deutschen Stammbäume gezeichnet und mit schützenden Stacketen umgeben, jedes deutsche Wappen sich ins Herz geprägt, kurz die an jeder Faser des deutschen Landes- und Volkskörpers gespäht, geforscht, geschnitten und gestritten hatten, – da saßen sie zwölf Monate lang und machten Deine – Reichs-Verfassung[834]. Und als das Werk fertig war und mit Kanzleischrift auf Pergament geschrieben und unterzeichnet von Allen, die es gemacht hatten, da schwuren die Autoren hoch und theuer bei ihrer Ehre und dem Vaterlande, daß nur diese Konstitution für Deinen Körper tauge, und rührend war es, anzusehen, wie sie zusammenstanden und gelobten bei ihrer Seligkeit, daß sie für diese Verfassung in den Tod gehen und ihr opfern wollten Hab und Gut. Und, Volk, Du hast's geglaubt und hast es nachgeschworen. Aber sieh'! Während noch das Echo Deine Eide nachrief über Berg und Wald und Thal, da waren Deine Gefeierten, jene „Edelsten, Besten und Ehrenfesten", eines Anderen belehrt worden, und – gelehrig wie eine Wetterfahne – war ihnen ein Königsfußtritt genügend[835], um sie jenes große Werk auf der Eselshaut als eine „frevelhafte Verirrung" reumüthig erkennen zu lassen und die Bußfertigen zu bestimmen, es zu verleugnen. Hintretend vor die Nation, nannten dieselben Männer, die sich vermessen hatten, vor aller Welt zu erklären: „Nicht ein Jota dürfe an Dem geändert werden, was sie, als deutsche Reichsverfassung, endgültig dem deutschen Volke übergeben", – nun ihr Machwerk einen „lebensunfähigen und todtgeborenen" Wechselbalg!

Aber vor der Nachgeburt desselben, – der Konstitution, die die Könige gemacht hatten, – verneigten sie sich tief und demüthig. Sie verließen die Paulskirche, legten vor den Pforten derselben die letzten Skrupel ab und trugen ihre der Nation entwendete Ehre und Treue gen Gotha[836], wo sie dieselbe im Stillen noch einmal verpfändeten. Aus jener Gothaer Zusammenkunft ist nur das Eine hell an das Licht getreten: daß diese Herren nicht nur das Volk, sondern auch die Fürsten getäuscht haben. Das Volk vertraute ihnen, als seinen Weisen und Helden, sein Glück und seine Ehre an, und sie gingen damit durch, als sie die Pfänder des Vertrauens vertheidigen sollten; die Fürsten aber hatten gefährliche Leute in ihnen gefürchtet, und bewillkommneten nun mit dem gebührenden Hohne getreue Schafe auf der Rückkehr zum alten Stall. Das ist die Geschichte Deiner ersten Doktrinäre, deutsches Volk! Sie opferten Deine Hoffnungen, Deine Ansprüche, Deine Rechte, Deine Freiheit, Dein Glück: Alles ihrem Götzen: dem blinden Glauben an die Fürsten. Die Bestimmung des Lohnes für ihre Arbeit liegt in Deiner Hand und der Abrechnungstag bleibt nicht aus.

Ist Dir's ein Trost bei Deinem Beinbruch, daß der Nachbar den Hals gebrochen hat, so kehren wir zu unserem Ausgangspunkte, zur pariser Universität zurück. Auch sie hat dort, wo ihr Name längst in zweifelhaftem Ansehen steht, ihren mittelalterlichen Geist lebendig zu erhalten gesucht. Weder Revolution, noch Restauration hat das pfäffische Schlingkraut mit der Wurzel auszureißen vermocht, und die Doktrinäre der orleanischen Zeit wußten, was sie pflegten, als sie dem Gelehrtendünkel Lorbeeren steckten, dem Jesuitismus einen stillen Winkel bewahrten und „Ruhe um jeden Preis" zum

---

834 Die „Verfassung des Deutschen Reiches" konnte zwar am 28. März 1849 verkündet werden, sollte jedoch niemals in Kraft treten.

835 Am 3. April 1849 hatte der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 220, Anm. 759) die ihm vom Paulskirchenparlament angetragene Kaiserkrone abgelehnt.

836 Vom 26. Juni bis zum 28. Juni 1849 haben sich in Gotha 148 ehemaligen Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung getroffen, zumeist linke und rechte Liberale der erbkaiserlichen Richtung, um – letztlich ebenso ergebnis- wie folgenlos – über die Bildung eines deutschen Bundesstaats zu debattieren.

Morgen- und Abendgebete des Philisters machten. Die Jesuiten haben ihren höchsten Sieg nach ihrem tiefsten Fall errungen; ihr System herrscht in Frankreich trotz ihrer Verbannung, ihre Saat steht in voller Blüthe trotz der Revolution. Durch eine meisterhafte Berechnung und Benutzung des menschlichen Egoismus und nationaler Thorheit ist die Demokratie in Frankreich für den Augenblick entwaffnet, der Volkswille gefesselt. Es liegen nun zwei Löwen büßend und gebunden neben einander: die französische und die deutsche Nation. Was wird länger halten? die Nationen oder die Fesseln?

Zum Schluß falle noch ein Blick auf den „Cerberus[837], der das Chaos bewacht," wie unser Humboldt[838] die Pariser Universität in Bezug auf den öffentlichen Unterricht in Frankreich genannt hat. Die Revolution hob nämlich die Universität 1792 auf und verkaufte ihre Güter. Vom alten System blieben kaum einige Trümmer übrig. Nach Herstellung der Ordnung wurde ein Neubau nöthig, und schlau warfen sich die Jesuiten als Baumeister auf, welche sich inzwischen des Unterrichts bemächtigt hatten. Doch erst unter Napoleon feierte die Pariser Universität ihre eigentliche Wiedergeburt. Es war eine pomphafte Erscheinung; aber doch nur die Entwickelung des jesuitischen Prinzips unter fremder Firma. Kein Prinzip paßte besser für den Despotismus. Napoleon schob den hierarchisch-religiösen Charakter des jesuitischen Systems auf die Seite, setzte an dessen Stelle den streng- monarchischen des Kaiserreichs, und sein System war fertig.

Zur Ausführung desselben ergriff er Mittel, wie sie einem Napoleon ziemten. Er berief 2000 Schulkandidaten aus allen Theilen des Reichs nach Paris und ließ sie auf Staatskosten 2 Jahre lang von den ausgezeichnetsten Männern im System unterrichten. Am 17. März 1808 erschien das weltgeschichtliche Dekret, welches den gesammten öffentlichen Unterricht im Kaiserreiche der Oberaufsicht der Pariser Universität ausschließlich unterstellte. In demselben hieß es: Keine Schule, keine Anstalt des Unterrichts in dem Reiche, von welcher Art sie auch seyn möge, kann außer der kaiserlichen Universität und ohne die Ermächtigung ihres Chefs gegründet werden. Niemand darf eine Schule eröffnen, oder öffentlich lehren, der nicht Mitglied der kaiserlichen Universität oder von ihr graduirt ist. Die höheren Lehranstalten wurden in Rangklassen geordnet, in: 1) Akademien (26), 2) Lyzeen (unsern Gymnasien entsprechend), 3) Collèges (*écoles secondaires,* höhere Bürgerschulen), 4) Institute und Pensionen für spezielle Zwecke, 5) Primär- oder Volksschulen. Der Großmeister der Universität ist das Haupt des ganzen Unterrichts, und innerhalb des Systems herrscht er wie ein Autokrat. Seine Arme und Augen sind die Inspektoren. Sie machen unaufhörlich Runde in den Provinzen und berichten ihre Beobachtungen an den Großmeister jede Woche. Ihre Rapporte sind maßgebend für alle Maßregeln zur Repression gegen Bestrebungen, vom System abzuweichen, oder es zu schwächen, oder die Uniformität des Unterrichts im Reiche zu hindern. Bei solcher Disziplin ist natürlich von Freiheit der Bewegung keine Rede mehr; alle Selbstständigkeit des Urtheils, der Forschung, alle Eigenthümlichkeit der Methode ist Null und aufgehoben. Der Lehrer ist Sklave der Regierung, und seine Funktion ist, willige Diener der Gewalt aus seinen Zöglingen zu bilden. Es ist das System der Despotie, und – dieses System ist beibehalten worden unter geringen Modifikationen von allen Inhabern der Gewalt. Es galt unter der Restauration, es gilt heute unter der sogenannten Republik, „dem Spott ihres Namens."

In solcher Schnürbrust müßte der Geist gänzlich verkümmern und die Bildung völlig verkrüppeln, wenn nicht der Druck stets Gegendruck hervorriefe. Die Kraft des Widerstandes ist aber im französischen Volke um so heftiger, zäher und beharrlicher, je mehr seine Regierungsform mit diesem Sklavereiapparat des Unterrichts im Widerspruch sich befindet. Daher der stete Hader zwischen Universität und Lehrern, daher der fortdauernde stille Krieg, der das Unterrichtswesen, trotz aller scheinbaren Dressur, aus dem Zustande der Anarchie gar nicht herauskommen läßt. Berechnet ist das Druckwerk allerdings vortrefflich; der Theorie nach soll sich jeder Eindruck, jede Bewegung, die der Großmeister der Universität anordnet, bis in die letzten Räder und Ringe der Maschine fortsetzen; aber der Effekt ist in der Praxis viel geringer. Es ist zu widernatürlich, auf einem so rein geistigen Gebiete,

[837] Kerberos (griech. Κέρβερος, Kérberos; lat. Cerberus; dt. auch Zerberus, „Dämon der Grube") ist ein in der griech. Mythologie zumeist als mehrköpfig beschriebener Hund, der den Eingang zur Unterwelt bewacht, damit kein Lebender einzudringen bzw. kein Toter daraus zu entkommen vermag. Im übertragenen Sinn gilt er als Inbegriff einer aggressiven Wachsamkeit.

[838] Hier dürfte wohl der Bildungsreformer Wilhelm von Humboldt (1767–1835) gemeint sein.

wie das des öffentlichen Unterrichts ist, Verwaltungsformen einzuführen, welche schon in den gewöhnlichen Administrativbehörden Erstarrung und Tod bringen würden. Der Volksunterricht muß, wo er gedeihen soll, frei seyn, nicht eingezwängt in feste Formen. Uniformität ist da ein Unding. Der Unterricht gehört der Welt des Gedankens an; er muß getragen, durchstrahlt, durchdrungen, befruchtet, belebt seyn von der Wärme des göttlichen Hauchs, der in den Organismen wirkt, um das Ganze der Vollkommenheit näher zu führen. Der Volksunterricht aber ist unter allen gesellschaftlichen Organen das größte und wichtigste; denn sein Produkt ist ja die Volksbildung, in der das Leben und Fortschreiten der Nationen, oder deren Verfall und Untergang den wahrsten Ausdruck finden. Das Reich der Intelligenz aber ist ohne Grenzen, folglich darf auch dem öffentlichen Unterricht kein streng geschlossener Wirkungskreis angewiesen werden. In Nordamerika, wo der Grundsatz der Lehrfreiheit ein Eckstein und Fundament des Staatsgebäudes ist, in welchem Bürgerfreiheit und Bürgerglück zusammenwohnen, hat sie sich seit drei Vierteljahrhunderten bewährt als ein unschätzbares Gut und eine Mutter tausendfachen Segens. Franklin's[839] Zuruf an seine Mitbürger im Kongresse vor 70 Jahren, als eine orthodox-kirchliche Partei die Emanzipation des Unterrichts bekämpfte: – „Gebt die Lehre frei, denn die freie Lehre schützt die Freiheit!" ist eine Wahrheit, die dort von Allen erkannt wird, und von Allen hochgepriesen.

Der Stahlstich zeigt die Mittelpartie der weiten Pariser Universitätsgebäude: das prächtige Portal, welches zur Universitätskirche der Sorbonne führt. Den Grundstein für den unermeßlichen Bau legte am 15. Mai 1635 der Kardinal Richelieu. Lemercier[840] war der Baumeister; er vollendete das Werk 1669. Die Kirche hat die Gestalt eines Kreuzes, Schiff und Chor sind von Seitenkapellen umgeben, korinthische Säulen tragen die Decke; über dem Ganzen erhebt sich eine schöne Kuppel, welche von Philipp de Champagne[841] mit den Bildnissen der Kirchenväter geziert ist. Die zwei Stock hohe Façade sehen wir mit korinthischen und toskanischen Säulen geschmückt, die einem Fronton zur Stütze dienen. Richelieu's Grabmonument, von Girardin[842], wurde während der Revolutionsstürme verwüstet, durch Napoleon aber restaurirt! Es steht im nördlichen Kreuzesarm. – In den Gebäuden der Sorbonne haben jetzt von den fünf Fakultäten der Universität die theologische, die Faculté des Lettres (Philosophie, französische und griechische Literaturgeschichte, Geographie und Geschichte, Beredsamkeit und Dichtkunst) und die Faculté des Sciences (Mathematik, Astronomie, Mechanik und Naturwissenschaft) ihren Sitz. Die Zahl der Studenten aller Fakultäten ist etwa 7000; in den glänzendsten Zeiten ihres Flors, im Mittelalter, damals, als (im 15. und 16. Jahrhundert) Paris die größten Denker und Gelehrten der Welt auf seinen Lehrstühlen vereinigte, zählte man zuweilen 20,000 Studenten, und die wissensdurstigen Schaaren aus allen Welttheilen pilgerten nach Paris, wie die Andächtigen nach dem heiligen Rom.

[839] Der amerik. Erfinder und Staatsmann Benjamin Franklin (1706–1790).

[840] Jacques Lemercier (1585–1654).

[841] Philippe de Champaigne (1602–1674).

[842] François Girardon (siehe hierzu S. 224, Anm. 768).

DCXIV. Der Luxemburg-Palast in Paris.

Für die neuere Geschichte ist Paris die Bühne, auf der das Schicksal als Souffleur fungirt. Es liest das Stück ruhig ab; das Uebrige thun die Pariser hinzu. Jede Gasse, jeder Markt, jeder Graben, jede Mauer, jeder Laternenpfahl hat einen gewissen Antheil an dem großen Drama, und jedem Pflastersteine ist etwas begegnet, das des Aufzeichnens werth ist.

Dies gilt besonders von den älteren Stadttheilen. Im lateinischen Quartier ist fast keine Straße, wo nicht einst Menschen geköpft, gehängt, oder verbrannt wurden; dort wurden die ersten Früchte der freien Forschung in Religion, Staat und Wissenschaft von Henkershand auf die Scheiterhaufen geworfen; dort wogten die bürgerlichen Kriege und Aufstände am heftigsten; dort schlachtete der Fanatismus des Glaubens die meisten Opfer; dort bildeten sich die großen Geister, die Dichter, Forscher und Staatsmänner aus, die Frankreichs Ruhm sind; dort warfen die Gelehrten ihre Saaten unter die Jugend; – und noch in unsern Tagen waren dort Chateaubriand[843] und Chenier[844], Beranger[845] und Lamartine[846] zu Hause.

Der Palast Luxemburg[847] ist die architektonische Perle des Quartiers. Bis zur Revolution war er ein Tempel der Kunst, wie sein Urbild, der Palast Pitti in Florenz; aber in jener Zeit wurden die Bilder theils zerstreut, theils verwüstet, – der Palast selbst bald zur Kaserne, bald zum Gefängniß gemacht, und der herrliche Garten dem Volke zum Vergnügen überlassen. Die Restauration räumte den Palast der Pairskammer zum Sitzungslokal ein, bis die Revolution des vorigen Jahres jenes Institut aufhob. Die Republik hat dem Luxemburg eine feste Bestimmung noch nicht gegeben.

In einem Winkel des Gartens ist die Stelle, wo der Marschall Ney[848], „der Tapferste der Tapfern," den Tod als Hochverräther durch die Kugeln derselben Krieger starb, die er in so vielen Schlachten zum Siege geführt hatte. Die Pairskammer hatte ihn verurtheilt. War ihr darum zu thun, in's Buch der Geschichte ihre Schande mit Blut zu schreiben, so hat sie ihren Zweck erreicht. Ludwig XVIII.[849] hatte Ney's Tod verlangt und der Pairsgerichtshof gehorchte dem prinzlichen Winke so sklavisch, wie ein deutsches Standgericht.

„Was ist das für ein Thurm, der nahe am Gartenthor emporragt?" Das ist die Sternwarte, und dort wohnt Arago[850]; der große Arago, der nächtlich forschte im Sternenreich und am Tage in der Toga des Volkstribuns sprach, oder als Minister das Steuer Frankreichs führte. Arago ist der größte Gelehrte, der schärfste Forscher, der weiseste Bürger Frankreichs; er hat das beste Herz, er ist der ehrlichste Mann. In ihm – der sich seit der Erhebung eines elenden Betrügers[851] auf den Stuhl des Präsidenten in's Asyl der Wissenschaft zurückzog – lebt das Idol des Volkes und des Volkes Hoffnung auf bessere Tage.

---

[843] Der Schriftsteller und Diplomat François-René, vicomte de Chateaubriand (1768–1848).

[844] Siehe hierzu S. 160, Anm. 546.

[845] Der Lyriker Pierre-Jean de Béranger (1780–1857).

[846] Der romantische Dichter und Politiker Alphonse de Lamartine (1790–1869).

[847] Das Palais wurde zwischen 1615 bis 1620, u. a. nach Plänen Salomon de Brosse (1571–1626), errichtet.

[848] Siehe hierzu S. 161, Anm. 555.

[849] Siehe hierzu S. 145, Anm. 489.

[850] Der Astronom, Physiker und dezidiert republikanische Politiker François Arago (1786–1853).

[851] Louis-Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 231, Anm. 792); Arago (s. o.) verweigerte ihm den Eid, als dieser am 20. Dezember 1848 das Amt des frz. Präsidenten antrat.



PALAIS du LUXEMBOURG
(Paris)



ECOLE NATIONALE DES BEAUX ARTS

(Paris)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 23-25, 29-37, 49-56 u. 172-181.

DCXVII. Die Akademie der schönen Künste[852] in Paris.

Der Gipfel aller Civilisation ist die Humanität und Literatur und Kunst sind ihre Formen. Diese Formen sind nicht allenthalben dieselben. Jedes gesittete Volk bildet sich aus nach dem Einflusse des Klimas, der Natur seines Bodens und dem angebornen Charakter seines Stamms: und seine Sprache, seine Literatur und Kunst erhalten dadurch nothwendig einen eigenthümlichen, nationalen Ausdruck. Einem Volke, dessen Kunst und Wissenschaft der Nationalität entbehrt, geht das innerste Leben ab. Es erkennt gleichsam einem andern das Münz- und Stempelrecht zu, und prägt sich statt das eigene Bild ein anderes auf. Was hob die Griechen so hoch über alle Nationen der Erde auf die Staffel der Gesittung? Was gab ihnen jenes stolze Selbstgefühl, daß sie mehr werth seyen, als alle andern, jenes Gefühl, das sie fähig machte, das Größte zu unternehmen und zu vollbringen? das Gefühl, welches Helden schuf und Menschen in Halbgötter verwandelte? eben der Umstand, daß das größte aller Völker niemals zur Nachahmung sich herabließ. Alles war bei den Griechen ihr eigen und ging aus der freiesten Selbstentwickelung hervor: Religion, Kunst, Wissenschaft, Staat und Gesellschaft, das Leben selbst und der Zweck des Lebens. Alle Kräfte, Fähigkeiten und Empfänglichkeiten der Seele, alle Glieder, Sinne und Organe des Körpers, alle sinnlichen und geistigen Begehren und Wünsche: – sie alle strebten nur nach dem Einen: Edle Menschenbildung.

Damit ist nicht gemeint, daß jedes Volk von vorn anfangen und sich auf Das beschränken müsse, was es selbst erforscht und erfunden. Wäre das, so wäre es mit Kultur und Fortschritt übel bestellt. Selbst die Griechen begangen ihren Lauf auf der Bahn der Gesittung von dem Punkte, den die Aegyptier schon erreicht hatten, und wenn nachher die Römer und alle spätern Nationen bei den Griechen in die Schule gingen, so ist dies kein Nachtheil für die Fortbildung des Geschlechts gewesen. Jeder Kulturzuwachs, den ein Volk erwirbt, soll ein Gemeingut seyn für die ganze menschliche Gesellschaft, und das Gut vermehrt sich in dem Verhältnisse, als die Zahl Derer größer wird, welche es gebrauchen. Die Gesittung soll keinem Volke, keinem Lande und keinem Stande ausschließlich leuchten, und Jeder, der Anspruch machen will auf das Prädikat human: – soll bestrebt seyn, das Licht weiter zu tragen und das heilige Feuer in immer größern Kreisen zu verbreiten. Es ist eine Mode der Zeit, von der „innern Mission“ zu reden. Die wahre ist die, welche ich meine. Sie trägt kein Priestergewand und ihre Kerzen haben die kirchliche Weihe nicht. Jeder aber kann Priester seyn und Jeder ein Missionair; er kann es seyn in seinem Hause, bei seinen Freunden, in jedem Dorfe, in jeder Stadt, in jedem Lande; nah und fern, überall, wo Menschen wohnen. Diese „innere Mission“ ward geübt zu allen Zeiten, und jede Stunde ist für sie die rechte. Sie hat auch Oberpriester gehabt von Anbeginn und wird sie haben in aller Zukunft. Wer sie waren? Die Edelsten und Besten: – Moses, Confuz[853], Homer,

[852] Die „Académie des Beaux-Arts“ war 1803 gegründet worden und war seit 1805 im „Collège des Quatre Nations“ am Quai de Conti untergebracht.

[853] Konfuzius (chin. 孔夫子, Kǒng Fūzǐ; vermutl. 551–479 v. Chr.), chin. Philosoph zur Zeit der Östlichen Zhou-Dynastie.

Solon[854], Lykurg[855], Sokrates[856], Plato[857], Epaminondas[858], Numa[859], Pythagoras[860], Paulus[861], Bonifaz, Baco[862], Raphael, Huß[863], Luther, Keppler[864], Newton[865], Shakespeare[866], Montesquieu[867], Rousseau, Franklin[868], Washington, Schiller[869] und viele Andere ihres Gleichen. Der größte aber heißt – **Christus**. Und diese Genossenschaft ist nicht eine ausschließliche oder geschlossene; sie öffnet ihren Kreis allen Menschen; sie fordert keine Gelübde von ihnen, sie verlangt kein Glaubensbekenntniß: sie will blos das Eine – die Bruderliebe! und für die Theilnahme an ihrem unbescholtenen Wirken lohnt sie mit den reinsten Freuden. –

Alle Anstalten in einem Staate, welche auf Verbreitung und Fortbildung von Kunst und Wissenschaft hinzielen, sind so viel äußere Merkmale seiner Gesittung. Zu den hervorragendsten gehören namentlich diejenigen Staatseinrichtungen, welche die Pflege der schönen Künste zum speziellen Zweck haben. Wo man ihnen Aufmerksamkeit widmet, wo man Kunst und Künstler mit Eifer hegt, wo man sie anwendet zur monumentalen Verherrlichung und zum Ehrenschmuck einer Nation für Begebenheiten, Dinge und Menschen: – da ist es immer ein Zeichen, daß der Staat entweder eine hohe Stufe der Civilisation wirklich einnimmt, oder doch so angesehen seyn will. Denn auch da ist nicht immer Wahrheit. Petersburg und Moskau haben Akademien so gut, wie Paris und London; aber die Russen sind dadurch um kein Haar civilisirter geworden, und jene zarten Blüthen der Gesittung sind dort ein falscher Schmuck, der Niemanden täuscht. Wahre Bedeutung und den höchsten Werth haben sie erst da, wo sie in der Gesittung des Volkes selbst Früchte hervortreiben und – wie bei den Griechen und Römern – auf die Verschönerung und Veredelung aller Lebensformen wirken.

Die Akademie der schönen Künste (*Academie des beaux arts*) in Paris ist eine Abtheilung jenes Instituts von Frankreich, auf welches die französische Nation mit Stolz hinweist, wenn sie sich unter den Repräsentanten der europäischen Civilisation zu alleroberst stellt. Kein Volk der Erde hat in der That Etwas aufzuweisen, was sich dieser grandiosen Centralisation des Ruhms und des Glanzes von Genie, Wissenschaft und Kunst an die Seite stellen könnte. Napoleon selbst rechnete es sich stets zur höchsten Ehre an, „Mitglied des Instituts“ zu heißen, und als seinem Schwerte der halbe Welttheil gehorchte, gefiel er sich in der Versammlung der Fürsten des Geistes und der Kunst auf dem einfachen Sessel so gut, wie auf dem Throne der Weltherrschaft. –

---

[854] Der griech. Staatsmann und Lyriker Solon (griech. Σόλων, Sólōn; ca. 640–ca- 560 v. Chr.), der in der Antike unter die sieben Weisen Griechenlands gezählt wurde.

[855] Historisch nicht belegt.

[856] Sokrates (griech. Σωκράτης, Sōkrátēs; 469–399 v. Chr.).

[857] Platon (griech. Πλάτων, Plátōn; 428/427–348/347 v. Chr.).

[858] Epaminondas (griech. Ἐπαμεινώνδας, Epameinṓndas; ca. 418–362 v. Chr); er gilt als der größte Staatsmann des böotischen Thebens (griech. Θῆβαι, Thēbai).

[859] Numa Pompilius (angebl. 750–672 v. Chr.), der sagenhafte zweite König von Rom.

[860] Pythagoras von Samos (griech. Πυθαγόρας ὁ Σάμιος, Pythgagóras ho Sámios; ca. 570–ca. 510 v. Chr.).

[861] Paulus von Tarsus (griech. Παῦλος, Paulos; hebr. שָׁאוּל, Scha’ul; vermutl. vor 10–ca. 60).

[862] Hier ist sicherlich der Franziskaner und Naturphilosoph Roger Bacon (ca. 1220– ca. 1292), bekannt als „doctor mirabilis“, und nicht der Karmelit und Theologe John Baconthorpe, auch Bacon, Baco, und Bacconius (ca. 1290–1347), bekannt als „doctor resolutus“, gemeint.

[863] Der tschech. Reformator Jan Hus (ca. 1370–1415; hingerichtet).

[864] Der Astronom Johannes Kepler (1571–1630).

[865] Der engl. Physiker Sir Isaac Newton (1642–1727).

[866] William Shakespeare (1564–1616).

[867] Der Philosoph Charles-Louis de Secondat, baron de La Brède de Montesquieu (1689–1755).

[868] Siehe hierzu S. 248, Anm. 839.

[869] Friedrich von Schiller (1759–1805).

Die Pariser Kunstakademie ward unter Ludwig XIV. gegründet, und Kardinal Mazarin[870] erbaute den Palast[871], den sie gegenwärtig einnimmt. Sie zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: Architektur und Malerei und Skulptur. Die Theorie der Kunst lehren 12 Professoren, und in der Praxis geben die größten Meister Anleitung, während die reichen Sammlungen aller Art das Studium und die Ausbildung der jungen Künstler anregen und befördern. In den Hörsälen der *Ecole des beaux arts* (der Kunstschule) haben über 1000 Eleven Raum. Jeden Monat finden feierliche Preisvertheilungen Statt und öffentliche Ausstellungen der Arbeiten jedes Quartal. Künstler-Preisgerichte erkennen den Besten in jedem Fache den Ehrenkranz zu. Der Sieger ist berechtigt, ein Jahrlang das classische Land der Kunst, Italien, zu bereisen und in Rom seine Studien drei Jahre lang fortzusetzen: – beides auf Kosten des Staats.

[870] Jules Raymond Mazarin (eigentl. Giulio Raimondo Mazzarino; 1602–1661), am 16. Dezember 1641 zum Kardinal erhoben; 1642 hatte Mazarin das Amt als regierender Minister übernommen.

[871] Die Vorgängerin obengenannter Akademie, die „Académie Royale de Peinture et de Sculpture“, war 1648 gegründet, jedoch 1793 im Zuge der revolutionären Ereignisse aufgelöst worden. Das Gebäude, das die heutige Akademie beherbergt (siehe hierzu S. 252, Anm. 852) war von 1662 bis 1688 von Louis Le Vau (siehe hierzu S. 139, Anm. 467) errichtet worden.



LES CHAMPS ELISÉS
(Paris)

DCXX. Die Elysée’schen Felder und der Präsidentschaftspalast in Paris. (*Champs Elysées et Palais Elysée*)

„Ich wollte Dich eben abholen!“ rief, als ich aus der Hauspforte trat, der Maler R …, mir entgegen und hing sich an meinen Arm. „Die Republik der Ordnung[872] hat heute Jahrtag!“ Ich lächelte spöttisch. „Du lachst; aber es ist doch so. Hätten wir Republikaner die Socialisten nicht zu Boden geschlagen, so wäre Europa eine Ruine.“ „„Euer Sieg wird es dazu machen;““ sagte ich. Der Maler aber erwiderte: „Wenn man dem Teufel einen Finger gibt, so nimmt er den ganzen Mann. Wir wollen nicht streiten. Wir können uns doch nie verständigen in diesen Dingen. Denken wir heute blos an das Vergnügen! Ganz Paris genießt diesen sommerlichen Nachmittag im Freien.“

Paris hat keinen Park wie London; keinen Prater wie Wien; keinen Thiergarten wie die Königsstadt an der Spree; es hat seine „*Champs*:“ – freie, weite Plätze nämlich, bepflanzt mit Alleen, die sich in verschiedenen Winkeln kreuzen. Die Zwischenräume sind den Restaurationen, den Buden für Seil- und Reitkünste, für Panoramen, Menagerieen, Puppenspielen, Jonglerien und hundert anderen Dingen überlassen, welche die Promenirenden unterhalten und belustigen. An den Nachmittagen und Abenden der schönen Jahreszeit sind die „Champs“ die Sammelplätze der Pariser Welt. Dann leeren sich Häuser und Werkstätten; ihre Bewohner ziehen aus, um frische Luft zu schöpfen und im Schatten der Bäume ihr Abendbrod zu verzehren.

Die *Champs Elysées* gelten in der Vorstellung des so leicht befriedigten und genügsamen Parisers wirklich für ein gebenedeites Stückchen Erde. In alter Zeit war’s eine Viehweide. Colbert[873] ließ den Platz ebnen und mit Bäumen bepflanzen, die zum Theil jetzt noch grünen. Die elysée’schen Felder werden auf der einen Seite von den prächtigen Kayen der Seine, auf den übrigen von dem Garten des Palastes des Elysée, von dem Concordienplatze und der prächtigen *Chausée d’Antin* umrahmt. Von den freieren Punkten hat man die imposantesten Blicke auf die Prachtpartieen der Weltstadt: die Tuilerien[874], den Dom der Invaliden[875], das Marsfeld[876] mit der Militärschule[877] und die zahlreichen Paläste und Brücken, welche vom *Quai Conti* bis zum *Quai d’Orsay* das andere Seineufer besäumen. Unter den Bäumen stehen unzählige Rohrstühle. Für einen Sou[878] kann Jeder einen haben; der Pariser braucht aber immer ein Paar; den zweiten, um Füße oder Arme darauf ruhen zu lassen. Er ist luxuriös in solchen Dingen.

Wir fanden heute die „*Champs*“ in Gala. Das sonnige, wonnige Wetter hatte nicht Tausende, nein, Hunderttausende hinausgelockt, und überall, auf allen Wegen und Pfaden und Rasenplätzen wogte spazieren des, geputztes Volk, oder ruhete Gruppe an Gruppe. Auf dem breiten Fahrweg difilirten [sic!] die glänzenden Equipagen, die stolzen Reiter und Amazonen. Alle Stände waren gemengt; alle Parteizeichen an Bändern und Farben waren gemischt: nirgends eine Spur von Sonderung. Legitimisten, Bonapartisten, Orleanisten, die Republikaner aller Schattirungen, vom reinen Weiß bis zum grellsten Incarnat, spazierten Arm in Arm und verfolgten ein Ziel, das Vergnügen. Hätten die Abzeichen das politische Glaubensbekenntniß nicht verrathen, so würde es Niemanden eingefallen seyn, unter diesen

[872] Die vom 25. Februar 1848 bis 2. Dezember 1852 bestehende „Zweite Französische Republik“.

[873] Der frz. Finanzminister und Begründer des Merkantilismus Jean-Baptiste Colbert, marquis de Seignelay (1619–1683).

[874] Siehe hierzu S. 186ff.

[875] Frz. Dôme des Invalides; in den Jahren 1679 bis 1708 nach Plänen von Jules Hardouin-Mansart (1646–1708) errichtet; er diente als Gotteshaus für die in dem in den Jahren von 1670 bis 1676 nach den Plänen von Libéral Bruant (1635–1697) und Mansart erbauten „Hôtel des Invalides“, versorgten Kriegsversehrten; seit 15. Dezember 1840 Mausoleum für Napoléon Bonaparte.

[876] Frz. Champs de Mars, früher der Exerzierplatz für die „École militaire“ (s. u.).

[877] Frz. École militaire; 1751 gegründet und bis 1776 nach Plänen von Ange-Jacques Gabriel (1698–1782) und Alexandre-Théodore Brongniart (siehe hierzu S. 169, Anm. 590) erbaut; der Eiffelturm (frz. Tour Eiffel) befindet sich heute in unmittelbarer Nähe.

[878] Siehe hierzu S. 149, Anm. 494.

friedlichen, geputzten und heitern Menschen die Zerstörer der alten Gesellschaft und die Erben der Zukunft – die Sozialisten, Kommunisten und Anarchisten – zu suchen. Und doch waren sie da, und doch würde, wenn in diesem Augenblicke die Sturmglocke von Notre-Dame dem Pariser Volke das Zeichen „zur letzten Schlacht“ gegeben hätte, sich im Nu diese Menschenmasse aufgelöst haben und zwei Heere wären, zum Kampf auf Leben und Tod entschlossen, einander gegenüber getreten. –

Wir setzten uns im Schatten der Ulmen und ließen den Strom vorüberziehen. Mein Freund, ein eifriger Besucher der Nationalversammlung und der Klubbs, kannte fast jede hervorragende politische Persönlichkeit, und bezeichnete mir bald da bald dort eine interessante Erscheinung. „Siehst Du da drüben in der prächtigen Landau den gespreizten Kahlkopf mit der stolzen Miene voller Selbstgenügsamkeit? Das ist der große Odillon Barrot[879]! Und dort in dem Staatswagen mit den galonnirten Jägern das kleine bewegliche Männchen mit der Brille auf der spitzen Nase? Seinen Schädel deckt schneeweißes Haar; aber sein Geist ist immer noch so burschikos, wie im *Collège de France*. Er grüßt rechts und links, nur damit man ihn wieder grüße. Das ist der Agamemnon der Ordnung – Herr Arthur Thiers[880], der, wenn einmal das Lumpenpapier 14 lange Tage säumen würde, sich mit seinem Namen zu beschmutzen, sich gewiß erschießen würde; denn schon der Gedanke, 14 Tage lang vergessen zu seyn, brächte ihn zur Verzweiflung. Beide fahren in’s Elysée zum Ball des Präsidenten[881]. – Und jener Herr da, inmitten eines Kranzes ältlicher Damen,– ich meine den Rothkopf mit der gelben Weste und dem scharf geschnittenen, edlen Gesicht, – das ist Berryer[882], der Legitimist. Jetzt winkt er einem Herrn zu; er reicht ihm die Hand: die herrliche, hohe Gestalt mit dem ausdrucksvollen Kopfe, welcher halb an Achilles, halb an Aeschylos[883] mahnt, die ist Lamartine[884]. Und Der an seinem Arme – zwar an Körper weniger lang, aber um kein Haar kleiner an Geist, Charakter und Gesinnung, – dem Wissen und Weisheit aus allen Zügen sehen, – der ist Arago, der Philosoph, Mathematiker, Gelehrte, Staatsmann, der Stolz der Akademie, einst der Schmuck des Ministertisches und zu jeder Zeit, wann es gilt die Freiheit und das Recht der Nation zu vertheidigen, der erste der Volkstribunen und der geachtetste und gewaltigste.“ Noch Manche nannte mir der Freund – Victor Hugo[885], Cremieux[886] und den von allen Parteien eben so gehaßten, als gefürchteten Girardin[887], diesen Mann, welcher schlecht, prinzipenlos [sic!] und perfid gegen alle Parteien, denen er nach einander angehörte und die er alle nach einander verließ, durch die Größe seines Talents eine Macht für sich bildet und jeden Morgen durch sein Journal, „die Presse,“ vor Hunderttausenden predigt. –

Wir ließen uns Erfrischungen bringen, und schon war der Vollmond hoch herauf gestiegen, als wir uns trennten. Mein Freund wollte in die Oper, und ich übergab mich einer Menschenwoge, die gegen das Elysée hinwälzte. Am Gitter des kleinen Parks, den der Präsident sich zum Privatgebrauche reservirt hat, zerschellte sie und ich richtete meine Schritte nach dem Palast[888] hin, dessen zierliche Formen die Candelaber des Portals beleuchteten.

Vor den Pforten blieb ich stehen. Aus den hohen Spiegelfenstern strahlte es wie Sonnenglanz und warf ein blendendes, flackerndes Licht in die *Rue St. Honoré* und auf die nahen Baumgruppen. Flammen schienen auf jedem Laub zu zucken und die bunten Schatten tanzten in den Zweigen. Equipagen, an- und abfahrend, rollten und rasselten ohne Unterlaß, und beim Kerzenlicht schimmerte das Dienervolk

---

879 Odilon Barrot (1791–1873), 1848/49 frz. Ministerpräsident.

880 Adolphe Thiers (1797–1877), 1830 bis 1851 und 1863 bis 1877 Mitglied des Parlaments; 1871 erster Präsident der 3. Republik.

881 Louis-Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 231, Anm. 792).

882 Pierre-Antoine Berryer (1790–1868).

883 Der griech. Dichter Aischylos (griech. Αἰσχύλος, Aischýlos; 525–456 v. Chr.).

884 Siehe hierzu S. 249, Anm. 846.

885 Der frz. Schriftsteller Victor-Marie Hugo (1802–1885).

886 Isaac Moïse Crémieux (1796–1880), der damalige Vertreter des frz. Judentums.

887 Wohl der Verleger und Sozialist Émile de Girardin (1806–1881).

888 Der Elysée-Palast (frz. palais de l'Élysée); in den Jahren 1718 bis 1722 nach Plänen von Armand-Claude Mollet (1660–1742) erbaut.

in Gold und Silber. Das Wiehern der Rosse, das Rufen der Lakeyen, die spähenden Polizeisergeanten, die polternden Munizipalgardisten und die summenden, auf und ab wogenden Volksmassen gaben der Szene Leben und Mannichfaltigkeit. Der Abend war so schön! Am tiefblauen Himmel glänzten Orion und Siebengestirn und im Westen stand der Vollmond, an dem silberhelle Wölkchen langsam vorüberzogen. Ich blickte hinauf, weiter wurde mein gepreßtes Herz und der Alp floh von meiner Seele. Warum ärgert's dich, – rief ich mir zu, – daß Mücken spielen im Kerzenlicht? Blättere in den Leichensteinen dieses Hauses – denke seiner Vergangenheit! Und als ich das Haus wieder anblickte, lag ein Band Weltgeschichte aufgeschlagen vor meinen Augen. – Ich sah den wüsten Regenten[889], als er von einem Palaste des Vergnügens träumte; sah die Baumeister um ihn, sah die Mauern emporsteigen, die schlanken Säulen aufrichten, die Fenster wölben, sah alle Künste wetteifern zu seinem Schmuck, sah dann einziehen die erste Besitzerin, – die Pompadour[890] – mit ihren Priesterinnen der Schönheit und Sittenlosigkeit. Ich gedachte der wilden Feste, die hier gehalten wurden, in denen der Fürst seine und des Reiches Kräfte zu gleich verschwendete; und vorüber gingen die zurückgekehrten Zeiten der Cäsaren, und mit ihnen Alles, was jene Tage befleckte. Hier in diesem Hause war der Pfuhl, in welchem zusammenfloß alles Abscheuliche; hier wurden die höchsten Beamten des Reichs, Kreaturen der Weiber und Intriguen, gemacht, um des Verderbens Saat in Gesellschaft und Staat zu tragen; hier wurden die letzten gesunden Organismen vergiftet. Und als die bodenlose Lüderlichkeit ausgespielt hatte, – da hielt der Raub seinen Einzug. Der Finanzmann und Generalpächter Beaujon[891] speiste seine Gäste auf goldenen Tellern mit den Leckerbissen aller Länder, während seine Steuererheber der kranken Wittwe das letzte Kopfkissen pfändeten und den armen Häusler aus der Hütte warfen. Was die Verschwendung des Hofs verlangte, das drückte das fluchwürdigste Finanzsystem mit unersättlicher Gier dem armen Volke aus, und Beutelschneiderei, Ehrlosigkeit, Schelmerei und Betrug theilten mit der Monarchie das Produkt der Erpressung. – Dem Generalpächter folgte ein Oberpriester der Kirche[892]. Es war ein Prinz von Geblüt und ein Kardinal. Der tonsurirte Fürst wälzte sich in den Lastern des Hofs, wie damals die meisten Großwürdenträger der Kirche, und er verrieth der Welt das Geheimniß, daß die Religion von ihren Wächtern nur als ein Werkzeug angesehen werde, um die Einfalt zu berücken und die priesterliche Sittenlosigkeit mit dem Mantel der Heiligkeit zu bedecken. Was damals im Elysée geschah, bereitete in Frankreich den Boden für jene materialistische Lehre vor, daß der Himmel in den Sinnen läge, die Moral in der Klugheit und die Glückseligkeit im Genuß: alles Andere aber nichts sey, als Pfaffentrug und Gaukelei. – Später, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wurde der Palast den königlichen Prinzessinnen als Wohnung überwiesen. Das Königthum hielt damals mit dem erwachten Volksgeiste seine ersten Kämpfe. Polizei und Kerker, Bastille und Verbannung, Schwert und Galgen, sollten ihn überwinden. Umsonst. Der Titan war erwacht und seine Regungen füllten die Monarchie mit Schrecken.

Der gute Ludwig XVI. bestieg den Thron in so verhängnißvoller Zeit. Seine Schwester[893], die trefflichste der Frauen, wohnte im Elysée. Ihr Rath wurde oft verlangt, und er hatte auf des Monarchen Entschluß, zur Rettung der Monarchie und des Reichs die Notabeln Frankreichs zu berufen, großen Einfluß. Die Ausführung dieses Entschlusses erhob den Widerstand des Volkes zur Berechtigung; er machte die Revolution legitim.

Und drei Jahre darauf schleppte die Revolution die Prinzessin aufs Schafott.

Das Elysée wurde Eigenthum der Nation; aber nicht diese, die Geister des Bluts und des Schreckens nahmen Besitz: Marat und seine Genossen. Bald darauf stellte der Convent seine Pressen in den Sälen auf, und Robespierre, Danton[894] und die Männer des Bergs schleuderten von da ihre

---

[889] Philippe II. de Bourbon, duc d'Orléans (1674–1723), von 1715 bis 1726 Regent für den unmündigen Ludwig XV. (siehe hierzu S. 154, Anm. 503).

[890] Jeanne-Antoinette Poisson, dame Le Normant d'Étiolles, marquise de Pompadour, duchesse de Menars (1721–1764); sie war eine Mätresse des frz. Königs Ludwig XV. (s. o.).

[891] Nicolas Beaujon (1718–1786).

[892] Historisch nicht verbürgt.

[893] Élisabeth Philippine Marie Hélène de Bourbon (1764–1794; hingerichtet).

[894] Georges Jacques Danton (1759–1794; hingerichtet). Der Stich ist unsigniert.

Blitze in Proklamationen und Aufrufen an die Nation und entzündeten sie zum Enthusiasmus, zum Heldenmuth, zur Raserei. – Die Kirchen wurden geschlossen, die Priester gemordet, die Guillotine gefeiert; aber auch jene Heere durch die Macht des Worts aus dem Boden gestampft, an welchen alle Armeen der verbundenen Dynastien des Welttheils zertrümmerten. Der Nimbus kriegerischen Ruhms, glänzender wie je einer gewesen ist seit der Zeit Alexanders, umstrahlte die Republik, und je mehr häusliches Glück verwüstet worden war, je trostloser und öde es in den innern Angelegenheiten des Reichs aussah, je höher schätzte die Nation das Eine, das ihr als Ersatz für alles Verlorene geboten wurde. „*Gloire*" wurde der Abgott, den ganz Frankreich verehrte, und als er in Bonaparte den vollkommensten Ausdruck gefunden hatte, da mußte es diesem klugen und großen Mann leicht werden, den Ruhm über die Freiheit zu stellen und über die Republik – sein Ich.

Nun kamen die Männer des Schwerts und hielten Einzug in das Haus des Schicksals. Bonaparte wies die Pressen fort; er bedurfte ihrer nicht. Für das Talent und Wissen öffnete er andere Wirkungskreise. Das Elysée wurde Eigenthum Murat's, seines Schwagers, dem er es geschenkt hatte.



Georges Jaques Danton
(siehe hierzu S. 258, Anm. 894).

Napoleon ordnete das Planetarium seiner Herrschaft. Als er damit fertig war, verlangte er eines Tags den Palast von Murat wieder. Murat zog aus, – Napoleon zog ein mit Josephinen[895].

Bonaparte, der hohe, einfache Mensch war untergegangen im Napoleon, dem Imperator und Halbgott; von Schlacht zu Schlacht, von Eroberung zu Eroberung eilend, kaltblütig das Leben und Glück von Millionen opfernd, niedertretend die Völker, Reiche bald zerstörend, bald aufrichtend, wie es seinen Planen gefiel, – war sein Herz allen zartern Gefühlen entfremdet worden. Zuletzt wendete sich seine frevelnde Hand auch gegen den Schutzengel selber, der ihn von den untersten Bahnen bis zur Oede und Höhe des Kaiserthrones begleitet hatte. – Marie Louise[896], die Habsburgerin, die Beute eines Feldzugs, führte der Tyrann als Kaiserin in's Elysée, und die edle Josephine ward verstoßen. – **Damit** war das Maaß seiner Schuld voll, die Vergeltung begann ihr Werk. Angeschmiedet an den Montserrat mit dem einen, an den Ural mit dem andern Arme, war dem Titan die Kraft genommen. Baylen, Moskau, Leipzig, Paris, Elba – waren die Stationen auf dem Passionsgang des Korsen von dem höchsten Gipfel irdischer Macht bis zum Sturze. Die Alliirten zogen in Paris ein; Baschkiren und Kosaken standen Wache in den Gängen des Elysée; Kaiser Alexander[897] von Rußland hatte es sich zur Wohnung gewählt. – Nach ihm kam die Restauration. Von den Monumenten und Palästen verschwanden die Insignien des Kaiserreichs, und an ihre Stelle traten die königlichen Lilien. Das Elysée wurde eine Residenz der Bourbonen. Was die Revolution übrig gelassen hatte von den alten Adelsgeschlechtern, sammelte nun das Königthum um sich; die Ehrenträger des Kaiserreichs wurden mit

---

[895] Joséphine de Beauharnais geb. Marie Josephe Rose de Tascher de La Pagerie (1763–1814), seit 9. März 1796 in zweiter Ehe mit Napoléon Bonaparte verheiratet; sie wurde von diesem am 2. Dezember 1804 in Paris zur Kaiserin gekrönt. Die gesetzl. Scheidung erfolgte am 15. Dezember 1809, die kirchl. Eheannulierung am 9. Januar 1810.

[896] Siehe hierzu S. 13, Anm. 29.

[897] Alexander I. Pawlowitsch (russ. Александр I Павлович; 1777–1825), seit 1801 Kaiser von Rußland, seit 1815 König von Polen und seit 1809 erster russischer Großfürst von Finnland.

Hoffähigkeit begnadigt und die Wände errötheten nicht, als jene Marschälle, welche an der Seite ihres Alexanders drei Welttheile mit ihrem Ruhm beschrieben und auf jeder Seite der neuern Geschichte die Unsterblichkeit zurückgelassen hatten, im Hofkleide vor den schwachen Schößlingen eines morschen Königsstammes die Kniee beugten. Die Bourbonen selbst hatten im 25jährigen Exil nichts gelernt und nichts vergessen, und die Nation fühlte die Schmach solcher Herrschaft. Da schüttelt plötzlich der Adler auf Elba seine Fittige, und von ganz Frankreich mit Jubel empfangen, zieht Napoleon in Paris ein an der Spitze der Armeen, die ausgesandt waren, ihn zu vernichten. Noch einmal träumte der Korse im Elysée von Welteroberung und Unterjochung. Es war zum Letztenmale! Von Waterloo nach St. Helena war nur ein Wurf des Schicksals. – Die zweite Restauration schenkte das Elysée dem Herzoge von Berry[898], und als dieser Fürst gefallen war vom Dolche des Mörders, kam der Palast, als Erbstück, an den Herzog von Bordeaux[899]. – Das Jahr 1830 brachte die Julitage. Der Thron der ältern Bourbons wurde vom entrüsteten Volke zerbrochen, – und mit dem Reiche ward auch das Elysée dem schlauen Orleans gegeben. Die Pflastersteine hatten Louis Philipp erhoben. Er verleugnete seinen Ursprung und – die Pflastersteine forderten seinen Erstgebornen[900], die Pflastersteine warfen sein Haus ein wie ein Kartenhaus und jagten seine Sippschaft aus dem Lande. Aus dem *Elysée Bourbon* machte die Republik *Elysée National*! aber damit die Farce der Tragödie auf dem Fuße folge, so wurde bei der ersten Ausübung des allgemeinen Stimmrechts von dem republikanischen Frankreich der verächtlichste aller Abenteuerer, der Prinz Louis Napoleon, zur höchsten Würde und Macht im Staate erhoben und ihm das Elysée zur Amtswohnung überwiesen. Da studirt nun der kleine Vetter die Rollen „des großen Onkels“ ohne Unterlaß, und es gibt nicht Wenige, die wirklich glauben, daß es dem Wichte noch möglich seyn werde, die Herkulesarbeiten eines Heros zu wiederholen. Sie sehen hinter dem Elysée nicht das Blutgerüste, sondern die Tuilerien; sie sehen in den albernen, kleinlichen Experimenten zur absoluten Herrschaft nicht das Aufstacheln der wilden Geister der Anarchie und des Umsturzes; sie sehen in jenem Menschen noch etwas Anderes, als das blinde Werkzeug des vergeltenden und rächenden Gottes; sie sehen in ihm mehr, als den Statisten des Schicksals, dem geboten ist aus der Verborgenheit zu ziehen an’s helle Tageslicht die gänzliche Zerrüttung, Unheilbarkeit, Unzulänglichkeit und Ohnmacht der alten staatlichen „Ordnung.“ Die Zeichen reden. Louis Napoleon wird der Todtengräber der Gesellschaft seyn; sein Gräberlohn aber das Schafott oder die Laterne. –

So waren die Insassen des Elysée an mir vorüber gezogen! Jeder hatte eine Zeile oder ein Blatt Weltgeschichte geschrieben. Doch wie wenige unter ihnen leuchten als große Geister, und Menschensonnen, die mit ihren Strahlen Jahrtausende erwärmen, sah ich keine. Die meisten präsentirten sich als Mephistophelesgestalten, welche die wuchernde Saat ausgestreut haben, aus der sich jene Kräfte der Zerstörung entwickelten, welche, drängend von Umsturz zu Umsturz, erst im Chaos verenden werden.

Ergriffen von diesem Gedanken, sah ich gen Himmel. Noch glänzten die Sternbilder im Aetherblau, und der volle Mond sah heiter und still heraus zwischen goldumsäumten Wolken. Der Engel des Friedens schien zu kosen mit der dunkeln Erde und mir war’s, als hörte ich ihn flüstern: Stürme reinigen die Völker; wenn aber vor den Stürmen Millionen fliehen, sind diese darum unglücklicher? wenn der Schrecken ganze Völker zum Wandern spornt und hinüber führt in die neue Welt, in die weiten ruhigen Länder voll Licht und Aerndten, ist das für die Menschheit ein Verlust? –

Ich wollte den Gedanken weiter ausführen; da faßte eine warme Hand die meinige: – es war Savoy’s. „Ich bin zur Soirée des Präsidenten geladen und habe eine Karte an einen Freund zu vergeben. Du warst nicht zu Hause. Begleite mich ins Pandämonium!“ sagte er scherzend. Und wir gingen in den Palast.

Pracht empfing uns; Pracht, wie ich nie gesehen. Die Republik trug gleichsam schon den Kaiserornat. Die Säle waren auf das herrlichste dekorirt und in Feengärten verwandelt. Die Erleuchtung blendete das Auge und der Glanz nahm die Sinne gefangen. Musik schmetterte aus allen Räumen und jeder

---

898 Siehe hierzu S. 201, Anm. 703.

899 Henri Charles Ferdinand Marie Dieudonné de Bourbon-Artois, duc de Bordeaux, comte de Chambord (1820–1883).

900 Siehe hierzu S. 135, Anm. 458.

ward von Tänzern durchflogen, zwischen denen die Gruppen reicher, besternter Uniformen und der in Juwelen, schimmernden Damen sie auf und abwogten. Genie und Talent, Wissenschaft und Kunst erkannte man an dem einfachen schwarzen Kleid; sie verloren sich in den glänzenden Zirkeln. Diener in strahlenden Livréen trugen Erfrischungen auf silbernen Platten umher, und reich aufgeschirrte Jäger kredenzten den Damen während der Pausen des Tanzes. Der Präsident als Festgeber, ging von Saal zu Saal, ein, zwei, drei Worte Jedem spendend, nach der Weise, wie es sein Ohm gethan. Er trug die Generaluniform der Pariser Nationalgarde, und an seinen Fersen hing, sich der Queue[901] seiner Getreuen: zunächst die fahrenden Ritter des Elysée, die einstens ihrem Kaiser im Herzogskostüm zu dienen hoffen, – sodann die alten Haudegen der großen Armee, einige Minister und Gesandten, und allerhand ächte und gemachte Orientalen in ihren glänzenden Costümen: Spahis[902], algierische Offiziere und arabische Häuptlinge in Bournous. Der kleine Vetter spricht schlecht, folglich spricht er lieber gar nicht. Selten blieb er stehen, um irgend einer Celebrität einige Worte mehr als den Andern zu sagen. Die unansehnliche Figur ward durch keinen geistigen Ausdruck gehoben; er sah abgemattet, fast abgestumpft aus. Als erster Magistrat eines großen Freistaates sollte er Ehrfurcht einflößen, als Gewalthaber und Aspirant zum Imperator imponiren: – er that weder das Eine, noch das Andere.

In jedem Saale schien sich der Kometenschweif hinter ihm zu vergrößern. Selbst Damen von hohem Range verschmähten es nicht, ihren Cicisbeo[903] am Arm, in die Reihe zu treten. Das Ganze erinnerte an die Feste, welche in diesen Sälen Ludwig XV.[904] am Arm der Pompadour feierte, und an Glanz gab die Soirée der Republik der des Königthums sicherlich nichts nach. Die bunten Lampen, die strahlenden Girandolen[905], welche ein farbloses Sonnenlicht auf Dinge und Menschen warfen, die köstlichen Erfrischungen, welche mehr aufregten, als abkühlten, die Wohlgerüche der tausend Blumen und Essenzen, das dichte Gewühl der Gäste, – Alles zusammen machte das Klima in den Sälen zu einem tropischen, und eine lechzende Glut erfüllte Jeden, der in diesem Treibhause voll Lust und Genuß eine längere Zeit verweilte. Das Summen und Brausen der Conversation war so groß, daß, um sich den Zunächststehenden hörbar zu machen, Jeder mit lauter, erhobener Stimme sprechen mußte. – Wie die Stunden fortrückten, steigerte sich die allgemeine Aufregung. Diamanten, Gold, Flitter, kostbare Stoffe, Federn von Vögeln aller Zonen, Perlen, Sammt und Seide, blitzende Armbänder, strahlende Diademe, Blumen aus Juwelen, alle Zauberschöpfungen der sinnreichsten Toilettenkünste, glänzende Stickereien, schöne Füßchen, die kostbarsten Spitzen: kurz Alles, Alles, was Phantasie, gewählter Geschmack und verschwenderischer Luxus nur Reizendes, Schönes und Neues zu schaffen vermag, wogte um den Blick des Zuschauers wie Gebilde eines Feenmährchens. Aber selbst an diese Säle des rauschenden Vergnügens klopfte leise, wie ein ungeladener Gast, das – Elend. – Ein Paar verschleierte Damen standen an einem Pfeiler und vor ihnen stand eine silberne Schüssel. „*Pour les malheureux, s'il vous plait*!"[906] mahnte ihr Flötenton die Vorübergehenden; Viele gingen und hörten es nicht! Ich legte meine Banknote hin und trat erschüttert von dem Kontrast und den Vorstellungen, die sich daran knüpften, in die nächste Fensterbrüstung. – Mein Blick flog über die elysäischen Felder hin auf die Vorstädte, wo das Elend wächst in grauenvollem Grade, und Verzweiflung und Communismus an seinen Brüsten saugen; denn die Arbeit stockt, weil das Vertrauen auf die Zukunft fehlt und das Geld aus den Gewerben in die Keller der Bank sich verkriecht, oder, nach dem Beispiel des Elysée, dem Börsenspiel sich hingibt. Was kümmert aber das die höhern Kreise? Das vornehme Paris tanzt, die Salons glänzen, die Theater füllen sich: mögen die Faubourgs hungern! Die Erde zittert vom Grollen der unterirdischen Mächte: die große Gesellschaft macht Karneval trotz dem und begräbt jeden sorglichen Gedanken im Rausche der Freude. In dieser, von flackernden Gasflammen erleuchteten, prächtigen ***Rue St. Honoré*** floß das Blut in

---

901 Frz., Schwanz, Schweif; hier im Sinne von Gefolge verwendet.

902 Bezeichnung für die 1831 in Algerien aufgestellten Reiterregimenter (von pers. سپاهی, Sepāhī, Soldat, Reiterei); sie wurden 1962 nach dem verlorenen Algerienkrieg aufgelöst.

903 Ital., eigentl. galanter Höfling, hier jedoch – wie stets im Zusammenhang mit Frauen – im Sinne von Galan, Liebhaber verwendet.

904 Siehe hierzu S. 154, Anm. 503.

905 Siehe hierzu S. 211, Anm. 732.

906 Frz., „Für die Unglücklichen, bitte!"

Strömen und die Wasser des Himmels haben die Spuren auf dem Pflaster noch nicht ganz vertilgt. Aber nur das Volk hat dafür Augen und Gedächtniß, und – das Volk liegt in Ketten. – Dennoch will von der Gewalt die Furcht nicht weichen. Mit Erstaunen wurde ich gewahr, daß die Volksmassen, die noch vor ein paar Stunden hin und her wogten, gänzlich verschwunden waren. An ihrer Stelle gingen Polizeisergeanten Arm in Arm auf den leeren Trottoirs, von fern glänzten Bajonnette im Lampenschein, und auf dem Platze vor dem Palaste selbst standen zahlreiche Gruppen gesattelter Pferde und Krieger im Cuiraß mit hohem Helmbusch. „Das böse Gewissen in diesem Hause des Schicksals hatte allezeit Argwohn," – dachte ich, und auf die Tanzenden sehend, fiel mir Salvandys[907] Wort an Louis Philipp kurz vor seinem Sturze ein: – „wir tanzen auf dem Vulkan."[908]

Fanfaren schmetterten! – Meine Aufregung war so groß, daß sie mir die Sinne verwirrte. Mir war's, als hörte ich den Posaunenschall des letzten Gerichts! Ich fühlte den Boden wanken unter meinen Füßen. Ich eilte aus dem Palaste. Da stand ich vor den stählernen Cuirassiren, welche an den Seiten ihrer Rosse ihre Cigarren schmauchten. Die glänzenden Kriegergestalten kamen mir vor, wie lauernde Mörder, das Volk zu schlachten. Ich beflügelte meine Schritte. Immer wieder traf ich neue Soldatengruppen, Infanterie und Kavallerie, und an der Mündung der *Rue d'Anjou* drohten die Rachen aufgefahrener Geschütze. Wo ist das Volk hin, stammelte ich, – das unterdrückte, aufgewühlte, betrogene, vom Zorn entflammte? Warum ist's geflohen vor der herausfordernden Gewalt? Warum nimmt's den angebotenen Kampf nicht auf? – Da rief's: „Die Zeit ist noch nicht reif."

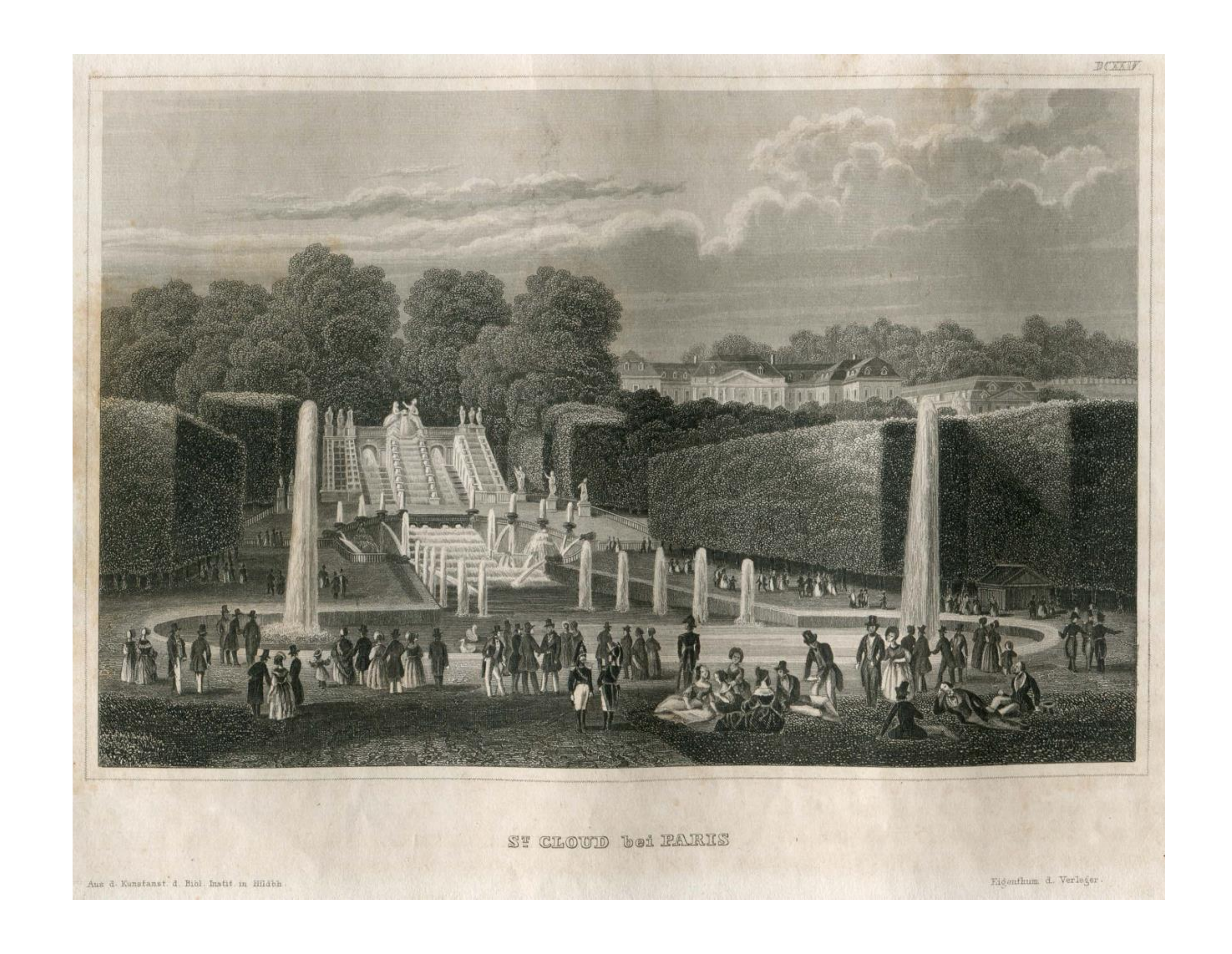
Und die Fanfaren brausten wieder und ich entfloh dem Jubel des Palastes bis auf den Bastillenplatz. Dort blinkte die Juliussäule im Mondlicht, wie der bleiche Geist der Gemordeten, und um die Katakomben der Märtyrer hingen zehntausend Kränze, und hungerndes, lumpiges Volk stand um das Gitter und hütete die Gruft seiner Heiligen und Helden. Mir schwoll das Herz. Dort im Palaste des Präsidenten die Blumengewinde der Tropengewächse aus dem Treibhause, und hier am Grabe des Volks die Cypressenkränze, welche Verehrung und Liebe zum Opfer brachten. Ich warf einen Blick nach dem Elysée hin; eine rothe Dampfwolke, wie sie über einem brennenden Dorfe schwimmt, bezeichnete seine Stelle. „Sie leuchtet euerem Untergang," dachte ich, und sah die Säule an. Auf der Spitze derselben schimmerte die Viktoria, des siegenden Volks Symbol, im Mondlicht. Neben mir aber stand eine schwarze Frauengestalt und drückte das gebeugte Haupt gegen das harte, kalte Eisengitter. Ein tiefer Seufzer wand sich aus dem martervollen Herzen. Regungslos stand sie, ein Bild des Grams und der Verlassenheit. Ich bückte mich zu ihr nieder und sagte leise: Weib, hoffe! es lebt ein Gott! – Sie wendete das Haupt, blickte mich an mit verworrenem Auge und rief: „O Herr, o Herr! Hier unten schläft mein Gatte mit meinen zwei Söhnen! und ich elendes Weib, ich lebe noch und die Republik läßt mich darben." – Als käme aber plötzlich der weichere Schmerz in ihre Seele, setzte sie, mit gefalteten Händen auf die Kniee sinkend, hinzu: Gott, Gott! vergib! laß mich leben um meiner Tochter willen! – Ich legte der Wittwe ein Goldstück in den Schooß und die Hand auf die Schulter und sagte leise zu ihr: Hoffe! –

Wann werden die Todten des Bastillenplatzes auferstehen und die bleichen Gerippe die Freudenglocke läuten? – Heute? Morgen? Uebermorgen? –

---

[907] Der ehem. frz. Bildungsminister und Diplomat Narcisse-Achille comte de Salvandy (1795–1856).

[908] « C'est une fête toute napolitaine, monseigneur; nous dansons sur un volcan. », Ausspruch Salvandys (s. o.) gegenüber Louis-Philippe d'Orléans dem späteren Bürgerkönig (siehe hierzu S. 135, Anm. 455), auf einem Ball zu Ehren des Königs beider Sizilien Franz I. (ital. Francesco I delle Due Sicilie; 1777–1830) am 31. Mai 1830, also nur wenige Wochen vor Ausbruch der Pariser Juli-Revolution.



St CLOUD bei PARIS

DCXXIV. St. Cloud[909].

Welch ein Bild der erhabene Mensch! Verweile betrachtend,
Mit dem Blick des Gemüths schaue bewundernd ihn an.
Sieh'! er kämpfet die Kämpfe der Leidenschaft, bändigt die Stürme
Jedes mächtigen Triebs, jedes empörten Gefühls.
Nicht beugt den Helden die Last der aufgebürdeten Leiden,
Selbst nicht der spottende Blick, selbst nicht das Lachen des Hohns;
Alles erträgt er mit würdiger Kraft und mit Adel der Seele;
Wenn die Welt ihn verläßt – stützt er sich stolz auf sich selbst! – –[910]

In der Idee von Gott geht alles Erhabene auf; in der Idee des Unendlichen versinkt alle menschliche Größe. Klein und ohnmächtig sehen wir uns der Allmacht gegenüber; doch hat ein solches Erkennen nichts Niederdrücken des: wir fühlen uns vielmehr aufgerichtet durch die Fähigkeit, das Unendliche denken und Gottes Größe fassen zu können in seinen Werken. Also entsteht das Gefühl des Erhabenen, jene Empfindung, vor der sich. Alles in Höhe und Tiefe, in Himmlisches und Irdisches scheidet. – Die sichtbare Ordnung in dem unermeßlichen Weitgebäude, die Bahnen, welche die Trabanten der Sonne in der Wüste des Aethers beschreiten, der Sternenhimmel als Bürge unserer Unsterblichkeit, – alle diese erhabenen Gegenstände betrachten wir mit einem unaussprechlichem [sic!] Vergnügen, dessen die Seele nicht satt werden kann. Wir empfinden über jede Erscheinung des Allgewaltigen und Allweisen ein Entzücken, vor dem das Mißvergnügen über unsere eigene Kleinheit und Schwäche verschwindet.

Wie in der Natur, so ist's in der sittlichen Welt. Ein wahrhaft großer Mensch, in welchem der göttliche Funke ausgeprägt ist durch Genie und Tugend zum Heros, füllt unsere Seele mit Schauern der Verehrung, der Freude und des Stolzes. Das Gefühl der eigenen Winzigkeit, solchen Menschen gegenüber, hat nichts Entmuthigendes; vielmehr weckt es ein Hochgefühl; denn in dem Gegenstand unserer Bewunderung sehen wir doch immer die Gestalt eines Menschen; wir sehen gleichsam unser Ideal verwirklicht. Wir blicken hinan zu dem hohen Sterblichen und messen den Abstand, und so groß er ist, so finden wir ihn doch endlich und innerhalb der Erreichbarkeit menschlicher Fähigkeit. Wir sehen gleichsam einen Vermittler zwischen Gott und dem Göttlichen in uns; er ist die Kerze, an der sich edle Gedanken entzünden; er gibt uns das Licht zur Orientirung in einer Welt von neuen Begriffen; er ist der Wecker hoher Gesinnung und steht als glänzendes Vorbild, würdig der Nacheiferung, vor unserer Seele. Ja, auf ganze Völker übt ein solcher Mensch oft einen fast überirdischen Einfluß. Er wird im Volksbegriff zum mythischen Wesen, und die Bewunderung und Verehrung steigern sich zum Kultus. Der Glaube, daß ein Heros dieser Art wirklich göttlicher Natur sey, oder doch unter Gottes unmittelbarem und speziellem Schutze handele, daß Alles, was er thue, vortrefflich sey, vollkommen und beseligend, erfaßt oft Millionen und wird unaustilgbar. Die Völker sagen von ihm: Er will, und es wird; er gebeut, und es steht da! Und ein solcher Mensch, der getragen wird von einem solchen Glauben, der kann auch das Größte wagen, und es wird gelingen; der kann Wunder thun wollen, – und Wunder werden geschehen. – Ein solcher Himmelsgeist: –

„Der aufwärts steigt,
Der über die Gedanken
Gebückter Seelen geht,"[911]

[909] Das Schloß brannte während des deutsch-französischen Krieges am 13. Oktober 1870 bis auf die Grundmauern nieder; der Brand war allerdings durch frz. Artilleriebeschuß verursacht worden.

[910] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[911] Frei zitiert aus Martin Opitz' (1597–1639) Gedicht „Lob des Krieges-Gottes": „Ein Sinn, der Feuer hat, der über die Gedancken \ Gebückter Seelen geht […]" in „Des berühmten Schlesiers Martini Opitii von Boberfeld / Bolesl. Opera Geist- und Weltlicher Gedichte / […]. Die neueste Edition" (Breslau: J. Fellgibel 1690), S. 90.

kennt aber auch stets seine Kraft und seine Regionen. Aus diesen herab wirkt er gewaltig, erleuchtend, befruchtend, bildend, beherrschend auf die Tiefe. Während der niedere Mensch immer nur Kleines denkt und strebt; während dieser mit den größten Mitteln nur wenig wirkt oder nichts: schafft der große Mensch Wunder mit der bloßen Idee und richtet mit Wenigem Unglaubliches aus.

Die fernsten Ziele sieht er nahe liegen,
Die kleinen Menschen unerreichbar scheinen;
Er schwingt sich auf, den Himmel zu erfliegen,
Er taucht hinab im Brunn der Morgenröthe,
Er schiffet mit der Wolken Sturmesflug,
Und Menschen, Geister und Dämonen sind
Die Diener seines Genius. Die Zukunft
Liegt aufgerollt vor seinem Adlerblick,
Und nach des großen Weltenordners Vorbild
Bringt er Gestalt und Regel in das Chaos. –
Doch am erhabensten und größten ist der Held,
Wenn Stürme heulen über seine Schöpfung,
Wenn unter seinem Bau der Abgrund bebt;
Wenn die gewalt'ge Hand des Schicksals ihn
Im Nu vom Gipfel in die Tiefe schleudert.
Dann zeigt der große Mensch sich wahrhaft als
Ein Wesen, angehörend höh'rer Ordnung;
Er richtet größer sich vom Sturze auf,
Und herrlicher denn früher steigt empor
Sein Werk zu seinem Ruhm und Gottes Ehre.[912]

Es gibt aber auch große Menschen anderer Art, deren Größe sich als ein Dualismus darstellt; neben der Ehrfurcht flößen sie Schrecken ein. Diese sind weit häufiger, als jene hohen Gestalten, welche wie Sendlinge Gottes von Zeit zu Zeit über die Erde wandeln, und deren Wirken im Gedächtniß der Menschen in Verehrung und Liebe fortlebt. Wie die hoch aufstrebenden und drohend überhängenden Wände einer Felsschlucht, wie die Vulkane in ihrer zerstörenden Herrlichkeit, wie die Stürme in ihrer verwüstenden Kraft, wie der Strudel, der Schiffe verschlingt, wie die Brunst, welche Städte verheert, Bewunderung und Schrecken zugleich einflößen, so jene Menschen, in deren Seele das Göttliche mit dem Dämonischen streitet und diesen Kampf offenbart in ihrem irdischen Wirken. Die Kriegshelden und Eroberer, welche seit 6 Jahrtausenden durch die Geschichte gehen, gehören fast ohne Ausnahme in diese Kathegorie. Ein Alexander, ein Cäsar, ein Karl der Große werden zwar immer Ehrfurcht erregen durch ihre geistige Größe; aber in die Bewunderung ihrer Thaten mengt sich der Schrecken. Man betrachtet sie mit dem Wohlgefallen, mit dem man das stürmende Meer betrachtet, das Wellen auf Wellen thürmt und die Gestade zittern macht. Man hat Lust an dem Ungeheuern ihrer Kraft und man findet einen Genuß in der Erschütterung der Seele, die sie hervorbringt: aber von der Freude und Seligkeit, mit denen wir jene makellosen Auserwählten Gottes betrachten, geben sie keine Ahnung.

Der jüngste in der glänzenden Reihe der Helden und Eroberer war der kleine Mann, welcher vor einem Menschenalter in diesem Garten wandelte und da so oft die Loose warf über das Schicksal von Reichen und Völkern. – St. Cloud und Napoleon sind so unzertrennliche Begriffe, wie Olymp und Zeus. Napoleon war damals auf dem Gipfel seiner Macht. Von St. Cloud aus herrschte der Imperator im Styl des alten Roms; hier entwarf er die großen Pläne für die Verherrlichung Frankreichs und für die Unterjochung der Welt. Auf den einsamen Gängen im Park v. St. Cloud war es, wo er die Ruhe fand zu den Betrachtungen des Philosophen, Gesetzgebers und für jene Werke der tiefen Staatsweisheit, welche sein Haupt noch mit Glanz umgeben werden, wenn alle seine Triumphbögen und Siegessäulen von der Erde verschwunden sind. Von St. Cloud datiren jene Dekrete, welche die Staats-Verwaltung

[912] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

gänzlich neugestalteten und ihren Getrieben jene einfache Konstruktion gaben, die nie übertroffen werden kann; – in St. Cloud ordnete er, nach Aussöhnung mit dem Papste, die Verhältnisse der Kirche und machte aus ihr, der Widerstrebenden, die Dienerin seiner Macht und das stärkste, mächtigste Werkzeug seines Willens; von St. Cloud aus regelte er die Erziehung des Volks, freilich als Kaiser und Herr, nicht als des Volkes Freund; nicht zum Dienste der Humanität, sondern zum Dienste der Selbstsucht; nicht zur Freiheit, sondern zur Sklaverei: – zur Heranbildung eines Geschlechts, das gehorchte aus Gewohnheit und des Bürgers Würde und Selbstbewußtseyn kaum dem Namen nach kannte.– Von St. Cloud aus ordnete er auch die Rechtspflege seines weiten Reichs. Er gab ihr Gravität und Würde zurück, stellte den Richterstand auf den Kothurn, und indem er dem Prozeßgang Festigkeit, Einfachheit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit verlieh, wurde er der Wohlthäter des Reichs, das ihm gehorchte. Damit aber die Unabhängigkeit der Richter nicht ein drückendes Band werde für seinen Despotismus, so schuf er gleichzeitig jene furchtbare Polizeigewalt, die alle Fäden des öffentlichen Lebens in ihrer Hand hielt und, seines Winkes gewärtig, stets bereit war, den imperatorischen Willen in den fernsten Winkeln seines Reiches zur That zu machen. Wie ein Netz breitete Napoleon sein Polizeisystem über das Land, und ein Stern von Telegraphenlinien, welche in St. Cloud ihren Mittelpunkt hatten, gab seinen Befehlen die Aktion des Blitzes. – Auch das Beamtensystem reformirte er völlig, und durch konsequente Abstufung und Centralisation machte er die Staatsdienerschaft zu willenlosen und zuverlässigen Vollstreckern seiner Befehle. – Eben so wandelte er die Finanzwirthschaft ganz um; sie war ein Chaos geworden; er vereinfachte sie und ordnete sie. Napoleon wirthschaftete mit dem Volksvermögen wie ein sparsamer Haushalter, und mit einem Budget, das kaum ein Drittel der Summe erreichte, welche der König des Friedens, Philipp von Orleans, durch sein Regiment verschlang, schuf der große Mann sich die Mittel, den halben Welttheil zu erobern, und gleichzeitig jene Werke des öffentlichen Wohls zu bauen, welche Mit- und Nachwelt anstaunen. Aber so haushälterisch er mit dem Gelde seiner Völker umging, so verschwenderisch war er mit ihrem Blute. Napoleon nahm davon, so viel ihm gelüstete, und so viel seine Pläne forderten mußte ihm gegeben werden. Seine Dekrete aus St. Cloud vollendeten das Conscriptionssystem, und nie hat die Erde ein wirksameres Instrument für den Krieg gesehen, als dieses. Die Blüthe der Nation gehörte den Schlachtfeldern. Sie zog, von dem Geiste des Ruhms voll bis zur Trunkenheit, in die fernen Länder, wo Sieg und Tod ihrer harrten, wie zum Tanze. Die ganze Summe dieses Wirkens verlieh aber seinem Reiche eine Staatseinheit, stärker als jemals von einem Monarchen eine erdacht worden war. Fortan ward für Napoleon das Werk der Eroberung leichter. Manche harrten des Angriffs nicht und taumelten ihm von selbst in den Rachen; Andere überwand die List; die Starken aber warf er nieder in einer Reihe von Schlachten, und vor seinem Schwert und seinem Genie zerstob aller Widerstand wie leere Spreu. Bald gab es nichts mehr zu überwinden auf dem Continente des Welttheils; die Nationen lagen gefesselt, und Karls des Großen Reich war wieder neu geworden! Von den dalmatischen Küsten bis zu den Pyrenäen, und von der Ostsee bis zu Neapels Golf herrschte Napoleons Hand mit unumschränkterer Gewalt, als je ein Fürst des Alterthums geübt. Seine Völker waren willenlose Werkzeuge; seine Bundesgenossen trugen das Zeichen der Dienstbarkeit, und als Preis dafür, daß die Fürsten die Unabhängigkeit dem fremden Joch hingegeben, wurde ihnen nachgelassen, Tyrannei zu spielen mit ihren eigenen Völkern. Und sie, die aus den Händen des Gewaltigen Krone und Szepter hingenommen als Kaufpreis der Unterwürfigkeit, gingen nun zu Hof in St. Cloud und nahmen die Erniedrigung und den Hohn freiwillig in den Kauf, als hätten sie am vollen Maß ihrer Schmach noch nicht genug! Wer da nachschlagen möchte in dem Tagebuch dieses Schlosses, in welchem die schmutzigsten Blätter deutscher Regentengeschichten eingebunden sind! wer jetzt noch erzählen möchte, wie sich damals die neuen Souveräne, angethan mit den Lappen, die der Mann der Insel ihnen aus dem zerrissenen Reichsmantel zugeworfen hatte, sich in den Vorzimmern des Imperators geberdeten und wie dieser sie behandelte! Wie ein persischer Gesandter einst ein Vierteldutzend deutsche Hoheiten für Kammerdiener ansah und ein anderes Mal der Leib-Mameluck einen König fortbeschied mit den Worten: „Der Kaiser befiehlt, daß der wartende deutsche Herr morgen wieder zufrage; morgen; morgen früh eilf Uhr!“ Wir Alten haben ja diese Zeit der Schmach selbst durchgelebt und erinnern uns Alle noch der Rollen, welche deutsche Dynastengeschlechter damals gespielt haben. Ja, wir werden es nie vergessen, wer dem Corsen die Stücke der zerbrochenen Kaiserkrone abgehandelt hat und womit man sie bezahlte! Wir werden es nie vergessen, wer die waren,

die in den deutschen Ländern vom Mechanismus des Kaiserreichs so viel einführten, als nur möglich war; wie sie durch die Conscription das deutsche Volk blutzehnteten, um dem fremden Moloch[913] Opfer zu bringen und um ein eisernes Band über alle treibenden Volkskräfte zu schlagen; wie sie den unbedingten Gehorsam zur Militärehre ausprägten und die Heere selber zu Institutionen der unbeschränkten Fürstengewalt erniedrigten; wie sie die Beamtenschaft dressirten zu einem zweiten Friedensheere, den Staatsdiener in Uniform steckten, ihn militärisch disciplinirten und, ihn gliedernd von Staffel zu Staffel und Rang zu Rang, daran gewöhnten, im Fürstenwillen die einzige Quelle seines Sollens zu suchen; wie Alles, was dem System des Despotismus hindernd entgegentrat – die Tradition von Stammes Art und Sitte, das örtliche und provinzielle Recht, die Freiheiten und Privilegien von Ständen und Körperschaften, die Macht des Herkommens und der Gewohnheit, der Stolz selbstständiger und unabhängiger Gesinnung, – bekämpft wurde fort und fort, damit man ausrotte alle Kraft des Widerstands; wie endlich alles Regieren darauf hinausgegangen war, die Massen zu conglomeriren in ein Ganzes, dem man den Gehorsam als Lebensprinzip einimpfte und unter dessen Herrschaft die Staatsbürger nur als Ziffern und Zahlen nach der Höhe des Ertrags galten! Damals war es, wo, um zugleich dem fremden Dienstherrn und der eigenen Hoffahrt zu genügen, die deutschen Regierungen jenes Pump- und Saugwerk an alle produktiven Kräfte der Nation legten, auszuziehen das Mark aus Bürger und Bauer und die Verarmung in die Massen zu verbreiten, welche endlich nichts übrig lassen wird, als – Reiche und Dürftige. Damit aber ja keine einzige Quelle verborgen bliebe, aus der ein Tropfen zu schöpfen sey, und auch keine Regung des Volkslebens unbewacht und unbeachtet: so wurde zu allem andern Bösen auch noch jene horchende, spähende, schleichende Macht eingeführt, welche den Argwohn auf die Stufen der Throne setzte und den Fürsten wie das böse Gewissen nachging. O schmachvolle, unvergeßliche Zeit! Deutschland war verurtheilt, doppelte Ketten zu tragen: die des fremden Oberherrn, und die von den eigenen Fürsten, welche ihrerseits vor keinem Sklavendienst errötheten. In den Schlössern der Souveraine räucherte man dem fremden Herrn, golden glänzte sein Name in den deutschen Kalendern, und seine Geburts- und Namenstage wurden der Nation von ihren Regierungen als Freudenfeste empfohlen! War es da ein Wunder, daß alles Ehrgefühl und alles nationale Bewußtseyn getödtet und jeglicher Sinn für bürgerliche Freiheit und Selbstständigkeit bis zur Wurzel zerfressen wurde? Die Legende: „*Empire francais,*“ ging quer über die Karte Deutschlands hin bis zur Ostsee, und die Pulsadern des deutschen Lebens unterbanden französische Präfekten. Nur das Eine theilten damals die Fürsten mit den Völkern: die Erniedrigung. Dieses Loos traf jedoch Deutschland nicht allein. Weit über seine Grenzen hinaus reichte die Fluth, bis an die Säulen des Herkules ging sie,



Napléon nach der Unterzeichnung seiner Abdankung 1814 (siehe hierzu S. 268, Anm. 914).

[913] Die phöniz. Gottheit Moloch (phöniz. 𐤌𐤋𐤊, mlk; hebr. מֹלֶךְ, mōlek; griech. Μολόχ, Molóch), der wohl Kinder geopfert wurden.

und alle Nationen und Fürsten des europäischen Continents beugten ihr Haupt vor dem Adler, der in St. Cloud horstete.

Und in St. Cloud war es, wo ein Federzug und ein Moment das zwanzigjährige Riesenwerk vernichteten. Die Urkunde seiner zweiten Abdankung hat Napoleon in St. Cloud unterzeichnet[914]. Verrathen, gefangen, angeschmiedet an den einsamen Felsen des Ozeans verwandelte sich nun der Heros in den Seher, und von den Lippen des Sterbenden trugen die Wogen jene Weissagungen in die alte Welt, welche eingetroffen sind bis zur heutigen Stunde.

St. Cloud hat noch manches interessante Blatt in seiner Chronik. Hier unterzeichnete Carl X. im Juli 1830 jene Ordonnanzen, welche die schlafende Revolution aus ihrem Grabe riefen und ihre Geister aus der Tiefe. Von St. Cloud floh der Thronerbe aus Frankreich, Heinrich V.[915], und ist seitdem der fahrende Ritter der Restauration. Die Republik öffnete Schloß, Park und Gärten dem Volke – und das Volk, einem Kinde gleich, lacht und scherzt jetzt da, wo die Pläne gemacht wurden, welche die Welt mit Blut und Thränen füllten.

Der Palast von St. Cloud steht am Seine-Ufer, zwei Stunden unterhalb Paris, malerisch auf einem Hügel, umgeben von den prächtigen Parkanlagen, welche die Gelände und Anhöhen über eine Stunde weit bedecken. Es war in alter Zeit ein Kloster, das der Enkel Clodowichs, Clodoald[916], gründete, der auch in demselben starb. Später wurde ein königliches Jagdhaus daraus und Ludwig XIV. baute das heutige Schloß. Es besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Pavillons und imponirt weniger durch seine Größe, als durch die Harmonie der Verhältnisse und den Reichthum seines äußern Schmucks. Die innere Ausstattung trägt den großen Charakter Napoleons. Sie ist einfach und edel. Der Kaiser verschmähete es, den kleinlichen Flitter der Macht zur Schau zu tragen. Aber die herrlichsten Werke der Kunst, – Trophäen seiner Eroberungen und Siege, – machten St. Cloud zu einer *Villa Hadriana*[917]. Zwar ist Manches verschwunden; aber zum Bewundern ist genug übrig geblieben. Die einstigen Wohnungen des Kaisers haben theilweise noch ihre ursprüngliche Einrichtung und Ausstattung. Die Lilien, welche die Adler während der Restauration verdrängt hatten, sind abgefallen; die Embleme der Macht und des Ruhms sind seit der Revolution überall an ihren Platz zurückgekehrt. Das Volk freut sich dieser Zeichen. Sie sind eine Hinterlassenschaft seines Ruhms; an ihnen spinnt der Volksgeist den Faden fort, der dem Gestorbenen entfallen ist, und es hofft von der Zukunft, daß sie vollende, was er begonnen.

Die Gärten des Palastes sind von Le Notre[918] angelegt. Sie wurden stets auf das sorgfältigste erhalten. Bassins, Wasserkünste, Statuen von Marmor und Erz, hohe Taxuswände und Blumenparterres geben dasselbe Bild, welches ich unter der Ueberschrift „Versailles" schon einmal ausführlich schilderte. Die Prachtpartie ist die Caskade, der Gegenstand des vortrefflich ausgeführten Stahlstichs. Die Wassermasse steigt in Absätzen aus einer Höhe von 108 Fuß in das große Bassin hinab, aus dessen Tiefe mächtige Wasserstrahlen 100 Fuß hoch in die Lüfte steigen. Das Ganze verhält sich freilich gegen die

---

[914] Die erste Abdankung Napoléons in Fontainebleau datiert vom 4./12. April 1814 (Daten der Erklärung/Unterzeichnung), die zweite erfolgte am 22. Juni 1815 in Paris, jedoch war in St. Cloud am 3. Juli 1815 die Kapitulation von Paris unterzeichnet worden. Der Stich von Napoléons Abschied von der Alten Garde am 20. April 1814 wurde nach einer Vorlage von Horace Vernet (1789–1863) von Alexandre-Marie Colin (1798–1875) gefertigt. Der Stich „Napoleon 1814" wurde von William French (1815–1898) nach einer Vorlage von Paul Delaroche (siehe hierzu S. 283, Anm. 971) geschaffen.

[915] Henri d'Artois (siehe hierzu S. 260, Anm. 899) war 2. August 1830 von den französischen Legitimisten als Heinrich V. (frz. Henri V) zum König von Frankreich proklamiert worden.

[916] Hl. Chlodoald (frz. Saint Cloud; ca. 520–560).

[917] Die von 118 bis 134 erbaute Palastanlage des röm. Kaisers Hadrian (76–138) bei Tivoli (ital. Villa Adriana).

[918] Siehe hierzu S. 224, Anm. 765.

großen Werke der Natur, z. B. gegen den Rheinfall bei Schaffhausen, wie ein Feuerberg auf dem Theater gegen den speienden Aetna, – und die Löwen, Hyänen, Schlangen und Seeungeheuer, die sich einander die Wasser ins Gesicht speien, mahnen an die Träume eines Wahnsinnigen. Nur im Frühjahr und Herbst haben die Werke volles Wasser; dann aber strömt die Bevölkerung von Paris jeden Sonntag hinaus, und Park und Garten werden Lustlager, wo sich Alles findet, selbst das Elend, jedoch im Kleide des Vergnügens. Die Armuth ist vergoldet, das Unglück lächelt, das Volk ist froh. Es wandelt durch die Salons des Palastes, es denkt an Wien, Berlin und Moskau; es kämpft die zahllosen Siege seines Heros noch einmal: es schlürft Glorie in vollen Zügen. Geht es dann berauscht zu Hause, so spottet es des Betrügers im Elisée[919], der das Kaiserhütchen als Schellenkappe trägt und ein Kartenhaus baut, um sich vor dem Sturme zu schützen. „Wer stellt Leimruthen für den Adler“! – ruft es; „Wer will den Löwen in der Mausefalle fangen?“

[919] Louis-Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 231, Anm. 792).

DCXXXXIX. ***Ludovico Magno.***

(Das Thor von St. Denis[920] in Paris.)

Paris ist der „ewige Kalender“ der Geschichte. Auf jedem Schritt begegnen wir dort Menschen, Ereignissen und Bestrebungen, welche einem Jahrhundert oder Jahrtausend voraneilen, oder die uns zurückführen in längst entschwundene Zeiten, und wie in einem aufgeschlagenen Buche liegen vor uns die Meinungen und Gesinnungen, die Dummheiten und die Witzworte, die Niederträchtigkeiten und Großthaten, der Ernst und der Leichtsinn der Franzosen von heute und gestern. In Paris sollte der Beobachter tausend Augen und Ohren haben, alles Merkwürdige zu sehen und zu hören, und tausend Köpfe, um Alles aufzufassen, sich anzueignen und zu verarbeiten.

Der Leser und ich, wir haben schon manche Exkursion in der Weltstadt zusammen gemacht. Heute fangen wir unsere Wanderung von jenem interessanten Punkte an, wo die Magdalenenkirche[921] steht, das Prachtstück der neuern Baukunst. Dort, wo die Boulevards der Chaussee d'Antin und von Saint Honoré zusammenstoßen, beginnt das aristokratische Paris. Die Millionairs, die großen Rentner, die Fürsten der Börse, der Geburt und des Amtes haben in diesem Viertel ihre Wohnungen; – dort ist jenes Paris, welches an architektonischer Pracht in der Welt seines Gleichen nicht hat. Wir gehen von der Madelaine über den Vendomeplatz mit seiner Kaisersäule, vorbei dem *Café Tortoni*, wo die Rothschilds[922] und Foulds[923] nach dem Schluß der Börsenzeit ihre Operationen fortsetzen, an welchen der Kredit und öfters das Wohl und Wehe ganzer Reiche kleben. Wir betrachten mit Wohlgefallen ein mit köstlichen Skulpturen bedecktes Gebäude und sind erstaunt, zu hören, daß es nichts weiter sey, als ein Kaffeehaus, das *Café de Paris*, das Rendezvous der Politiker der vornehmen Welt und der Männer der Wissenschaft. Ein heiterer großer Bau in einiger Entfernung ist ein Tempel der Kunst: – das Theater *des Varietés*, wo Brunets[924] Spiel ein Menschenleben lang die Pariser entzückte. In der Rue Montmartre und in der anstoßenden Rue St. Denis zeigen sich die alten Wohnsitze des Hofadels aus den Zeiten des Königthums: Paläste und Hotels im Style des siebzehnten Jahrhunderts. Die Straße St. Denis hat ihren Ausgang auf den Boulevards und endigt mit einem Triumphbogen[925]. Imposant erhebt sich derselbe (die Porte St. Denis) auf einer Basis von 5000 Quadratfuß hoch über alle Gebäude. Blondel[926], der größte Architekt seiner Zeit, hat ihn errichtet. Edle Einfachheit des Styls und das reine Ebenmaß der Verhältnisse verrathen den Meister. Schmuck ist wenig daran. Auf der den Boulevards zugekehrten Fronte stellen sich zu beiden Seiten des Bogens die kolossalen Marmorbilder des Rheins und Hollands in halberhabener Arbeit dar, Fesseln an den Füßen und sitzend in der demüthigen Stellung der Ueberwundenen. Von der Tafel über dem Bogen aber strahlte und prahlte die Rieseninschrift:

LUDOVICO MAGNO!

Paris baute dies Thor zu Ehren Ludwigs XIV. nach den Siegen desselben in Deutschland und Holland mit einem Aufwand von 4 Millionen. Sie that's als Sklavin ihres Herrn und auf des Herrn Geheiß. –

---

[920] 1672 von Nicolas-François Blondel (ca. 1618–1686) errichtet.

[921] Am 2. Dezember 1806 hatte Napoléon I. beschlossen, unter Verwendung der Fundamente und der bislang erbauten Teile eines vorrevolutionären Baus einen „Temple à la Gloire“ – eine Ruhmeshalle für seine Soldaten – zu bauen. Mit dem Entwurf wurde Pierre-Alexandre Vignon (1763–1823) betraut. Nach dem Rußlandfeldzug 1812 rückte Napoléon jedoch von seinem Plan einer Ruhmeshalle ab und kehrte zum ursprüngl. Projekt einer Kirche zurück. Die Bauarbeiten wurden von Jean-Jacques-Marie Huvé (1783–1852) im Jahre 1842 abgeschlossen, und am 9. Oktober 1845 konnte das Gebäude als Pfarrkirche geweiht werden.

[922] Siehe hierzu S. 169, Anm. 586.

[923] Der damalige frz. Finanzminister Achille Fould (1800–1867).

[924] Der Komödiant Joseph Mira-Brunet (1766–1851).

[925] Frz. Arc de Triomphe (siehe hierzu S. 178ff.)

[926] Siehe hierzu S. 270, Anm. 920.



PORTE ST DENIS & BOULEVARDS
(Paris)

Es war eine stolze Legende dieses „*LUDOVICO MAGNO*“, das von dem Königthum dreimal neu ein gesetzt und von dem Meißel der Revolution dreimal entfernt ward. Auf wessen Seite das Recht dazu gewesen, das zu beurtheilen, müssen wir die königlichen Thaten schauen, den Spiegel jener königlichen Größe. –

Finstere Zeiten waren dem Jahrhundert Ludwigs XIV. vorausgegangen. Wie im ganzen Westen des Welttheils, so waren auch in Frankreich Land und Gut, Reichthum und alle Lust des Lebens, alle Waffen zur Vertheidigung des irdischen Besitzes, alle Kunst, Wissenschaft und göttliche Erkenntniß ein Eigenthum von Königthum, Adel und Kirche. Sie hatten Alles, konnten Alles, wußten Alles; das Volk, – mit Ausnahme der Bürgerschaft einiger größeren Städte, – war arm, dumm und wehrlos. Ritter, Pfaffen und König waren die Treu- und Dreibündler, welche alle Süßigkeiten des Lebens und der Gesellschaft unter sich theilten. Regten sich auch zuweilen Bestrebungen im Volke selbst nach bessern Zuständen, so wurden sie unterdrückt, oder niedergeschlagen, und sie waren für ihre Urheber verderblich. –



Kardinal Richelieu
(siehe hierzu S. 215, Anm. 737).

Nachdem die Kreuzzüge die Kraft des Adels gebrochen hatten, nachdem das Ansehen der Kirche erschüttert war durch die Spaltungen in ihrem Schooße und durch die Zweifel an der Unfehlbarkeit ihrer Dogmen, verlor der Bund das Gleichgewicht seiner Theile. Das sich stärker fühlende Königthum strebte nach unbedingter Alleinherrschaft. Zu vorsichtig, offen auf sein Ziel loszugehen, gebrauchte es die Mittel der List und macchiavellischen Künste. Schon unter Franz I. (in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts) begann jene Korruption, welche nachmals Ludwig XIV. schematisirte und zur konsequenten Ausbildung brachte, und die in ihren Folgen die Revolution vorbereitete. Ein glänzender Hof lockte den Adel aus seinen Schlössern in die Umgebung des Monarchen. Im Schranzenleben schrumpfte seine ritterliche Kraft, sein stolzer Unabhängigkeitssinn brach durch entnervende Vergnügungen und durch die anstekkende Sucht nach leeren Auszeichnungen; der oppositionelle Geist der Provinzialstände wurde durch Bestechung, die Ehrfurcht vor der richterlichen Würde durch die Käuflichkeit der Richterstellen gelähmt. Heinrich IV. hatte zwar den guten Willen, aber nicht die Macht, dem einreißenden Verderben zu steuern, und in den während seiner und der Regierung seines Nachfolgers Ludwig XIII.[927] fortdauernden Bürger- und Religionskriegen wuchs die Zerrüttung. – Richelieu, der Mann, welcher unter letzterem die Geschicke des Reichs leitete, benutzte die kriegerischen Verhältnisse, um die Schranken zu erweitern, welche die Königsgewalt umzogen, und sein Nachfolger Mazarin[928], listiger noch als sein Vorgänger, wenn auch von weniger Fähigkeit, fuhr in dem eingeschlagenen Wege unter dem wachsenden Widerstande der gegnerischen Gewalten bis zu dem Tode des Königs fort. Ludwig XIV. war erst 5

[927] Siehe hierzu S. 186, Anm. 646.

[928] Siehe hierzu S. 254, Anm. 870.

Jahre alt, als sein Vater starb. Seine Mutter[929] wurde Regentin und übergab die Erziehung des minderjährigen Königs an Mazarin. Im 14ten Jahre erklärte Ludwig seine Volljährigkeit (1651). Mazarin blieb zwar als erster Minister bis zu seinem Tode (1661) an der Spitze der Verwaltung; dann aber herrschte Ludwig 54 Jahre lang ohne ersten Minister, nach seinem Wahlspruch: „*l'État c'est moi!*" Die Rolle, die er wählte und die er sein Leben hindurch spielte, war die des menschenverachtenden Despoten. Als Mazarin sich einst über den Widerstand des Pariser Parlaments gegen seine Verfügungen beklagte: da brauste der noch bartlose König mit Stiefeln, Sporen und Reitpeitsche in den Sitzungssaal, befahl, und – die Männer ließen sich's bieten und gehorchten. Von diesem Augenblicke an trat das königliche „*car tel est Notre plaisir*"[930] an die Stelle der Gesetze, die Willkür schaltete durch „Handbillets" über das zum rechtlosen Sklaven erniedrigte Volk, sie verfügte über Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger und saugte harpyenmäßig[931] die Lebensquellen des Staates auf.

Ich will es versuchen, auf den nächstfolgenden Seiten ein wahres Bild zu entwerfen von jener Regierungspolitik, als deren Erfinder, Ordner und Meister Ludwig XIV. gefeiert ist von Allen, welche sich bei der Maxime: „der Staat bin ich!" selbst recht wohl befinden. Meine Schuld ist es nicht, wenn es Leute gibt, die bei Betrachtung dieser Umrisse sich an die Völkerleiden und Zustände späterer Zeiten erinnern.

„*L'état c'est moi!*" Als der große König das Wort sprach, folgte er dem Instinkte des Despotismus. Kühn und mit eiserner Konsequenz schritt er auf den Wegen fort, die zur absoluten Gewalt führen. Seine ganze Regierungskunst verfolgte nur das eine Ziel: durch Zerstörung aller andern Faktoren der Macht im Staate für sich allein alle Kraft zu gewinnen. Paris machte er zur Thurmkrone auf seinem Haupte. Indem er die gesammte Intelligenz des Staats in der Königin der Städte versammelte, nahm er den Hauptstädten der Provinzen ihren Einfluß; und indem er den Adel durch Orden und Hofämter als Hörige in sein Gefolge lockte, wurde mit ihrem Stolze und ihrem Unabhängigkeitssinn zugleich ihr Einfluß auf das Volk und ihre Vermögen gebrochen. Er erweiterte die Trennung der anglikanischen[932] Kirche von Rom, um ihre Abhängigkeit von der Krone zu befestigen, und indem er über ihre Pfründen verfügte, so zwang er die Prälaten, die Glorie des Hofs durch ihre Unterwürfigkeit zu vermehren. Die Künste erzog sein Mäcenat zu galanten Dienerinnen des Königthums. Das Genie, courfähig gemacht, schmeichelte dem königlichen Herrn und die ernste Wissenschaft, durch Jahrgelder und in den Sesseln der Akademie an goldenen Gängelbändern festgehalten, wurde abgerichtet, sich zu bücken und ihre Kunststücke zum Amusement des Hofs zu produziren; die Geschichte sogar wurde dem Dienste des Herrschers gefügig und die besoldeten königlichen Historiographen lernten Hofgeschichte statt Weltgeschichte schreiben. Zur Stütze dieses Systems unterhielt er ein stehendes Heer von 300,000 Mann, welches, schlagfertig und im Kriegshandwerk eingeübt, beständig des königlichen Winks lauschte, um die Befehle der unbedingten Gewalt maschinenmäßig zu vollziehen und den leidenden Gehorsam unter den Willen des Herrschers zur Richtschnur für die Thätigkeit Aller im Reiche zu machen. Damit aber die Kette um die treibenden und spannenden Kräfte im Volke noch dichter und fester geschlossen sey, so wurde vom königlichen Meister eine Beamtenhierarchie organisirt, welche, vom Schulzen bis zum Minister von Grad zu Grad aufsteigend und streng gegliedert, in koncentrischen Ringen bis zum Throne reichte, und jeder Ring fand in dem allmächtigen Willen des Alleinherrschers eben so seinen Ursprung, wie die Wellenringe des Wassers im geworfenen Stein. Nach unten hin befehlend, nach oben hin gehorchend, war die Seele dieses Beamtenheers die Disciplin, welche Ludwig mit militärischer Strenge und diplomatischer Genauigkeit organisirte. Er schuf eigene Dekorationen für ein sogenanntes Civilverdienst, er setzte eine Rangordnung für jedes Amt fest, und die früher Staatsbeamte hießen, machte er zu königlichen Dienern, welche vom Büttel bis zur Excellenz des Königs Rock tragen mußten. Ludwig schuf eine eigene Ehre für diese Menschen: die

[929] Anna von Österreich (frz. Anne d'Autriche; 1601–1666), die Ludwig XIII. (siehe hierzu S. 186, Anm. 646) am 21. November 1615 geehelicht hatte.

[930] Frz., „da Uns solches besonderes Wohlgefallen bereitet".

[931] Eine Harpyie (griech. ἅρπυια, hárpyia, „Reißer") ist ein geflügeltes Mischwesen der griech. Mythologie und hat die Gestalt einer geflügelten Frau.

[932] Recte: gallikanischen.

Beamtenehre; er machte Das, was öffentlich seyn sollte, zum Dienstgeheimniß; er verrückte ihre Köpfe und versteinerte ihre Herzen mit allerhand seltsamen und unvernünftigen Vorstellungen von Standesgesinnung, Standesvorzügen, und Kastengeist: er trennte die Bureaukratie vom Volke und machte es ihr zur Pflicht, ihre Interessen von den bürgerlichen zu scheiden; er zog sie in dem Glauben auf, sie, die doch nur des Bürgers Fleiß ernährt, und welche die Diener ihrer Brodgeber seyn sollten, – wären besser, als diese und berechtigt, sich in Stolz und Hochmuth über das Volk zu erheben. Ludwig XIV. führte, als ein Werkzeug des Despotismus, die Telegraphie ein, um sie als Mittel zu gebrauchen, die königlichen Verfügungen aus dem Centrum des Reichs in alle Theile zu tragen, und durch die Schnelligkeit, mit der das geschah, im Volke den Begriff der königlichen Allmacht zu vermehren. Es ist nicht zu leugnen, Ludwigs Verknechtungsapparat war mit großer Klugheit ausgedacht und wurde mit fester Beharrlichkeit ausgeführt; aber er war theuer: und er würde bald aus einander gegangen seyn, hätte nicht der Erfinder die Mittel zu beschaffen gewußt, welche sein Gebrauch und seine Unterhaltung erforderten. Ludwigs Finanzsystem war die Krone des Despotenwerks. Es bestand aus einem tausendarmigen und tausendräderigen Druck-, Saug- und Pumpenwerk, das wie ein Polyp seine Saugwarzen und Saugrüssel an alle Gefäße des Volkskörpers heftete, jeden Tropfen des Erwerbs dem Fleiße zu entziehen wußte, jeden Genuß, bis zum Salz des Bettlers herab, besteuerte, jedes Glied des arbeitenden Volks wie eine Riesenschlange umwand und ihm das Leben auszog. Dieses System nahm seinen Theil von jeder Kartoffel und jeder Rübe, forderte ewige Renten aus des Verkehrs Kreislauf und behandelte das Volk als eine Heerde, die sich von der Schafheerde nur dadurch unterschied, daß diese des Jahrs nur einmal, jene aber alle Tage geschoren ward. Ludovicus Magnus, der große Meister aller dieser Regierungskünste, um Menschen zu quälen und Völker unglücklich zu machen, verstand es, sogar die Organe des Despotismus selbst zu beschatzen, indem er sowohl Aemter als Hofdienste – verkaufte. Jeder Rang und jede Stelle hatten ihren Preis; und Hunderte von königlichen Agenten machten die Mäkler im Reiche, um Vakanzen, nicht nur wirkliche, sondern auch künftige (Expektanzen) auf 5, 10, 15 Jahre hinaus zu verträdeln. Mancher Franzose kaufte für sein Kind in der Wiege die Stelle eines Kollegienraths, oder eine Anwartschaft zum Sitz im Obergericht mit Rathstitel für seinen Knaben beim ersten Gang in die Schule; es cirkulirten Stellen-Preislisten mit dem Königswappen im ganzen Lande, und wenn der „große“ Ludwig in Geldnoth war, was bei seiner Verschwendung häufig geschah, so machte er einige 100 neue Stellen und Aemter und setzte sie dem öffentlichen Verkauf aus. Als dieser große Monarch, nachdem er über 60 Jahre absolute Herrschaft über Frankreich geübt, starb, – hinterließ er 260,000 Beamte, von denen 110,000 ganz ohne Arbeit waren, und 40,000 nicht viel mehr zu thun hatten, als jährlich eine Besoldungsquittung zu schreiben. Tausende von Stellen waren 3, 4- und 5fach besetzt, ja, es gab eine Menge Aemter, die 12 Beamte hatten, so daß alle Monate einer die Amtsgeschäfte versah und die eilf übrigen Ferien hielten! Oberrichterstellen (in den sogenannten Parlamenten) kosteten 60,000 Livres[933], eine Präsidentenstelle in Paris eine halbe Million; die eines Gerichtsdieners in den Provinzen wurde mit 500–4000 Livres bezahlt. Die Kassirerstellen verkaufte man an die Söhne reich gewordener Bürger, welche außer den Kaufpreisen noch Kautionen – oft 10–20, ja 100,000 Livres – an die königlichen Kassen leisten mußten. Es gab Kategorien von Stellen, die ausdrücklich für die titel- und rangsüchtige Dummheit eingerichtet waren. Der große Ludwig machte 4000 Rechnungsräthe (*Conseillers d'Escompte*), deren Diplome 10,000 Livres kosteten und die 1600 jährlich eintrugen. Das Volk nannte diese Menschen spottweise „die Räthe der Dummheit“ und als einmal eine Gesellschaft solcher Herren einem allzu naiven Kollegen seinen Geistesmangel vorwarf, so entgegnete dieser: „*Ah Messieurs, si j'avais eu de l'ésprit mon père ne m'aurait pas mis parmi vous*“[934]. Wie es bei solcher Wirthschaft mit der Ehre, der Würde und dem Ansehen des Richteramtes und mit der Handhabung der Gerechtigkeit bestellt war, kann man sich denken. Die Gerichte waren der Abscheu des Volks und ihre Parteilichkeit und Tyrannei nicht geringer als ihre Bestechlichkeit und Ehrlosigkeit. Der große König beantwortete die Klagen des armen Volks, die doch endlich zu seinem Throne drangen, mit dem Hohne, der den ächten Tyrannen charakterisirt; er stattete

[933] Siehe hierzu S. 219, Anm. 754.

[934] Frz., „Ach, wenn ich wirklich über Verstand verfügte, hätte mein Vater mich sicherlich nicht unter euresgleichen gesteckt“.

die Gerichte mit noch mehr Macht aus, das Volk zu peinigen. Der schon so furchtbare Kodex der ältern Kriminalgesetze war ihm nicht streng genug, er revidirte denselben und ließ 1670 ein neues Kriminalgesetzbuch für das ganze Reich ausarbeiten (die berüchtigte *Ordonnance criminelle*), welche der Partei-, Herrsch- und Rachsucht der obern und niedern Gerichtshöfe die letzten Schranken nahm und jeden Franzosen, den Verleumdung, Intrigue oder Bosheit eines Vergehens oder Verbrechens anklagte, ihrer Willkür wehrlos hingab. Dem „großen Könige“ gebührt die Ehre der Erfindung der „doppelten Tortur“ und unerhörter neuer Martern, um der Unschuld Geständnisse abzupressen. Er ließ in allen Theilen des Reiches nicht nur neue Galgen, sondern auch unterirdische Kerker bauen, schlimmer als die Verließe in den Zeiten des Faustrechts waren; und Tausende der Unglücklichen, deren man sich entledigen wollte, starben in diesen Orten der Qual schon während der Untersuchungshaft. Unter dem „großen Könige“ wurde es für jeden wohlhabenden Franzosen Brauch, den Richtern Jahresgeschenke darzubringen, um die Geneigtheit Derer zu erhalten, welche Ehre, Hab, Gut, Leben der Bürger zu zerstören allezeit Macht und Gewalt hatten, und um dem Entsetzlichen dieser Justizverfassung die Krone aufzusetzen, sprach Ludwig sich selbst das Recht zu, jeden Franzosen durch unmittelbare „Allerhöchste Handbillets“ (*lettres de cachet*[935]) ohne Anklage, Untersuchung und Spruch in seinen Verließen der Vergessenheit zu überliefern, –sie gleichsam lebendig zu begraben! Indessen würde doch diesem Monarchen an seiner „Größe“ noch etwas mangeln, wenn diesem Musterbau des Despotismus, dieser von Vielen bewunderten Maschine der Volksberaubung und des Volkselends, das Eine gefehlt hätte, welches Dionys[936], (auch ein „großer König“) sich in etwas roher Weise in Syrakus eingerichtet hatte: – ich meine jenes Ohr[937], das die Gedanken erhorcht, jedes Wort belauscht und bis in die Tiefen der Seele hinuntersteigt, um die Ueberzeugung und Meinung der Bürger zu erforschen. Ludwig XIV. ist der Schöpfer der geheimen Spionage im Staat und schon um dieses Einen willen verdient er gewiß in Vieler Augen Kanonisation! Sein geheimes Kabinet war der offene „Löwenrachen“, wo die aus einem über das ganze Reich gebreiteten Netze von Agenten und Aufpassern gehenden Fäden zusammenliefen; es war der Mund jener im Finstern schleichenden, spähenden, lauernden, horchenden, das Vertrauen mißbrauchenden, die Verschwiegenheit provozirenden und unterminirenden Macht, die die hohe Polizei hieß und das böse Gewissen der Machthaber genannt werden sollte. 1600 königl. Spione fraßen jährlich anderthalb Millionen Livres von dem Schweiße des Volks, und eine viel größere Summe ging ins Ausland, theils zur Korruption und Bestechung, theils um Diejenigen zu überwachen, welche den „Handbillets“ (den *Lettres de cachet*), oder dem Lebendigbegrabenwerden in seinen *Oubliettes*[938], oder der Bosheit der Gerichte durch zeitige Flucht ins Ausland zu entrinnen so glücklich waren. Damit endlich die Sklavenzüchtung um so rascher im Volke gedeihe, so predigte der „große König“ durch eigenes Beispiel und das seines Hofes das Evangelium der Sittenlosigkeit. Aus der verpesteten Hauptstadt ergoß sie sich wie ein Giftstrom über ganz Frankreich. Eine Literatur, welche die Unzucht auf den Altar stellte und die Jugend des Reichs zu ihrem Dienste einlud, ging aus dem Literatenkreise hervor, welcher die Pensionen des „großen Königs“ bezog. Massenweise und fast umsonst in die Provinzen geschleudert, trug sie die moralische Fäulniß bis in des Reiches fernsten Winkel. Ludwig der Große wußte wohl, daß ein entsittlichtes Volk das gelehrigste sey für die Knechtschaft und ein solches das Joch der Sklaverei am geduldigsten trage. Die Erfahrungen der Tyrannen Roms in der Cäsarenzeit waren an ihm so wenig verloren, als an Andern vor und nach ihm. – Stumpf und abgelebt muß ja ein Volk gemacht werden, wenn es die Knechtschaft

935 Ein vom frz. König unterzeichnetes versiegeltes Schreiben (frz. cachet, der [Siegel-]Stempel, das Petschaft). Es galt als schriftl. Niederlegung eines königl. Auftrags bzw. einer entsprechenden Willensbekundung, die für den Betroffenen in der Regel eine Inhaftierung ohne Gerichtsverfahren, eine Exilierung oder Internierung zur Folge hatte.

936 Dionysios I. (griech. Διονύσιος, Dionýsios; ca. 430–367 v. Chr.), seit 405 v. Chr. Tyrann von Syrakus; er gehörte zu den mächtigsten Tyrannen der Antike.

937 Das „Ohr des Dionysos“ ist eine künstliche in den Fels geschlagene Höhle in den Steinbrüchen (Latomien) von Syrakus. Wegen der hervorragenden Akustik der Höhle wird behauptet, der Tyrann Dionysos (s. o.) hätte sie eigens fertigen lassen, um seine Feinde zu belauschen.

938 Frz., Verließ, Kerker; das Substantiv – und das noch im verniedlichenden Diminutiv – ist vom Verb oublier, „vergessen", abgeleitet.

tragen soll. Schwindel und Betäubung muß in seiner Stirn und in seinem Mark hausen, Entmannung muß an die Stelle der Kraft, Indolenz und Apathie an die Stelle der Erregbarkeit treten, für die Rüstigkeit, der Keuschheit Preis, muß das Volk das flache, läppische Wesen der Lüderlichkeit tauschen, bei dem aller Ernst der Gesinnung und alle moralische Kraft des Widerstandes verloren geht, damit es die Fußtritte der Gewalt nicht nur schweigend hinnehme, sondern sich auch noch dafür bedanke, und es die Lehren der Lüge und des Aberglaubens acceptire von seinem Herrscher wie ein Evangelium, prüfungslos, weil es keiner Prüfung fähig ist. – Die Zeiten der Caligula[939] und Nerone[940] schienen zurückgekehrt. Der „große König“ war der Ceremonienmeister, der sie der civilisirten Welt mit leichter Grazie vorstellte, und Paris, die alte Lutetia[941], war die hohe Schule, auf welcher die Monarchie der halben Welt eingeweiht wurde in alle Mysterien der Tyrannei, der Verworfenheit und in alle Laster, welche den wahren Beruf des Fürsten schänden und ein heiliges Verhältniß in ein höllisches verkehrt haben. Ludwig XIV. lebte lange genug, um die Früchte seiner Saat zu ernten und sich der Zöglinge zu erfreuen, welche aus dieser Schule hervorgingen! Er sah sich, nachdem die Männer von Geist und Charakter, welche eine bessere, ältere Periode dem Staate erzogen hatte, (was hätte nicht ein Colbert leisten können unter einem guten Fürsten!) verbraucht waren, umgeben nicht mit Groß-Würdenträgern seines Reichs, sondern Groß-Schandträgern, Kreaturen seiner Mätressen und ihrer Intriguen, Trägern des Verderbens und der Verachtung, die in ihrer Widerlichkeit nicht einmal die äußere Würde des Königthums zu wahren verstanden. In seinem hohen Alter sah der Tyrann sein durch ihn unglücklich gewordenes Volk an dem Rande des Abgrunds, er sah Millionen, die ihn als ihren Verderber anklagten, er sah die Staatsverwaltung in grenzenloser Verwirrung, die Hülfsquellen des Reichs auf's Aeußerste erschöpft und als Beute eines zahllosen Heeres von Beamten, die den Staat noch schamloser plünderten, als ein Feind erobertes Land. Die Abgaben waren ein oder mehre Jahre voraus erhoben. Der Staat schuldete 600 Millionen den Generalpächtern[942], die dem Bestohlnen ihren Raub zu 15 bis 20 Procent vorstreckten; die Armee war demoralisirt, ihre Disciplin war gelockert, sie war geleitet von Führern meist ohne Ruhm und ohne Ehre, die ihre Stellung der Gunst von Mätressen verdankten, und in der Staatskasse war beständige Ebbe. Alle List, Künste und Lügen, welche eine Finanzverwaltung zu entehren vermögen, waren versucht und verbraucht, und der Kredit des Reichs war Null gegenüber einer Staatsschuld von fünftehalb Tausend Millionen Livres! Nicht einmal Das, was des Königs Verschwendung baute, die oft zum Wahnsinn sich steigerte (wer kennt nicht die Thorheiten, Seen zu graben auf den Bergen, aufzuwerfen Höhen in der Ebene, wasserlose Einöden in Parke zu verwandeln und mit dem Aufwand von Hundert Millionen Kanäle zu thörichten Wasserkünsten zu bauen; – und wer hätte nicht von Marly, Trianon, Versailles etc. gehört!), – nicht einmal Das konnte erhalten oder vollendet werden.

Ludwig XIV. hinterließ Versailles, die Apotheose des Königthums, wie er es zu nennen pflegte, nach dem er über eine Milliarde an das unnütze Bauwerk vergeudet hatte, als Fragment, – weniger glücklich, als Philipp II. von Spanien[943], der seine Apotheose des Pfaffenthums, das Eskurial, doch fertig brachte. Philipp schlachtete unter den Niederländern, und seine Grausamkeit verkehrte ihre Knechtschaft zur Freiheit; Ludwigs Feldherren mordeten und verheerten, schlimmer als Alba[944] dort

---

939 Gaius Caesar Augustus Germanicus, postum bekannt als Caligula (eigentl. Gaius Iulius Caesar; 12–41; ermordet), seit 37 römischer Kaiser.

940 Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus (37–68; Selbstmord), seit 54 römischer Kaiser.

941 Siehe hierzu S. 187, Anm. 651.

942 Frz. Ferme générale; ein Verfahren zur Steuererhebung, bei dem der Staat Steuern und Abgaben nicht selbst einzieht, sondern Privatleute (Steuerpächter) damit beauftragt, an die die zu erwartenden Steuereinnahmen gegen Vorkasse oder laufende Zahlungen verpachtet werden.

943 Philipp II. (span. Felipe II; 1527–1598), als einziger legitimer Sohn regierte Philipp nach der Abdankung Karls V. (span. Carlos I; 1500–1558) ab 1555/56 die Länder der spanischen Krone (Spanien, Niederlande, Königreich Neapel, Königreich Sardinien, Königreich Sizilien, Herzogtum Mailand sowie das spanische Kolonialreich) und ab 1580 als Filipe I. in Personalunion auch das Königreich Portugal.

944 Der span. Feldherr Don Fernando Álvarez de Toledo y Pimentel, III Duque de Alba (1507–1582), von 1567 bis 1573 Statthalter der span. Niederlande. Er bekämpfte den niederl. Aufstand zwar mit äußerster Härte, doch wurden ihm im Rahmen der prot. antispan. Propaganda Verbrechen unterstellt, für die er nach heutiger Kenntnis

gethan hat, in der Pfalz, und statt dem Paar tausend Ketzer, die Philipp auf dem Scheiterhaufen der Inquisition sterben ließ, verfolgte der „große König“ mit Kerker und Henkerbeil eine Million guter, fleißiger, aufgeklärter und ruhiger Unterthanen, den Schmuck seines Volks, und zwang 700,000 Calvinisten, Frankreich zu verlassen, während ihr Verfolger, als Vater des Vaterlandes, von Erz und Stein sich Ehrensäulen und Triumphpforten setzen ließ! Die Vertriebenen nahmen 1500 Millionen Livres mit hinaus und trugen Frankreichs einträglichste Gewerbe und einen ungezählten Schatz von Erfahrungen, Kenntnissen und Wissen in die Fremde.

Das sind die großen Thaten des großen Königs. –

Ludwig starb 1715, des Lebens, das er selbst wie eine Rolle im Theater betrachtete, müd und satt. Zum Spielball seiner Weiber und der Intriken herabgesunken, starb er ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Trost; nicht einmal die Genugthuung hatte er, daß das Gebäude absoluter Herrschaft, dem er das Glück seines Volkes geopfert hatte, sein Jahrhundert ausdauern werde; denn allzu sichtbar waren schon die Zeichen des Verfalls, als daß sie dem Auge des alten Königs hätten entgehen können. Wo er hinblickte in seinem weiten Reiche, ins Volk, in die Verwaltung, in die Armee, in seinen Hof, auf den Erben seines Throns, überall sah er die giftigen Früchte seiner Saaten reifen und das schaurige Walten der Nemesis. Die moralische Verderbniß und sittliche Fäulniß, die er, im Interesse des Absolutismus, mit tiefer Arglist weckte und förderte, hatten die Fundamente des Staatsgebäudes bis zum Untersten zerfressen. Ueberall sah er das Gemäuer sich senken, überall hörte er das Gebälke knistern oder aus den Fugen rücken, andeutend die begonnene Zerstörung. Nicht einmal die Möglichkeit einer gründlichen Restauration war übrig; Ludwig selbst mußte sich schon in dem letzten Jahrzehent seiner Herrschaft darauf beschränken, die Risse und Fugen mit Mörtel zu verstreichen, obschon Keiner besser wußte, als er, daß dadurch der Einsturz des Staats und der Monarchie um keinen Tag aufzuhalten sey. In seinem Nachfolger konnte er nur ein Werkzeug der ewigen Vergeltung erblicken, berufen, den schon begonnenen Prozeß der Auflösung zu beschleunigen. Dieser Mensch, der Urenkel des „großen Königs“, welcher nachmals als Ludwig XV. den Thron bestieg, war ein unwissender, entnervter Wüstling, aufgezogen im Lasterpfuhl des Hofs, ein Ausbund aller Unwürdigkeit, ohne Ehre und ohne Scham, übersättigt und verwüstet von den Lüsten schon in einem Alter, wo sich gewöhnlich die Begierden erst zu regen anfangen. Was dem XIV. Ludwig den Schein der Größe gab, die äußere Würde, die strenge Konsequenz seines Wesens, das beharrliche Streben nach einem, wenn auch noch so verwerflichen Ziele, für dessen Erreichung er mit vollem Selbstbewußtseyn Alles hingeopfert hatte, was zu erhalten seine Pflicht war; – die Klugheit, der Egoismus, welche es verstanden, den Bau der Despotie mit blendenden Dekorationen zu schmücken, das Mäcenat der Künste und Wissenschaften zur Selbstverherrlichung zu gebrauchen und den Nimbus des Erhabenen und Göttlichen um seine Erscheinung zu legen, – waren Eigenschaften, welche dem Thronerben mangelten. Dieser hatte mit Ludwig XIV. nichts gemein, als die Launen des Despoten und die bodenlose Gier der Gewalt, vor der kein Recht und kein Eigenthum im Staate sicher ist, nach dem die Hand auszustrecken sich lohnt. Ludwigs Blick war scharf genug, um den Staatsruin vorauszusehen, der nach seinem Tode kommen mußte; er sah die Ausartung seiner gegliederten Beamtenschaft in völligen Cretinismus, er sah das absolute Regiment feiler, lüderlicher Weiber, er sah das fortsteigende Bedürfniß bodenloser Verschwendung und Verschleuderungen, er sah den Raub voraus, den sein Nachfolger am Vermögensrest der Bürger begehen werde; er sah voraus jene Staatsbeutelschneiderei, die schon wenige Jahre nach seinem Ableben in dem Law'schen Papiergeldsystem[945] ihre Krone erhielt. – Doch „auch der Teufel ist nie ohne Trost“. – – *Ludovicus Magnus* erlebte es noch, daß sein System, durch welches er die Monarchie zum Despotismus verkehrte und welches der Staatsverwaltung die Kunst der manierlichen Plünderung und des gesetzlichen Raubes gelehrt hat, Propaganda machte überall, wo es Throne und Fürsten gab, die willens

---

nur äußerst bedingt (wenn überhaupt) verantwortlich zu machen ist, wie z. B. die Plünderung Antwerpens Anfang November 1576 (niederl. Spaanse Furie), die ohne Einwilligung oder Befehl Albas eigenständig von den Söldnern durchgeführt wurde, um damit ausstehende Soldzahlungen zu erzwingen.

[945] Siehe hierzu S. 216, Anm. 740.

waren, Völker unglücklich zu machen. Er sah das Verderben, das Frankreichs Glück verzehrte, verpflanzt nach Italien und Spanien und es da in fruchtbarem Boden wuchern; er hatte die Freude, daß deutsche Fürsten Affen seiner Thorheit wurden und sich als Karrikaturen des „großen Königs“ gefielen; er erlebte es, daß Stände und Prälaten des heiligen römischen Reichs Pensionen aus seinem Schatz bezogen, um seine Krondienste buhlten und schamroth wurden über nichts, außer wenn ihnen die deutsche Bärennatur in den Salons von Versailles einen unfeinen Streich gegen die Etikette spielte. Ludwigs Triumph war es, daß die Fluth der Schlechtigkeit, der sittlichen Verkehrtheit und des Volksbetrugs, mit der er das Unglück Frankreichs geschaffen hatte, über einen ganzen Welttheil hinströmte bis zu den Grenzen Sibiriens; denn selbst der ungeschlachte Hühne Peter von Rußland[946] wurde französischen Meistern in Lehre und Zucht gegeben und von ihnen in die Geheimnisse der Tyrannei eingeweiht. Ludwig XIV. erhob Paris zum Thier der Apokalypse, vor dem die Fürsten und Vornehmen des Welttheils auf den Knieen lagen und in Andacht die Augen verdrehten. An der Seine glänzte das Licht der neuen Bildung, und die Sonne war der „große König“ selber, der Zauberer, der sie aus dem Orkus heraufbeschworen hatte, der Solon[947], der ihre Gesetze schrieb. Eine Politik, die den Betrug zu ihrem Gott erhebt, dem die Arglist, die Lüge, die Treulosigkeit, der Verrath, die Bestechung und die vollendete Schlechtigkeit und Ehrlosigkeit als Priester dienen, sie hatte im Thronsaale Ludwigs ihren Hochaltar, und dahin pilgerten die Großen und Herren Europa’s, und jeder der Wallfahrer pflanzte in der eigenen Heimath von dem Giftkräutlein Despotismus so viel an, als die Beschaffenheit des Bodens oder das Geschick des Gärtners eben erlaubte. – Wie das Kräutlein aber festgewurzelt ist und fortgewachsen, wie es fortgewuchert hat und was es für Früchte brachte den Fürsten und Völkern, das steht auf jedem Geschichtsblatte der neuern Geschichte, und es steht vor unsern Augen. –

„LUDOVICO MAGNO!“

[946] Der russ. Zar Peter der Große (siehe hierzu S. 103, Anm. 351).

[947] Siehe hierzu S. 253, Anm. 854.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 8-14, 17-21, 156f.

DCLXV. L'Hotel des Princes in Paris.

Paris ist der Himmel, Paris ist die Hölle; Ihr dürft Beides für Wahrheit halten. Zur ewigen Seligkeit führt nur ein enger, steiler Pfad für die Wenigen. Der andere Weg ist die ebene, breite Straße, und daß ihn die Menge wandert, kann um so weniger Wunder nehmen, da auf demselben Vergnügen und Genuß die Führer sind. An keinem Ort der Erde schäumt das Leben feuriger, brennender, siedender, und funkelt's und knistert's und verzehrt sich's in sprühendern Flammen. In dieser großen Werkstatt des Genusses ist die Gesellschaft beständig auf der Rennbahn. Vergnügen ist das Ziel, und ist eins erjagt, so jagt sie dem andern nach. Um des Vergnügens willen stiehlt der Dieb, trügt der Gauner, bettelt der Arme; um sich einen lustigen Sonntag oder blauen Montag zu machen, unterzieht sich der Arbeiter den nächtlichen Anstrengungen, und der Kleinbürger, der Boutiquier messen ihren Erwerb nach dem Vergnügen, das er ihnen verschaffen wird; gegen Vergnügen verwechseln der Kaufmann und der Habitus der Börse das Gold, das ihnen die Spekulation und das Glück gegeben; Vergnügen lacht dem Rentier aus seinen Obligationen und Aktien, seinen Coupons und Dividendenscheinen entgegen, und der Beamte, der Offizier der Literat, der Künstler hält sein Bureau, seine Epauletten, seine Feder, seine Palette, seinen Meisel nach der Masse des Vergnügens werth, zu dem sie die Mittel beibringen. Bar des Vergnügens hätte der Altar keine Priester, das Gericht keinen Richter, die Assise keinen Vertheidiger, der Kranke keinen Arzt; bar des Vergnügens wären die Legislatur ohne Gesetzgeber, die Ministerien ohne Minister, der Staat ohne Haupt; denn das Alpha und Omega der ganzen gesellschaftlichen Natur des Parisers sind Vergnügen und Genuß. Er interessirt sich so lange für Alles, als es den Reiz des Vergnügens bei sich führt; hört es auf, ihn zu amüsiren, so erlischt auch seine Theilnahme dafür. An der Hand des Vergnügens hingegen ist ihm jede Erscheinung, jedes Ereigniß, jede Veränderung willkommen: Königthum, Revolution, Diktatur, Republik, Kaiserreich, Schreckensregiment, Plebiszit, Kapuzinerthum, Kommunismus, Barrikaden, Abd-el-Kader[948]. Wegen des Vergnügens sucht er den Ruhm in der Schlacht, pilgert er nach St. Sulpice in Sack und Asche, hört er die Rachel[949] in der Oper, die *oraison funèbre*[950] in *Père la Chaise*[951]. Die Legitimität wäre ihm recht, wäre sie nicht gar zu langweilig, und den Tod haßt und fürchtet er nur aus dem Grunde, weil er nicht amüsirt; ja, er würde Mohammedaner werden, wenn der Prophet nicht den albernen Streich gemacht hätte, für die Freuden seines Himmels von dem Vergnügen auf der Erde einen hohen Discont zu fordern. Was ihn nicht vergnügt, das rührt er nicht an, was ihn nicht berauscht, dem klatscht er nicht Beifall. Aber für Vergnügen ist ihm Alles feil: Liebe und Lust, Können und Wissen, Ehre und Freiheit. Im Gegentheil murrt er über Alles und spottet er über Alles, was ihn langweilt, und gleichgültig verläßt er, sobald er gähnen muß, seine Könige, seine Eroberungen, seinen Ruhm, seine Götzen, mögen sie von Bronze oder Glas seyn. Er wirft sie weg aus *ennui*[952], wie er seine Strümpfe, seine Gesundheit, sein Vermögen wegwirft. Paris ist gefährlich nur dann, wenn es sich langweilt; es braucht stets Erregung zum Leben, es braucht stets Etwas, das die Leidenschaften anspannt, und dieses führt Ereignisse herbei, an welche die Welt nicht denkt. Der Pariser passionirt sich nur für die Spender des Vergnügens, sey es das Gold, sey es die Macht. Eine Zehntausendfrankennote ist ihm lieber, als alle Liebe, Und wer ihn vergnügt, von dem duldet er Alles: er

---

948 Der alger. Freiheitskämpfer Abd el-Kader (arab. عبد القادر الجزائري, ʿAbd al-Qādir al-Ǧazāʾirī, „Abd el-Kader, der Algerier" – von arab. الجزائر, al-Ǧazāʾir; „die Inseln" für Algerien; 1808–1883).

949 Die jüd. Schauspielerin Élisa Rachel Félix (1821–1858).

950 Frz., Leichenpredigt.

951 Siehe hierzu S. 157, Anm. 518.

952 Frz., Langeweile.



HOTEL des PRINCES
(Paris)

duldet die Regierung mit der Phrase, die Regierung mit der Guillotine, die Regierung mit Cayenne[953] und Lambessa[954]; er duldet die Religion als Eva und in der Kapuze, Haynau[955] und Louis Napoleon, wenn sie amüsiren! – Gold und Vergnügen sitzen permanent auf dem Throne dieser Stadt ohne Glauben, ohne Sitte, ohne Gefühl und ohne Wahrheit, und wenn Ihr dieses Labyrinth von Mörtel und Schmuz, und die Gedanken, die Affekte, die es bewegen, erschüttern, verwirren, kennt, so werdet Ihr für die hundert Räthsel und tausend Fragezeichen, denen Ihr begegnet, immer dieselbe Lösung, dieselbe Antwort finden.



Frankreich: Napoléon III., 20 Franc, Paris 1862
(siehe hierzu S. 231, Anm. 792)

Laßt es uns einmal versuchen, auf diesem Meere, das Millionen vor uns durchschifft und durchforscht haben, irgend ein unbekanntes Eiland zu finden. – Wir schiffen planlos hinaus, den Zufall am Steuer, Wind und Wetter als Führer.

„Boulevard des Italiens!“ – Der Fiaker rasselt durch die Rue vivienne, durch die Straße der Foulds[956] und der Rothschilde, über den Börsenplatz hin, am großen Opernhaus vorüber. Der Schlag wird geöffnet – die dürre Hand empfängt ihr 20-Sousstück[957] – *nous voilà*! Wie schön, heiter, glücklich erscheint hier Alles! Der Boulevard des Italiens ist der Tummelplatz der goldenen Jugend, das Eden der Flaneurs und Maulaffen, der Damenwelt mit ihren Wünschen und Gelüsten. Diamanten, Gold, persische Shawls, Brüsseler Points[958], indische Essenzen und Parfümerien, erotische Pflanzen, seltene Früchte glitzern und prangen hinter Spiegelfenstern in den prächtigen Läden; dazwischen Costumes aller Phantasieen und reizende Frauenbilder für alle Träume. – Ist das Alles Wirklichkeit oder nur Schein? Dies oder Jenes, oder auch Beides, wie Du’s deuten magst. Die Trottoirs gleichen dem wogenden Meere, die reichen Equipagen, Fiaker aller Gestalten, Omnibusse[959] und Fahrzeuge aller Gattungen machen sich den Fahrweg streitig; Dich selbst reißt die Menschenwoge hin, und mehr fortgestoßen und fortgetragen als gehend, schöpfst Du erst auf dem Boulevard St. Martin wieder Athem. Hier hat das Straßenleben die vornehme, aristokratische Maske abgestreift. Tabaksqualm und Bier dampfen aus den Billards und Cafés, Gerüche der Küche aus den Restaurants. Die gute Gesellschaft verirrt sich nicht in diese Region; sie gehört dem Kleinbürger, dem Handwerker, dem subalternen Beamten. Erst am Thor von St. Denis, der steinernen Lüge von der Größe Ludwigs XIV., verändert sich die Staffage wieder. Die Straßen dieser Nachbarschaft gehören meistens der Industrie, den Fabriken, den großen Werkstätten und den Niederlagen, wo die unzähligen Artikel gefertigt und aufgespeichert werden, für welche die Welt der Stadt Paris zinsbar geworden ist. Die Karossen der reichen Fabrikherren rollen über den Fahrweg; aber auf den Trottoirs haben die Blouse und die Grisette[960] des Arbeiters die Majorität. Gegen Abend, wenn die vielen in dieser Gegend befindlichen kleinen Theater ihre Pforten öffnen, steigert sich das Leben zum Gedränge und der Name des anstoßenden Boulevard du Crime erhält dann die Bedeutung einer Wahrheit. Bei jedem Zwischenakte (das Spiel in den kleinen Theatern

---

953 Die größte Stadt des frz. Überseedépartements Französisch-Guayana und bis ins 20. Jhd. berüchtigter Verbannungsort.

954 Die alg. Ortschaft Tazoult-Lambèse (arab. تازولت, Tamaziɣt ⵜⴰⵣⵓⵍⵜ, Taẓult), damals ebenfalls Verbannungsort.

955 Hier ist wohl der österr. General Julius Jakob Freiherr von Haynau (1786–1853) gemeint; er hatte 1849 die ungar. Revolution niedergeschlagen.

956 Siehe hierzu S. 270, Anm. 923.

957 Siehe hierzu S. 149, Anm. 494.

958 Frz. für Brüsseler Spitzen.

959 Im Linienverkehr eingesetzte pferdebespannte Wagen, sogenannte Pferde-Omnibusse für die kommerzielle Personenbeförderung, sind schon seit 1662 in Frankreich belegt. Das Konzept dieser bis 1680 verkehrenden „Carrosses à cinq sols“ („Wägen für fünf Sous“) stammt vom frz. Mathematiker und Philosophen Blaise Pascal (1623–1662). 1825 führte der Fuhrunternehmer Simon Kremser (1775–1851) einen nach ihm als „Kremser“ bezeichneten komfortabel gefederten Pferde-Omnibus ein, der zehn bis zwanzig Personen Platz bot. In den 1830er Jahren kamen in Großbritannien die ersten, von Goldsworthy Gurney (1793–1875) entwickelten Dampfomnibusse auf.

960 In der frz. Literatur eine junge Putzmacherin o. Näherin, benannt nach dem grauen preiswerten Stoff, aus dem ihre Kleider gefertigt sind; die Bezeichnung steht allgem. auch für ein leichtsinniges bzw. „leichtes“ Mädchen.

dauert bis Mitternacht) ergießen sich die in den engen Räumen eingeschlossenen Menschenmassen, durstig nach frischer Luft und Erquickung, über die Boulevards Du Crime und du Temple, und bei dieser Gelegenheit werden die geschicktesten Diebstähle und die frechsten Räubereien verübt. Hier sind die Contremarkenhändler[961] und die Condottieri der Theater-Kritik zu finden: die Claqueurs und Succeßmacher; und ein Autor, ein Dramatiker, welcher die Mittel und Wege kennt, die zur literarischen Celebrität eines Abends oder einer Saison führen, kann hier für eine Handvoll Franken eine Ladung Beifall und Renommee allezeit haben. Da drängen sich auch die *Cries de Paris*[962], jene schreienden, wandernden Apfelsinenhändlerinnen, Kuchenverkäufer, Blumenmädchen, Cocospender, Colporteurs der Journale und Zeitungen, die spähenden Gamins[963], die Commissionairs, die Gelegenheitmacher, die Kupplerinnen mit ihren Dirnen, die Agenten der geheimen Polizei und die Sergeants de Ville; und vermengt mit dem Volke der Blouse und des fadensichtigen Fracks wird ein Babel daraus; Alles ruft durcheinander, Keiner hört auf den Andern, Jeder sucht den Andern zu überschreien. Mit wenigen Veränderungen dauert diese Staffage der Boulevards bis zum Bastille-Platze und dem Boulevard St. Antoine fort. Hier verschwindet fast jedes andere Costum neben Blouse und Polizei-Uniform. Der Pariser aus den höhern Ständen betritt diese Gegend niemals, wenn ihn nicht ein unabweisliches Geschäft dahin führt. Unter bestaubten Bäumen haben hier die Zuckerwasserverkäufer, die fahrenden Limonadiers, Caffetiers und Obsthändlerinnen ihre Stände. Auf keinem der Boulevards ist's übrigens so still und ordentlich; an die Bastille und ihre großen Ereignisse scheint kein Mensch mehr zu denken. Und doch ist diese St. Antoine mit ihren schweigsamen Straßen, auf denen man nichts hört als die heisern Stimmen der Arbeit in den ärmlichen Häusern: das Geräusch des Webstuhls, das Knarren der Drehbank und der hundert andern Handthierungen und Beschäftigungen, – jene gefürchtete Vorstadt, welche beständig schwanger geht mit Revolutionen. Sie ist die Gewaffnete, trotz zehnmaliger Entwaffnung; die immer Schlagfertige, trotz aller Niederlagen; die beständig Bereite, um für den Aufstand die Parole zu empfangen; immer des Rufs gewärtig, auf die Barrikade zu marschiren, oder der Gewalt entgegen, um sie zu brechen, und darum von dieser immer belauscht, bespäht mit Argusaugen, decimirt bei jeder Gelegenheit, in den Kerker geworfen, exilirt, deportirt; und wiederum ist sie verzehrt von den nagenden, zwickenden Dämonen der Rache und Vergeltung, die sie beständig mahnen, eine neue Seite der Geschichte von Frankreich mit Strömen von Menschenblut zu schreiben. Wer denkt daran, bei dem lustigen Leben der Blousen und der Mouslinkleider, das hier, wie Mücken an heitern warmen Abenden, spielt und kost, daß unter dieser arglosen Decke ein Ungeheuer schlummert, welches die Traditionen der Schreckenszeit und des Bürgerkriegs von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt? Wer es verstanden hat, rechtzeitig die Schwingungen dieses Geistes und dieser Traditionen in Bewegung zu setzen, ist allemal Herr von Frankreich geworden, und wenn er, als solcher, nicht wußte, die Uhr der Zeit zu stellen, so war es stets seine eigene Schuld. – St. Antoine ist an Werktagen ein Bild der Ordnung, des Fleißes, des Geschicks, der Anstrengung, der Genügsamkeit; der Löwe ist ein geduldiges Roß geworden, das für seinen Herrn, das Kapital, 6 Tage in der Tretmühle geht, leidet, fastet und sich abarbeitet, um das Stück Geld zu erhaschen, das ihm eine genußreiche Stunde gibt, in der es seine Lust austobt, bis der letzte Sou fort ist und die leere Börse und der leere Magen es zur Rückkehr an die Arbeit mahnen. Die Faubourg St. Antoine hat ein zweifaches Leben: die Arbeit und die Revolution. Sie beugt sich unter der Herrschaft der Scheere, des Hammers, der Spinnmaschine; sie hobelt, sagt, webt, reckt, modellirt, gießt, schnitzt, kleidet, färbt, bleicht, schwärzt, malt und vergoldet Alles; sie macht die Karosse der Könige und den Sarg des Guillotinirten, sie schneidet die Prachtgefäße von Krystall und dreht den irdnen Topf für die arme Wittwe: aber einen Tag in jedem Jahrzehent entzündet sie sich wie eine Pulvertonne und stürzt Throne und Gesellschaft zusammen. –

---

961 Billetverkäufer, die teilweise in betrügerischer Absicht agierten.

962 Recte: Frz. cris de Paris, „Pariser Schreie"; Bezeichnung für die Pariser Straßenhändler, die früher sehr marktschreierisch ihre Waren anpriesen.

963 Siehe hierzu S. 189, Anm. 658.

Fort zum Hotel des Princes! Was ist das? Es ist das Epitom[964] von Paris, die Pariser Welt unter einem Dache. Der glänzende Titel darf Dich nicht irren; er ist bloß das Schild für die Bel-Etage, wo sich die goldenen Salons für Fürsten und Millionärs aneinanderreihen. Wie alle Pariser Hotels, haben auch diese hohen Prachtgemächer die niedrigen Dachstuben über sich und zu ihren Füßen die dumpfigen feuchten Kellergeschosse, hinter sich aber die Höfe und Kloaken, wo jene armen Menschen wohnen, die verdammt sind, ihr Leben in verpesteten Miasmen[965] zu verathmen. – Tritt herein! An einer Säulenhalle des Thors empfangen Dich rothsammtne Portiers, welche Tambourmajor-Stäbe mit Silberknöpfen tragen. Ein Dutzend Diener des Hotels stehen am Treppenhause, Deine Befehle erwartend[.] In diesem Hause wird jeder Neu-Ankommende empfangen wie ein Prinz, und jeder findet in demselben, was er sucht. Du verlangst ein Dachstübchen: ein dienstfertiger Geist geleitet Dich hinauf; Du forderst gebieterisch Apartments in der Bel-Etage: – es sammelt sich eine Queue[966] von Marqueurs[967] und Lakayen um Dich, silberne Armleuchter wandeln Dir voran, die Freitreppe von Marmor hinauf, Flügelthüren springen aus und Pracht und Comfort umgeben Dich, als wärst Du Sardanapal[968]. –

In diesen Zimmern und Salons des ersten Stocks vermißt der Gast nichts, um seine Prachtliebe und seinen Sinn für seine Bequemlichkeit zu befriedigen; nicht den Teppich von Aubusson[969], nicht das Piano von Erard[970], nicht den Chronometer im Goldgehäuse, der die Stunden des Vergnügens auf's Genaueste zeigt; nicht das Venetianische Spiegelglas, das von der Diele bis zur Decke reicht, nicht die silbernen Gefäße der Toilette, nicht die Bilder von Delaroche[971], nicht den parischen Marmor, welcher Leben athmet. Kein Zeichen, kein Schmuck, kein Prachtgeräthe, womit Rang und Reichthum ihre Günstlinge umgeben, fehlt. Ein Salon ist vorhanden für Madame, ein Studirzimmer mit Bibliothek für Monsieur, ein Zimmer zu den Audienzen, eine Antichambre für die Wartenden; Saal für die Dienerschaft, Corridor für die Portiers. Jeder Schellenzug gibt einem dienstbaren Geiste Flügel oder zaubert eine Sylphide[972] zu Deinen Füßen, um Deine Befehle zu empfangen, kurz: – kein Fürst kann fürstlicher wohnen als in der Bel-Etage dieses Hauses. –Du steigst eine Treppe höher. – Das Leben ist stiller, der Prunk macht keine Prätensionen mehr, Comfort tritt in den Vorgrund. Die Dienerschaft ist weniger glänzend gekleidet, sie gehorcht weniger schnell dem Winke; die Bücklinge sind nicht so tief, die Zimmer nicht so hoch, die Ausstattung ist nicht so in Fülle und so kostbar, obschon geschmackvoll. Der Prinz des Hotels ist in dieser zweiten Etage ein wohlhabender Kaufmann, ein Rentier aus der Provinz, ein Sous-Präfekt, ein General, der seine Pension zwischen der Wirthshausrechnung und dem Spieltische theilt; oder er ist ein Gutsbesitzer, welcher seiner Frau oder seiner Tochter Paris zeigen will.

Du steigst noch eine Treppe höher. Die Stille hat zugenommen, die Diener sind älter geworden, ihr Eifer kälter, die Livree fadensichtiger, niedriger die Decken der Zimmer, die Thüren, die Fenster: – bürgerlich sieht das Ganze aus nach Ausstattung und Einrichtung; die Nettigkeit ist größer als die Eleganz und die Formen sind mehr von gestern, als von heute. In diesem dritten Stock des Hotels wohnt der Advokat aus der Provinz, der die Geschäfte seiner Auftraggeber bei der Centralbehörde betreibt; der Gutsverwalter, der Professor aus dem Departement, der junge Arzt, der die Kliniken besucht; die Wittwe, welche eine Pension oder eine neue Verbindung wünscht, die angehende Kokette, die

---

964 Griech. ἐπιτομή, epitomḗ, „Abriß, Auszug", Abschnitt; hier im Sinne eines typischen bzw. idealen Beispiels verwendet.

965 „Miasma (griech. μίασμα, míasma) bedeutet so viel wie ‚übler Dunst, Verunreinigung, Befleckung, Anstekkung' und bezeichnete vor allem eine ‚krankheitsverursachende Materie, die durch faulige Prozesse in Luft und Wasser entsteht'" (Wegner, Wolfgang: Miasma. – In: Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin/New York: De Gruyter 2005, S. 985).

966 Frz., Schwanz, Schweif; hier im Sinne von Schlange verwendet.

967 Frz., veraltet für Aufwärter, Kellner.

968 Aššur-bāni-apli (akkad. 𒀭𒀸𒋩𒆕𒀀, aram. ܐܫܘܪ ܒܢܐ ܐܦܠܐ; 669–631/627 v. Chr.), König des Assyrischen Reiches; angeblich beging er in seinem brennenden Palast Selbstmord.

969 Handgewebte Teppiche aus reiner Schafswolle.

970 Vom Instrumentenbauer Sébastien Érard (1752–1831).

971 Vom Historienmaler Paul Delaroche (1797–1856).

972 Die dienstbare Waldfee aus der gleichnamigen Oper von Jean-Madeleine Schneitzhoeffer (1785–1852).

jungen Talente des Gesangs und des Tanzes; der alte Garçon[973], der für seine 2000 Franken Rente das höchste Maß des Genusses erstrebt; die Aspiranten der Fortuna in allen Gestalten und mit allen Ansprüchen: Leute, die keinen Centimen in dem Schuldbuch der Nation eingetragen haben, aber in ihren Talenten die Schätze Kaliforniens beständig bei sich zu führen glauben. Arglose Träumer, wäre der Wahn, der Euch begleitet, doch länger! Aber gar bald steigen sie auf der Stiege des Hotels höher und tiefer auf der Leiter ihrer Hoffnungen, bis sie anlangen im Dachstübchen, in welchem vor ihnen die verlassene Grisette die vergangenen Tage der Freude beweinte. – Willst Du noch weiter? Willst Du in die Kämmerchen gucken *soixante sons par mois*[974] mit dem einen Fensterchen, das über der Kloake des hintersten Hofes sich öffnet? Puh! Ich sehe, Du bist ermüdet. – Horch'! Glockentöne schallen durch's Haus; dieThüren fahren auf und schlagen zu; lachend und singend, plaudernd oder schweigsam, gravitätisch oder leichtfertig, „*Bon jour! Bon soir!*" Nachbarn und Bekannten spendend, rauscht der Menschen-Strom der Treppe zu, die zum Speisesaal führt. Die Eßglocke hat allen Unterschied des Rangs unter den Bewohnern des ersten bis zum dritten Stock ausgetilgt; Alle erscheinen in mit Geschmack geordnetem Anzug. Die *femme entretenue*[975] ist von der Herzogin in Grandezza, Anmuth und Glanz der äußern Erscheinung kaum durch das geübteste Kennerauge und nicht minder schwer zu unterscheiden, als der ächte Schmuck von Imitationsdiamanten beim Kerzenschimmer. In keinem Königsschloß sind die Speisesäle geräumiger und prächtiger als im *Hôtel des princes*. Die Tafeln und Sessel sind von geschnitztem und vergoldetem Palisanderholz, die Damaste von größter Feinheit, die Aufsätze von Silber, die Kandelaber vergoldet, das Porzellain aus Sevres und von der größten Feinheit; blühende Orangenbäume und die seltensten Ziergewächse füllen jede Ecke, und über den Etageren biegen sich, mit Früchten und Blumen beladen, exotische Pflanzen. – Ist's eines Monarchen Namenstag? Gibt ein Großbotschafter ein diplomatisches Diner? Sind die Coryphäen der Wissenschaft, der Philantropie, der Börse zu einem Festessen versammelt? so fragst Du Dich bei dem Eintritt in diese glänzende Gesellschaft, die von Sternen und Orden funkelt und hinter deren Sesseln fünfzig Aufwärter in Frack und Seide mit dem Anstand des Gehorsams der Befehle lauschen – und Du staunst, wenn Du hörst, daß es das Schauspiel ist, welches sich zur sechsten Stunde jeden Abend in diesen feenhaften Räumen wiederholt. Und all' diese Herrlichkeit, mit einer Tafel, die den Feinschmecker entzückt, kannst Du sammt Deinem netten Kabinettchen im dritten Stock, sammt Wäsche, Frühstück und Bedienung für tägliche zehn Franken haben und dabei hast Du den unbezahlbaren Genuß einer guten Gesellschaft, einer geistreichen Unterhaltung, des Anblicks der schönsten Frauen, und Du kannst mit Berühmtheiten, die hier aus der ganzen Welt zusammenkommen, Worte und Blicke wechseln. Heute ist der persische, morgen der türkische Gesandte Dein Tischnachbar, das nächste Mal eine Kokette, in deren Augengluth alle Männerherzen schmelzen, oder eine Dame, die ihr *billet doux*[976] mit einem Grafenwappen siegelt; oder Du sitzest neben einem russischen Fürsten, dessen Bruder in Sibirien Zobel fängt für seinen Czar und dessen Physiognomie selbst beim Champagnerglase in Paris nicht ganz das Bewußtseyn verheimlichen kann, daß ihn ein Faden hält den er nicht zerreißen darf und kann.

Doch nichts ist langweiliger, als das lange Bewundern. Das „*toujours perdrix*"[977] verdirbt dem Hunger selbst den Appetit. – Adieu, *Hôtel des princes*!

---

973 Frz., eigentl. Knabe, aber auch im Sinne von Junggeselle, Hagestolz verwendet.

974 Frz., sechzig Sous im Monat, also 3 Francs; siehe hierzu auch S. 149, Anm. 494.

975 Frz., eine Frau, die sich aushalten läßt.

976 Frz. wörtl. übersetzt: „süßer Zettel, Liebesbrief".

977 Frz., „immer Rebhuhn"; geflügelter Ausdruck für Übersättigung.

DCLXVIII. Der Hof der Tuilerien in Paris.

„Wer wird nach Louis Philipp dies Haus bewohnen? Das Kind, sein Enkel, welches mit einer Krone nur spielen, sie nicht tragen kann? Oder einer ans dem Triumvirat der Prätendenten? Oder wer sonst? Das Schicksal rüttelt die Würfel; aber Gott weiß, für wen sie fallen“.

So schrieb ich im Jahre 1844 in diesem Buche*)[978].

Seitdem ist der Hof der Tuilerien zum dritten Mal der Friedhof der Bourbonenherrschaft geworden. Zum dritten Mal stürzte das Volk die Vertheidiger derselben aus den Fenstern des Palastes; noch einmal sahen die Tuilerien einen König fliehen vor dem *Vive la Republique* und zum Vagabonden werden in seinem eigenen Reiche; noch einmal sahen sie die Proletarier in den goldenen Sälen, welche sonst nur die Fürsten und Großen zu betreten wagten, und noch ein Mal streuete der Gamin[979] die Asche eines Throns jubelnd in alle Winde. Dem Bürgerthum kann’s nicht wohnlich seyn im Hause der Monarchie; die Republik schloß also die Tuilerien zu und schrieb den Spruch über die Pforte:

„So knechtet Euch der Menschen Lob und Spott,
Macht heut’ Euch ehrenreich und morgen ehrlos“.[980]

Aber während ich dies schreibe (am 2. December), hat sie das Schicksal wieder aufgeriegelt, damit der Schatten des großen Kaisers[981] Einzug halte, und mit diesem Tage beginnt für Europa die neue Aera des byzantinischen Cäsarenthums oder das Zeitalter eines zweiten Attila, der Geißel Gottes, um ein verderbtes Geschlecht zu züchtigen.

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kam zur Erde,
Den Frieden Euch zu bringen. Nein! das Schwert!“**)[982]

Ludwig Napoleon erscheint mir wie ein Riese mit thönernen Füßen, auf dessen Schultern das schwankende Gebäude der Gesellschaft ruht; er ist die Welle, um welche sich Europa’s Zukunft bewegt; er ist die Hieroglyphe des Schicksals und der Vergeltung, vor welcher die Völker und die Könige stehen und zu deren Ausdeutung sie vergeblich ihre Weisen berufen. – Fatalist wie Wallenstein, festgebannt im Kreise seiner ehrgeizigen Pläne und über die Mittel, sie zu verwirklichen, aller Skrupel baar, glaubt Ludwig Bonaparte an seinen Stern, glaubt er an den Beruf der Napoleoniden zur Weltherrschaft, glaubt er an seine Mission, und er fragt nicht darnach, ob er sie vom Teufel oder vom Herrgott empfangen habe. Wie ein Schatzgräber an die geheime Gewalt der Kreuzwege glaubt, wie ein Astrolog dem Einfluß gewisser Konstellationen und Zeiten geheime Kräfte zuspricht und darnach das Gelingen oder Mißlingen seiner Handlungen zum Voraus berechnet: so ist dieser merkwürdige Mann entweder tollkühn, oder muthlos, je nachdem die Ereignisse ihn bestimmen, oder drängen, an einem Glücks- oder Unglückstage seine Streiche zu wagen. Die Drei gilt ihm als die heilige Zahl seines Glücks. Was ihm zweimal in Straßburg und Boulogne mißlang[983], das mußte, seinem Glauben gemäß, zum dritten Male gewißlich glücken. Und so ist es auch geschehen, und heute zieht er ein in das Kaiserhaus als unumschränkter

[978] *) Vergl. die Beschreibung des Tuilerien-Palastes im XI, Bande des Universums, S. 82.

[979] Siehe hierzu S. 189, Anm. 658.

[980] Wieder reichlich frei zitiert aus Friedrich von Sallets (1812–1843) Gedicht „Erdulden und Hingeben“ aus dessen „Laien-Evangelium. – Jamben […]“ (Leipzig: F. Volckmar 1842), S. 115: „So knechtet euch der Menschen Lob und Spott, \ Macht heut euch ehrlos, morgen ehrenreich.“

[981] Louis-Napoléon Bonaparte, nun Kaiser Napoléon III. (siehe hierzu S. 231, Anm. 792); er war ein Neffe Napoléons I.

[982] **) „*L’empire c’est la paix*“ [frz. „Das Kaiserreich bedeutet den Frieden“; Ausspruch Kaiser Napoléons III. (s. o.) in seiner Rede vom 9. Oktober 1852 vor der Handelskammer in Bordeaux. Honoré Daumier (1808–1879) sollte diesen Ausspruch mit seiner Karikatur in der Ausgabe des „Charivari“ vom 19. Oktober 1870, also gut einen Monat nach dem Untergang des frz. Kaiserreiches, ebenso treffend wie vernichtend kommentieren].

[983] Die gescheiterten Putschversuche vom 29. Oktober 1836 in Straßburg und 6. August 1840 in Boulogne-sur-Mer.

Czar von Frankreich, keinem Gesetze unterthan, denn seinem Willen allein. Wie alle Wege nach Rom führen, so haben alle Wege Herrn Ludwig Bonaparte nach den Tuilerien geführt. Er war rother Republikaner mit Ledru Rollin[984], Sozialist mit Proudhon[985], Reformator mit Girardin[986]; er träumte mit Cabet[987], war Reaktionär mit Thiers[988], gemäßigter Republikaner mit Cavaignac[989], Feind des Kapitals und der Bourgeoisie mit Louis Blanc[990], Gegner der Demokratie und der Revolution mit den Legitimisten, ein Bekenner der Glaubensfreiheit, wenn er vor Protestanten sprach, und ein demüthiger Verehrer, Beschützer und guter Sohn der katholischen Kirche, da es galt, die Unterstützung der Hierarchie und die Gunst der dreifachen Krone zu erlangen. Er schmeichelt dem Arbeiter mit der Hoffnung auf Verbesserung seiner Lage, tanzt mir den Damen der Halle, ladet den Sackträger zu Gast, läßt dem Bauer und dem Handwerker die Wiederkehr des goldnen Zeitalters verkündigen, verspricht ihnen Abnahme der Steuern und Schulden, peitscht die Kurse zum Jubel der Börse und zum Frommen der Schwindler und der Spieler in die Höhe, berauscht die Soldaten mit Champagner und sprudelnder Hoffnung auf Gloire und versichert dem ruhelechzenden Besitz und dem kalkulirenden Handel: *l'empire c'est la paix*. Er verspricht Alles und unterschreibt Alles, sagt „Ja" zu jedem Wunsche und läßt jedem Verlangen Befriedigung hoffen; er schmeichelt dem Volke, indem er sich den Diener seines Willens nennt; er macht den ungebührlichsten Erwartungen der Menge Konzessionen und ihren Gelüsten nach Vergnügen und Zeitvertreib bringt er die größten Opfer: aber während er dieses that, wendete er mit perfekter Menschenkenntniß jedes andere wirksame Mittel an, die indolenten Massen seinen Zwecken unterthänig zu machen, sey es durch das Brod, das er austheilen ließ, sey es durch bunten Flitter- und Zinselkram, mit dem er die Augen blendete, sey es durch vage Hoffnungen, sey es durch Furcht und Schrecken, durch Lambessa[991] und Cayenne[992]. Jedes Mittel zur Erreichung seines Ziels ist ihm recht gewesen, und er erschrak so wenig vor den verschwenderischen Ausgaben der Millionen, als vor den sittlichen Konsequenzen seines Thuns und seines Handelns. Jenes erste Ziel, den Kaiserthron, hat Ludwig Bonaparte heute erreicht. Jetzt steht die Frage: was wird sein nächstes seyn? Die Herrschaft der Napoleoniden in Europa war der eingestandene Plan des großen Oheims; und Ludwig Bonaparte gibt sich für seinen Erben aus und für berufen, dessen Entwürfe zu erfüllen. Er sagt jedoch: „*l'empire c'est la paix*"; und dieses sein kaiserliches Wort ist eben so glaubwürdig, als des Präsidenten Eidschwur auf die Verfassung, die er heute vor einem Jahre zerriß und in dem Blute ihrer Vertheidiger begrub; es ist nicht weniger werth, als das Wort seiner Proklamation nach dem Staatsstreich: „ich liebe die Republik, weil sie die Freiheit schützt, und werde sie erhalten"; es ist so viel werth, als sein Wort von gestern: „*l'empire c'est la democratie couronnée*"[993]. Wenn alle diese Worte niemals mehr gewesen sind, als Phrasen, um des Mannes wahre Absichten zu verheimlichen, so wird man auch das Wort „*l'empire c'est la paix!*" für nicht mehr annehmen mögen. Ludwig Bonaparte hat zwar keinen Funken von dem Genie seines Onkels, sein Ehrgeiz aber ist gewiß nicht kleiner. Alles, was diesem Ehrgeiz zur Befriedigung dienen kann, ist ihm willkommen. Frömmigkeit und Heuchelei, Wahrheit und Falschheit, Treulosigkeit und Grausamkeit, eiserne Härte und Großmuth, Wohlthätigkeit und Freigebigkeit bis zur Verschwendung – sie können in seinen Augen gleichbedeutende und gleichgültige Dinge seyn. Wer will behaupten, daß Ludwig Bonaparte ein Gefühl habe von Liebe oder Freundschaft, von Dankbarkeit oder Verpflichtung,

---

984 Alexandre Ledru-Rollin (1807–1874).

985 Pierre-Joseph Proudhon (1809–1865); von ihm stammt der berühmte Ausspruch „La propriété, c'est le vol. / Eigentum ist Diebstahl."

986 Siehe hierzu S. 257, Anm. 887.

987 Der Sozialist und Philanthrop Étienne Cabet (1788–1856).

988 Siehe hierzu S. 257, Anm. 880.

989 Der General und Kriegsminister Louis-Eugène Cavaignac (1802–1857).

990 Der Begründer der Sozialdemokratie Jean-Joseph-Charles-Louis Blanc (1811–1882).

991 Siehe hierzu S. 281, Anm. 954

992 Siehe hierzu S. 281, Anm. 953.

993 Frz., „Das Kaiserreich ist die gekrönte Demokratie"; diese hier Napoléon III. zugeschriebene Bemerkung ist zwar hist. so nicht verbürgt, spiegelt aber dessen polit. Selbstverständnis durchaus korrekt wider.



Der HOF der TUILERIEN

wenn er heute der Treue den Rücken kehrt, die er gestern belohnte, wenn er morgen seinen Bundesgenossen in's Exil stößt oder in den Kerker, den er heute mit den Zeichen der Gunst und seines Vertrauens bedeckte; wenn er dem Feind, den er verfolgte, mit der Miene der Großmuth plötzlich die Hand reicht, sobald es seinen Absichten frommt? Verschlossen in seinen Plänen, Herr seines Mundes, dem er niemals das Recht gibt, der Verräther seiner Gedanken zu seyn, in der Verstellung ein noch weit größerer Meister als Talleyrand war, erreicht er seine Ziele mit der Gewandtheit eines Luchses, während die Welt ihn noch weit davon entfernt glaubt und sich in falsche Sicherheit wiegt. Er ersieht bei seinen Sprüngen „seine Stunde", in der sein Stern ihm Erfolg verheißt und ihn der Glaube kräftigt, daß der Erfolg ein sicherer sey. Zaghaft und schwankend zu andern Zeiten ist er immer bereit, in jenen Momenten des Glücks das Verwegenste, Unerwartetste und Ueberraschendste zu unternehmen und jeder Gefahr mit kaltem Blute zu trotzen. Als Monoman seines Namens glaubt er blind an das Dämonische seines Schicksals und an die Größe seiner historischen Sendung, und so betrachtet erscheint uns seine Gestalt wie die des Leviathan, welche über eine unglücksschwangere Zukunft die schwarzen Schwingen breitet. Ledig aller Bande, die die gewöhnlichen Sterblichen fesseln, und ohne sittliches Steuer, folgt er, mehr fanatisch, als willensklar, dem Fatum, seinem Gott.

So stellt sich meinem Blicke Derjenige dar, welcher heute einzog in das „Haus des Schicksals" das Zepter des Imperators und das Schwert des Autokraten in den Händen. Ein Glück für die Welt, wenn das Bild nicht mehr ist als ein Trugbild meiner Phantasie.

Auf ein anderes Feld der Betrachtung treten wir, wenn wir die Frage erörtern: Hat Ludwig Napoleon eine Chance für das Gelingen seiner Pläne? – Hier haben wir es nicht mit seiner Persönlichkeit allein, –sondern zugleich mit den Thatsachen und der Gewalt der Situation zu thun, in welcher er sich befindet und in die er sich versetzt hat. Ich spreche unbedenklich, weil mit voller Ueberzeugung, den Glauben aus: Ludwig Bonaparte hat keine Chance. Er hat keine, nicht trotzdem daß er den Kaiserthron bestieg, sondern weil er ihn erklimmte und erklimmt hat durch alle macchiavellistischen, ich will nicht sagen diabolischen Künste. Er hat seine Mittel mit meisterhaftem Geschick benutzt; Mephistopheles selbst hätte es nicht klüger und hinterlistiger thun können: aber die Tragweite dieser Mittel war der Kaiser, und mit Erreichung dieses Ziels ist sie erschöpft. Der Allen Alles versprochen hat, um sich Stimmen zu verschaffen, muß nochwendig Allen Täuschungen bereiten. Auf der Spitze seines Ehrgeizes, auf dem Throne, steht er isolirt wie auf dem Gipfel einer Pyramide, – einsam, ohne Rückhalt. Er hat seinen Thron mit gemeinen Werkzeugen, inspirirt von gemeinen Leidenschaften, umgeben, – mit bloßen Sklaven seines Willens. Es hilft ihm nichts, daß er sie mit den hohltönenden Titulaturen: – Senat, Repräsentanten, Ministerien bekleidet. Er hat die Legislative so tief herabgewürdigt, daß sie bloß einen verspotteten Bedientenschwarm vorstellt, der dem Lande Millionen kostet, der Regierung aber keine Stütze bietet. Seine Minister sind Kommis und sie werden von ihm wie Kommis behandelt; sie, wie die Legislativen, sind nur beständige Elemente des Hasses und der Verachtung, die auf den Stufen des Thrones knieen. Er hat die Armee als blindes Werkzeug seiner Pläne gebraucht und ihre Ehre in Frage gestellt; ihre Sympathieen sind zusammengeschrumpft zum Gehorsam, den die strenge Disciplin erzwingt und zusammenhalten wird, bis sie – bricht. Die Träger ihres Ruhms und ihres Stolzes, die vorzüglichsten Generale, sind verbannt, oder entfernt; sie sind die natürlichsten, die stärksten, die unversöhnlichsten Feinde Bonaparte's, und alle seine Gewalt kann die Gefühle der Theilnahme nicht verhindern, welche in jedem französischen Soldatenherzen für diese Helden schlagen, die keine andere Schuld an sich tragen, als die Treue für ihren Eid, welchen Bonaparte brach, und daß sie als Ehrenmänner keinen Theil haben wollen an dem meuchelmörderischen Ueberfall der Freiheit und der Republik, der, von 8 Millionen Franzosen gutgeheißen, jetzt den Kaisermantel umthut. Wie die Feldherren, so tragen auch die ersten Staatsmänner Frankreichs unversöhnliche Feindschaft im Busen gegen Den, der in seiner Person alle Gewalt und Macht des Staats vereinigte und sie selbst zur Nichtigkeit verwiesen hat, und was Frankreich an Genie und großem Talent besitzt, was der Ruhm gekrönt hat mit unsterblichen Kränzen im ewigen Reiche der Wissenschaft, der Gelehrsamkeit und des Gedankens; Alles endlich, was die Geschichte früherer Zeiten mit erblichen Ehren, Würden und Rang belieh, steht

tief verletzt und unversöhnlich ihm gegenüber. Der Weg, den er genommen, die gewaltthätigen Mittel, die er gebraucht, die grenzenlose Koncentration der Macht, die er sich zugesprochen hat, sie können nicht die geringste unabhängige Kritik, nicht den mindesten Tadel vertragen; die Spannung der Verhältnisse, die er hervorgerufen, ist schon jetzt so entsetzlich geworden, daß die mindeste Lockerung der Zügel für die Regierung zu einer gefährlichen Opposition umschlagen würde. Ludwig Napoleon wird durch die Gewalt der Dinge zu immer größerer Gewaltthat fortgetrieben, und er kann jetzt so wenig einhalten als der vollbeladene Wagen, der auf schiefer Fläche dem Abgrunde zurollt. Er **muß** unbeschränkter Herr, Kaiser, Sultan, Czar bleiben, **oder** er ist nichts, weniger als nichts. **Darin** liegt die meiste Gefahr sowohl für seinen fundamentlosen Bau, als für Frankreich, für Europa, für die Gesellschaft, für die Welt; eine Gefahr, die schon viel größer geworden ist, als sie der Fortbestand der Republik in Frankreich jemals hätte erzeugen können, deren Untergang die Kurzsichtigkeit mit so viel Jubel begrüßte. Eine Zeit lang kann sich, meiner Meinung nach, Ludwig Bonaparte noch dadurch halten, daß er – die Rolle eines modernen Attila ergreifend – die unzufriedenen, unruhigen, oppositionellen Kräfte der Nation nach Außen hin lockt, Frankreich in Streit mit den Nachbaren bringt, das Feuer eines Universalkriegs anzündet, und Europa, und mit Europa die Welt, den blutigsten, furchtbarsten Erschütterungen Preis gibt, die je erlebt worden sind.

So sieht mein Auge – das menschliche, irrende. *Diis aliter visum*[994]. Vielleicht! – – denn wer kann sagen, daß er im Rathe der Götter sitze?

[994] Lat., „Die Götter beschlossen es anders"; siehe auch Virgil, Aeneid, 2: 428.

DCLXXXXVII. St. Etienne du Mont in Paris.

„Beuge Dein Haupt, stolzer Sikambrier[995]!“[996] sagte der Bischof[997], als er Klodwig[998], den König von Frankreich, taufte: und so sagt die Kirche heute noch Jedem, der sie um einen Dienst von ihrer Hand anspricht. „Beuge dein Haupt!“ sagt sie am Taufstein und am Grabe, am Altar und von der Kanzel, und wehe dem Priester, der einen andern Spruch im Munde führt. Wäre er ein Bossuet[999] oder ein Fenelon[1000] im Wissen, im Wandel und in der Kunst, zu reden, er würde doch dem Untergange geweiht seyn! – Das hat die letzte Zierde dieses Gotteshauses erfahren jener Apostel, der das Evangelium der Armen predigte mit einer Salbung und Hoheit, als vor ihm, seit Bossuet die Kanzel in St. Etienne verlassen, Keiner gethan hat: – Abbé Lamennais[1001] – als Denker ein Herkules, fest, stark, groß, unerschrocken wie Luther – der gegen die Laster, Verbrechen und Eitelkeiten des Jahrhunderts mit dem zweischneidigen Schwert seiner Redekraft eiferte und es wagte, die heilige Wahrheit der Christuslehre von dem Schutt, mit welchem Irrthum und Lüge sie bedeckt hatten, zu reinigen. Sein Lohn war: – Ver-ketzerung – Ladung nach Rom,– Kerker. Lamennais kam um vier hundert Jahre zu spät, um gleich Savanorola[1002] auf dem Scheiterhaufen zu sterben; er kam um hundert Jahre zu früh, den Sieg seiner Lehre zu feiern. Aber der künftige Triumpf bleibt ihr doch vorbehalten, trotz allen Blitzen, die dem Vatikan entfahren. –

---

995 Die Sigambrer (lat. Sicambri, griech. Σύγαμβροι, Sýgambroi), ein westgerm. Stamm vom Niederrhein; hier jedoch im Sinne von Franken gemeint.

996 Lat.: „Mitis depone colla, Sigamber; adora quod incendisti, incende quod adorasti / Beuge dein Haupt, Sugambrer, verbrenne, was du angebetet hast, und bete an, was du verbrannt hast“ (Greg. Turon., Libri Historiarum Decem, II,31).

997 Der Hl. Remigius von Reims (frz. Saint Remi; ca. 437–533), ab 459 Erzbischof von Reims.

998 Chlodwig I. (westgerm./fränk. Hludo-wīgaz; frz. Clovis 1[er]; 466–511), fränkischer König bzw. rex aus der Dynastie der Merowinger.

999 Der Klassiker unter den frz. Kanzelrednern Jacques Bénigne Bossuet (1627–1704).

1000 François de Salignac de La Mothe-Fénelon (1651–1715).

1001 Félicité de Lamennais (1782–1854); er war zwar wegen seiner theol. Aussagen mit dem Vatikan in Konflikt geraten (was letztlich auch zum Bruch führte), war dort aber niemals eingekerkert gewesen.

1002 Der Bußprediger Girolamo Savonarola (1452–1498; hingerichtet).



ST ETIENNE du MONT
(Paris)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 21-28.

DCCXVI. Eine Soirée in den Tuilerien.

Civilisation ist ein sehr dehnbarer und beziehungsreicher Begriff, und wenn man von einem Volke sagt.es habe den Beruf, zu civilisiren, oder es stehe an der Spitze der Civilisation, so ist dies immer mit Vorbehalt zu verstehen. Jede Nation hat eine eigenthümliche Civilisation, wie ein eigenes Leben. Persien und Byzanz[1003], Griechenland und Rom hatten ihre eigene Kultur, China und Japan haben die ihrige; aber welche Verschiedenheit zwischen diesen Allen! Die Civilisation – die Verbindung der individuell-geistigen Bildung mit dem geistigen und gesellschaftlichen Leben der Völker – ist von der Gesittung wohl zu unterscheiden. Die Civilisation kann eine barbarische seyn, wie in Byzanz sie war, wie in China sie noch ist; wo aber wahre Bildung für ein ächt-menschliches Daseyn und Wirken vorhanden ist, da ist das Wort „Gesittung" der rechte Ausdruck. Ist die Civilisation der Gesittung fremd, so führt sie nicht zum Leben, sondern zum Tode. Die wahre, von sittlicher Kraft getragene Gesittung allein ist's, welche segensreich den Gedanken des Einzelnen über das gemeinsame Volksleben ausbreitet, das Daseyn veredelt; das Volksthum zur Menschheit erhebt und dadurch Stämme und Völker verbindet. Die falsche Civilisation dagegen lügt äußeres Leben bei innerem Tod, birgt Rohheit unter äußerem Glänze, bedeckt die Verworfenheit mit dem glänzenden Gewande gesellschaftlicher Formen, und bahnt der Barbarei den Weg durch gleißende Aeußerlichkeit. Die Gesittung eines Volks nach den äußern Erscheinungen seiner Civilisation zu bemessen, ist daher nicht minder thöricht, als die Höflichkeit zum Maßstabe der Sittlichkeit oder die konventionelle Ehre zur Stellvertreterin der Tugend zu machen.

Hiernach ist die stolze Behauptung der eitelsten Nation der Erde zu schätzen, sie stehe an der Spitze der Civilisation und diktire deren Gesetze der Welt. Die Franzosen verwechseln das Aeußerliche, Nichtige, mit dem Wesentlichen, Beständigen. Sie oktroyiren der sogenannten gebildeten Gesellschaft die Vorschriften der Form, reguliren mit unbestrittener Alleinherrschaft den Schnitt ihrer Kleider, die Dekoration ihrer Zimmer, die Gestalt ihrer Geräthe; aber im Reiche der Gesittung wird ihre Macht von der der Deutschen bei weitem übertroffen. Der französische Einfluß auf die übrige Welt ist in der That im Sinken – in demselben Verhältniß, wie das französische Volk ärmer wird an den sittigenden Elementen, Gütern und Eigenschaften, welche ein geistig erhabenes, edles Volksthum recht eigentlich bezeichnen., Frankreich hätte wohl die Rolle einnehmen können, welche es prätendirt[1004], hätte es nicht den Schein für das Wesen hingenommen, hätte es mit Ernst und Selbstverleugnung an seiner Gesittung gearbeitet. Die Verhältnisse waren günstig. Aber die Zeit ist vorüber; seine Ansprüche können sich nicht mehr verwirklichen.

Das einflußreichste und für die Interessen der Civilisation in Europa unheilvollste Ereigniß war ohne Zweifel jenes Compromiß des französischen Königthums mit der römischen Kirche, durch welches die Entwickelung der reformatorischen germanischen Volkselemente in Frankreich für immer gebrochen und das Land dem Romanismus für alle Zeiten überliefert wurde. Die nächste Folge war die Ausrottung des germanischen Geistes in Staat und Kirche, durch den Mord und die massenhafte Vertreibung der edelsten Geschlechter besiegelt. Es gab Frankreich, an die Stelle der germanischen Monarchie, welche auf demokratischer Theilung der Gewalten ruhete, das absolute Königthum, es gab ihm

---

[1003] Siehe hierzu S. 56, Anm. 207.

[1004] „ansprüche worauf vorgeben, erheben" (von lat., praetendere bzw. frz, prétendre; DWG Bd. 13, Sp. 2077).

die Centralisation statt der Selbstverwaltung der Gemeinden, es machte es unfähig, etwas Anderes als den Despotismus zu ertragen, Form und Name der Regierung mögen seyn, welche sie wollen. Frankreich konnte eine untheilbare Republik werden ohne Freiheit, die Gleichheit proklamiren ohne Selbstregierung, mit einer Literatur glänzen ohne wahre Gelehrsamkeit, eine Kirche haben ohne sittlichen oder religiösen Ernst, eine Poesie ohne Begeisterung, eine Rhetorik ohne Wahrheit, eine Manier ohne Styl, die Mode, statt der Sitte. Frankreich, statt den Fortschritt anderer Völker zu fördern, hat Europa eine Kunst aufgedrängt ohne Natur, das Akademische statt des Antiken, das Konventionelle statt des Wahren, das Gefällige und Buhlende statt der unbewußten Anmuth, Zopf, Perücke und Rococco statt des Menschlichen, die Oper statt des Schauspiels, das Melodrama statt der Tragödie. Aber der französische Stern neigt seinen Lauf – Frankreichs Prätensionen auf Kultur-Herrschaft und Einfluß verlieren täglich mehr an Gewicht und Geltung. Die Erniedrigung der Nation, der eine Rotte von Abenteurern, Schurken und Fanatikern der Selbstsucht das schmählichste Joch aufgelegt hat, welches je ein Volk getragen, ist jetzt so groß und so augenfällig, daß die Mißachtung der Anmaßung nothwendig Eintrag thun muß. Unfehlbar muß die geistige Machtstellung eines Volkes sinken, welches, nachdem es zwei Menschenalter hindurch die Lehren so vieler sozialen Experimente genossen, herabgebracht ist, eine Regierung zu ertragen, welche den Menschen das Sehen und Denken untersagen würde, wenn sie könnte; eine Regierung, der beim Anblick jedes uncensurirten Zeitblattes eine Gänsehaut überläuft; eine Regierung, die der Nation offen in's Angesicht sagt: „weil Einige das Licht mißbraucht haben, so sollt ihr Alle im Finstern wandeln; weil Schwärmer und Schwindler die Freiheit zum Schreckbilde gemacht haben, so sollt ihr mit Stock und Säbel regiert werden; weil Leute von hohem Charakter und Geist bei früheren Revolutionen zu diesen übergetreten, sollen jetzt Schwachköpfe und Nichtswürdige die Ordnung stützen"[1005]. Die Leute, die dies den heutigen Franzosen in's Angesicht werfen, merken nicht, welchen Vortheil sie ihren Todfeinden, den Kommunisten, den Theilern, den Jakobinern dadurch in die Hand geben, daß sie sich mit diesen auf eine Basis stellen; denn auch jene Herrschsüchtigen wollen ja nur Unwissende, Plünderer und Niedersäbler.

Es ist der ärgste Fluch des Despotismus, daß das beständige Streben desselben, sich und seine Handlungen dem Volke als heilig und verehrungswürdig darzustellen, zur Selbstanbetung hinführt. Fast alle Tyrannen und Autokraten wurden zu ihren eigenen Götzen. Warum sollte sich Derjenige, der angebetet wird, nicht für anbetungswürdig halten? Der Despot sieht jede seiner Handlungen, auch die schauerlichsten, empörendsten, grausamsten, rechtlosesten, von seinen Dienern und Sklaven als gut, schön, nachahmungswürdig, gesellschaftsrettend, groß und herrlich gepriesen; warum sollte er nicht fortfahren in seinem Lasterleben und Unrechtthun? Gegen diese Adoration erscheint die Anbetung der Thiers bei den Völkern des Alterthums noch erhaben. Der Aegyptergott Krokodil[1006] besaß keine Eitelkeit, und keine Theorie von Erbweisheit und Gottesgnadenthum gab Alles, was er that, für unfehlbar, untadelhaft, heilig und unverletzlich aus; er dachte nicht daran, sich vermöge seines Krokodilinstinkts über den Menschengeist zu erheben. Unter beiden Kulten, dem ägyptischen Thierkultus und demjenigen, den in unsern Zeiten manche Fanatiker aus Ueberzeugung, viele „ehrenfeste" Leute aber aus Klugheit üben, ist meines Erachtens der ägyptische der weniger verächtliche.

Die närrischen Menschen! Wie sie sich aufblähen im lichterfüllten Saale des Palastes, an dem jeder Stein die Nichtigkeit menschlicher Hoffahrt und Herrlichkeit predigt, und wie sie das neue Gestirn umkreisen, als wandele es ewige Bahnen! Keiner dieser von Gold und Seide starrenden Menschen denkt daran, daß ihr Gebieter[1007] noch vor wenigen Jahren ein Abenteurer war, gemieden von der guten Gesellschaft, und daß sie selbst nur der leichte Schaum sind, den die Woge, welche jenen zum Throne trug, aus der Tiefe an's Licht gebracht. Wer hat die Helden mit Namen genannt vor den Mordscenen des Decembers[1008], die sich jetzt in Generalsuniform in den kaiserlichen Sälen brüsten? Wer hat früher von den Excellenzen gehört, deren Staatsweisheit heute die Geschicke des kaiserlichen Frankreichs nach

---

[1005] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[1006] Ägypt. Sbjk bzw. Sbk, Sobek; griech. Σοῦχος, Souchos.

[1007] Kaiser Napoléon III. (siehe hierzu S. 231, Anm. 792).

[1008] Beim Staatsstreich Louis-Napoléon Bonapartes (siehe hierzu S. 231, Anm. 792) vom 2. Dezember 1851, dem Krönungstag Napoléons I. im Jahre 1804.

dem Kommando des „Herrn“ steuert? Wo ist er hergekommen der Schwarm kaiserlicher Prinzen und Prinzessinnen und welcher Platzregen hat die Fluth der Oberst-Hofdamen und Oberst-Kammerherren. der Herzöge und Barone so urplötzlich in diese Säle ergossen? Wo sind sie her? fragt die Gegenwart; wo sind sie hingekommen? wird die Zukunft fragen! Mit ihrem Herrn und Meister find sie aus dem Nichts in’s Daseyn getreten, wie Irrlichter aus dem Sumpfe in warmer Sommernacht, und mit ihm werden sie wieder verschwinden. Die dumme Welt schreit Wunder über den Spuk, und jeder alte Mann hat es doch mit angesehen, wie diese Franzosen weiße Bänder trugen, ihren König neben Gott den Vater setzten, und einen Jeden, der nicht ihres Glaubens war, auf’s Armensünderstühlchen oder als Jakobiner in die Bastille brachten; wie bald darauf diese nämlichen Franzosen die Prätorianer des Königthums aus den Fenstern stürzten und statt der weißen Bänder dreifarbige trugen und wie Jeder, der nicht als Aristokrat am Strick baumeln wollte, in Kamaschen oder in Reiterstiefeln in den Salons der Tuilerien erscheinen mußte, wo die Damen der Halle die Honneurs[1009] des Hauses machten. Und wieder ein Weilchen, so sahen wir sie mit goldgestickten Mänteln, Bienen statt der Lilien[1010] und den kaiserlichen Namenszug im Knopfloch. In den Nischen der Empfangssäle aber, wo die Statuen der Freiheit und des Brutus[1011] gestanden, glänzten die vergoldeten Vögel des Jupiter, die Blitze des Eroberers nach allen vier Himmelsgegenden schleudernd, und in den Soireen drängten sich die Könige und Fürsten, die der Sohn des korsischen Advokaten[1012] aus altem und neuem Teig geknetet. Wieder ein Weilchen – so verschwanden Bienen und Adler, noch einmal blühten die Lilien an den Wänden und noch einmal betraten die alten Geschlechter die parquettirten Fußböden der Tuilerien und zauberten die alten Zeiten der Könige zurück: – aber auch sie verschwanden wieder wie Schemen, als mit der wiedererstandenen Republik das Proletariat einzog in den Palast der Herrscher und der Arbeiter Albert[1013] gemeinschaftlich mit Arago[1014] und Lamartine[1015], dem Weisen und dem Dichter, das stolze Staatsschiff Frankreichs im Sturme lenkten. Noch einmal ließen die Franzosen auch die Republik fallen – ein Abenteurer, ein Emporkömmling, wie er sich selbst genannt hat, warf sie zur Thüre hinaus im Umsehen, und wer es übel nahm, dem gab er blaue Bohnen zu essen, oder hieß ihn Kohl bauen in Cayenne und Algerien[1016]. Nun sage man uns, die wir dies Alles erlebt haben, noch von Wundern und Hexerei! – Ist in allen diesem Verstand? Ist nicht Alles wie Schattenspiel gewesen, und haben die Franzosen nicht von Zeit zu Zeit, wie ein mit der Fallsucht Behafteter, ihren Paroxismus[1017] gehabt, der sie dumm, kindisch, widerlich, verächtlich, unerträglich machte? Doch – da fällt mir ein, daß man nicht splitterrichten soll, wenn man den Balken im eigenen Auge fühlt. Unsere guten Deutschen haben, Gott sey’s geklagt! auch ihre dummen Zeiten; nur redet man nicht gern davon, weil es Leute gibt, die es nicht hören mögen.

Langsam, aber sicher, reift dem Napoleoniden die Saat, welche er ausgeworfen hat, zur Ernte. Eidbruch, Arglist und Gewaltthat waren sein Weg zur absoluten Herrschaft; Eidbruch, List und

---

1009 Frz., die Ehre, die Ehrenbezeugung.

1010 Die Wappenfigur der Lilie war das Symbol für die frz. Monarchie.

1011 Der röm. Politiker Marcus Iunius Brutus Caepio (85–42 v. Chr.; Selbstmord).

1012 Carlo Maria de Buonaparte (seit 1771; 1746–1785), der Vater Napoléons I.

1013 Alexandre Martin (genannt Albert l’Ouvrier, Albert der Arbeiter 1815–1895), Mitglied der vom 9. Mai bis 28. Juni 1848 tagenden « Commission exécutive de la République française ».

1014 François Arago (siehe hierzu S. 249, Anm. 850), der Präsident der Exekutivkommission (s. o).

1015 Alphonse de Lamartine (siehe hierzu S. 249, Anm. 846), er war ebenfalls Mitglied besagter Exekutivkommission.

1016 Cayenne in der südamerikan. frz. Kolonie Guayana (frz. Guyane) war ein berüchtigter Verbannunsort, und die frz. Kolonie Algerien (arab. الجزائر, al-Ǧazāʾir, „die Inseln“; ⴷⵣⵣⴰⵢⴻⵔ, Dzayer bzw. ⵍⵣⵣⴰⵢⴻⵔ, Ldzayer; frz. l’Algérie) diente zahlreichen Franzosen als unfreiwilliges Exil.

1017 Siehe hierzu S. 217, Anm. 746.

Gewaltthat werden sich gegen ihn richten, wenn die Nemesis[1018] ihn vor die Assisen[1019] ladet. Verschwörungen brüten in den Winkeln, der bleiche Mord umschleicht ihn; und wenn auch jene nie unentdeckt blieben und diese nie gelingen würden, so werden sie doch sein Verderben dadurch beschleunigen, daß sie ihn nöthigen, die Gesellschaft beständig zum Opfer eines Polizeisystems zu machen, das die Franzosen auf die Dauer nicht ertragen werden. Man sagt, der Kaiser lebe beständig in den Aengsten Tibers[1020]; die Ruhe fliehe sein Bett, die Energie seines Willens sey erschüttert und eine beständige Unruhe und Rastlosigkeit seyen an die Stelle der Gelassenheit und des plastischen Phlegma's getreten, welche als Grundzüge seines Charakters galten. Wer darf sich wundern, wenn die Kunde seines leidenden Zustandes in dem geknebelten Lande die Hoffnungen von Millionen aufrichtet, – stille, stumme Hoffnungen zwar, aber darum nicht weniger brünstige! – Der mit Blut zusammengeleimte, und mit theokratischem Zinsel[1021] ausgeschlagene Kaiserthron ist mit Dornen gepolstert. Die Tage von Aranjuez[1022] gehen bald vorüber. Auf den tollen Fasching folgt der Aschermittwoch und diesem ist der Kreuzigungstag nicht fern. Eine Illusion nach der andern fällt von ihm und die Ereignisse dürften die Selbstüberschätzung seiner Weltstellung bald genug auf ihr gebührendes Maß zurückführen. Man weiß, daß des Imperators Politik nach Außen, weit entfernt, frei zu seyn, den dunkeln Bewegungen in Frankreichs Inneren! folgen muß. Verschlossen, schweigsam, jeder Strömung des Windes lauschend, zusammenfahrend bei jedem Geräusche, beständig in Furcht vor Verschwörungen und Anschlägen auf sein Leben, theilt der Neffe[1023] des großen Kaisers in den Tuilerien seine Zeit zwischen dem Brüten über unheimliche Pläne für die Zukunft und betäubenden Festen, wahrend die Welt mit den wichtigsten Veränderungen und den ungeheuersten Katastrophen schwanger geht, und das Schicksal, mit unwiderstehlicher Gewalt, Völker und Herrscher dem reißenden Strome der Geschichte zudrängt, in welchem jeder Einzelwille untergeht. Keck hat er Frankreichs Ehre und Macht und das Leben seiner tapfern Söhne auf die Karte des im Orient entbrannten Kampfes[1024] gesetzt und während die Ruhmsucht der Nation und der Thatendurst der Armee und Flotte mit Ungeduld der Ereignisse zu ihrer Befriedigung harrt, erschlaffen Industrie und Handel, und das geängstigte Kapital, leichtsinnig in den Börsenschwindel und das Danaidenfest[1025] der Kriegs-Anleihen gelockt, sieht mit stumpfer Resignation auf die Gefahren hin, die ihm aus der dunkeln Politik des Herrschers und der Unsicherheit seiner Herrschaft drohen. Angesichts der ernsten Stellung, in die Frankreich gedrängt worden ist, treten die nachtheiligen Folgen des grausamen Verfahrens jetzt schärfer hervor, welches der Napoleonide, nach dem Staatsstreiche, gegen 21,000 französische Bürger geübt hat, unter denen die Koryphäen des Geistes, die Zierden der Literatur und Wissenschaft, die gefeiertsten Talente, die berühmtesten Feldherren, die stolzeste Geburt, der größte Reichthum, die höchste amtliche Stellung sich befinden, und die ohne Unheil und Recht, auf den bloßen Wink aus den Tuilerien hin, auf den Todtenacker Cayenne's und nach Algier geschleppt wurden. Die Armee vermißt auf dem Kriegsschauplatz ihre ruhmreichsten und zuverlässigsten Führer, die Flotte auf den fremden Meeren viele tapfere und erprobte Offiziere, und mit Unwillen sieht ganz Frankreich die unsterblichen Zierden seiner Literatur in der Verbannung, oder, wie Heimathlose, von Land zu Land irren: wandelnde Zeugen der schmachvollen Zustände, unter denen ihr Vaterland seufzt. Wie der

---

1018 Siehe hierzu S. 222, Anm. 762.

1019 Frz. les assises, die Geschworenen.

1020 Tiberius Iulius Caesar Augustus (eigentl. Tiberius Claudius Nero; 42 v. Chr.–37 n. Chr.), seit 14 n. Chr. römischer Kaiser.

1021 „Zinselwerk, n., äuszerliche zeremonien, gaukelwerk“ (DWG, Bd. 31, Sp. 1507).

1022 Zitat aus Friedrich von Schillers „Dom Karlos Infant von Spanien“ (Leipzig: Göschen 1787), 1. Akt, 1. Auftr., S. [3].

1023 Kaiser Napoléon III. (siehe hierzu S. 231, Anm. 792); er war ein Neffe Napoléons.

1024 Hiermit dürfte der von 1853 bis 1856 geführte Krimkrieg gemeint sein, in dem die Türkei mit ihren Verbündeten Frankreich, England sowie Sardinien-Piemont gegen Rußland kämpfte und dieses letztendlich auch bezwang.

1025 Die Danaiden sind die 50 Töchter des Königs Danaos (griech. Δαναός) von Argos (griech. Ἄργος), die alle – bis auf eine – auf dessen Anordnung in der Brautnacht ihre Männer töteten und dafür zur Strafe im Tartaros (griech. Τάρταρος) ein durchlöchertes Faß mit Wasser füllen mußten.

Verbrecher fort getrieben wird von einer Staffel zur andern auf der Leiter des Verderbens, so kann auch der Despotismus nicht stehen bleiben auf der abschüssigen Bahn, die dem Abgrunde zuführt. Der Napoleonide hat die Vertheidiger der gesetzlichen Volksfreiheit, die er selbst beschworen hat, mit unerbittlicher Härte aus dem Wege geräumt; er hat den Terrorismus zum Schild seiner Gewalt gemacht, wie einst die Männer des Convents in der Schreckenszeit[1026]; ja, nicht zufrieden mit der Befestigung seiner Macht durch alle bekannten Mittel der absoluten Herrschaft, stellte er sogar dem schönsten Recht der Könige, dem Begnadigungsrecht, das Recht der willkürlichen Strafschärfung gegenüber, indem er sich anmaßte, Strafen wegen politischer Vergehen als Ergänzung solcher zu verhängen, welche von den Gerichten ausgesprochen wurden, aber dem Staatsoberhaupte nicht genügten – ein Akt, welcher die letzte Schutzwehr der Bürger gegen die Tyrannei zerstörte, die unabhängige Rechtsverwaltung illusorisch machte, der Umkehr aller Begriffe von öffentlicher Moral und Ehre die Krone aufsetzte. Grimmige Erbitterung und tiefer Abscheu durchdringen darob jedes rechtliche Gemüth und der fressende Haß hat sich in alle Schichten der geknebelten Nation verbreitet. Das offizielle Lügengewebe, welches jeden Morgen und jeden Abend aus den publizistischen Bureaus an die Redaktionen der Journale abgereicht wird, um die Nation über ihre eigenen Gedanken und Stimmungen zu hintergehen, und das Ausland zu berücken, täuscht Keinen mehr, und jeder amtlichen Phrase des Lobes und der Verherrlichung der Staatsgewalt gibt der Argwohn eine entgegengesetzte Deutung. Nimmer mehr kann ein solcher Zustand dauern! Gerade der ehrenwertheste Theil der Franzosen fühlt sich durch denselben im Tiefsten verletzt und erniedrigt. Er verabscheut zwar den Geist der Verschwörung; er findet jedoch seinen Ver einigungspunkt in der allgemeinen Entrüstung. Der Erfinder und Träger jenes Regierungssystems ist, weil er sich in der Wahl seiner Mittel keinen Skrupel macht, allerdings im Stande, es noch eine Zeit lang zuhalten; allein dazu bedarf es einer immer größeren Anspannung der tragenden Kräfte, denn die Last, welche auf seiner Stellung liegt, wird alle Tage schwerer. Und hätte der Napoleonide die Kräfte eines Herkules, die er nicht hat, am Ende muß er unter der fort und fort wachsenden Wucht zusammenbrechen, sofern ihn nicht der Mord früher aus dem Wege schafft, oder ihn irgend ein mißlingender neuer Staatsstreich, welcher die schlummernde Revolution wach ruft, unter die Guillotine, oder an die Laterne bringt. Napoleons III. Tod aber, sey dessen Ursache welche sie wolle, würde unfehlbar das ganze Gebäude seiner kaiserlichen Institutionen und Erbfolgeordnung wie ein Kartenhaus zusammenfallen machen[1027].

Noch blendet der Glücksschimmer des Mannes, der gegenwärtig in den Tuilerien die Rolle des Hausherrn spielt, die Welt. Durch die nämlichen Mittel, durch welche er den Kaiserthron ergatterte, durch den rücksichtslosen und schlauen Gebrauch der unsittlichsten Waffen und Künste, hat er sich bisher an der Spitze der Macht erhalten. Alle seine Streiche sind ihm gelungen; doch sich dauernd auf der Höhe zu behaupten, dazu ist so wenig Aussicht für ihn, als für den Wolf der ruhige Besitz des Schafstalls, in den er durch nächtlichen Einbruch gedrungen. Die Zeichen reden. Eine Menge Erscheinungen, welche der gedankenlosen Menge entgehen, geben einen klaren Einblick in die Hoffnungslosigkeit seiner Lage, welche der eines Spielers zu vergleichen ist, der mit jedem neuen Einsatz seine ganze Habe wagt. Da hilft kein Gewinnen! So weit ist es schon gekommen, daß die Staatsgewalt die geknebelte, als Sklavin gehorchende Presse nöthigt, die stummen Zeichen der Unzufriedenheit bei dem öffentlichen Erscheinen des Staatsoberhaupts, der Notorietät dieser Thatsache zum Trotz, als Zeichen des Beifalls zu fälschen und die kaiserliche Polizei es für klüger findet, Verschwörungen und Anschläge, die sie entdeckt, zu vertuschen, als an die moralische Entrüstung der Nation zu appelliren. Das alte Wort: „*Qualis vita, finis ita*“[1028], wird Recht behalten.

Und daß es so sey, daß der Menschheit, wie an Napoleon dem Großen es geschehen, wieder einmal ein erschütternder, leuchtender Beweis vor Augen gestellt werde, daß in der sittlichen Welt

[1026] Während der sansculottischen Terrorherrschaft (frz. la Terreur) der Französischen Revolution von Anfang Juni 1793 bis Ende Juli 1794.

[1027] Dies sollte tatsächlich eintreten, als Napoléon III. (siehe hierzu S. 231, Anm. 792) nach der gegen die Deutschen verlorenen Schlacht von Sedan am 1. September 1870 kapitulierte, woraufhin bereits am 4. September 1870 die Dritte Republik proklamiert wurde.

[1028] Lat.: „Wie das Leben, so das Ende“.

höhere Gesetze und Ursachen walten und wirken als in der todten Mechanik, und nicht blinde Naturkräfte allein thätig sich erweisen; daß der Glaube an eine vergeltende rächende Gottheit etwas mehr sey, als eine Mythe, und er an der Schuld auf dem Throne so gut sich bewähre, wie an dem Verbrechen in der Hütte, – ist keiner Zeit nöthiger, als dieser materialistischen, ungläubigen Gegenwart. Ein großes Beispiel der Vergeltung muß die Massen zur Erkenntniß der Sittengesetze und zur Ehrfurcht vor denselben zurück führen. – Frei gegeben ist die Wahl allen Menschen. Der Bauer wie der Kaiser mag nach eigener Willkür sich zum Abfall bestimmen, er mag durch seine Verneinung sich im Unrecht verlieren und sich durch selbstsüchtiges Treiben lossagen von der sittlichen Weltordnung; aber er wird es auf eigene Gefahr thun, der Nemesis soll und darf er nicht entgehen. Wer im Mißbrauch seiner Freiheit von Gott abgefallen und sich ausgeschlossen hat durch eigene Schuld von der Anwartschaft auf ein glückliches, beglückendes Daseyn, wer durch Verbrechen, an dem Höchsten begangen, sein Gewissen wie durch Skorpionbisse vergiftete, dem soll der Schatten des Todes durch das Leben folgen und Arbeit und Freude in peinigendes Mühsal und in stechende Lust sich verwandeln. Tyrannen, auf welchen der Fluch ihrer Thaten lastet, müssen mit jedem Schritt tiefer in die Finsterniß der leeren Scheinwelt hinab tummelnder tödtende Frost ihrer Selbstsucht muß sie erstarren machen, bis sie, sich des grimmigen Lebenswinters zu erwehren, verzweiflungsvoll und wuthentbrannt irgend etwas Ungeheures wagen, damit es den Zorn Jehova's[1029] wecke, auf daß er die Pforten des Abgrundes aufreiße und die Greuelthäter in die Tiefe stürze. Die Mythe vom Thurmbau zu Babel[1030] wird mit jedem Despoten neu. Jeder will ein Kapitol der Zwingherrschaft begründen; jeder opfert blutroth in den Tempeln des Molochs[1031]; jeder will seinen langen Arm weiter über die grüne Erde strecken, jeder will seine Krallen tiefer in die Herzen ruhiger Völker schlagen; – alle wollen das Schwert zum Hirtenstabe machen, alle den frohen Frieden von der Erde scheuchen und die Stille des Grabes an seine Stelle setzen; alle verfolgen die Lichtträger, damit die Finsterniß ungestört ihre schwarzen Thaten verhülle. Aber nachdem sie alle Schalen des Frevels über ihre Völker ausgegossen haben, zucken die Erdbeben ohne Unterlaß unter ihren Füßen, schütteln die Furien ihr Schlaugenhaar, wühlen die Würmer hörbar im Thronholze, und – dann hebt der Hammer aus, die Stunde zu schlagen, welche ihren Satansreichen ein Ende macht, auf deren Herrschersitzen Sünde und Verdammniß zusammen wohnen. Dann mähet sie weg die Sense des vergeltenden Gottes wie das dürre Unkraut – damit das junge, grünende Leben der Völker mit seinen Blumen von Neuem sprieße.

Und so wird auch Frankreich erlöst werden aus dem Abgrund byzantinischen Herrscherthums, wenn die Zeit gekommen, und die Geschichte der Tuilerien, dieses Hauses des Schicksals, wird sich bereichern um ein neues, inhaltschweres Kapitel. –

[1029] Eine der möglichen Vokalisierungen des hebr. Tetragramms יהוה (JHWH), das aus Ehrfurcht anstelle des in Ex 3,14 überlieferten אֶהְיֶה אֲשֶׁר אֶהְיֶה (ehyeh ăšer ehyeh, „Ich bin, der Ich sein werde“) verwendet wurde; eine weitere Vokalisierung ist das heute geläufigere Jahwe.

[1030] Gen 11,1-9.

[1031] Siehe hierzu S. 267, Anm. 913.



EINE SOIRÉE IN DEN TUILERIEN
(PARIS)


DCCCLXVII
PARIS
von der Seine aus
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn.
Eigenthum d. Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. [3]-12 u. 121-123.

Paris.

Die Unruhe in der europäischen Staatenuhr, das Herz Europa's, die Wiege der Revolutionen, die Stadt des Vorausgehens im ewigen Wandel, die Beherrscherin der Mode und feinen Sitte, die Stadt der Städte – dies Alles und noch mehr ist Paris schon genannt worden und zum Theil sogar gewesen. Gegenwärtig ist es die Haupt- und Residenzstadt des Kaiserthums Frankreich. –

Bedeutende Länder und Städte wollen studirt sein wie bedeutende Menschen und Bücher. Leute, denen es Ernst mit diesem Studium ist, beginnen kursorisch: sie durchfliegen, mit der Karte vor den Augen, das Land und seine Geschichte, sie überblicken von einem hohen Punkte aus die Stadt, den Plan derselben in der Hand, sie erforschen äußere Stellung, Physiognomie und Lebenslauf des Menschen, sie durchblättern das Buch, dies Alles, um sich zum statarischen Studium[1032] vorzubereiten. Erst dieses führt, nachdem die Ueberschau des Ganzen gewonnen ist, zur Erkenntniß des Einzelnen. Durch das Zusammenfassen des Einzelnen zum Gesammtbilde dringen wir zum Wissen des Inhalts vor, und die Vergleichung des Inhalts mit seiner Bestimmung erhebt uns auf den Standpunkt des Urtheilens: ob das Buch seinen Zweck erreicht, ob des Menschen Anlage und Ausbildung seinem Beruf entspricht, ob die Stadt ihrer Stellung im Lande gerecht wird, und ob das Land seine Mission auf der Erde erfüllt.

Die Leser dieses Werkes haben, Paris gegenüber, das kursorische Studium längst hinter sich und das statarische fast vollendet, soweit dies mit Hülfe eines Buchs möglich ist, das seine Bilder mit nur wenigen Textesblättern begleiten kann und seine Kolumnen am wenigsten zur bloßen Beschreibung des bildlich Dargestellten verwenden soll. Die Stahlstiche und Artikel, welche der französischen Weltstadt und deren mit ihrem Wesen verwachsenen Umgebung gewidmet sind, würden, vereinigt, allein neun Hefte des Universums ausfüllen. Durch die selben sind die Leser geführt worden : auf die Juliussäule und in den Louvre (Bd. IX), vor das Rathhaus, in den Dom der Notre-Dame und die Kirche Saint Sulpice, auf den Revolutionsplatz, den Kirchhof Père la Chaise und in die Salpetrière (Bd. X), zur Börse, in die Morgue, vor den Triumphbogen de l'Etoile, in die Tuilerien, vor die Napoleonssäule und in die Kirche St. Germain d'Aurerre (Bd. XI), zum Obelisken von Luxor, vor den Palast der Ehrenlegion und in das Opernhaus (Bd. XII), nach St. Germain und Neuilly, vor das Pantheon, nach Versailles und Vincennes, zur Münze, in die Sorbonne und zum Luxemburg-Palast (Bd. XIII), vor die Akademie der schönen Künste, in die Elisée'schen Felder und zum Präsidentschaftspalast, nach St. Cloud und zur Porte St. Denis (Bd. XIV), vor das Hotel des Princes, in den Hof der Tuilerien, in das Innere der Kirche St. Etienne du Mont (Bd. XV) und zuletzt noch zu einer Soirée in den Tuilerien (Bd. XVI); dann durchwandelten wir mit einander die Räume des Industrieausstellungspalastes (Bd. XVIII) und stehen nun mitten über der uralten Seine, auf der Königsbrücke (Pont Royal). Vor uns verbindet die Caroussel-Brücke die Gallerie der Tuilerien mit dem Palais der schönen Künste; jenseits derselben spannen sich die neun gußeisernen Bogen der Brücke der Künste über den Strom, und oberhalb dieser führt Pont neuf vor Heinrichs IV. Reiterbild und zum Justizpalast; ihm zur Rechten erheben sich die Thürme von Notre-Dame und über alles Bauwerk der Nothwendigkeit und der Pracht ragt das Pantheon empor mit der mächtigen Kuppel.

Was beginnen wir hier? Die Seine mag eine reiche Geschichte haben, die reichste, soweit Paris sich in ihr spiegelt. Dort preisen sie Tausende als ihre Lebensader, wie sie schon Tausenden zum Grab geworden ist. Aber die Gräber schweigen, am stillsten die tiefen, nassen; und das Leben und Treiben auf dem trägen Flusse ist gegen den hohen Wogenschlag der Geschichte in dem Häusermeere jenseits

[1032] Durch ausführliche Erläuterungen des gelesenen Textes immer wieder unterbrochene Lektüre.

der Ufer so geringfügig, so verschwindend, daß wir diese „Schlange“ (Squan) der alten Celten, die einst hier hausten, nur als Schmuck im Bilde, nicht als Bild selbst betrachten können. Gehen wir denn in unserem Studium der Stadt einen Schritt weiter und streben nach einem Gesammtbilde von ihr.

Das Pantheon winkt uns zu lockend; wir steigen hinauf auf seine Kuppel. Auf dieser Höhe, 480 Fuß über dem Spiegel der Seine, legt sich das umfassendste Rundgemälde der Stadt und ihrer Umgebung nach allen Seiten vor uns hin und tritt die in den Bauwerken ausgeprägte Eigenthümlichkeit des verschiedenen Lebens in den einzelnen Gliedmaßen des Riesen uns mit überraschender Klarheit vor das Auge. – Wir freuen uns eines schönen Abends; die Luft ist rein. Die Seine spielt mit blitzenden Lichtern, so oft sie zwischen den Mauern und Häusern, Brücken und Bäumen hindurch zu uns heraufblicken kann. Das Irrgewinde der Straßen zeigt sich uns in scharfen Zügen, das Durcheinanderlaufen wie das Ausgreifen in verschwimmende Ferne, und die Höhen ringsum heben sich in sanften Linien vom Horizonte ab und ziehen ihren großen Kreis um uns als bläulich dämmernder Kranz.

Paris ist der Extrakt von Frankreich, nicht bloß in geistiger und finanzieller Beziehung; auch die äußere Erscheinung Frankreichs findet sich in Paris in verjüngtem Maßstabe wieder. Denn wie, nach Rosenkranz’[1033] sinniger Darstellung, Frankreich als das von der Natur am meisten abgerundete Land, als das Land vor uns steht, welches mit einer festen, in sich abgeschlossenen Einheit zugleich die größtmöglichste Fähigkeit zur Verbindung nach außen verknüpft, so erkennen wir als die Grundgestalt von Paris einen Kreis, dessen Durchmesser ein Fluß und dessen Umfang eine Hügelkette ist. Von dieser äußersten Peripherie, jenen lieblichen Höhen mit der reizenden Abwechselung von Schlössern und Landhäusern, kleinen Ortschaften und Mühlen, Wäldchen und Gärten, schlagen immer engere Kreiswellen rückwärts zu einem gemeinsamen Mittelpunkt. Den zweiten Kreis bildet der Festungsgürtel mit den sechzehn schwer gefaßten Edelsteinen desselben, den detachirten[1034] Forts. Auch sie erschrecken nicht mit dem finsteren Umsichgrollen mittelalterlicher Zwingburgen, sondern blicken hell und heiter herüber, diese Wölfe im Kleide der Unschuld. Näher rückt uns der Kranz der Mauer, welche die zahlreichen Vorstädte umschließt und an welcher die äußeren Boulevards sich hinziehen mit ihren immer vollen Weinschenken zwischen Friedhöfen und Schlachthäusern. Den nächsten Kreis bilden die Prachtstraßen der inneren Boulevards, und den kleinsten Ring könnte man in dem Palästegürtel der Tuilerien und des Louvres mit ihren Gallerien erkennen, mit dem Carousselplatze als Mittelpunkt, wenn nicht das Palais Royal den Vorzug verdiente, weil dort der Glanz des Bürgerlebens, die längste Zeit seinen Mittelpunkt hatte.

Diese Scheibe von Kreisen ist durchschnitten nach allen Spitzen der Windrose hin durch die Verkehrslinien, die der Mensch zog. Staats- und Landstraßen, Kanäle und Eisenbahnen gehen und laufen, rennen und jagen von allen Straßenenden der Stadtmauern hinaus ins Weite, oder stürmen herein, wie Du willst, lieber Leser; das Bild unbändigster Rastlosigkeit wird hier selbst von der Nacht nicht verwischt.

Zwischen diesem am Geist und am Herzen zehrenden Gewühl des Spielzeugs ihrer großen und kleinen, guten und bösen, armen und reichen pariser Kinder wandelt die Seine wie eine beruhigende Mutter hin. Ein schiffbarer Strom ist mit all’ dem Drängen und Treiben auf ihm eine würdigere Erscheinung, als eine Straße, sei sie von Holz oder Erde, Stein oder Eisen. Diese geht nicht selbst, es geht nur auf ihr hin und her. Der Strom verfolgt sein eigenes Ziel. Er duldet und unterstützt den Menschen, er lehrt ihm Muth und Vorsicht, und er bestraft ihn und begräbt ihn gelegentlich; er verbindet und vereint, was an beiden Ufern gemeinsam und sich unentbehrlich ist, und er trennt, wie die unübersteiglichste Mauer, Alles, was nicht zusammen gehört, und sichert Jedem den Raum zur eigenen Entwickelung. Gerade davon legt die Seine hier das glänzendste Zeugniß ab. Sie ist es, die das große der Welt als vollendete Einheit erscheinende Paris in drei Städte theilt von vollendeter Charakterverschiedenheit.

Die Herren vom pariser Rathhaus haben die Stadt sammt Inseln und Vorstädten nach und nach in zwölf Arrondissements geschieden; die Seine und das Volk blieben bei jener Dreitheilung. Das Volk benannte das Paris auf der Südseite des Stroms: *l’Université* und sprach von einem *Quartier latin* (dem

---

[1033] Karl Rosenkranz (1805–1879) in „Die Topographie des heutigen Paris und Berlin. Zwei Vorträge. […].“ (Königsberg: Gebr. Bornträger 1850), S. 11.

[1034] Frz. détaché, „freiliegend, ausgegliedert“; hier im Sinne von vorgelagert.

lateinischen Stadtviertel) mit Ehrfurcht. Diese südliche Stadt umfaßt seit Jahrhunderten alle großen wissenschaftlichen Anstalten Frankreichs und die Pflegestätten der Künste, die stilleren Hallen des Verdienstes und Ruhms und die lautlosen des ewigen Friedens. Dort sehen wir die alte theologische Hochschule der Sorbonne, die Schulen des Rechts, der, Medicin, der Pharmacie und der Chirurgie, die Sternwarte hebt dort zur Linken ihren Altan über die Dächerreihen empor, hinter uns breitet der botanische Garten seine duftenden Beete und Glashäuser aus, die Thürme von St. Sulpice zeigen uns die Stätte des Priester-Seminars an, die Kriegsschule, das Institut von Frankreich, alle Gymnasien schmücken diese Straßen, die Akademie der schönen Künste blickt dort in die Seine, in entgegengesetzter Richtung die Manufaktur der Gobelins zu den Höhen von Gentilly hinüber, und neben uns pflegt die Polytechnische Schule die höheren Blüthen der Gewerbe. Auch der Staat hat seinen Berathern hieher das Haus gebaut: im Palais Bourbon fanden die Deputirten ihre Kammer. Neben der Kriegsschule wölbt sich die Kuppel des Invalidendoms empor, dort freut sich das Alter seiner Ehre als Wacht am Feldherrnsarge in der Gruft. Wie für das hinfällige Alter sind hier die Schutz- und Pflegehallen für die körperlich und geistig Leidenden, die großen Hospitäler, die Charité, das Militärhospital Val de Grace und die Verpflegungsanstalt der Salpetrière. In diesem Kreise der Zurückgezogenheit der Wissenschaft und Kunst, der beschaulichen Erinnerung des bewegten Lebens und der genährten Hoffnung Hinsiechender hat auch die glänzende, aber seit langer Zeit mit der Gegenwart schmollende Aristokratie des legitimen Königthums ihre Heimstätte, wie das strenge Katholikenthum seine eifrigsten Diener und Dienerinnen in den Kirchen und Klöstern. Sie Alle aber beten und singen über einer Gruft, deren ewiger Tod auch die Stadt der Lebenden über sich mit einem Hauch seines Ernstes zu durchwehen scheint: die Katakomben beherbergen drunten ihre drei Millionen Gerippe, und über dem Riesengrabe und über die Wohnungen der Lebenden hinaus ragt das große Denkmal Frankreichs für seine großen Todten, das Pantheon, auf dem wir stehen, vom Abendrothe glühend in den Himmel. – Ueberschaue noch einmal dieses Dächerhalbrund im Süden der Seine und werfe einen vergleichenden Blick nach der Stadt des anderen Ufers hinüber, so bemerkst Du endlich, daß Du hier in der Stadt der Thurmkuppeln und Heiligenbilder bist, in der Stadt, wo die Erinnerungen die Hemmschuhe des Fortschritts sind, die selbst das räumliche Wachsthum derselben aufzuhalten scheinen, – während das Paris im Norden der Seine Dir keinen einzigen Kuppellhurm zeigt, Bildsäulen von Fürsten und Staatsmännern, Feldherren und Dichtern, Gelehrten und Künstlern auf den öffentlichen Plätzen vor dem Volke stehen, die freie Säule weltlichen Ruhms und das prunkende Triumphthor das Emporragendste ist und statt des Hemmschuhs – der Dampf am Wachsthum der Stadt arbeitet.

Die pariser Nordstadt ist die Hauptstadt des französischen Lebens; das Volk nennt sie nur „die Stadt“ (*la Ville*). Hier ist das Paris, welches einen großen Theil der Geschichte von Frankreich gemacht hat, hier stehen die Paläste, die mit den Strahlen ihres Glanzes ganz Europa blendeten. Blicke hin: dort der Louvre, den einst der Kunstraub mit den Schätzen Europa’s gefüllt hatte, die Tuilerien, in denen so oft die Rollen für die Tragöden und Komödianten auf der Bühne der Weltgeschichte vertheilt wurden, und dahinter der blutgedüngte Tuileriengarten. Weiter der Eintrachtsplatz, auf welchen der Obelisk von Luxor fremd und theilnahmlos blickt, und die Elisée’schen Felder, beides unvergleichliche Arenen der Revolution, die einst von da herüberzog zur zitternden Südseite der Stadt, auf dem Marsfeld – am 14. Juli 1790 – noch reine menschliche Thränen vergoß, als die Königin dem freien Volke das Kind zeigte, die Königin, die auf dem Karren zum Fallbeil fuhr, und das Kind, von dem die Geschichte nichts mehr kennt, als die Zahl seines Namens in der Königsreihe. Dieselbe Revolution machte den Palast Luxemburg, jenes berühmte Bauwerk der Maria von Medicis[1035], des guten Heinrichs IV.[1036] schlimmer Gemahlin, zu einem „Reservoir der Guillotine“. Ueber die „Brücke von Jena“ kehren wir zurück nach Nord-Paris, unwillkürlich zurückblickend nach der Kuppel des Invaliden-Hotels. Der dort als Kaiser ruht, war ein Kind der Revolution und liegt in deren Wiege: mit den Gewehren und Kanonen, die es hier fand, stürmte das Volk die Bastille. Des Löwen Zeichen stehen überall mitten unter denen der Revolutionen. Vom Triumphbogen am Thore nach Neuilly und an der Vendomesäule vorüber führt das Auge uns zu jenem Palast, dessen Geschichte in der Reihe seiner wechselnden Namen zu lesen ist: Palais

[1035] Siehe hierzu S. 159, Anm. 527

[1036] Siehe hierzu S. 196, Anm. 686.

Cardinal, Palais Royal, Palais Egalité, Palais du Tribunat, abermals Palais Royal, dann Palais national, dann? – Karl X.[1037] war es, der, „auf einem Vulkane tanzend“[1038], dort „Schönes Wetter für seine Flotte von Algier[1039]“ wünschte. Des Dey’s[1040] und sein Thron stürzten noch im selben Monate. Dort winkt über die Dächerreihen herüber eine Flagge. Sie flattert auf der Zinne der Börse, die auch ihr Licht von oben erhält. Weiter die Post, die Post einer Weltstadt! Wie unermeßlich nur allein der Gedankenverkehr in diesem Haupte eines Reichs! Dort ragt eine Säule in der Nähe der Seine empor: die Palmensäule, und kaum tausend Schritte der Seine entlang aufwärts erkennst Du das eigentlichste Revolutionsgebäude der Welt, das Stadthaus, in dessen Räumen Feuer und Rauch der Politik stets zuerst ein- und auszogen bei jedem Staatsbrande seit Ludwig XVI.[1041], und in dessen Schatten der Grèveplatz, der Boden der Guillotinenarbeit in Frankreichs schrecklichsten Tagen, das Blut von Tausenden einsog. Drüben vom äußersten Osten der Stadt, aus der Vorstadt St. Antoine, kamen die Schaaren mir den zerrissenen Kitteln und schwieligen Fäusten, die für Sieg und Schmach der Revolutionen dieselbe Gewalt darthaten. Zwischen beiden trotzte die Bastille dem Recht und dem Volke. Jetzt birgt die Stätte ein großes Grab, und darüber errichteten sie ein Denkmal, den Leichenstein der Revolution, jene Juliussäule, auf welcher der Genius der Freiheit auf Einem Beine steht. Lauter geschichtlicher Hintergrund, und wieviel sehen wir nicht, und wieviel wollen wir nicht sehen! – Diese Nordstadt von Paris wird durch die Lebensverschiedenheit der Menschen von selbst getheilt in eine östliche und westliche Hälfte. Die westliche breitet sich aus zwischen den Tuilerien und den Straßen nach den Schlössern von Neuilly und St. Cloud hin, die östliche zwischen dem Stadthaus und den Gefängnissen von Vincennes und reicht bis hinauf zum Temple, wo die Geschichte von der lebendigen Verbrennung edler Ritter (1314) und den Thränen „hoher“ Gefangener erzählt. Dort entfaltet sich der Glanz der vornehmen Welt, hier ist vorzugsweise der Sitz des Volks, hauptsächlich der Bourgeoisie von Geld, Kredit und Einfluß; das Proletariat wohnt überall, denn es ist nirgends entbehrlich. Verbunden werden beide Theile durch die köstlichen Boulevards, welche jedes Parisers Stolz und Freude sind. Hier pulsirt das Blut eines Riesen. Hier rennt, rasselt, prunkt, treibt, lacht und lebt Alles; Gasthäuser, Theater, Bazare, Springbrunnen, Wagen, Rosse, um Alles schlingt das Menschendurcheinander sein endloses Netz; hier ärgert sich der Tag, daß es Nacht, und die Nacht, daß es Tag wird. Und oft hat das eine das andere zu beweinen. Im Centrum zwischen Ost und West herrscht auch hier der Mammon, dessen Thron in der Börse steht; und zwischen den Tuilerien und dem Rathhaus bildet einen Mittelpunkt die Kirche St. Germain l’Auxerrois mit jener Glocke, welche das Zeichen zur Bartholomäusnacht gab[1042].

Die Dämmerung sinkt tiefer. Eilen wir zu der Seine drittem Stadttheil: zur Cité, der Inselstadt in der Mitte des Stroms und beider Parise des Nordens und Südens. Hätte ein Weiser den Plan des heutigen Paris vorgezeichnet, sinniger konnte er Das, was Nationen und Familien stützt und weiht, nicht als herrschenden Mittelpunkt hinstellen: den Glauben und das Recht. Die ehrwürdige Notre-Dame und der alte Justiz-Palast? sind die Hauptgebäude der Cité. Aber unentweiht ist in Paris nichts, was der Sündfluth des Zeitstroms erreichbar war: im Justizpalast hielt das Revolutionstribunal sein Blutgericht, und auf dem Hochaltar der Notre-Dame ließ die Göttin der Vernunft sich anbeten. Ist doch sogar das Straßenpflaster hier zum Geschichtemachen mißbraucht worden, bis Mac Adam[1043] es endlich entwaffnen half.

Die Nacht stieg vom Himmel, in die Straßen steigt aus der Dämmerung der Tag ; 5900 Gaslampen werfen ihre Strahlen auf die wogenden Plätze und auf die lachenden Häuserreihen; sie funkeln an den Prachtkarossen und spielen auf den Wellen des Stroms, sie helfen dem Bettler sein Almosen mustern

1037 Siehe hierzu S. 145, Anm. 491.

1038 Siehe hierzu S. 262, Anm. 908.

1039 Arab. مدينة الجزائر, Madīnat al-Dschazāʾir, „Stadt der Inseln“; Tamaziɣt ⴷⵣⴰⵢⴻⵔ ⵜⴰⵎⴰⵏⴻⵖⵜ, Dzayer tamaneɣt; frz. Alger.

1040 Hussein III. Dey (arab. حسين داي, Ḥusayn Dāy, von osman. دایی, dāyı, „der Onkel, der Rabauke“, einer Anrede für niedere Offiziersränge bei den Janitscharen, abgeleitet bzw. verballhornt; ca. 1773–1838), der letzte Dey von Algerien; er wurde am 5. Juli 1830 abgesetzt, als französische Truppen Algier einnahmen.

1041 Siehe hierzu S. S. 144, Anm. 483.

1042 Siehe hierzu u. a., S. 154, Anm. 505.

1043 Der Pionier des modernen Straßenbaus und -belags John Loudon McAdam (1756–1836).

und dem Schurken seinen Raub; sie leuchten der Liebe und der Barmherzigkeit, dem Fleiße und der tobenden Lust, dem Jammer und dem Verbrechen; so ist's wohl überall, aber es imponirt von alle diesem die Masse in solch einer Stadt.

Sind wir begeistert von dem ungeheueren Bilde, das vom Pantheon aus diese Stadt uns zeigt, erfüllen die, so weit unser Auge reicht, ragenden Häuserreihen uns mit Bewunderung vor dem Großen, das die Ameisenhaufen von Menschen im Verlaufe von Jahrhunderten zusammentragen können, so erscheinen die Menschen selbst doch gar klein! Wie sie da unten wimmeln und zappeln! Wie es durcheinander krappelt, das kleine Volk, das sich die große Nation nennt! Und werfen oft so lange Schatten, diese kleinen Leute! Nein, auf Menschen, Bevölkerungen, Völker sollte man nicht von solcher Höhe hinabblicken. Es haben's Millionen zu büßen, daß dies so oft geschehen ist. Steigen wir hinunter nach Paris, um Frankreich naher zu kommen.

Dieses Paris, sagen sie, sei – Frankreich. Die Redensart ist so alt, als der Cäsarismus auf dem französischen Thron, also ungefähr dreihundert Jahre. Denn so lange ist es her, daß die germanischen Elemente im französischen Staatsleben vernichtet worden sind, um die einheitliche Staatsmacht zu begründen. Die höchste Blüthe dieses Cäsarismus war jenes „*L'état c'est Moi*"! sie verwelkte mit dem „*Tête – armée!*" in Napoleons letztem Seufzer. Die Ausgangspforte des Cäsarismus trägt die Ueberschrift: *L'Empire c'est la paix*". Von dem Augenblicke an, wo Frankreich seine bisherige größte Macht: die Verbindung der kriegerischen Ruhmbegierde mit der Nationalität und der Staatseinheit aufgeben muß, wo es, von dem Felde der Schlachten auf das der Industrie gedrängt, in friedsamem Fleiß und Arbeitsbeharrlichkeit wettkämpfen soll mit seinen Nachbarn, ist sein bisheriges Uebergewicht auf dem europäischen Festlande im Sinken begriffen, ist des Cäsarismus festester Halt, die Uebereinstimmung des Nationalgeistes mit seinen Handlungen, unsicher, ist Frankreich nachdenklich geworden und Paris nicht mehr Frankreich. Diese Erscheinung ist für die Entwickelungsgeschichte des europäischen Festlands von außerordentlicher Wichtigkeit; am wichtigsten aber ist sie für Deutschland. Ihre Betrachtung zwingt uns, von den dicken schweren Prozeßakten in Sachen Deutschlands contra Frankreich wenigstens das Inhaltsverzeichnis) zu durchblättern.

Nach drei Seiten hat Frankreich von der Natur gezogene Grenzen: die Pyrenäen und die Meere; auf der vierten Seite fließt der Rhein, den Frankreich seine Grenze, Deutschland seinen Strom nennt. Es galt aber nicht dieser Grenze und diesem Strome der lange Kampf zwischen beiden Reichen, sondern für Frankreich galt es, als es zur erobernden Macht geworden war, nach dieser ihm einzig offenen Seite hin die Herrschaft über Europa zu erringen, die auch von der Mitte des 16. Jahrhunderts an vom deutschen auf das französische Reich über ging. Das geschah für beide Nationen um einen hohen Preis. Frankreich war, nach G. Diezel[1044]*)[1045], dessen gediegenen Gedanken wir uns hier anschließen, noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein schön gegliedertes, organisch verbundenes Ganze mit Freiheit und Autonomie der Theile, mit natürlich verwachsenen, starken und lebenskräftigen Organen der Verwaltung und Rechtspflege. Es war ein von germanischen Ordnungen durchzogenes Frankreich. Vor diesem Frankreich war Deutschlands Selbstständigkeit sicher. Da begann jener doppelte Kampf gegen das Germanenthum: der im Innern, dessen Sieg das Ende der französischen Volksfreiheit war, und der nach außen, welcher Deutschland seine einst höchste staatliche Macht in Europa kostete. Frankreich gab seine inneren Freiheiten preis und stellte sich unbedingt seinen Machthabern zur Verfügung, und der Deutsche ward von seinem nationalen Mittelpunkt abgelöst und daran gewöhnt, in einem nach fremden Principien regierten und um eine fremde Sonne sich drehenden Bruchtheile seinen Mittelpunkt zu finden: die Franzosen wurden eine äußerliche, oberflächliche, unfreie Nation, und die Deutschen ein zersplittertes, philisterhaftes, im großen Leben nur auf geistige Arbeit und Beschäftigung beschränktes Volk, dessen religiöser Zwiespalt am eifrigsten vom französischen Cäsarismus benutzt wurde, um das Fürstenthum in Deutschland gegen die deutsche Reichseinheit zu hetzen und, getragen und gehoben von der deutschen Uneinigkeit, Deutschland immer mehr zu zerreißen und zu unterjochen.

Wir sehen: nur Deutschlands politische Nullität war die Bedingung für die Lösung der Aufgabe, für welche das französische Volk fortan einzig herangebildet wurde. Unfähig und entwöhnt jeder

[1044] Der Publizist Gustav Diezel (1817–1858).

[1045] *) Politische Resultate der letzten zehn Jahre für Deutschland. Gotha, H. Scheube, 1857.

Selbstregiernng, nur auf das Aeußerliche gerichtet, erkannte es endlich seinen Beruf darin, als Sieger fremde Länder zu durchziehen, Provinzen auszusaugen, vorübergehende glänzende Erfolge zu erringen und, selbst nach den erschütterndsten revolutionären Unterbrechungen dieses Nationalzugs, stets wieder auf den nach innen nivellirenden, d. h. eine allgemeine Gleichheit nicht etwa vor dem Gesetz, sondern der politischen Recht- und Machtlosigkeit Aller unter der höchsten Gewalt anstrebenden, nach außen aber herrschenden Cäsarismus zurückzukommen. Je mehr aber dieses vom Wege seiner Bestimmung, die ihm eine Regeneration der romanischen Völker zur Pflicht gemacht hätte, abgeirrte Frankreich dem wesentlich germanischen Europa gegenüber die ganz antike Eroberung und Ausbeutung und die Weltherrschaft des römischen Kaiserthums noch einmal zur Geltung zu bringen suchte, desto fester hielt das deutsche Volk am germanischen Kern. Es konnten Stücke von Deutschland abgerissen, es konnte das ganze Staatsleben zerstückelt und machtlos werden, aber erobern, in ihrer nationalen Existenz vernichten konnte man die Deutschen nicht. Gerade die Thatsache, daß die Großen in Deutschland, die Glieder des der Reichseinheit widerstrebenden Fürstenthums, von Macht und Glanz des Franzosenthums, das an deren Selbstsucht den einzigen sicheren Halt hatte, geblendet und beherrscht, mit all' ihrem Einfluß auf das Volk dessen Deutschthum nicht erschüttern konnten, ist ein wohlthuender Beweis, daß die Deutschen individuell, was eigentliche menschliche Tüchtigkeit betrifft, sich getrost den Franzosen überlegen fühlen dürfen. Denn diesen kam auf ihren Eroberungszügen ein französisches Inland in Deutschland stets auf halbem Wege entgegen, um sich mit den Ehrenzeichen französischer Siege das Anrecht auf Fetzen vom deutschen Reich zu erkämpfen; – und was mußte, nach menschlicher Einsicht, nicht ihnen gelingen, hätten sie die moralische und politische Ueberlegenheit der Römer als Volk über die Deutschen gehabt, und wären die Deutschen nicht stets besser gewesen, als ihr Schicksal! In der Schule desselben mußten's die Deutschen erfahren, wie jene omnipotente Staatsgewalt nach außen wirthschaftete, wie sie planmäßig die gegenseitige Zerfleischung der deutschen Volksstämme beförderte, und wie sie Deutschland verwüstete, um auf seinem materiellen und politischen Ruine ihre Herrschaft über Europa aufzubauen!

Hatte Frankreichs Cäsarismus an sich unsägliches Unheil über Deutschland gebracht, so ward für das deutsche Volk noch verhängnißvoller das revolutionäre Frankreich mit seiner blutigen Vernichtung des alten Königthums und dem Dogma der Volkssouveränetät. Es erfüllte die deutschen Fürsten mit der Furcht vor der Revolution und stellte sie ihren eigenen Völkern gegenüber, in denen sie selbst durch ihr Liebäugeln mit dem französischen Cäsarismus längst eine nationale Mißstimmung erregt hatten. Sie suchten Schutz gegen die Gefahren der Revolutionen, die von frechen Händen an die Wand gemalt wurden, und fanden Schutz gegen Frankreich nur im Cäsarismus und gegen das Inland nur in der politischen Zionswacht von Rußland. So ward Deutschland von Ost und West her politisch beschützt und geleitet, während vom Süden die religiöse Macht am vielgliederigen Bau des Bundesstaats rüttelte und vom Norden her der Brite die deutschen Werkstätten und Märkte öffnete oder schloß, je nach den Beweggründen seiner Politik.

Das war abermals eine schwere Zeit für Jeden, dem ein Herz für des Vaterlandes Ehre und Heil im Busen schlug. Da kamen plötzlich für Deutschland die Tage der Enttäuschung? es gehörte eine heftige Erschütterung dazu, um dem Alpdrücken ein Ende zu machen. Das Jahr 1848 lieferte nämlich den Beweis, daß gegen Revolutionen weder der französische noch der russische Cäsarismus Schutz gewähre; es lieferte den Beweis, daß von dem mit sechzehn Zwingburgen umgebenen Paris aus Wien und Berlin und ein halbes Dutzend anderer deutscher Residenzen in Brand gesteckt werden können, ohne daß es Rußland möglich ist, zu rechter Zeit zu löschen. Beide Schutzmächte haben die Rüstung des Vertrauens für Deutschland verloren, und eine wunderbare, fast schon unglaublich gewordene politische Nothwendigkeit scheint endlich für Deutschland das Notwendigste herbeiführen zu wollen: eine nationale Politik. Die Grundlagen dafür sind gewonnen. Der französische Cäsarismus hat keine Macht mehr über Deutschland, das keinen andern mehr zu fürchten braucht. Die allgemeine politische Lage Europa's schützt uns gegen seine materielle Macht, Deutschland kann nicht wieder zum Schauplatz eines europäischen Kriegs werden und sieht dadurch eine ununterbrochene geistige und materielle Entwickelung vielleicht auf Jahrzehnte für sich gesichert. Aber auch die moralische Macht Frankreichs über uns ist gebrochen: die letzte französische Revolution lief im Angesicht von Europa auf Klassenkampf und Despotismus aus, und damit ist zerronnen der Zauber, den Frankreich so lange auf die Geister Deutschlands

ausgeübt hatte. Ueber den Gegensatz, in welchem deutsches und französisches Wesen, folglich auch deutsche und französische Politik stehen, sind alle Klassen und Richtungen in Deutschland zur Erkenntniß gekommen; eine solche Erkenntniß bildet die unerläßliche Grundlage jeder nationalen Politik, und diese Erkenntniß, diese Abgrenzung unserer Nationalität gegen Westen, verdanken wir dem neuesten französischen Cäsarismus.

Dieser aber ist wiederum ein Werk der Nothwendigkeit. Er bezeichnet, sagt Diezel, den Punkt, wo eine Nation, Jahrhunderte hindurch in einer Richtung fortgetrieben, sich an einem Abgrunde erblickt, in den sie sich, dem gewaltigen Zuge ihrer Vergangenheit folgend, stürzen müßte, wenn nicht eine kräftige Hand, sie vor sich selbst schützend, gewaltsam sie zur Umkehr zwänge. Der kriegs- und beutelustige französisch-nationale Geist ist in die besitzlosen Klassen gefahren: derselbe Geist, von welchem der frühere Cäsarismus getragen wurde, wird jetzt von diesem bekämpft; alle Klassen müssen niedergehalten werden, um sie vor gegenseitiger Zerfleischung zu schützen; und indem die Staatsgewalt gezwungen ist, nationalen Leidenschaften, Vorurtheilen, ja der ganzen Geschichte der französischen Nation sich entgegenzustellen, wird sie selbst antinational. Antinational ist es, die Größe und Bedeutung Frankreichs auf Arbeit und Produktion gründen zu wollen, antinational ist es, sich einem höheren Ganzen, den Gesammtinteressen Europa's, unterzuordnen, antinational ist es, mit England im Bündniß zu leben, die Rheingrenze unbehelligt zu lassen und die Italiener nicht durch ein geschicktes Eingehen auf ihre thörichten Leidenschaften zu betrügen, antinational endlich im höchsten Grade ist es, sogar an dem Dogma zu rütteln, in welchem sich in Frankreich alle Klassen und alle Meinungen begegnen, daß die Staatsmacht die Aufgabe und die Verpflichtung habe, dem Einzelnen Reichthum und Erwerb zu vermitteln. Kurz, es ist ein antinationaler, antifranzösischer, anticäsarischer Cäsarismus, die merkwürdigste Erscheinung, welche die Geschichte bis jetzt hervorgebracht hat. – Die Nothwendigkeit, die ihn schuf, hält ihn aufrecht, und wir Leute in Deutschland, ungewohnterweise einmal nur unser nationales Interesse im Auge, wünschen ihm und seinem *Empire de la paix* eine recht lange Dauer! – Sei friedsam und fleißig, liebes Paris, arbeite für den Luxus und handele mit Papieren, ehre unsere Freude und freue dich deiner Ehre! Auch Mutter Seine rauscht ihren Wunsch um Ruhe herauf; sie will schlafen gehen. Gute Nacht, Paris!



Die GRABMÄLER der KÖNIGE

zu St. Denis.

Die Grabmäler der Könige zu St. Denis.

„Er wird die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied."[1046] – Eine finstere Drohung des Propheten, vor der sich der Glaube an den ewigen Geist der Liebe und Versöhnung empört. Aber an denen, die hier unten ihre letzte Stätte fanden, ist sie schrecklich in Erfüllung gegangen. Wir brauchen nicht lange in den Reihen der Särge zu suchen, die Frankreichs Schicksal mit inhaltsschweren Inschriften gekennzeichnet hat. Hier Einer, der dem Stahl eines Mörders verfiel[1047], dort ein Anderer, der sein Haupt unter der Guillotine ließ[1048], an Beiden sind die Sünden ihrer Vorfahren heimgesucht worden, Beide, die besten ihres Geschlechts, fielen als schuldlose Sühnopfer für eine große Schuld, – für die Schuld der Könige Frankreichs an seinem Volk. Ist aber das französische Volk selbst so schuldlos? Ja, ist die Frage schon beantwortet, ob es gegen das übrige Europa und die Welt nicht mehr gesündigt hat, als alle seine Könige?

Wahr ist's, so lange die Könige in Frankreich herrschten, herrschten sie im Kampf gegen die Interessen des Volks und die Rechte der Gewissen und in einem Kampf, der unsägliche Opfer verschlang. Jedoch der Kampf an sich war ein offener. Nur die tausend Akte von Treulosigkeit und Gewalt häuften die größere Schuld auf die Könige. Dagegen erweckten diese Thaten und Unthaten, diese tapfere Vertheidigung von Volks- und Glaubensrechten und die pfäffisch-tückische Vernichtung und Beschimpfung derselben das Gefühl der Theilnahme bei allen Nachbarvölkern und den Geist der Wachsamkeit und des Widerstandes in ähnlichen Richtungen. Im Aufsteigen begriffen war das Streben freieren Gestaltens in Wissenschaft, Staat und Leben, geachtet, anerkannt war der kühne freie Denker, und ein stetig wachsender Einfluß liberaler Ideen auf die öffentlichen Institutionen war nicht bloß der Wunsch des Volls, sondern auch der höheren Stände.

Da fuhr in die schwüle Welt der zerschmetternde Blitz der französischen Revolution, und aus den Trümmern des brennenden Staatsgebäudes stieg die scheußlichste Gestalt der ganzen Weltgeschichte empor: die Schreckensherrschaft der mordenden Freiheit! Mehr als ein halbes Jahrhundert ist über die Blutstätte dieser Inquisition des Liberalismus dahingegangen, und noch heute verfolgen die Schatten der vom Richterspruch des französischen Volks Gemordeten jede freisinnige Regung in ganz Europa. Verdächtigt, verachtet, verfolgt ist fortan, was einst das Ziel der Edelsten war. „Schlagt ihn todt, er ist ein Liberaler!" ward ein Losungswort, das die freiheitsfeindliche Richtung derselben Stände bezeichnete, die früher mit Rousseau geschwärmt und mit Voltaire gelacht hatten. Es gibt keinen zweiten mächtigeren, plötzlicheren und gleich beklagenswerthen Umschwung der ganzen Ideenrichtung eines Zeitalters, als die damalige. Aber wahr ist auch die entsetzliche Ursache: daß diese Verfechter der Volksrechte binnen zwölf Monaten mehr Verbrechen begingen, als die französischen Könige, die Merovinger, Karolinger und Kapetinger, binnen zwölf Jahrhunderten vollbracht hatten! –

„Er wird die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern!"[1049] Blickt hin! Betrachtet Frankreich vom Tage jener Greuel an bis heute! Erkennt ihr die Heimsuchungen des französischen Volks für jene Sünde an der Menschheit? Da folgt auf einander, wie ein Fluch dem andern: der kaiserliche Despotismus mit der gefesselten Presse und umgestürzten Rednerbühne, mit Kerkern, fester als die alte Bastille, und Gerichtshöfen, gehorsamer als die alten Parlamente! Blickt weiter: die Restauration der Bourbons und der Jesuiten, die Kammer von 1815 und ihre Aechtungslisten, das Wiedererstehen des Feudalgeistes, der Uebermuth des Klerus, die Verfolgung der Protestanten, das Auftreten eines neuen Geschlechts von Montfort's und Dominicus'[1050] im vollen Lichte des neunzehnten Jahrhunderts!

[1046] Siehe hierzu S. 147, Anm. 492.

[1047] Heinrich IV. (siehe hierzu S. 188, Anm. 652); er war am 14. Mai 1610 vom ehemal. Hugenotten François Ravaillac (1578–1610; hingerichtet) mit drei Messerstichen getötet worden.

[1048] Ludwig XVI. (siehe hierzu S. S. 144, Anm. 483); er wurde am 21. Januar 1793 in Paris guillotiniert.

[1049] Ex 20,5.

[1050] Hiermit dürfte der Dominikaner Louis-Marie Grignion de Montfort (1673–1716) gemeint sein, der wegen seiner erfolgreichen Volksmission in hugonottischen Stammgebieten, wie z. B. in La Rochelle und Umgebung, von den Vertretern des Jansenismus, einer betont gallikanisch ausgerichteten voraufklärerischen kath. Bewegung, die der röm.-kath. Hierarchie und Lehre äußerst kritisch gegenüberstand, vehement angefeindet wurde.

Noch weiter: der Beitritt Frankreichs zum heiligen Bunde, der Krieg, den alte Soldaten der dreifarbigen Fahne gegen die spanische Freiheit führen![1051] Noch weiter: zwei neue Revolutionen[1052] mit neuen Verbrechen und als einzige Frucht all' der blutigen Blüthen: – das heutige Frankreich!

Wenn es ein Richterspruch des Schicksals ist: „Wer einmal die Göttin der Freiheit durch Blut und Koth geschleift, für den ist ihre Glorie in Ewigkeit verloren!" – dann mag der Geist der Menschheit Trauer an legen für dich und Millionen werden über dich seufzen: Armes Frankreich!

Der heilige Dionysius wanderte gegen Ende des 13.[1053] Jahrhunderts von Rom nach dem gallischen *Vicus Catulliacus*[1054], wo er den Märtyrertod durch Henkershand erlitt. Catulla, eine vorher heidnische Frau, die seinen Leichnam begrub, dann die heilige Genoveva, dann Dagobert I. und zuletzt Pipin[1055] und Karl der Große errichteten nach einander Kapellen, Kirchen, Abteien über seinem Grabe. Um die reiche und mächtige Benediktiner-Abtei und aus dem römischen Flecken blühte seit dem 7. Jahrhundert eine Stadt auf, die, nach dem Heiligen St. Denis genannt wurde. Sie zählt jetzt über 10,000 Einwohner. Wir aber haben es hier nicht mit den Lebenden, sondern nur mit den Todten zu thun. Denn in den weiten Gewölben der Abteikirche ruhten die Leichname von mehren Königen des ersten und zweiten und allen Regenten des dritten Geschlechts, von Hugo Capet[1056] bis auf Ludwig XV.[1057], nicht weniger als 84 Prinzen und Prinzessinnen, 10 Königinnen und 25 Könige von Frankreich. Am Todestage der armen Königin Marie Antoinette[1058] zertrümmerte der pariser Pöbel Kirche und Gräber, warf alle Leichname in eine große Grube und goß aus den bleiernen Särgen, sowie aus dem Blei des Kirchendachs Kugeln. Napoleon ließ Kirche und Gruft wieder herstellen und sein N mit den Bienen an die Stelle der Lilien setzen, bestimmte auch für sich und seine Gemahlin[1059] die Ruhestätte. Ludwig XVIII.[1060] entfernte das kaiserliche N sammt den Bienen, ließ die Kirche von Neuem als königliches Erbbegräbniß weihen, restauriren, den noch vorhandenen und erkennbaren Gebeinen neue kostbare Denkmale setzen und liegt selbst darinnen. Die Juli-Dynastie[1061] verlegte ihre Gruft nach Dreux. Aber sie konnte ja so wenig wissen, wohin man sie begraben werde, als die nachfolgende es wissen kann.

[1051] Frankreich hatte während der span. Carlistenkriege (siehe hierzu S. 230, Anm. 784) zumeist Partei gegen die „Liberalen" ergriffen.

[1052] Im Juli 1830 und im Februar 1848.

[1053] Recte: 3. Jhd.s.

[1054] Röm. Bezeichnung für das spätere St. Denis.

[1055] Der karolingische Hausmeier Pippin d. J. (714–768), seit 751 König der Franken.

[1056] Siehe hierzu S. 8, Anm. 8.

[1057] Siehe hierzu S. 154, Anm. 503.

[1058] Siehe hierzu S. 217, Anm. 744; sie war am 16. Oktober 1793 guillotiniert worden. Die Schändung der Königsgräber fand in mehreren Etappen statt: Vom 6. bis 10. August und vom 15. bis 25. Oktober 1793 sowie am 18. Januar 1794. Gänzlich eingestellt wurden die Grabräubereien allerdings erst mit dem Ende der Terrorherrschaft am 27. Juli 1794.

[1059] Marie-Louise von Österreich (siehe hierzu S. 13, Anm. 29).

[1060] Siehe hierzu S. 145, Anm. 489.

[1061] Die sog. Orléanisten, da Abkömmlinge der Herzöge von Orléans.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 6-12.

Das neue Paris.

Die Hure von Babylon[1062] macht Toilette. Sie will der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in den Reizen der Jugend, der Epoche des wiedererstandenen Kaiserreichs in kaiserlichem Schmuck sich zeigen. Geschäftig sitzt die alte Kokette vor dem Spiegel, nach den verborgensten Runzeln auf Stirne und Wange forschend und alle Narben, die Alter und Abenteuer ihr geschlagen, sorgfältig übertünchend. Die altmodischen Schuhe, mit denen sie das schmutzige Pflaster der alten Cité ausgetreten, hat sie von den Füßen geschleudert und stolzirt auf seinen Sohlen über die trockenen Asphalttrottoirs; in die Rumpelkammer wanderten die fadenscheinig gewordenen Prachtgewänder aus ihrer Jugend und die verblichenen oder zerbrochenen Steine, die sie der Gunst ihres alten Liebhabers verdankte. Die Munifizenz[1063] des Kaiserreichs hat sie mit neuem und kostbarerem Schmuck beschenkt, und die eitle Buhlerin harrt mit Ungeduld des Augenblicks, wo die letzte Spur ihres Herkommens an ihr ausgetilgt sein wird, und sie in voller Jugendschminke aus den Werkstätten der Coiffeurs, Haar- und Kleiderkünstler, wie Aphrodite[1064] aus dem Schaum des Meeres, schöner, reicher, üppiger und lüsterner wie je hervorgehen wird, um ihren neuen Günstling, das *Empire*, so lange zu fesseln, als es ihrem lüsternen Sinn und ihrer Unbeständigkeit zusagt.

O Paris, du feile, treulose Stadt, die du heute buhlst und morgen züchtigest, die du heute die Erkornen deiner Gunst im Triumph auf/die Schultern hebst, und morgen als Opfer deiner Lust und deines Frevels durch den Koth deiner Straßen schleifst, – heute „Hosianna!“ und morgen „Kreuzige!“ rufst, heute Bienen und morgen Adler in deinem Wappen führst, heute prunkend in der Trikolore, morgen hochroth aufgeschürzt in der phrygischen Mütze dich zeigst! Pfui über dich, du schamlose Metze! –

Oder beweisen die letzten 50 Jahre etwas Anderes? Nach der blutigen Orgie, die du mit der Republik feiertest, warfst du dich dem Kaiserthum in die Arme, schwelgtest in Raub und Beute fremder Völker, die der Eroberer dir zu Füßen legte, und als er mit leeren Händen heimkehrte, kehrtest du ihm höhnisch den Rücken und warfst dich an die Brust deiner siegreichen Feinde. Dann nahmst du den Tanz wieder auf mit den Bourbonen, aber bald von dem neuen Rausch ernüchtert, suchtest du im Bürgerkönigthum Ersatz für die eingebüßten Freuden. Statt deren wurde dir magere Kost zu Theil, und Handschellen wurden dir angelegt; du solltest ja reuig und tugendhaft werden. Ein Wahn war's; in einer unbewachten Nacht warfst du den Feuerbrand in's Dach deines Zuchtmeisters. und wieder ging's zu den wüsten Gelagen der Republik und Anarchie, und wieder erkorst du dir einen Heros der Revolution zum Zuhälter, und nun? – prangst du im blendenden Hofkostüm des *Empire Napoleon III*., und jeder Tag fügt neue strahlende Juwelen in dein Diadem, und – du versprichst treu zu sein, so lange diese Sonne in verschwenderischer Gunst über dir strahlt und das goldene Füllhorn des Glücks seine Schätze über dich ausschüttet. *Qui vivra, verra!* Jedenfalls hat noch kein Herrscher von Paris den Zauberstab so sicher geführt, mit dem die Treue dieser Stadt beschworen werden soll, als Napoleon III.[1065] Die eisernen Fesseln, welche die vorhergegangene Dynastie so geschickt angelegt hatte, und auf deren Festigkeit sie so sicher vertraute, hat das unbändige Paris zermalmt, wie Eierschalen. Die goldenen Fesseln, welche sich jetzt unfühlbar um seine Glieder legen und sie schmücken, läßt es sich gerne gefallen.

[1062] Akkad. 𒆍𒀭𒊏𒆠, Bāb-ili, „Tor Gottes“; hebr. בָּבֶל, Bāvel; griech. Βαβυλών, Babylṓn; arab. بابل, Bābil.“; diese Bezeichnung galt ursprüngl. dem päpstl. Rom (Offb 17 u. 18).

[1063] Veraltet für Freigebigkeit (von lat. munificentia, Großzügigkeit).

[1064] Aphrodite (griech. Ἀφροδίτη, Aphrodítē), die Göttin der Liebe, der Schönheit und der sinnlichen Begierde; sie gehört zu den kanonischen zwölf olympischen Gottheiten der griech. Mythologie.

[1065] Siehe hierzu siehe hierzu S. 231, Anm. 792.



Der neue PALAST des LOUVRE
in Paris

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn. Eigenthum d. Verleger.

Es brüstet sich sogar mit ihnen, wie die griechische Sklavin am Parthenon, und so lange der Sold für seine Treue sich nicht schmälert, wird es Paris schwerlich einfallen, seinem Beherrscher nicht mehr angehören zu wollen und sich zu seinem Fußschemel zu erniedrigen. Darum sehe er zu, daß ihm die Steine nicht ausgehen, mit denen er sie schmücke; wer möchte sonst dafür einstehen, daß die geschmeidige Dirne ihm nicht zur wüthenden Erinnye[1066] werde und dieselben Steine, mit denen er sie geschmückt, aus den Fugen reiße und nach seinem gekrönten Haupte schleudere! denn so lange es Steine in Paris gibt, werden diese nicht aufhören, auf der Bühne der Weltgeschichte mit zu spielen.

Aber wozu solche Betrachtungen? Nur betrachten wollen wir das neue Paris. *Prenez garde!*[1067] ruft ein Gardien auf dem Trottoir, der wie eine Schildwache uns plötzlich den Weg vertritt und auf die Straße auszubiegen ersucht; über unsern Köpfen hängt an vier Stricken ein bretterner Balkon, auf dem sich fünf oder sechs Burschen schaukeln, mit groben Pinseln und Farbtopf ausgerüstet, eine Façade tünchend. Von den Monumenten und Fronten der öffentlichen Gebäude wird die mißfarbige Kruste abgelöst, welche die wechselnden Jahreszeiten den Steinen angehaucht haben; die Statuen, sorgfältig gereinigt, schimmern im Weiß griechischen Marmors, junge kräftige Bäume verdrängen die altersschwachen oder kranken Stämme im Tuileriengarten, das Pflaster ist allenthalben aufgerissen, in der friedlichen Absicht, besseres zu legen, der Asphalt schäumt in den Pfannen und ergießt sich über die Avenuen der Elysäischen Felder, die Boutiquiers frischen die Farben ihrer Läden auf und vergolden ihre Firmen neu, die Kaffés poliren ihre Spiegel und Geräthe auf, jeder Concièrge seine Thürklinke; überall neue Steine, überall reine und frische Farben! – Dieser Alles ergreifende Restaurationsprozeß wandert von der *Rue Rivoli* nach dem Boulevard, und weiter nach dem Faubourg, von einem Stadttheil zum andern, bald da-, bald dorthin, unbekümmert um Tages- oder Jahreszeit. Das Knarren der Krahnen, das Rasseln der Fuhr- werke und das Behauen der Steine läßt sich Tag und Nacht hören; es leuchtet dazu ein elektrisches Licht, das an Helle der Sonne den Rang streitig macht.

Wir kommen, der *Rue Rivoli* entlang, zum Palast des Louvre. Um nicht die lange Geschichte von der Entstehung dieses König- und Kaiserpalastes noch einmal zu erzählen, knüpfen wir an den dahin gehörigen Artikel über das alte Louvre, in Bd. 9, S. 129 des Universums, an. Die Verbindung der Tuilerien mit dem Louvre, welche ein Ensemble von Palästen bildet, großartiger und ausgedehnter, als die Geschichtsschreiber von den Herrscherpalästen in Rom, Niniveh[1068] oder Palmyra[1069] berichten, ist eine erst Napoleon III. eigen gewesene Idee, und, was mehr ist, sein jetzt in schönster Vollendung ausgeführtes Werk.

Die Schwierigkeiten einer solchen Kombination der zwei prachtvollsten Bauten in Paris, die unabhängig von einander errichtet waren, schienen unübersteiglich; Hunderte von Plänen wurden vorgelegt und verworfen, bis es dem Genie von Visconti[1070] gelang, eine so glückliche Verbindung zu kombiniren, daß sämmtliche Fronten, Flügel und innere Räume, die Pavillons, Treppen und Thore zu einem so symmetrischen Ganzen sich vereinigen, daß die ursprünglichen nicht zusammenstimmenden Anlagen als nothwendige und planmäßige Theile des Ganzen erscheinen. Kurz nach Vollendung des Planes starb Visconti, und überließ die Ausführung des Werks seinem Freunde Lefuel[1071]. Unter dessen kunstgeübter Hand erhob sich mit zauberhafter Schnelligkeit, wie in einem orientalischen Märchen, der riesige Bau. Eine Façade reihte sich an die andere, die zierlich durchbrochenen Balkone und Ballustraden wuchsen aus den Mauern, die geschmackvollen Fensterbögen wölbten sich, die Pilaster und Kapitäler bildeten sich im schönsten Ebenmaß, die luftigen Arkaden und prunkvollen Säulengänge erhoben, sich, die

---

1066 Die Erinnyen bzw. Erinyen (griech. Ἐρινύες, Erinýes; Sing. Ἐρινύς Erinýs; auch als Μανίαι, Maníai, „die Rasenden“ bezeichnet), drei Rachegöttinnen (griech. Ἀληκτώ, Alēktṓ, „die bei [der Jagd] Unaufhörliche“; Μέγαιρα, Mégaira, „der neidische Zorn“ und Τισιφόνη, Tisiphónē, „die Vergeltung“) der griech. Mythologie.

1067 Frz., „Geben Sie acht!“, „Vorsicht!“.

1068 Akkad. 𒌷𒉌𒉡𒀀, Ninua (Bedeutung nicht geklärt); aram. ܢܝܢܘܐ, Nīnwē; hebr. נִינְוֵה, 'Nīnəwē; griech. Νινευή, Nineuḗ; arab. نينوى, Nīnawā.

1069 Aram. ܬܕܡܘܪܬܐ, Tedmurtā; hebr. תַּדְמוֹר, Tadmor; griech. Παλμύρα, Palmýra; arab. تدمر, Tadmur (vielleicht im Zusammenhang mit hebr. תָּמָר, tamar, „die Dattelpalme“ zu sehen).

1070 Ludovico Tullio Giocchino Visconti (1791–1853).

1071 Hector Martin Lefuel (1810–1880).

monumentalen Treppen stiegen empor, die reichen Ornamente blühten allenthalben hervor, die steinernen Trophäen gruppirten sich in ihren Nischen, die stolzen Karyatiden[1072] nahmen ihre Standpunkte ein, um ihre Bürde zu empfangen, die kunstvollen Eisengitter spannen sich um die grünen Plätze, welche die Höfe schmücken, und die Kaiserstatuen von Franz I.[1073], Ludwig XIV. und Napoleon I. stellten sich auf, ihren Postamenten auf. Alles dies war das Werk weniger Jahre, eines unbemessenen Aufwandes von Geld und Arbeit und eines beispiellosen, Tag und Nacht, Sommer und Winter ausdauernden Fleißes. Schöpfungen von verwandtem Maße haben früher die Kräfte und Lebensalter ganzer Dynastien gekostet; zu dieser waren nur die wenigen Regierungsjahre und die Willensstärke eines Napoleon III. nöthig.

Es kann sich aber auch keine Stadt eines solchen Monuments rühmen, und die Zukunft, so sehr sie von den Fortschritten ihrer Größe, Macht und Kultur träumen mag, wird schwerlich mehr die Bedingungen zusammen finden, welche ein solches Bauwerk erstehen lassen.

Und doch ist das mit den Tuilerien vereinigte Louvre nur der Schlußstein einer in gleichen Maßen ausgesteckten harmoniösen Anlage, die einen großen Theil von Paris in sich zu fassen bestimmt ist, und sich vom *Bois de Boulogne* und der Straße nach *Neuilly*[1074] an erstreckt. Man tritt ein durch den *Arc de 1'Etoile*[1075], das größte Siegesthor der Welt, und doch noch zu klein, um die Thaten und Namen des Ruh-mes aufzunehmen, für welche es bestimmt war; hier öffnen sich die *Champs elysées*[1076], eine lange Avenue, der Corso der Pariser, mit Parkanlagen und Palästen zu beiden Seiten. Man überschreitet den *Place de la Concorde*[1077], auf dem sich so verwundert der rothe Porphyrobelisk des ägyptischen Königs Rhamses[1078] umschaut, verfolgt den weiten Aufgang zum Tuileriengarten, von dessen grünen Kastaniengruppen die weißen Marmorstatuen, Meisterwerke französischer Plastiker, sich abheben, schreitet durch den Portikus der Tuilerien nach dem *Place Caroussel*, mit dem, auf unserem Bild sichtbaren Triumphbogen und umrahmt von den beiden an das Louvre sich lehnenden Flügeln. Die mit gebrochenen Mansardendächern koiffirten Pavillons, die wie Stickerei sich ausbreitenden Skulpturen, die sich dazwischen einreihenden Karyatiden, die Glockenthürme von Rohan und Lesdiguière[1079] unterbrechen anmuthig die langen geraden Linien, die umlaufende Säulengallerie gibt der Kontur der Mauern ein wohlthuendes Profil, grünende Squares, hochspringende Fontainen und kolossale Standbilder beleben den weiten Platz. Man verfolgt seinen Weg zwischen den vorspringenden Neubauten des Louvre hindurch in den inneren Hof, und befindet sich in einem Museum der edelsten und reichsten italienischen Renaissance unter freiem Himmel, einer Gallerie von Statuen, Skulpturen und Kunstwerken, deren Betrachtung kein Ende finden, und deren Aufzählung und Beschreibung Bände füllen würde. Ermüdet vom Schauen tritt man heraus vor die Kolonnenfaçade des alten Louvre, an der sich Henri II.[1080] und sein Baumeister Perrault[1081] verewigt haben.

Die Vereinigung der Tuilerien mit dem Louvre ist nicht nur ein großartiges Architekturwerk, ein Wunder der Kunst durch die Kolossalität des Ensemble und den unermeßlichen Reichthum der Einzelheiten, es ist auch ein großes Werk der Politik. Diese Folge von in einander gefügten Palästen soll nicht eine bloße Dekoration sein, die hinter kunstvollen Coulissen Räume birgt ohne Bestimmung und von der Leere bewohnt. Das Haus muß einen Bewohner haben, in der Kirche muß eine Religion ausgeübt

---

1072 Eine Karyatide (griech. καρυάτιδα, karyátida, „Frau aus Karyai" [bei Sparta]) ist in der Architektur die Skulptur einer weiblichen Figur mit tragender Funktion.

1073 Das 1855 bis 1857 im Hof des Louvre aufgestellte Reiterstandbild Franz' I. (siehe hierzu S. 139, Anm. 463) von der Hand Auguste Clésingers (eigentl. Jean-Baptiste; 1814–1883), das wegen heftiger Kritik jedoch bereits 1861 wieder entfernt wurde.

1074 Siehe hierzu S. 214ff.

1075 Siehe hierzu S. 178ff.

1076 Siehe hierzu S. 256ff.

1077 Siehe hierzu S. 154ff.

1078 Ramses II. der Große (ägypt. Rˁ msj sw mrj Jmn, Ramesisu meri Amun, „Re ist der, der ihn geboren hat"; ca. 1303–1213 v. Chr.), seit 1279 v. Chr. ägypt. Pharao. Zum Obelisken siehe S. 205ff.

1079 Namen von zwei Pavillons des Louvre.

1080 Heinrich II. (frz. Henri II; 1519–1559), seit 1547 König von Frankreich.

1081 Siehe hierzu S. 140, Anm. 470.

werden, wenn sie nicht beide, leblose Hüllen, einem frühen Verfall unterliegen sollen. Auch dem neuen Louvre ist eine Seele bestimmt, eine nützliche menschliche Thätigkeit soll diese herrlichen Räume beziehen, und praktische Zwecke sollen dem Bau eine längere Dauer garantiren, als der Werth eines todten Kunstwerks es vermag. Mit den Tuilerien, dem Sitz des höchsten Willens im Staat, des Hirns jenes künstlichen Organismus, sollen in diesem unermeßlichen Steinkörper die vornehmsten Glieder jenes Organismus, die *Instrumenta regni* vereinigt werden. Hier sollen die Ministerien aller Abtheilungen wohnen, um, auf einen Ruf des Souveräns, sich zu vereinigen mit dem Senat und der gesetzgebenden Versammlung. Hier sollen die Schlagadern des Staatslebens zusammen laufen, um, gleichviel, ob im gewöhnlichen Geschäftsgang oder in Epochen der Gefahr, den Ausdruck des höchsten Willens ohne Verzug und direkt seinen Zielen mitzutheilen; dieselben Mauern sollen den Willen, den Rath und die ausübende Gewalt umschließen. Im Einklang mit diesem Zweck ward auch das Louvre zum Knotenpunkt eines Netzes strategischer Straßen gemacht, welche in geraden Radien nach allen öffentlichen Gebäuden, Plätzen und den entlegensten Theilen der Stadt, in allen Richtungen hinausgezogen sind. Es soll diese Akropolis von Paris, die das Herz des Reichs bewahrt, die ganze Stadt nicht nur beherrschen, sondern auch sich gegen dieselbe nach allen Seiten vertheidigen können, wie eine Citadelle im offenen Feld.

Der Hof mit seinem Troß und jene Körperschaften mit ihrem Apparat nehmen indeß doch nur einen Theil der unermeßlichen Räume ein. Ein anderer Theil, nicht minder ausgedehnt, ist zu Museen der Kunst und Wissenschaft bestimmt. Ein Flügel für die kaiserliche Bibliothek, ein anderer für naturhistorische Sammlungen, wieder einer für Kunst- und Kulturdenkmäler des Alterthums, noch ein anderer für eine permanente Ausstellung von Kunstwerken lebender Künstler, und insgesammt bilden diese Bauten eine Ergänzung des alten Louvre, welches seit Napoleon I. die Nationalgallerie und das Museum der plastischen Kunstwerke enthält. Wie und womit Frankreich diese Ruhmeshallen des menschlichen Genius, groß genug, die Museen von ganz Europa aufzunehmen, füllen wird? Es lassen sich unsterbliche Werke des Geistes nicht aus dem Boden stampfen, wie die kunstvolle Steinmetzerarbeit, welche die Außenseiten der Bauten schmückt. Es müßte denn Frankreich wieder seine Adler fliegen lassen, wie ehedem, um, geharnischten Stoßvögeln gleich, die auf die friedlichen Bewohner der Lüfte losgelassen werden, ihre Beute außerhalb Frankreichs Grenzen zu suchen. Es müßten eben wieder die Antiken aus der Villa Borghese, der Viktoriawagen vom Brandenburger Thor, die schwarzen Marmorhengste vom kapitolinischen Hügel nach Paris wandern, wo sie schon einmal Villegiatur[1082] gehalten haben. Wer kann das wissen?

Vorläufig versperren nur die Gerüste der Maler, Bildhauer, Stukkaturarbeiter und Ebenisten[1083] den Platz, und der innere Ausbau, die Vollendung der Friese, Deckengemälde, Glasmalereien, Mosaiken, Statuen, Trophäen etc., dürften noch Jahre kosten, bis das neue Louvre würdig und bereit sein wird, seiner Bestimmung übergeben werden zu können.

Aber, um das neue Paris kennen zu lernen, dürfen wir nicht bei dem Louvre stehen bleiben. Der Plan, von dem wir bis jetzt nur einzelne Theile in Ausführung begriffen sehen, bezweckt eine gänzliche Umgestaltung der Stadt, nach Grundsätzen, die wir bis jetzt bloß ahnen, aber schwer begreifen können. Das alte Rom hatte einen Herrscher, der die Stadt, welche seiner Zeit die Rolle des heutigen Paris darstellte, zur Epoche seiner größten Macht und seines höchsten Glanzes eigenhändig in Asche legte, um eine neue, noch prachtvollere Capitale auf der Brandstätte zu erbauen. Paris erlebt jetzt ein verwandtes Schicksal, nur arbeiten Brecheisen und andere weniger wirksame Zerstörungswerkzeuge an Stelle der Pechkränze, und dennoch gehen die Demolirungen mit der Vehemenz von Erdbeben vor sich, und Straßen, öffentliche Plätze, Konstruktionen der solidesten Art verschwinden unter den Augen des Parisers wie Schnee an der Frühlingssonne. Davon, wie das neue Paris, die ideale Stadt der Zukunft, aussehen wird, können wir uns noch keine Vorstellung machen; nur einige Anfänge geben Andeutungen davon. So die *Rue Rivoli*, welche in gerader Linie von dem *Place de la Concorde*, längs den Tuilerien und dem Louvre, die Stadt durchschneidet, bis zum *Boulevard St. Antoine*. Sie umschließt den Thurm *St. Jacques*,

[1082] Ital. la villeggiatura, die Sommerfrische, der Sommerurlaub.

[1083] Frz. für Möbelschreiner.

der vollständig restaurirt ist, räumt aus der Umgebung des *Hotel de ville*[1084] ein Gewirre von Gäßchen und Bauten, und öffnet dessen monumentale Façaden auf einen großen ebenen Platz, überschreitet den *Place de la Grève*, dessen Merkmale blutigen Andenkens sie völlig entfernt hat, so wie die durch Balzacs pariser Studien[1085] berühmt gewordene *Rue du Tourniquet St. Jean*, wohl aber paradirt an deren Stelle, inmitten des dichtest bevölkerten Theils der Stadt, die Kaserne Napoleon, von außen einer Königswohnung ähnlich, von innen eine Festung, die eine Armee zu fassen vermag. Die weitere Fortsetzung berührt die Kirchen *St. Gervais* und *St. Paul*, deren architektonische Schönheit so lange den Augen verborgen war, und mündet auf den Platz der Juliussäule. Die Meilen lange Straße selbst besteht nur aus Palästen mit weißen, reich verzierten Fronten, Arkaden und Karyatiden, Balkonen und vergoldeten Ballustraden. Weiter erstrecken sich die Neuerungen längs den Quais, neue Brücken überspannen die Seine, neue Boulevards brechen sich vom *Arc de l'Etoile* aus Bahn, durch Gärten, Häuser, Hügel, ja selbst die *Champs Elysées* sollen ihre Rolle an das *Bois de Boulogne* abtreten, und sind nicht mehr sicher, zu einem neuen, noblen Quartier umgeschaffen zu werden. Dagegen soll sich die Umgebung des Ausstellungspalastes dort in einen Garten der Armida[1086] verwandeln, in dem der staunensmüde Wanderer in einer Atmosphäre ewigen Frühlings, inmitten einer tropischen Pflanzenwelt, Ruhe und Erholung finden kann, während ihn das Getöse der Weltstadt wie ein nimmer schweigendes Meeresbrausen umgibt.

Und nachdem so der Plan des alten Paris total unkenntlich geworden, möchten wir am Schluß fragen: *à quoi bon*?[1087] Geschieht es zur Förderung der nationalen Wohlfahrt, daß die Romantik der pariser Mysterien ausgetilgt wird, daß das schmutzige, häßliche, ungesunde Paris, welches sich seither hinter seinen Boulevards verkrochen, in eine Stadt uniformen Glanzes umgewandelt wird, in dessen entlegenste Quartiere von nun an Luft, Sonne und Gaslicht, aber auch das Auge des Herrschers dringt? Die Verleumdung spricht, es sei nur Bettelstaat, einer feilen Dirne umgehängt, um ihre Gunst zu erkaufen. –

Ob sich Paris über seine Neuerungen freut oder ärgert, wir wissen es nicht; genug, daß das historische, das romantische Paris zu Grunde geht und an seiner Stelle ein neues Paris, das Paris des *Empire Napoleon III.*, ersteht.

[1084] Siehe hierzu S. 142ff., bes. S. 144, Anm. 482.

[1085] In Honoré de Balzacs (1799–1850) Novelle « Une double famille » (zuvor bereits unter anderem Titel erschienen) aus den « Études de moeurs au XIXe siècle – Scènes de la vie privée » (Paris : Madame Charles-Béchet 1834).

[1086] Die in Torquato Tassos (1544–1595) Epos "La Gerusalemme liberata" (Parma: Erasmo Viotti 1581) vorkommende sarazenische Zauberin Armida.

[1087] Frz., „Wozu ist das nütze?"

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 49-52.

Das Hôtel du Louvre[1088] in Paris.

Die Zeit jener kleinen, gemüthlichen Wirthshäuser, welche das Entzücken unserer Vorväter gewesen, ist vorüber, wie die alte Art zu reisen selber. Wir reisen nicht mehr in unsern Tagen, wir kommen nur noch an, und was das Heer der auf Schienen- und andern Wegen, durch alle Mittel der Lokomotive zu Wasser und zu Land auf einen Punkt zusammengeworfenen „Ankommenden" bedarf, ist kein Gasthof, wie in dem verklungenen Jahrhundert des Posthorns und der Relaispferde[1089], sondern nimmt immer mehr die Züge und den Umfang eines Karavanserais[1090] an, natürlich in civilisirten Formen und seiner wüstenhaften Ursprünglichkeit entkleidet. Wie geht uns das Herz auf, wenn wir in alten Büchern, Romanen und Reisebeschreibungen das gemüthliche Leben in den Wirthshäusern geschildert lesen, in denen der Held liegen blieb, weil die Räder seiner Kutsche gebrochen waren, oder weil der Regen die Wege grundlos gemacht hatte, oder weil es „wegen der Räuber" nicht rathsam war, den benachbarten Wald bei „nachtschlafener" Zeit zu passiren! In einem solchen Wirthshaus, von denen sich hier und da noch ein Rest in irgend einer Provinzialstadt bei uns und in andern Ländern finden mag, bildeten der Wirth und seine Gäste eine Familie, saßen an einem Tische, betranken sich aus einem Kruge und ließen sich schließlich von einem getreuen Knechte in ihre Betten bringen. Aber das Wirthshaus mit seinem individuellen Gepräge, seinem rothen Ochsen, seinem goldenen Löwen und blauen Engel (welch köstliche Beiträge zur Farbenlehre!), der Gasthof, in welchem nicht nur jeder Fremde seine eigne Person, sondern auch jedes Zimmer seinen besondern Namen hatte (wie z. B. noch heut in einigen abgelegenen englischen Landstädtchen), ist auf den Aussterbeetat gesetzt und an seine Stelle ist das „Hôtel" getreten, mit keinen andern, als sehr allgemeinen und nichtssagenden Bezeichnungen für seine Schilder, ohne Farben und Figuren, und mit nichts Anderem für Personen und Zimmer, als – Nummern! Nun, der Fortschritt – wenn es ein solcher ist! – liegt in der Zeit und nicht in den Wirthen. Es gibt überhaupt keine Wirthe mehr im alten Sinne, so wenig als Wirthshäuser. Er hat die ehrfurchtgebietende Erscheinung der Tage, die gewesen, eingebüßt. Wo ist seine rothe Nase und sein stattlicher Bauch? Der schwarze Frack und die steife Binde hat die Vertraulichkeit des ehemaligen Verhältnisses zwischen Wirth und Gästen aufgehoben; es gibt keinen Wirth und keine Gäste mehr, der Erstere ist nichts als eine Null, die sich hinter die Letzteren, die Ziffern, stellt, und zwar in beliebig verdoppelter Anzahl, je nach dem umgekehrten Werthe. Das Resultat pflegt erst in den Rechnungen zu Tage zu treten.

Nun, wenn das Gasthausleben an jenem Reiz des Individuellen, in welchem die „Gemüthlichkeit" besteht, verloren, so hat es dafür in andern Dingen gewonnen, die dem verwöhnten Geschlecht, zu dem

---

1088 Der Betrieb des 1855 eröffneten Hauses mußte bereits im Jahre 1887 eingestellt werden; die Räumlichkeiten wurden dann nach und nach in Geschäftsräume umgewandelt, die am 23. September 1943 alliierten Bombenangriffen zum Opfer fielen; der Wiederaufbau dauerte bis 1974. Heute beherbergen die Baulichkeiten eine Luxus-Einkaufspassage.

1089 Die von den Post- bzw. Relaisstationen bereitgestellten frischen Pferde für die Postkutschenbeförderung.

1090 Pers. کاروانسرا, kārwānsarā; osman. کاروانسرای, kārvānsarāy, Herberge für Karawanen, wo die Reisenden mit ihren Tieren und Handelswaren sicher nächtigen und sich mit Lebensmitteln versorgen konnten.

wir gehören, noch viel weniger entbehrlich sein würden. Was ist es denn, was heutzutage das Hôtel auszeichnet und charakterisirt? Mit einem Ausdruck: der Comfort. Die Heimath dieses Ausdruckes ist auch diejenige des Begriffes; aber alle civilisirten Nationen haben ihn adoptirt, in ihre Wörterbücher aufgenommen, verstehen ihn und suchen ihn so gut es geht, nachzumachen. Was „Comfort" ist, weiß man eigentlich nur in England allein die Hôtels, sowohl in Frankreich als auch in Deutschland, kommen dem Begriffe desjenigen, was man dort darunter versteht, so nah als möglich, und nach dem größern oder geringern des von ihnen erreichten Maßes bestimmt sich der Rang derselben. Die alten Gasthöfe kannten ein solches Ding, wie Comfort, kaum dem Namen nach. Der biedere Landedelmann polterte in seinen Nagelschuhen auf dem holperigen Holzboden herum, ohne seinen Nachbar, den ehrenwerthen Handelsherrn, zu stören, der – ermüdet von der langen Postreise[1091] – auf einem mit Stroh ausgestopften Pfühl unter einem Federbett von solcher Unbeweglichkeit und Härte schnarchte, daß uns der Athem ausgehn würde, wenn wir nur daran dächten, uns unter einem solchen Chimborasso[1092] von fest auf einander gestopften Gänsefedern zu begraben. Teppiche, Matratzen, Plümeaus[1093] – alle jene Bequemlichkeiten des Zimmers, an welche heutzutage der geringste Reisende gewöhnt ist, gab es damals nicht; Wasserleitung und Bäder standen außer jeder Frage. Die Glockenzüge, wenn deren überhaupt vorhanden gewesen, waren in der Regel abgerissen und der Hausknecht, welcher die Pferde zu versehen hatte, pflegte wenig Zeit und Laune für die Kleider und Stiefeln Derer übrig zu behalten, welche auf jenen angeritten kamen. Kurz, was das Hôtel an Gemächlichkeit gegen frühere Zeitläufte vermissen läßt, das ersetzt es an Bequemlichkeit, an besserer Bedienung und größerer Behaglichkeit insgemein. Es hat aufgehört, die mannigfaltige Romantik der Landstraße fortzusetzen, und hat dafür den Charakter der Großstadt bis in seine kleinsten Gemächer aufgenommen. Und dann ist es ja auch nicht mehr als natürlich, daß es nun, wo Stunde nach Stunde Eisenbahnzüge ankommen, welche Hunderte von Passagieren auf Einmal mit sich bringen, auch Hôtels gebe, welche eben so viele auf Einmal gastlich aufnehmen und mit Bequemlichkeit unterbringen können.

Das unübertroffene Wunder von einem Hôtel und dasjenige, welches die größte Mannhaftigkeit mit der verfeinertsten und ausgesuchtesten Vollendung des Comforts vereinigt, ist das Hôtel des Louvre in Paris, „*le Grand Hôtel du Louvre*", zwischen der Rue Rivoli und dem Platz des Palais Royal. Der Bau dieses Hôtels fällt in jene Zeit, vor nunmehr etwa sieben oder acht Jahren, wo ganz Paris in der Hand seines kaiserlichen Machthabers[1094] plötzlich anfing, von einer Art von Baufieber[1095] zu zittern – ungeheure Straßenschlünde öffneten sich gähnend, Thürme stürzten ein, Paläste brachen krachend zusammen, das alte Paris, das Paris der Bourbonen, versank unter seinem eignen Schutt, und das neue Paris, das Paris der Napoleoniden, stieg daraus hervor. Es ist möglich, daß die politische Schöpfung dieses Mannes einst wieder versinkt, als sei sie nie gewesen; aber seine andere Schöpfung, dies kaiserliche Paris, wird stehn bleiben, um seinen Namen auf die entfernte Nachwelt zu tragen. Denn der Charakter des neuen Paris, im Vergleich zu dem alten, welches der Geschichte angehört, ist vorzugsweise imperialistisch, kaiserlich, in dem Sinne, wie dieser Mann das Kaiserthum versteht. Sein erstes Gesetz ist der imposante Masseneindruck, in welchem ein Anspruch des Einzelnen weder aufkommen kann noch darf. Die Grandeur der Erscheinung ist Alles und das Recht der Individualität ist Nichts: dieses ist die tyrannische Signatur des Imperialismus und so unterscheidet sich das kaiserliche Paris mit seinen stattlichen, hohen, hellen Colonnaden und Façaden, von denen eine aussieht wie die andere, von dem alten, königlichen Paris, in dessen winkligen Höfen, engen Gäßchen und dunkeln Passagen sich die Fußspuren von Jahrhunderten abgedeckt hatten. In diesem Sinne ist die Straße des neuen Paris die Rue Rivoli, und das Hôtel desselben unser „*Grand*" *Hôtel du Louvre*.

Es ist nicht unmöglich, nicht einmal unwahrscheinlich, daß das Muster dieses Hôtels nach und nach auch in den andern großen Städten des Kontinents nachgeahmt werde; aber erfunden werden

---

[1091] Die Reise mit einer Postkutsche

[1092] Metaphorisch für die im deutschsprachigen Raum und Teilen Osteuropas üblichen voluminösen Federbetten.

[1093] Unter Plumeau (von frz.: la plume, die Feder) versteht man ein leichtes Federbett herausragender Qualität.

[1094] Napoléon III. (siehe hierzu S. 231, Anm. 792).

[1095] Das mittelalterliche Paris war ab dem Jahre 1853 den städtebaulichen Maßnahmen des Pariser Stadtpräfekten Georges- Eugène Haussmann (siehe hierzu S. 166, Anm. 578) nahezu vollständig zum Opfer gefallen.

konnte es nur in Paris, und zwar nur im kaiserlichen Paris, obwohl derjenige, der es im kaiserlichen Geiste gebaut und eingerichtet hat, ein guter Deutscher, ein Sachse ist, Herr Eduard Dremel[1096], der Eigenthümer des Victoria-Hôtels in Dresden. Aber die große Kunst ist, seine Leute zu finden; und wenn der Imperialismus der ersten Aera sich seine Generale aus Polen[1097] nahm, warum sollte derjenige der zweiten sich seine Hôteliers nicht aus dem Königreich Sachsen nehmen dürfen? – In London würde ein Hôtel, wie dieses, nicht existiren können, denn, wiewohl es grade die Engländer sind, welche das Hôtel du Louvre in Paris patronisiren, so würden sie sich doch in ihrem eignen Lande gegen den imperialistischen Geist auslehnen, welcher einzig im Stande war, es zu schaffen. Es gibt große Hôtels in London – Westminster-Hôtel mit Sälen von 70 und 90 Fuß Länge und mehr als 200 Zimmern, Grosvenor-Hôtel, New-Palme-Hôtel; aber was sind die größten unter ihnen gegen dieses Riesenwerk in der Rue Rivoli?

Vor allen Dingen ist es kein Hôtel in dem bisher gebrauchten Begriffe, sondern eine ganze Stadt für sich, eine kleine Stadt Paris in der großen Stadt Paris. Man braucht den Fuß nicht über die Schwelle des Hôtels zu setzen, und kann sich doch mit all' der raffinirten Bequemlichkeit versorgen, für welche Paris berühmt ist. Mr. Caumont, der Groß-Parfümeur und Friseur des Kaisers, hat seinen Sitz im Erdgeschoß, und Mr. Bisson, der große Photograph den seinen unter dem Dache des Louvre-Hôtels. Der erste Schneider, der erste Schuster und der erste Hutmacher von Paris sind seine Insassen; und die ausgezeichnetste Waschanstalt sowie die besten Bäder in der durch ihre Bäder seit Alters renommirten Lutetia[1098] bilden Theile desselben, und zwar bis in seine höchsten Stockwerke hinauf. Das Haus hat gegen 1000 Zimmer, aber keiner von den Bewohnern desselben stört oder hört den Nachbar; und mehr als 150 Kellner, von denen gleichfalls keiner den Namen der Gäste weiß, welche er zu bedienen hat. Hier wird der Mensch vollständig zur Nummer, und eine Nummer unterhält sich mit der andern in Frage, Antwort und Befehl leis und unhörbar durch den Draht von Telegraphen oder das nicht minder verschwiegene Sprachrohr. Kein Wort und kein Schritt lassen sich vernehmen; und zu wissen, daß man nebenan und oben und unten und überall von Hunderten, mag sein von Tausenden von Menschen umgeben ist, die man nicht kennt, die man nicht hört und meistens auch nicht einmal sieht: das hat in der That etwas Zauberhaftes für den Fremden. Von unsichtbaren Händen wird man bedient und die Märchen der Jugend, diejenigen vom Tischchen-deck-dich und Knüppel-aus-dem-Sack scheinen hier zur Wahrheit geworden. Man wünscht einen neuen Anzug, oder ein paar neue Stiefel, oder einen neuen Hut. Hier unter der Büchse mit Streichhölzern an der Wand befindet sich ein Behälter mit bedruckten Schematen, die man nur auszufüllen hat: dies für „*Mr. le marchand-tailleur*“[1099], dies für „*Mr. 1e cordonnier*“[1100] und dies für „*Mr. le chapellier*“[1101]. Man wirft den ausgefüllten Zettel in einen dazu bestimmten Briefkasten und in weniger als einer Viertelstunde ist das Gewünschte da, der neue Anzug, das neue Paar Stiefel, der neue Hut. – Man will den Kellner sprechen. Ein Glockenzug ist nicht da, denn eine Glocke würde Lärm machen und ein Glockenzug könnte reißen. Nichts ist da, als ein kleiner Messingknopf mit Telegraphenleitung; ein leiser Druck gegen denselben genügt, um den dienstbaren Geist zur Stelle zu bringen, und da es auch im Reiche dieser Geister Abstufungen gibt, so belehrt uns eine Notiz in Goldschrift, daß das Stubenmädchen auf zweimaligen Druck und der Hausknecht auf dreimaligen erscheinen wird. – Nun hat man Appetit und will ihn befriedigen. Man begibt sich die Treppe hinab, nach der verschiedenen Neigung entweder in die Konditorei oder das Kaffeehaus oder den Speisesaal (welcher beiläufig 800 Menschen faßt). Am Eingang überreicht uns die Dame des Bureaus wiederum ein Schema, auf welches wir unsre Wünsche nur auszufüllen haben, nachdem wir unsre „Nummer“ auf demselben

---

[1096] Weder für den Hotelbesitzer noch für den kaiserl. Coiffeur, geschweige denn für den Photographen waren weiterführende prosopographische Daten zu ermitteln.

[1097] Die Generäle Jan Henryk Dąbrowski (1755–1818) und Karol Kniaziewicz (1762–1842), die für die Französische Republik im Jahre 1798 die „Polnischen Legion“ aufgestellt hatten, die vornehmlich in Italien und in der Karibik eingesetzt wurde.

[1098] Siehe hierzu S. 187, Anm. 651.

[1099] Frz., „Tuchherr“ (wörtl. übersetzt: Handelsschneider); so übersetzt von Gottfried Keller (1819–1890) in „Die Leute von Seldwyla […] – Dritter Band. Zweite vermehrte Auflage“ (Stuttgart: G. J. Göschen ^{2}1874), S. 82.

[1100] Frz., „Schuhmacher“.

[1101] Frz., „Hutmacher“.

verzeichnet haben. Denn wie gesagt, wir haben, so lange wir im Louvre-Hôtel sind, Werth und Geltung nur als Nummern, und um sich in diesem Ocean von Nummern zurechtzufinden, ist das ganze Hôtel obenein noch in Quartiere und Straßen eingetheilt. Wir wohnen z. B. im „Quartier Malakoff, Rue St. Honoré, Nr. 450.“ Nachdem wir also unsern Speisezettel ausgefüllt und einem der Kellner übergeben haben, telegraphirt dieser unsere Wünsche an unsere Nummer in der bezeichneten Weltgegend des Hôtels, und sogleich erscheinen dieselben verkörpert vor uns auf irgend einem der kleinen zierlich gedeckten Tische. Vergeblich nach eingenommenem Mahle würden wir uns bemühen, dasselbe zu bezahlen. Denn es gehört zu den größten Unmöglichkeiten, so lange man im Hôtel du Louvre weilt, in demselben Geld los zu werden, und von allen Wundern, die dem Fremden darin begegnen, dürfte er dieses vielleicht für das größte halten. Aber die Wahrheit ist, daß über jede „Nummer“ am betreffenden Orte in einer von den Weltgegenden des Hôtels genau Buch geführt wird und daß an demselben alle Schulden, die er in irgend einem noch so entfernten Punkte des Etablissements macht, koncentrisch zusammenlaufen, um ihm am Tage des Gerichts, der Abrechnung und Abreise in genauester Fassung vor das Auge und Gewissen zu treten. Auf diese Weise wird die Kontrole mathematisch genau, und um sie nicht im Mindesten zu gefährden oder in Frage zu stellen, ist es keinen von allen Angehörigen des Dienstpersonals erlaubt, das Hôtel auch nur für Minuten ohne einen Paß zu verlassen, welchen der oberste Leiter des gesammten Hôtelbetriebes ausstellt, in dessen Händen sich alle Fäden desselben vereinigen.

Um nun auch Denjenigen zu befriedigen, welcher beschlossen hat, Paris zu sehn ohne das Hôtel zu verlassen, bietet der Hof des Louvre-Hôtels ein Schauspiel Pariser Lebens, wie es in dieser Gedrängtheit kaum eine seiner volkreichsten Straßen zu bieten im Stande wäre. Hier ist das große Kaffeehaus und die große Konditorei, welche fortwährend der Sammelplatz des elegantesten Publikums sind. Hier ist ein fortwährendes Ankommen und Abfahren aller Arten von Wagen mit allen Arten von Menschen, aus allen Ländern und von allen Nationen; und hier zu sitzen, der großen Treppe gegenüber – einem Meisterstück der Treppenbaukunst – und unter dem kolossalen Glasdach, welches das ungeheure Gebäude mit all’ seinen Stockwerken überwölbt, – so zu sitzen, die ganze Klarheit und das volle Licht des Himmels über sich, aber vor jedem Luftzug geschützt: das ist in der That ein Triumph des Jahrhunderts, welches nicht mehr an Märchen glaubt, aber dafür Märchen schafft, welche deswegen nicht an Werth verlieren, weil sie wirklich sind! –

Julius Rodenberg[1102].

[1102] Eigentl. Julius Levy (1831–1914); deutscher Journalist und Herausgeber bedeutender Zeitschriften des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Rodenberg war ein aufrichtiger Verehrer Friedrich Rückerts (1788–1866).



HÔTEL DU LOUVRE in PARIS.

Bibliograph: Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 121.

CCCCXVI. Der Mont-Rosa[1103].

Auf der Grenze zwischen Wallis und Piemont ragte in der Erde Vorzeit der Mont Rosa hoch über die übrige Alpenwelt, bis eine der Katastrophen, welche die Oberfläche unsers Planeten so vielfach änderten, die obere Hälfte seines Kegels herabstürzte und die umliegenden Thäler mit Schutt anfüllte. Seit dieser Zeit – seit Milliarden von Jahren vielleicht – ist der Koloß eine Trümmer. Zirkelrund erhebt sie sich mit fast senkrechten Wänden auf deren obersten Rändern Zacken, Spitzen, Hörner und andere Felsgestalten 500 bis 1000 Fuß emporsteigen. Von Weitem gesehen hat der Gipfel die Gestalt einer aufgeblüheten Rose – daher der Name: Rosenberg. Die oben kreisförmig umherstehenden Felsmassen sind die Blätter dieser Wunderblume der Allmacht, deren Staubfäden sind schimmernde Gletscher und ihr Fruchtboden ist ein Eismeer, welches die innere Vertiefung aus füllt. Erst eine menschliche Hand hat die Wunderrose berührt: ein Deutscher, Zumstein[1104], führte vor einigen Jahren den gewagten Versuch, die Zinne zu erklimmen, glücklich aus. Aber es wird vielleicht nie wiederholt werden, so entsetzlich ist das Wagestück.

Die Höhe des Mont-Rosa berechnet Saussure auf 14,580 Pariser Fuß[1105]; folglich nur um 120 Fuß niedriger, als die des Montblanc.

[1103] Der Monte Rosa.

[1104] Am 1. August 1820 durch Joseph († 1824) und Jean-Nicolas Vincent (1785–1865), Joseph Zumstein (1783–1861) und andere bestiegen.

[1105] 32,48 cm.


CCCCXVI
Gez. v. C. Reiss
DER MONT - ROSA
von Vispach aus.
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 125-128.

CCCCXVIII. Der Montblanc.

Was sehe ich? Eine Sarggestalt zwischen dem Wolkenhimmel und der Erde, und ausgebreitet über derselben ein weites, weißes Bahrtuch. Gletscher sind seine Zipfel, Bergcolosse das Postament des Katafalks; Opfer dampfen aus der Tiefe hervor als schwarzgraues Gewölk. Soll etwa Europa begraben werden? Sind seine Völker gestorben, seine Städte in Staub zerfallen, seine Reiche und Staaten vergangen, wie leere Schatten? Oder was deckt sonst dies Leichentuch? Deckt's das erloschene Licht der Wahrheit, deckt's erstorbene Gewissen, eingeäscherte Hoffnungen, verglommenen Trost, versteinerte Herzen, gebrochene Schwüre, zertretene Verheißungen, niedergeworfene Menschenrechte – deckt's Leichen des sittlichen Lebens, oder Schlachtfelder der Geister? oder deckt's Scheintodtes? deckt es Lebendiges? Ist's doch, als wollte die Gestalt unter der weißen Hülle sich emporheben, als möchte sie ihre Arme gen Himmel ausstrecken unter der schweren Decke, als wollte sie rufen: Herr, komme herab auf meine Erde!

Es ist nicht so. Nur Scherben zerschlagener Gebirge bergen sich unter des Montblancs Eis- und Schneemantel, der Schutt und der Staub zerbrochener Erdrinden. Europa liegt nicht im Sarge, wie meine mitternächtliche Phantasie mir vorgegaukelt. Europa's Scheitel strahlt verklärt, rosenfarbig, freudig, voller Leben. Müßte die rüstige Gegenwart dennoch ein Begräbnißtag seyn, so sey er es für das Morsche, Welke, Faule; es werde eingescharrt das Ueberlebte, das, was der Gegenwart fremd ist, was mit ihrem Leben in Widerspruch sich findet und seine Entwickelung hemmt; es werde begraben der Nimbus der Heuchelei, des Lugs und der Schlechtigkeit, die Glorie der Niedertracht in Kirche, Staat und Leben. Glänzt aber der Montblanc im Morgenroth, so sey es uns die Andeutung einer bessern und schönern Zukunft, und der Lavinendonner, der um ihn hallt, werde uns ein Verkündiger des Frühlings, der Europa's altem Eichstamm frische Blätter bringt, wo er neue Kräfte saugt und fester und tiefer seine Wurzeln treibt, um die Stürme späterer Zeiten sicherer zu überdauern. Hat auch Europa, dessen höchster Scheitel dort über die Bergwelt ragt, bei Menschengedenken sehr Schweres ertragen und viel gelitten, so viel, daß Manche an seinem Genesen verzweifelten, so ist ihm doch am Schmerzenslager ein zweites Leben aufgegangen, und ehe das Jahrhundert herabrollt, wird sich dieser neue Lebens keim entwickelt und entfaltet haben zu wunderbarer Schönheit. Weiter als ehedem sind seiner Menschheit die Pforten der Unermeßlichkeit aufgethan, und viel deutlicher, als in frühern Zeiten, können wir die Bahn des Geschlechts in die Unendlichkeit verfolgen.

Der Montblanc, dieser König der europäischen Berge, gehört den penninschen Alpen[1106] an, welcher derjenige Zweig des Hochgebirgs ist, welcher Piemont von Savoyen und Wallis scheidet. Er enthält alle höchsten Gipfel des ganzen Gebirgs, die schauerlichsten Gletscher, die größten Eisfelder. Des Montblancs absolute Höhe über der Meeresfläche beträgt 14,700 Fuß, und sein Nachbar, der Montrosa[1107], ist nicht viel niedriger. Der Chimborasso[1108] steigt kaum 850 Toisen[1109] höher in die Lüfte; dem obersten Kaukasusgipfel kommt der Montblanc an Höhe fast gleich; den der Pyrenäen überragt er um fast 5000 Fuß. Bis zum Jahre 1786 galt der Bergriese für unersteiglich. Versuche, die zu verschiede-

[1106] Alternative Bezeichnung für die Walliser Alpen.

[1107] Der Monte Rosa.

[1108] Der Chimborazo.

[1109] Altes frz. Längenmaß: 1 Toise = 1,949 Meter.

nen Zeiten gemacht worden waren, mißlangen alle und Manche büßten ihr Wagniß mit dem Tode. Am 8. August jenes Jahres glückte es endlich dem Doktor Paccard[1110] aus Chamouny[1111] nach viertägiger Anstrengung und Ueberwindung unglaublicher Gefahren und Schwierigkeiten, in Begleitung seines Führers Balmat[1112], den Gipfel des Montblancs zu erklettern. Seit dieser Zeit ist er, sowohl von Einzelnen, als ganzen Gesellschaften, mehrmals bestiegen worden, und gegenwärtig ist eine Exkursion auf die Zinne Europa's mit viel geringerer Beschwerde verknüpft, als ehemals; sie wird auch in viel kürzerer Zeit gemacht. Man findet in Chamouny zur Sommerszeit erfahrene, aller Zugänge kundige Guiden[1113], und macht die Tour hin und zurück gemeinlich in 2 Tagen. Die Kosten der Reise betragen 30 bis 40 Louisd'ors[1114]. Doch gehört immerhin ein rüstiger und dauerhafter Körper dazu, und noch hat es keine Dame gewagt, den Montblanc zu erklimmen.

Der Fuß des Bergs und dessen untere Region ist bewaldet. Von Prieuré[1115] aus, dem Hauptort des Chamounythals, gelangt man auf einem im Zickzack aufsteigenden Pfade binnen 4 Stunden in die zweite Region, wo die großen Wesen der Pflanzenwelt nicht mehr fortkommen und sich die Kraft der Vegetation auf Moose, kurze Alpgräser, und die Flora fast nur auf das Alpenröschen beschränkt. Ungeheuere, mit dunkeln, blaugrünen Matten bekleidete Felswölbungen und schroffe Gehänge, hier und da durch einzelne Sennhütten, oder weidende Rinder belebt, bilden den allgemeinen Charakter dieses Bergtheils. Weiter hinan verschwinden die Matten, das Geläute der Heerden verhallt, der Hauch des Lebens wird immer schwächer, der Weg immer steiler, das nackte, von jeder Pflanzendecke fast entblöste Gestein, ist röthlich, oder schwarz, oder braun; es ist Urfels, der in grotesken, wilden Gestalten rechts und links schauerlich in die Lüfte starrt. Mit jedem Schritte weiter aufwärts wird auch der Weg pfadloser, die Gegend verlassener. Ehe man noch die Grand-Mulets[1116], ein obeliskenartiges Felsbündel (bei 10,000 Fuß Meereshöhe) erreicht, sieht sich der Reisende schon in einem Felslabyrinthe befangen, welche die Formen von Mauern, Thürmen, Basteien haben, oder als scharfkantige Pyramiden aufsteigen, oder als Riesendenksäulen emporstreben, gegen welche die von Menschenhand geformten wie Nadelspitzen erscheinen. Und doch sind sie selbst, gegen die ungeheuere Masse des Bergs verglichen, nur „Nadeln" – wie sie auch von den Alpbewohnern geheißen werden. In Spalten und Ritzen schimmert schon Schnee, weissagend das Nahen der Region des ewigen Winters. An den senkrechten, oft 1000 Fuß hohen Felswänden stürzen und rieseln an unzähligen Stellen die Wasser hernieder, welche die stechende Sommersonne von den höher hinanliegenden Eisfeldern schmilzt, und zwischen den Klüften des Gebirgs zur Rechten senken sich, wie schauerliche, in ihrem Laufe erstarrte Ströme, deren Fesseln auch der Sonne stärkste Gluth nicht lösen kann, die ungeheuern Gletscher bis zum Wege herab. Endlich betritt man die Gletscher selbst, welche, geschmückt mit unzähligen krystallfarbigen Pyramiden, von des Montblancs Mittelzone herabsteigen.

In der Nähe der Grand Mulets, in eine der vielen von überhängenden Felsen gebildeten Grotten wird gewöhnlich übernachtet. Häufig sind hier in den Sommernächten heftige Gewitter, und der Reisende wird dann durch ein unvergeßliches Schauspiel der Natur erfreut. Das Gewitter ist nämlich stets unter seinen Füßen. Bald sieht er auf ein Feuermeer herab, bald in die schwärzeste Nacht, und die Schläge rollen in den Gebirgen fort, wie Donner von tausend schweren Geschützen. Eine Menge Lavinen reißen sich los von den benachbarten Aeguilles[1117] und Domen[1118], und ohne alle Gefahr sieht er sie rechts und links beim Leuchten der Blitze herniedergehen. –

1110 Michel-Gabriel Paccard (1757–1827); am 8. August 1786 hatte er gemeinsam mit Jacques Balmat (siehe hierzu S. 324, Anm. 1112) den Gipfel des Montblanc bestiegen.

1111 Das Schweizer Chamonix.

1112 Jacques Balmat (1762–1834).

1113 Engl./frz., Führer.

1114 Ein Louis d'or entsprach in der Regel 20 Franc.

1115 Das Priorat gehört heute zu Chamonix.

1116 Frz., „Die großen Maultiere"; dort befindet sich noch heute eine Schutzhütte für die Bergwanderer.

1117 Die Gebirgsformation der „Aiguilles de Chamonix" („Nadeln von Chamonix").

1118 Frz., le dôme, die Bergkuppe.

Die Wanderung am nächsten Morgen beginnt auf der Decke des ewigen Eises. Vor dem zagenden Blicke thürmt sich eine Wüste empor, deren Abglanz das Auge blendet. Hie und da haben die Guiden, die zum Theil voraus gegangen waren, hohe Stangen mit Strohbüscheln in das Eis gesteckt, um die Richtung des Wegs an zugeben. Ohne diese Erkennungszeichen würde die Fahrt noch gefährlicher seyn und der Reisende leicht in die unergründlichen Spalten und Schlünden stürzen, welche die Eis- und Schneefelder nach allen Richtungen durchkreuzen. Manche derselben sind bis zum Rande mit Wasser gefüllt; weiter hinan sind sie mit einer dünnen, trügerischen Eisdecke, oder mit Schnee geschlossen. An solchen Stellen stecken die Warnungszeichen der vorausgegangenen Guiden und schützen vor Lebensgefahr. Man erreicht das Grand Plateau, eine Terrasse etwa 12,000 Fuß hoch. Hier wird zum letztenmale ausgeruht und gefrühstückt.

Von dieser Station an beginnen die größten Beschwernisse der Bergreise. Die Luft ist äußerst kalt geworden. Schweres Athmen stellt sich ein, Brustschmerzen, Stechen im Kopfe, Augenwehe, Ohrenbrausen, Schwindel, außerordentliche Schwäche und Niedergeschlagenheit. Und in diesem Zustande wandert der Mensch im Schauerreiche des ewigen Winters, wo es der großen Mutter Natur selbst für das kleinste Moos an Erhaltungskraft gebricht. Während er mit schlotternden Knieen auf eingehauenen Stufen an steilen Eiswänden hinan- und hinabklettert und über Blöcke klimmt, erschreckt ihn das ewige Donnern der Lavinen um, über und unter seinem Standort, hält ihn das Bersten und Krachen der Gletscher in der Tiefe in Todesangst. Endlich erreicht er den Gipfel. – Er hat aufgeathmet; eine Welt liegt vor ihm ausgebreitet, 70 Stunden im Durchmesser ist sein Gesichtskreis; sein Auge dringt in viele Länder und Reiche, er leert den Becher der Begeisterung und des Entzückens in vollen Zügen. Aber bald gewinnen die Leiden des Körpers wieder über den Geist die Herrschaft. Länger als eine Viertelstunde halten es Wenige oben aus. Heftiges Fieber schüttelt, Nasenbluten tritt ein, die Sinne vergehen. Völlig erschöpft tritt der Reisende die Rückfahrt an, und geht Alles glücklich, so kann er um Mitternacht wieder in St. Prieuré seyn, froh einer Erinnerung, die ihn stolz durch das Leben begleitet.



DER MONTBLANC
von Sallenche aus gesehen.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 88-90.

CCCCLIII. Das Chamonni-Thal[1119].

Tief im Schooße der Alpenwelt verborgen und fern von fahrbaren Straßen liegt, an der Grenze von Savoyen, das Chamouni-Thal, aus welchem der König der europäischen Berge, der Montblanc, emporsteigt. Es ist 4 bis 5 Stunden lang, ¼ bis ½ Stunde breit, und wird seiner ganzen Länge nach von einem mächtigen Gletscherstrom, der Arve, durchrauscht. Mehre hundert Hirtenfamilien bewohnen es, welche in der Prieuré von Chamouni eine kleine Kirche haben. Den Boden des Thals bilden liebliche Wiesengründe, die mit den von allen Seiten herabhängenden Gletschern und Eisfeldern, den Staub- und Sturzbächen, den grotesken Felsbildungen und den auf den grünen Matten umherliegenden Steinkolossen einen reizenden Contrast machen. Im Winter und Frühjahr ist das Thal ein Bild der Abgeschiedenheit und Ruhe; im Sommer aber ist es stets mit Fremden aller Nationen angefüllt, zu deren Aufnahme vier große Hotels öfters nicht ausreichen. Die weibliche Jugend des Thals verdingt sich dann als Aufwärterinnen zur Bedienung der Fremden, die männliche als Führer, und beide haben eine reiche Erntezeit. Das Erworbene wird gespart und auf Verbesserung des Hauswesens verwendet. Nirgends sieht man schönere Heerden, und das freundliche Bild der Wohlhabenheit spiegelt sich an der schmucken Kleidung der Aelpner, an ihren Wohnungen und der Tüchtigkeit ihres Hausgeräthes wieder. Die geschicktesten und kühnsten Gemsjäger sind in dem Thale zu Hause.

Bis vor einem Jahrhundert war dieser interessante Punkt der Alpen der Reisewelt gänzlich unbekannt. Im Jahre 1741 verirrten sich zwei Engländer, Pocock[1120] und Windham[1121], die den Montblanc zu besteigen trachteten, dahin, und indem sie die Entdeckung ihren reiselustigen Landsleuten mit den reizendsten Farben schilderten, leiteten sie den Zug der Touristen in diesen stillen Bergwinkel. Seitdem hat sich seine Bevölkerung verzehnfacht, prachtvolle Hotels stiegen empor, Pfade und Wege wurden angebahnt und von dem industriösen Aelpner die Naturschönheiten in den Umgebungen des Thals zugänglich gemacht. Noch erhält sich das Andenken an die Entdecker in dem Namen eines ungeheuern Granitblockes auf dem Montavert[1122]. Er heißt der Stein der beiden Engländer. –

Drei Saumpfade werden am gewöhnlichsten benutzt, um in das Thal von Chamouni zu gelangen. Der eine führt von Evian[1123] am Genfersee über Samoens[1124] dahin; der zweite geht von Martinach (Martigny) über den Col de Balme; der dritte, bequemste, ist von Genf über Sallenches[1125] und Servoz. Diesen schlagen auch wir ein.

An einem heitern Julimorgen brechen wir in aller Frühe von Evian auf. Rosengewölk glänzt am Himmel; der See taugt [sic!] sich in Purpurgluth; die Sonne steigt wie blitzendes Gold über den großen Saleve[1126] herauf und belebende Bergluft fächelt Kühlung. Rüstig traben unsere Thiere durch Chesne, das letzte, freundliche Dorf im Cantonsgebiet; auf der Anhöhe verläßt uns die freie Schweiz und wir sind im Gebiete eines absoluten Königs, wir sind in Savoyen. Auch ohne den Wappenpfahl am Wege,

---

[1119] Das Chamonix-Tal.

[1120] Richard Pococke (1704–1765) hatte gemeinsam mit William Windham Sr. (s. u.) im Jahre 1741 das Chamonix-Tal für den Tourismus entdeckt.

[1121] William Windham Sr. (1717–1761).

[1122] Montanvert.

[1123] Évian-les-Bains.

[1124] Samoëns.

[1125] Sallanches.

[1126] Der Mont Salève.



CHAMOUNI IN DER SCHWEIZ

Intelligenz, Heiterkeit der Seele und Menschenwürde aus jedem Gesichte an, der Fleiß und seine Tochter, die Wohlhabenheit, sahen aus jedem Bauernhause, über jeden Gartenzaun; hier glotzt uns Dummheit entgegen, Armuth und Elend mit Kröpfen und Kretinismus[1127] im Bunde grinzen aus jeder Hütte. Ueberall ist Verfall und Versunkenheit bemerklich, und an den Früchten, die der Boden pfäffischer und administrativer Despotie unter jedem Himmelsstriche trägt, ist hier nirgends Mangel.

Aber die Natur, wie wunderschön, wie groß, wie erhaben, wie herrlich ist sie! Man erblickt die savoischen Alpenriesen in den glänzend-weißen Gewändern, und unter ihnen liegt, wie an der Pforte einer Zauberwelt, der Flecken Faucigny, eingeklemmt zwischen die starren Mauern einer Felsschlucht. Hier rasten wir zum ersten Male. Der Gasthof ist gut und groß; er wimmelt zu jeder Tageszeit von den Wanderschaaren vieler Völker.

Weiter geht's nach Sallenches durch ein Land der großartigsten und zugleich lieblichsten Scenerie. Wie traulich und ruhig alle Thäler! welche Majestät in diesen Höhen! Die wilde, rauschende Arve, welche der mächtigen Rhone zueilt, ist unsere stete Begleiterin auf diesem Wege, von dem aus man bald Gletscher, bald Eismeere, bald sammtartige Alpen mit Sennhütten, bald hohe Wasserfälle vor Augen hat, bald erschüttert wird durch das ferne Donnern der Lawinen. Die Wolken säumen sich schon golden, als wir Sallenches erreichen. Aus den Fenstern des Gasthofs, wo wir unser Nachtquartier nehmen, sehen wir den Montblanc gerade vor uns. Noch strahlt sein Haupt in Purpurglanz, während in der Tiefe schon Abendnebel ziehen. Erst gegen Mitternacht erbleicht sein Haupt.

In Sallenches miethen wir frische Thiere. Diesen darf man sich viel sicherer anvertrauen, denn sie kennen jeden Tritt und Stein auf dem Wege. Wir steigen bergan. Man behält die Arve, die in großen Sätzen von Thalstufe zu Thalstufe springt, zur Rechten, Bergwände zur Linken; vor uns thürmt sich das Hochgebirg zum Himmel auf. Von einem Punkte des Saumpfades fällt der Blick durch eine Schlucht auf den Lac de Chede[1128], an dessen smaragdner Fluth Gemsen weiden. Bei Pont de Chevres[1129] strömt ein donnernder Wasserfall herab; weiter hin ragen die Ruinen des Chateau St. Michel[1130], wo jetzt Adler und Geier horsten, oder der Bär sich aufhält; dann geht's über die Pont de Pelissier[1131], unter der die schäumende Arve in schauerlicher Tiefe hinbraußt; endlich ziehen wir in das Thal von Servoz ein, mit seinen Hütten und saftigen Wiesen. Es ist ein Bergkessel, der vor einigen Jahrhunderten noch ein See war. In Servoz machen wir Mittag, und treten in dem allen Schweizreisenden bekannten Hotel St. Louis ab, das auf das Vortrefflichste eingerichtet ist und jegliche Bequemlichkeit gewährt, wenn der Andrang der Fremden nicht allzu groß ist. Hier trinken wir auch zum ersten Male ächtes Gletscherwasser. Mit Burgunder gemengt, ist's, bei großer Hitze, das beste Labsal.

Nach gehaltener Mahlzeit steuern wir auf Chamouni zu. Immer mehr erheben sich die Gebirge vor uns; immer größer tritt der Montblanc mit seinem Riesenkörper heraus. Blendende Gletscher hängen über die grünen Thalseiten, und da und dort thürmen sich eisbekleidete Felsblöcke auf, die in den Sonnenstrahlen wie buntes Edelgestein schimmern. Zwischen dieser Scenerie und dem Wege braust im tiefen Thale die Arve, an deren Ufer fette Heerden weiden und deren Geläute melodisch und mit vielfachem Echo heraufönt. Eine reizende Idylle ruht hier im Schooße alpinischer Majestät.

So wird's Abend, bis wir nach La Prieuré kommen, dem Hauptort des Thals und dem Ziele unserer Fahrt. Reinliche, gut eingerichtete Hotels und gefällige, zuvorkommende Wirthe empfangen den Reisenden; die Bedienung übertrifft jede Erwartung. Alle hiesigen Gasthöfe kehren ihre Fronten dem Montblanc zu, und im Angesicht seiner Herrlichkeit, bei untergehender Sonne, versammelt jedes Haus seine Reisegesellschaft bei Thee und Butterbrod auf den Balkonen. Es ist eine selige, kurze Stunde. Die

[1127] Als Kretinismus (abgeleitet von frz. crétin, möglicherweise von lat. crista, „Auswuchs, Erhebung", bezogen auf den menschlichen Kropf) oder angeborenes Jodmangelsyndrom wird das durch eine unzureichende Wirkung von Schilddrüsenhormonen und Jodmangel verursachte Vollbild der Kropfbildung bezeichnet; hier wohl auch, wie damals durchaus üblich, im Sinne von Schwachsinn gemeint.

[1128] Lac de Chedde.

[1129] Pont des Chèvres.

[1130] Château Saint Michel.

[1131] Pont Pélissier.

Rosengipfel des Berges verglühen jeden Abend; aber wer sie gesehen hat, dem schimmert die Erinnerung durch’s ganze Leben. –

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 133-138.

CCCCXX. Manchester[1132].

„Es wird die Zeit kommen, – sagt Seneca[1133], – wo, was jetzt verborgen ist, durch Forschungen vieler Jahrhunderte ans Licht gebracht seyn wird. Zur Untersuchung so großer Dinge reicht ein Menschenleben nicht hin; sie können erst in einer langen Zeitfolge ausgemittelt werden; die Nachkommen aber werden sich wundern, daß wir so offenbare Dinge nicht gewußt haben.“[1134]

Der Geist des Propheten ruhete auf Seneca, als er dies niederschrieb; denn es ist in Erfüllung gegangen. Die Gegenwart hat uns, – mit den Worten eines scharfen Beobachters zu reden, – in den Erscheinungen der Natur eine neue Welt erschlossen, deren Daseyn nicht blos von den Völkern des Alterthums, sondern selbst von unsern Vätern noch nicht gedacht wurde; und die Erforschung der Natur und ihrer Wunder hat zu Resultaten geführt, welche die kühnsten Ahnungen der größten Geister der Vergangenheit weit überboten. Mögen wir auf die Resultate der empirischen Forschung sehen, die sich mit dem in Raum und Zeit Erfaßlichen beschäftigt; oder auf jene der mathematischen, welche zählt, mißt und abwägt; oder auf jene der philosophischen, welche bestrebt ist, die verborgenen Gesetze zu ergründen, für die äußern Erscheinungen die innere Regel zu entdecken und sie darzulegen als Gliederungen und Thätigkeiten eines allgemeinen Organismus, der belebt ist vom Hauche der Allmacht: überall finden wir eine Fülle der Beobachtung, einen Reichthum der Forschung, eine Masse von theoretischer Wahrheit und praktischer Anwendung, so groß, daß auch der umfassendste, gebildetste, kräftigste Geist, der Alles überschauen wollte, verwirrt werden müßte. An die Stelle der frühern Armuth ist ein überschwenglicher Reichthum getreten und das Wachsen desselben ist ohne Ende. Jeder Tag verkündigt eine neue, große Entdeckung, oder eine nützliche, der menschlichen Thätigkeit neue Bahnen und Richtungen anweisende, oder ältere zerstörende, und unwegsam machende Erfindung. Jeder Morgen bringt neue Hoffnungen für die Vermehrung des menschlichen Wissens und Könnens; jeder Abend hat sie übertroffen und für jeden nächsten Tag steigern sich die Erwartungen höher. Verlangend, voller Eifer, voller Wissensdurst greift der Mensch nach dem Buche, in dem der Herr seine Weisheit und Güte geoffenbart hat. Das Buch der Natur ist aufgeschlagen; mehr und mehr wird seine Hieroglyphenschrift entziffert, gelesen und verstanden von den Menschen und nach ihren Belehrungen wird die Welt umgestaltet.

Nicht Alles, was erforscht und entdeckt wird, tritt unmittelbar in den Kreis der gemeinen Nützlichkeit; aber jede Entdeckung im Gebiete der Naturwissenschaft trägt den Keim nützlicher Anwendung in sich, und er verdirbt nicht, wenn er auch Jahrhunderte, ja Jahrtausende verborgen, oder unentwickelt bleiben sollte. Hat nicht für die Anwendung des Wasserdampfs als bewegende Kraft schon Archimedes[1135] gedacht und geschrieben? wurde sie nicht schon vor Columbus[1136] zum Treiben der Schiffe vorgeschlagen? war man über die Theorie der Zugkraft auf ebner Fläche nicht schon zu Aristoteles Zeiten einig? und dennoch sind Dampfmaschinen und Eisenbahnen Dinge von Gestern. Wie es

---

1132 Lat. Mamucium.

1133 Der röm. Philosoph, Dramatiker, Naturforscher, Politiker Lucius Annaeus Seneca, genannt Seneca d. J. (ca. 1–65 n. Chr.).

1134 Das vollständige Zitat lautet: „Veniet tempus, quo ista, quæ nunc latent, in lucem dies extrahat, et longioris ævi diligentia. Ad inquisitionem tantorum ætas una non sufficit, ut tota coelo vacet. Quid, quod tam paucos annos inter studia, ac vitia non æqua portione dividimus? Itaque per successiones ista longas explicabuntur. Veniet tempus, quo posteri nostri tam aperta nos nescisse mirentur.“ (Sen. nat. 7,25,4).

1135 Der griech. Mathematiker Archimedes von Syrakus (griech. Ἀρχιμήδης, Archimḗdēs; ca. 287–212 v. Chr.).

1136 Christoph Kolumbus (ital. Cristoforo Colombo, span. Cristóbal Colón; ca. 1451–1506).

aber so mit den Entdeckungen der Vorzeit gegangen ist, so muß es auch mit vielen unserer Zeit seyn. Neben den wenigen, die täglich in's praktische Leben übertreten, weil ihre nützliche Anwendung dem Fassungsvermögen der Menge nahe liegt, bleiben ihrer Legion als unentwickelte Keime aufgehoben für künftige Geschlechter.

Es ist ein großer Vortheil für die Gegenwart, und der immer häufigeren Anwendung der Naturforschungsresultate leistet es großen Vorschub, daß das Studium der Naturwissenschaften nicht mehr blos ein Beruf Einzelner ist. Daß es als ein Moment der allgemeinen Bildung aufgenommen wurde in die Schulen der civilisirten Nationen – dies ist das Größte, Folgenreichste, was in den letzten Dezennien für Menschencultur geschehen ist. Die Aufnahme der Naturwissenschaften im öffentl. Unterrichte hat noch den Vortheil, daß, bei der Unmöglichkeit, jedem Individuum nur das zu lehren, was in der engen Sphäre seiner speziellen Lebensbestimmung ihm unmittelbar nützlich und anwendbar werden könne, der Unterricht selbst stets umfassend seyn muß, und er dadurch genöthigt wird, jenen hohen Standpunkt zu bewahren, der ihn vor dem Versinken in Pedanterie, Einseitigkeit und ausschließlicher Beschäftigung mit Einzelnheiten für immer schützt. Da er bei der Zersplitterung der Lebensberufe jedem Individuum nicht Alles seyn kann, so muß seine Tendenz stets dahin gerichtet seyn, Allen recht viel zu werden, und dies kann er nur dadurch, daß er die Einsicht schärft, den Sinn für das Schöne ausbildet, die Begeisterung für das Heilige und Erhabene weckt, den Willen veredelt und kräftigt, die praktische Thätigkeit für den zu wählenden Lebensberuf vorbereitet; kurz, daß er trachte, alle Geisteskräfte des Schülers zu heben und zu harmonischer Einheit zu verbinden, seine Organe zu cultiviren, sein Gemüth zu kräftigen und zu veredeln und ihn da hin zu führen, daß er es verschmäht, die Richtungen seiner practischen Thätigkeit auf etwas Andere« zu gründen, als auf die Gesetze der Humanität.

An den Ausspruch Göthe's[1137]:

„Willst du die Menschheit studiren, studire nur fleißig die Menschen!“[1138]

knüpft sich dann eben so wahr:

Aber um menschlich zu seyn: – forsche im Buch der Natur![1139]

Hat unsere Bildung den angedeuteten Standpunkt gewonnen, dann entwickelt sich aus derselben gleichsam von selbst die Anwendbarkeit des erlangten Wissens auf die Handthierungen und Gewerbe des Lebens. Unsere Bildung veredelt solche, sie hebt sie gleichsam empor auf gleicher Stufe mit der Wissenschaft. Der Handwerker, der sich innerhalb der engen Grenzen hergebrachter Formen und ererbter Erfahrungen gedankenlos und knechtisch bewegt, er wird aus der Gesellschaft allmählig verschwinden; der denkende Industrielle tritt an seine Stelle; aber auf höherer Staffel, seiner Bewegung frei, seiner Zwecke und ihrer Mittel dazu sich bewußt, herrschend über Stoff und Form, und sein Gewerbe zu einem Quell und Gefäße der geistigen Kultur gestaltend. Bei ihm treten fortgesetzte wissenschaftliche Forschung und Beobachtung in steter Beziehung zu praktischer Anwendung, und unter dieser Wechselwirkung erweitert er mit jedem Tage das Gebiet seines Wissens, die Grenzen seines Wirkens, seine Berechtigung zu höherer Geltung im Staate, und er hilft durch sein Beispiel, durch das Anregende, Nacheiferung Erweckende, den geistigen Horizont der Menschheit erweitern, hilft fördern die schönsten Zwecke der Humanität. Eine Nation aber, die unter ihren Bürgern solcher Individuen die

[1137] Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832).

[1138] Vielleicht ist hiermit das Goethe'sche Diktum „Willst du dich am Ganzen erquicken, \ So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken“ (Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Zweyter Band. […], Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1828), S. 228 gemeint.

[1139] Beide obengenannten Zitate sind zunächst so nur in „Meyer's Universum“ zu finden, werden aber später vereinzelt übernommen, wie z. B. in spätere Auflagen von Karl Heinrich Ludwig Pölitz' (1772–1838) „Allgemeine Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Auflösung des weströmischen Reichs, […]“ (Leipzig: Hinrich ^{7}1850), S. 6. Bei den Zitaten dürfte sich um willkürliche Zuschreibungen an Goethe (siehe S. 332, Anm. 1137) handeln.

meisten zählt, wird immmer [sic!] die größte Menge von Intelligenz, Macht und Reichthum in sich vereinigen, und sie wird in der Wagschale der Politik auch am schwersten wiegen.

Diese Wahrheiten sind jetzt allgemein verstanden: daher ein Wetteifer unter den cultivirtesten Staaten, den Völkern die Mittel der Bildung in immer reichlicherm Maße zu reichen. Besonders ist man darauf bedacht, das Studium der dem praktischen Leben so großen Vorschub leistenden Naturwissenschaften auszubreiten und das Bedürfniß dazu in allen Classen zu erwecken. Die einsichtsvollsten Männer der höchsten Stände gehen dabei mit ihrem Beispiele überall voran. Fürsten, Minister, die berühmtesten Staatsmänner, ja kaiserliche Prinzen widmen ihre Intelligenz den Gewerben, ein Metternich[1140] läßt Hufeisen schmieden für das Pferd des Bauers, ein Erzherzog Johann[1141] Nägel machen für die Schuhsohle des Häuslers, und in den eigentlichen Pflanzengärten für industrielle Bildung, den Real- und polytechnischen Schulen, sehen wir die Söhne des Adels und der Mächtigen beharrlich und fleißig nach dem Wissen und den Fertigkeiten ringen, welche die Vornehmen sonst verschmäht haben.

England, das im Staatenkreise seit vielen Jahrhunderten den Reigen führt im Streben nach tüchtigen Zielen, England, das zuerst der Alleinherrschaft den Stachel nahm, das zuerst die Bürgerfreiheit neben das Königthum gesetzt, das zuerst Sklaverei und Sklavenhandel[1142] gebrandmarkt hat, das im Verkehr der Staaten unter einander das Sittengesetz wieder zu Ehren brachte; England, das jetzt die Elemente, die es für zeitgemäße wahre Volksbildung gesammelt, in ein großes System vereinigen und wirksam zu machen strebt: – das hat auch für die industrielle Bildung zuerst die Fahne erhoben, das Studium der Naturwissenschaften zuerst aus dem praktischen Gesichtspunkte aufgefaßt, es in die Schulen verpflanzt und für die polytechnischen und Reallehranstalten die ersten Muster aufgestellt. Es hat auch die frühesten Früchte davon geärndtet. Die produktive Macht Englands ist in gleichem Verhältniß gewachsen, wie dort die Unterrichtsmittel gewachsen sind. Man vergleiche die britische Industrie von jetzt und ehedem nur in einigen Zweigen. Noch zur Zeit der Elisabeth[1143] wurde das Eisen von wandernden Schmieden auf den Erzlagern selbst mit den Kohlen der benachbarten Forsten in kleinen Oefen geschmolzen; jeden Sommer kamen sie, kohlten und schmolzen, was sie für das übrige Jahr bedurften, und zogen dann mit ihrer Beute heim. Das Höchste, was ein solcher Mann in einem Sommer fertigte, war 4000 Pfund. An die Stelle ihrer kleinen Heerde sind jetzt Hochöfen getreten, welche täglich 30,000 bis 40,000 Pfund Eisen ausbringen; ein Arbeiter produzirt, was sonst 160 Schmiede kaum anfertigen konnten. – Die Vorzeit kannte keine Mahlmühlen; man that mit Handmühlen das, was heute Wasser, Wind und Dampf verrichten. Ein Mensch in englischen Dampfmühlen produzirt jetzt mehr, als dreihundert Männer sonst mit doppelter Anstrengung in viel schlechterer Beschaffenheit hervorzubringen vermochten. – In einer britischen Flachsspinnerei, einem der jüngsten Kinder der industriellen Bildung und der Einführung der mathematischen Wissenschaften in's praktische Leben, macht ein Mädchen von 12 Jahren mehr Waare, als 250 Handspinnerinnen mit dem größten Fleiße. Ein Dampfwagen zieht auf der Great-Western Eisenbahn 2500 Centner; ein Mensch leitet ihn; – früher wurden 50 zweispännige Wagen damit beladen: 50 Fuhrleute und 100 Pferde verbrauchten ihre Kräfte zur Fortbewegung dieser Masse, und da diese 10mal langsamer geschah, so verrichtet der Locomotivenführer in der That die Leistungen von 1000 Pferden und 500 Fuhrleuten in derselben Arbeitszeit. – Ein eben so bewundernswürdiges Beispiel gibt die Baumwollindustrie. Maschinen reinigen den Urstoff, bereiten

---

1140 Der österr. Staatsmann Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar von Metternich-Winneburg zu Beilstein (1773–1859), führender Kopf der Restaurationsepoche nach den napoleonischen Kriegen.

1141 Erzherzog Johann Baptist Josef Fabian Sebastian von Österreich (1782–1859), österreichischer Feldmarschall und 1848/49 deutscher Reichsverweser.

1142 Großbritannien hatte zwar 1815 auf dem Wiener Kongreß ein grundsätzliches Verbot des afrikanischen Sklavenhandels durchgesetzt, doch kam es erst 1888 zur tatsächlichen Abschaffung der Sklaverei in allen europ. geprägten Ländern, als Brasilien als letzter dieser Staaten die Sklaverei verbot.

1143 Elisabeth I. (engl. Elizabeth I;1533–1603), seit 1558 Königin von England.

ihn vor, krämpeln[1144], spinnen ihn; sie bringen die Fäden auf die Spuhlen; sie machen die Ketten; sie weben tausendfältige Muster; sie bleichen, färben, bedrucken, appretiren[1145] und packen das fertige Gut zum Versenden. Die meisten menschlichen Arbeitskräfte, die dazu mitwirken, sind solche, welche ehedem gar nicht verwerthet werden konnten: Kinder thun das meiste, und die Kräfte der Erwachsenen wirken mehr beaufsichtigend, als selbstthätig, oder sie sind andern Gewerben überlassen. Ein Knabe an einer Spinnmaschine fertigt mehr und besseres Garn, als 600 Spinner ehedem, ein Mann bedient 3 Maschinenwebstühle und liefert mehr Zeug, als 40 flinke Weber. Man hat berechnet, daß die ganze Bevölkerung von Großbritannien und Irland zusammengenommen nicht hinreichend wäre, auf alter Weise die Hälfte nur der baumwollenen Stoffe und Garne hervorzubringen, welche gegenwärtig das einzige Manchester in seinen Fabriken erzeugt.

Dieses Manchester, das der Wunder der industriellen Intelligenz so viele in sich schließt, ist selbst das allergrößte. Nor 100 Jahren war es noch ein kleiner, unansehnlicher Ort, der nicht einmal städtische Rechte genoß. Der alte Flecken stand am rechten Ufer des Irwell und war mit dem gegenüber liegenden Flecken Salford durch eine Brücke verbunden; jetzt ist's fast so groß als Berlin, 3 engl. Meilen[1146] lang, über 2 breit; es hat eine Viertel Million Einwohner und ist der Sitz des großartigsten Verkehrs, eines unermeßlichen Reichthums. – Manchester ist das Herz der Baumwollindustrie, der wichtigsten Manufaktur Englands. Es verarbeitet täglich 1 ⅛ Millionen Pfund roher Baumwolle. An 1100 Seeschiffe dienen dem Herbeischaffen des rohen Stoffs, dessen Hervorbringung in Amerika, in West- und Ostindien, in der Türkei und in Aegypten mehr als 200,000 Menschen erfordert. Durchschnittlich beträgt die Entfernung der Produktionsorte über 2000 englische Meilen, und nachdem die Baumwolle zu allen Arten von Stoffen und Garnen verarbeitet worden, geht sie größtentheils in die Länder ihres Ursprungs zurück. Mit jedem Centner Fabrikat bezahlt Manchester über 5 Centner des Rohstoffs; vier Fünftel des Manufakturwerths fließen durch tausend und aber tausend Kanäle unter die Bevölkerung, nicht blos der Stadt selbst, sondern des britischen Reichs, und helfen das Nationalcapital alljährlich um Millionen vergrößern. Was hat aber dies große Wunder der Gewerbe geschaffen? Die Vermehrung des Wissens und Könnens unter den produzirenden Classen, die gewerbliche Intelligenz, die Uebertragung der Wissenschaft und ihrer Resultate in die Mitte des Lebens. In Manchester wurde die erste polytechnische Schule[1147], die erste Lehranstalt für die Realien[1148] der Wissenschaft gegründet. Hier entstanden die ersten Arbeiterklubbs zu gegenseitigem Unterricht, die ersten Leihbibliotheken für Handwerker, die ersten technischen Modell- und Mustersammlungen, die ersten Sonntagsschulen für Lehrlinge, die ersten öffentlichen Vorlesungen über Physik und Chemie in ihren Beziehungen auf Fabrik- und Manufakturwesen; Preisaufgaben für technische Zwecke wurden hier zuerst aufgestellt; Prämienklubbs und Gewerbvereine zuerst gebildet; – und aus allen diesen Instituten zur Verbreitung industrieller Kennwisse und zur Kultur gewerblicher Elemente ist, unterstützt von einem verständigen Unternehmungsgeist und unter dem Schutze einer weisen Gesetzgebung, eben jene Manufakturgröße entstanden, in deren Besitz Manchester der übrigen Welt seit Jahrhunderten ein Vorbild war und noch ist. Nicht weniger als neun Millionen Centner Manufakturwaaren und Twiste, im Werthe von 460 Millionen Gulden[1149], sämmtlich das Erzeugniß der Stadt und der Umgegend, werden jährlich von Manchester aus in allen Richtungen versendet, und von London, Hull, Liverpool u. s. w. aus ergießt sich dieser Strom des Verkehrs durch unzählige Kanäle befruchtend und belebend über das ganze Erdrund. Die deutsche Fürstin, wie die deutsche Bauersfrau, der leibeigene Sohn der afrikanischen Sonne, wie der freie Wilde in Südamerikas Wäldern, der Türke, wie der Chinese, Völker aller Zonen und aller Kulturgrade – fast jeder Mensch ist mit irgend einem Bedürfniß, oder einer Zierrath, Manchester zinsbar

[1144] „wolle krämpeln, mit der krämpel bearbeiten, kämmen, kratzen" (DWG, Bd. 11, Sp. 2009).

[1145] Geweben durch entsprechendes Bearbeiten ein besseres Aussehen, Glätte, Glanz, größere Festigkeit geben (von frz. apprêter, zubereiten).

[1146] 1 mile = 1.760 yd = 5.280 ft = 63.360 in = 1.609,344 m.

[1147] Engl. Mechanics' Institute; die Einrichtung, die als Ursprung der University of Manchester gilt, war am 7. April 1824 von philanthropischen Unitaristen aus der Taufe gehoben worden.

[1148] Lat., Sachkenntnisse (im 19. Jhd. für die Natur- und Technikwissenschaften verwendet).

[1149] Siehe hierzu S. 94, Anm. 335.

und steuert unbewußt und unfreiwillig zu seiner Größe und zu seinem Reichthum. Daß das Bild auch eine Kehrseite habe, daß hinter den Spiegelfenstern der Paläste der reichen Fabrikherren nichts so selten wohnt, als Seelengröße und wahre Tugend, daß Egoismus und Habsucht in arger Gestalt den Millionär, Dürftigkeit und Lüderlichkeit den Proletarier hier so häufig durch's Leben begleiten, als irgendwo, daß Herren und Diener, Arbeitgeber und Arbeiter hier gar oft in einem Kriegszustande mit einander leben und Bedürfniß und Noth die Friedensvermittler werden müssen, – das sind bekannte Thatsachen; doch ist immer zu berücksichtigen, daß in der Nähe das Bild dieser Zustände nicht so schlimm aussieht, als aus der Ferne betrachtet.

Neben der Baumwollindustrie blühet die Seidenweberei in Manchester vorzugsweise, und der Maschinenbau in colossalen Werkstätten. Die Fertigung der Maschinen beschäftigt über 20,000 Menschen, welche jährlich über 400,000 Centner Eisen verarbeiten. Für Drucken, Färben, Bleichen und Appretiren der Stoffe existiren Etablissements mit Vorrichtungen, wie sie nur hier möglich sind und sich bezahlt machen können; es gibt z. B. Bleichanstalten, die über 100,000 Centner Schwefel- und Salzsäure jährlich zur Bereitung des Chlors verbrauchen. Nirgends auch ist die Theilung der Arbeit weiter gediehen, als hier und im Zusammenwirken aller dieser Hebel der Produktion, verbunden mit der Leichtigkeit des Transports auf Eisenbahnen und Kanälen nach allen Häfen des Reichs und von da auf dem Meere nach allen Küsten der Erde, liegt eben die Möglichkeit für den hiesigen Fabrikanten, auf den Märkten der ganzen Welt, trotz der Zölle, Frachten und Unkosten, mit Vortheil feil zu halten und an den meisten die Concurrenz zu erdrücken.


CCCCXX
C.Reiss del.
Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger.

MANCHESTER

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 139f.

CCCCXXI. Marburg.

Da liegt das alte Marburg in seinem grünen Thale, sonnig glänzen seine Hügel umher und seine Burg prangt malerisch auf ihrem Felsen; Garten an Garten windet sich wie ein Blumengeflechte um die Stadt und läßt die alten grauen Thore nicht sehen, welche, wie gute Wirthe, den Fremden empfangen und ihm zurufen: komm' herein! – Innen enge Gassen, bald ansteigend, bald abschüssig, hervorspringende Giebel, ächtes, deutsches, mittelalterliches Gewand. Nur in der kleinen Neustadt und am Casseler Thore reihen sich moderne Gebäude zu ein paar schönen Straßen an einander. Junges Blut mit Barett und Bocksbart und ellenlangen Pfeifen macht die Gassen lebendig; hübsche, muntere Mädchengesichter lauschen in den Fenstern, ein lebensfroher Sinn kömmt Einem allerwärts entgegen: es ist die rechte Staffage einer kleinen deutschen Universitätsstadt.

Und klein ist sie, obschon sie sich weit ausspreizt mit ihren Anwüchsen, wie wenige Städte ihrer Größe. Sie zählt nicht ganz 8000 Bewohner, und die Frequenz der Universität übersteigt selten 250. Der Stolz des Städtchens ist sein ehrwürdiger Gottestempel, die Elisabethenkirche. Trotz einer ungünstigen Lage in der Tiefe ragt doch sein majestätisches Thurmpaar überall über die Giebelmassen hervor. Einst berühmt durch die ganze Christenheit wegen des Grabes der heiligen Elisabeth[1150], und darum von Hunderttausenden besucht, hält ihn die Gegenwart hoch als Denkmal altdeutscher Baukunst. Nur das, was ihm in den Augen der Gläubigen so großen Werth gab, ist ihm genommen. Die Gebeine der frommen Frau sind nicht mehr da; sie wurden weggebracht und in alle Welt zerstreut. Wucherischer Handel[1151] ist damit getrieben worden und arger Betrug: denn jetzt streiten sich die drei Städte um die Ehre, den Schädel der Heiligen zu besitzen; Brüssel, Dresden und Wien stellen ihn gleichzeitig zur Verehrung aus! Auch ward das Grabmal allmählig seiner größten Kostbarkeiten beraubt; noch während der Franzosenherrschaft wurden 115 große Edelsteine aus demselben gestohlen. Nur die Statuen und Figuren von getriebenem Silberblech sind noch übrig. Interessant und besser erhalten sind die trefflichen Glasmalereien im Chor, und die Monumente und Standbilder der alten Deutschordens-Comthure und der Landgrafen von Hessen, welche letztere alle bis auf Philipp den Großmüthigen[1152] hier begraben liegen.

Zur Aula der Universität, die im 15ten Jahrhundert gegründet wurde, dient das Gebäude des ehemaligen Dominikanerklosters. Ihre großen Tage hatte die Hochschule zur Zeit der Reformation; damals zog der wissenschaftliche Philipp II.[1153] die bedeutendsten Gelehrten als Lehrer herbei und mit ihnen Studiosen aus den fernsten Ländern. Seit längerer Zeit sind Coryphäen der Wissenschaft in Marburg selten. – Einen Stern erster Größe hatte es in unsern Tagen, er warf hellen Schein auf die alternde Mutter; aber der Stern ist verhüllt und bevor er wieder erscheint, wird sich noch manches Auge schließen. Der Kranz ist herabgerissen von Marburgs Haupte, sein hoher Priester im Tempel des Wissens ist nicht gestorben, aber das Schwert ist gebrochen in der Hand des Feldherrn, das warme Wort der Wahrheit und der Weisheit gleitet nicht mehr über seine Lippen, daß es ein ziehe in die Herzen seiner Schüler.

1150 Die Landgräfin Elisabeth von Thüringen (1207–1231).

1151 Weniger „wucherischen Handel" verursachte letztlich die Zerstreuung der Gebeine der Hl. Elisabeth, denn der zum Protestantismus übergetretene Landgraf Philipp I. (s. u.) hatte 1539 Elisabeths Gebeine aus dem Schrein sowie den Schädel aus dem Kopfreliquiar entfernen lassen, um den Reliquienkult abzuschaffen. Der Verbleib der Gebeine ist bis heute unbekannt. Es ist jedoch möglich, daß der Schädel und zwei Schienbeine in das Kloster der Elisabethinen nach Wien gelangten, wo sie bis heute als Elisabethreliquien verehrt werden.

1152 Siehe hierzu S. 36, Anm. 129.

1153 Philipp II. (1541–1583), seit 1567 erster und einziger Landgraf von Hessen-Rheinfels.

Droben in der Fürstenburg, wo das Verbrechen wohnt, – dort mit Räubern, Mördern und Dieben unter einem Dache, dort schmachtet Der[1154] im Kerker, dessen Name jedem wackern Hessen in's Herz gegraben ist; dort hält man den Leib gefangen des freien Geistes, der Hessens Verfassung[1155] schrieb, und Allen verbrieft hat, was er allein entbehrt. Jedem Volke, das der Herr lieb hat, gab er bei entstehenden Revolutionen eine vermittelnde, lenkende Hand. Die Franzosen hatten ihren Lafayette[1156], die Holländer ihren Oranien[1157], die Nordamerikaner ihren Franklin[1158], ihren Washington, die Hessen – sie hatten ihren Jordan[1159]. Das ist der Stern, der jetzt Kerkermauern erleuchtet; das ist der Kranz, der herabgefallen, das ist das Schwert, das er zerbrochen; das ist der hohe Priester, der für Hessen das heilige Feuer geschürt am Altare der Freiheit, der sie gesetzlich geordnet hat mit eben so viel Kraft als Milde, und mit Kinderglauben an die Treue eines Fürstenworts. Was hat er denn verbrochen? hatte er mahnend und warnend die Hand erhoben gegen den Thron hin, oder machte er blutleere Höflinge erröthen? Oder rechnet man ihm jetzt nach und rechtet mit ihm über Dinge, die abgethan schienen und fertig, wie ein geschlossenes Buch? Niemand will davon reden. Wir wissen nur: Alles Große fordert Opfer, alles Heilige bedingt Sühne, und auch der Größte und Beste auf Erden ward einst gekreuzigt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahre rollen vorüber; es wechselt das Glück, es wechselt die Macht, Throne und Fürstenstühle wechseln ihre Inhaber und diese selbst sind dem Loose alles Irdischen unterworfen; auch die Stimme der öffentlichen Meinung steigt auf und nieder, ebbt und fluthet. Die Fluth wird wiederkommen und der Tag nicht ausbleiben, wo sie, laut, wie der Donner, ein Urtheil fällt über Jordan und seine Feinde. Ich sage es ohne Furcht: wem, wie diesem Manne, in kritischen Stunden die Vollmacht ward, für die gesellschaftlichen Verhältnisse eines ganzen Volks neue Fundamente zu legen zum friedlichen Aufbau – und wer die Kraft hatte, wie er, solches tüchtig zu vollbringen und ohne Mißbrauch – dem hat Gott sein Siegel auf die Stirn gedrückt, und unbekümmert um das Urtheil der gemeinen Gerechtigkeit, zolle ich einem solchen Manne Ehrfurcht und Liebe.

[1154] Sylvester Jordan (siehe hierzu S. 38, Anm. 145).

[1155] Nach revolutionären Unruhen Ende September 1830 war am 5. Januar 1831 die für die damaligen Verhältnisse äußerst fortschrittliche hessische Verfassung verabschiedet worden, die dann am 8. Januar feierlich verkündet wurde. Sie wurde allerdings vom Landesherrn nicht nur niemals anerkannt, sondern von diesem auch aufs heftigste bekämpft.

[1156] Siehe hierzu S. 144, Anm. 484.

[1157] Wilhelm von Nassau-Dillenburg (niederl. Willem van Oranje; 1533–1584; ermordet), der begann, die Loslösung der calvinistischen niederl. Provinzen von Spanien zu betreiben.

[1158] Siehe hierzu S. 248, Anm. 839.

[1159] Siehe hierzu S. 38, Anm. 145.


CCCCXXI
C.Reiss del.
MARBURG
Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigentum der Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 141.

CCCCXXII. Braunschweig: der Altstadtmarkt mit dem Rathhause.

Welch ein schönes, altdeutsches Bild bewahrt da Braunschweig in seinem Innern! Wir sahen Frankfurt, Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Cöln; diesem kommt nichts gleich; der nordischen Schwester gebührt der Preis.

Braunschweig, dessen ehemalige Befestigungen seit 1814 in freundliche Gartenanlagen umgewandelt sind, liegt in einer Ebene an der Ocker und macht mit seinen hundert Straßen und den 4500 meist massiven Wohnhäusern ein gar stattliches Ganze, das von fern schon durch seine vielen Thürme und Thurmspitzen imponirt. Wie in allen Städten, die den mittelalterlichen Charakter behalten haben, so sind auch hier die Straßen zwar oft enge und ungerade, von den Markten mancher klein oder unregelmäßig, und viele der schönsten Monumente der alten Baukunst entweder versteckt, oder durch spätere Anbauten dem Auge theilweise entzogen: großartig aber sind mehre Plätze, so der Burgplatz, mit dem ehernen Löwen Heinrichs[1160], der graue Hofplatz mit dem Residenzschlosse, der Hagemarkt mit dem Theater, und der Altstadtmarkt mit dem ehemaligen Rathhause. Die prachtvolle, mit kunstreichen Ornamenten und mit lebensgroßen Kaiserstatuen geschmückte Fronte desselben ist ein Denkmal der Zeiten, in welchen das deutsche Bürgerthum seine Blüthe und Macht entfaltete, die Rolle der Fürsten übernahm, das Faustrecht bekämpfte, neue Grundlagen der Ordnung im Reiche schuf, und, im Hansabunde vereinigt, die Freiheit und Sicherheit der Meere gründete, schirmte, und dem Handel sichere Bahnen brach.

Aber dem altersgrauen Hause ist das innere Leben abgestorben, entfremdet seiner ursprünglichen Bestimmung, ist es in Kaufläden umgewandelt worden, und während der Meßzeit dienen die geräumigen Säle fremden Handelsleuten zum Bazar. Die Idee des Bürgerthums, wie sie sich in diesem Hause darstellte, wird und kann nie wieder erstehen: doch hatten sich aus dem alten, sehnigen Athletenkörper so viel straffe Fasern dem neuen assimilirt, daß in unsern Tagen Etwas geschehen konnte, was sich wie ein herausgerissenes Blatt der alten Geschichte Braunschweigs liest. Wer, der die neue Residenz betrachtet, gedenkt der Nacht nicht, in welcher Braunschweigs Bürgerschaft mit dem alten Schlosse ihrem Fürsten aus dem Lande leuchtete![1161] Dieser imposante Versuch der angebornen Kraft war wie ein mächtiger Schmiedehammer, der auf den nackten Ambos schlug: die Erde erbebte, daß viele Throne wackelten: aber – das warme Eisen fehlte. –

[1160] Heinrich der Löwe (ca. 1129/30 o. 1133/35–1195), von 1142 bis 1180 als Heinrich III. Herzog von Sachsen sowie von 1156 bis 1180 als Heinrich XII. Herzog von Bayern aus dem Geschlecht der Welfen.

[1161] Am 7. September 1830 war es in Braunschweig zu einer revolutionären Erhebung gekommen. Bürger sowie Landstände der Stadt und des Herzogtums rebellierten gegen Herzog Karl II. (1804–1873), der wegen seiner immensen Spekulationsgewinne und der offen zur Schau getragenen Prunksucht (er besaß eine äußerst kostbare Diamantensammlung) verhaßt war. Im Zuge dieser Revolte stürmte eine aufgebrachte Menschenmenge zunächst das Gelände der Residenz und anschließend das Schloß selbst, um es zu plündern und schließlich in Brand zu stecken. Das Schloß brannte im Bereich von Nordflügel und Mitteltrakt bis auf die Grundmauern nieder, während der Südflügel nur beschädigt wurde. Herzog Karl II. floh noch am selben Abend aus Braunschweig und sollte nie wieder dorthin zurückkehren. Bis 1841 wurde unter der Leitung von Carl Theodor Ottmer (1800–1843) eine neue Residenz errichtet, die durch Luftangriffe während des 2. Weltkrieges stark beschädigt und 1960 endgültig abgerissen wurde. Von 2005 bis 2007 entstand an der alten Stelle ein Neubau, nämlich die Kombination des Einkaufszentrums „Schloß-Arkaden" mit der optischen Rekonstruktion der Außenfassade des Braunschweiger Residenzschlosses.



BRAUNSCHWEIG
Der Altstadtmarkt mit der Martinikirche.

CCCCXXXV



DER BURGPLATZ IN BRAUNSCHWEIG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 39f.

CCCCXXXV. Der Dom auf dem Burgplatz in Braunschweig.

Herzog Heinrich der Löwe[1162], Braunschweigs gefeierter Held im Mittelalter, der eben so fromm und leichtgläubig war, als tapfer, hatte eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe gemacht und kehrte im Jahre 1329 mit einem für schweres Geld erkauften Reliquienschatze wieder heim. Da beschloß er, das fromme Werk mit dem Bau einer Kathedrale und der Stiftung eines Domkapitels zu krönen, und die Frucht dieses Entschlusses war der Braunschweiger Dombau. Er entstand in dem Zeitraume von 1130–1170. Er ist im gothischen Style aus Werkstücken aufgeführt und eins der besterhaltenen Denkmäler aus so früher Zeit; denn nur das linke Seitenschiff hat eine Veränderung erlitten: es wird von gewundenen Säulen der elegantesten Form getragen. – Auch die innere Ausschmückung ist größtentheils noch die ursprüngliche. Der Kronleuchter mit sieben Armen, der Hochaltar und vieles Andere sind offenbar Werke byzantiner Künstler. Deutsch aber und eines der schönsten Werke seiner Zeit ist das Grabmal Heinrich's des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde[1163], im Mittelschiff der Kirche. Ihre lebensgroßen Bildnisse von Marmor liegen auf den Sarkophagen ausgestreckt, die ihre Asche bewahren. Unter diesem Denkmal befindet sich die Gruft der Guelphen, von Heinrich dem Löwen an bis auf heute. Es war eine kriegerische Raçe: denn auf 8 Särgen liest man, daß ihre Inhaber in der Schlacht gefallen sind. Auch die zwei letzten Fürsten traf dies Loos: jenen Veteranen aus Friedrich's des Großen Kriegerschule, der bei Jena die Todeswunde empfing[1164] und seinen Sohn[1165], der des Vaters Tod bei Waterloo[1166] rächte und rächend den Tod fand. Zwischen ihnen ruht ein Weib, die Königin Caroline von England[1167], die, angeklagt des Ehebruchs, ich einst vor dem ersten Gericht ihres Königreichs hatte stehen sehen. Das Schicksal trifft selten Menschen, durch die es zu den Völkern en gros sprechen kann. Caroline und Georg IV.[1168] waren solche, und in seiner Hand wurde das noble Paar zum Werkzeug, den Schmutz eines königlichen Privatlebens aktenmäßig zur Wissenschaft aller Welt zu bringen und den Schleier von Verhältnissen zu reißen, welche man früher nur im Dämmerlicht der Memoiren treubrüchiger Kammerfrauen und Leibdiener gesehen hatte. Caroline hat viel gelebt, viel erlebt und durch das Oeffentlichwerden ihres Lebens viel gewirkt. Gönne man ihr denn das Plätzchen zwischen den beiden Helden!

Noch werden im Dome einige der Reliquien bewahrt, welche die pfäffische Habsucht dem Löwen-Heinrich und seiner gläubigen Einfalt in Palästina aufgebunden hatte. Man zeigt das gekrümmte Horn einer Antelope, welches einst angestaunt wurde als die veritable Klaue des Satans, und eine Wallfischrippe, die man viele Jahrhunderte für eine Rippe des Philistertodtschlägers Simson[1169] hielt. –

[1162] Siehe hierzu S. 340, Anm. 1160.

[1163] Mathilde von England (eigentl. Matilda Plantagenêt; 1156–1189) hatte Heinrich den Löwen (s. o.) 1168 geehelicht.

[1164] Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel (1735–1806; gefallen), ererbter Herzog zu Braunschweig und Lüneburg und seit 1780 Landesherr im Teilfürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel.

[1165] Friedrich Wilhelm von Braunschweig, auch der Schwarze Herzog genannt (1771–1815; gefallen); er war einer der deutschen Volkshelden der Befreiungskriege.

[1166] Vernichtende Entscheidungsschlacht gegen Napoléon Bonaparte am 18. Juni 1815.

[1167] Caroline Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel (1768–1821), seit 7. April 1795 mit dem nachmaligen engl. König Georg IV. (s. u.) verheiratet.

[1168] Georg IV. August Friedrich (engl. George IV; 1762–1830), seit 1811 Regent und ab 1820 König des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland sowie König von Hannover.

[1169] Siehe hierzu Ri 13,1-16,31.

Interessanter als diese Denkmäler des Pfaffentrugs ist die schöne, antike Bronzestatue eines Löwen, welche die werthvollste Beute von Heinrich's Pilgerfahrt ausmacht. Sie steht auf hohem Fußgestell vor dem Dome auf dem Markte und ist vollkommen erhalten.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 142-148.

CCCCXXIII. Batavia[1170].

„Seit 100 Tagen hatte ich nur Himmel und Wasser gesehen. Die glühende Hitze unter der Linie, verbunden mit dem ewigen Schwanken des Schiffs, hatten mich betäubt; ich war der Entbehrungen der langen Seereise müde, und sehnte mich nach dem Lande so innig, wie ein Liebender nach der Braut seines Herzens. Da stieg am Morgen des 102ten Tages unserer Abfahrt aus Hamburg am äußersten Horizonte eine Wolke auf – der Kapitain spähete: – Land! rief er; Land! Land! jubelte es in den Schiffsräumen und Alle stürtzten hinauf, sich davon zu überzeugen. In wenigen Stunden lag die Küste von Sumatra prangend vor uns, aber unsere Sehnsucht wurde nicht gestillt: denn nicht Sumatra, sondern Batavia war unsere Bestimmung und noch war es über hundert Seemeilen[1171] fern. Wir steuerten der Küste entlang und tranken mit wahrem Tantalusgesicht[1172] das stinkende Wasser der Elbe, während uns die Bäche und Wasserfälle der bezaubernd-schönen Küste entgegen glizzerten. Endlich öffnete sich das Gestade; zwischen den zwei Vorgebirgen Javas und Sumatras zog die Straße von Sunda hin und wir liefen ein. Die Prinzeneilande[1173] strichen so nahe an uns vorüber, daß wir die Blätter an den Bäumen zählen konnten. Mit jeder Stunde, die wir dem Ziele näher kamen, übte an Bord die Heiterkeit eine unumschränktere Herrschaft. Alle Ungeduld schwand, selbst der roheste Matrose schwelgte in süßen Gefühlen bei'm Anblicke des Landes. Oerüst[1174] zeigte sich dicht an der javanischen Küste, Middel-

[1170] Heute Jakarta; Batavia ist eigentl. die lat. Bezeichnung für die Niederlande; hier ist jedoch die gleichnamige Stadt im Norden Javas gemeint, die von 1619 bis 1945 eine wichtige niederl. Handelsniederlassung war. Bei vorliegendem Artikel handelt es sich um die eingekürzten Einlassungen Eduard Selbergs (1811–1876) in der Zeitschrift: „Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" (München: J. G. Cotta 1839), Nr. 78, S. [309]f., Nr. 79, S. 314f., Nr. 80, S. 318f. u. Nr. 81, S. 323f.

[1171] 1 sm = 1.853,18 m.

[1172] Der myth. König Tantalus (griech. Τάνταλος, Tántalos) hatte sich den Zorn der Götter – nachdem er sie bereits früher durch kleinere Vergehen verärgert hatte – endgültig dadurch zugezogen, daß er ihnen bei einem Gastmahl seinen von ihm selbst gemeuchelten jüngsten Sohn Pelops (griech. Πέλοψ, Pélops) zum Verspeisen hatte vorsetzen lassen. Daraufhin verstießen ihn die Götter in die unterste Hölle, den Tártaros (griech. Τάρταρος, Tártaros), wo er fortan von ewigen Qualen gepeinigt wurde, was u. a. Homer (siehe hierzu S. 132, Anm. 448) in seiner Odyssee (griech. Οδύσσεια, Odýsseia) folgendermaßen beschreibt: „καὶ μὴν Τάνταλον εἰσεῖδον χαλέπ᾽ ἄλγε᾽ ἔχοντα, \ ἑσταότ᾽ ἐν λίμνῃ· ἡ δὲ προσέπλαζε γενείῳ. \ στεῦτο δὲ διψάων, πιέειν δ᾽ οὐκ εἶχεν ἑλέσθαι·\ ὁσσάκι γὰρ κύψει᾽ ὁ γέρων πιέειν μενεαίνων, \ τοσσάχ᾽ ὕδωρ ἀπολέσκετ᾽ ἀναβροχέν, ἀμφὶ δὲ ποσσὶ \ γαῖα μέλαινα φάνεσκε, καταζήνασκε δὲ δαίμων. \ δένδρεα δ᾽ ὑψιπέτηλα κατὰ κρῆθεν χέε καρπόν, \ ὄγχναι καὶ ῥοιαὶ καὶ μηλέαι ἀγλαόκαρποι \ συκέαι τε γλυκεραὶ καὶ ἐλαῖαι τηλεθόωσαι·\ τῶν ὁπότ᾽ ἰθύσει᾽ ὁ γέρων ἐπὶ χερσὶ μάσασθαι, \ τὰς δ᾽ ἄνεμος ῥίπτασκε ποτὶ νέφεα σκιόεντα. / Auch den Tantalos sah ich, mit schweren Qualen belastet. \ Mitten im Teiche stand er, den Kinn von der Welle bespület, \ Lechzte hinab vor Durst, und konnte zum Trinken nicht kommen. \ Denn so oft sich der Greis hinbückte, die Zunge zu kühlen; \ Schwand das versiegende Wasser hinweg, und rings um die Füße \ Zeigte sich schwarzer Sand, getrocknet vom feindlichen Dämon. \ Fruchtbare Bäume neigten um seine Scheitel die Zweige, \ Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven, \ Oder voll süßer Feigen und rötlichgesprenkelter Äpfel. \ Aber sobald sich der Greis aufreckte, der Früchte zu pflücken; \ Wirbelte plötzlich der Sturm sie empor zu den schattigen Wolken." (Hom. Od. 11, 582-592 in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß; 1751–1826).

[1173] Niederl. Prinsen-Eiland; indones. Pulau Panaitan.

[1174] Die Insel Onrust (niederl., Unruhe; indones. Pulau Kapal; siehe hierzu S. 347, Anm. 1176) vor der Küste Jakartas.


CCCCXXIII
C.Reiss del.
W.Wallis sc.
Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr.Instit.in Hildbh.
Eigenthum der Verleger.

BATAVIA

burgs Bastionen[1175] stiegen über dem Wasserspiegel empor. Wir setzten nun alle Segel bei; unser prächtiges Fahrzeug zog wie ein stolzer Schwan mit ausgebreiteten Schwingen durch die vielen Schiffe hindurch, welche auf der Rhede lagen. Da donnerten in kurzen, abgemessenen Zwischenräumen die Wachtschiffe uns ihr Willkomm' entgegen, und unsere Kanonen dankten. Unter dem Krachen der Geschütze wurde eingerefft. Mit dem letzten Schusse waren auch die Segel verschwunden, und wie ein müder Wanderer, welcher, in gastlicher Herberge angekommen, seinen Reisemantel abgeworfen, die Bank sucht, legten wir uns auf einem schicklichen Plätzchen der spiegelglatten Rhede vor Anker.

Unser Ankerplatz war eine halbe Stunde vom Lande entfernt; denn Untiefen machen die größere Annäherung für schwerbeladene, tiefgehende Schiffe gefährlich. Ein zweiter Grund, sich so fern zu halten, ist der Pesthauch Batavia's. Ihm ausgesetzt erkrankt das Schiffsvolk bald, und der Tod, dessen Sense am Lande nie ruht, hält Aerndte dann auch auf dem Meere.

Der Anblick von unserm Ankerplatz aus war in der That schön. Zwischen den auf der Rhede zerstreueten, immergrünen Eilanden schimmerten die hin- und herziehenden Segel kommender und gehender Fahrzeuge, ragten unzählige Masten mit den flatternden, bunten Wimpeln und zwischen durch guckten die Kuppeln und Thürme Batavia's von dem niedrigen, mit der üppigsten Vegetation bedeckten Ufer; den Hintergrund schlossen malerische Höhenzüge und in äußerster Ferne streckten die Hochgebirge Javas ihre blauen Häupter in die Lüfte. Auf der andern Seite hatten wir den Ausblick in das spiegelnde Meer, das an die überstandenen Mühseligkeiten der Seereise denken ließ, und dem Lande erhöhete Reize verlieh. Das größte der Eilande auf der Rhede ist Pulu Kappäl[1176], oder die Schiffsinsel, mit Magazinen der holländischen Handelsgesellschaft; westlich liegt Pulu Dammar[1177], die Falkeninsel, mit den Trümmern eines Leuchtthurms. Pulu Saku[1178], die Krankeninsel, zeigt die Ruine eines ehemaligen Lazareths. Weiter südlich sieht man die Vogelinsel (Pulu Borung[1179]) und andere, die von malayischen Fischerfamilien bewohnt sind. Auf der Rhede erkannten wir die Flaggen fast aller Nationen. Die holländische, englische und amerikanische waren zahlreich; die französische und dänische weniger häufig; statt einer deutschen begrüßten wir die Bremer und Hamburger. Norweger und Schweden suchten wir vergeblich, auch die russische fehlte; Portugal, Spanien und das junge Hellas aber hatten ihre Repräsentanten. Zwischen den Europäern ankerten die abenteuerlich geformten, unbehülflichen, chinesischen Dschonken[1180], die arabischen Küstenfahrer, die malayischen Prauen[1181], die leichten, halb für Seeraub, halb für Schmuggel geästeten Fahrzeuge der Maldiven[1182], die Handelsbarken des indischen Archipels und der siamesischen[1183] Küsten. Ein paar stattliche Dreidecker mit der königlichen Flagge Niederlands ragten über das Gewimmel, wie Zwingburgen über die friedliche Häuserschaar einer Stadt, ernst und gebietend. Zollschiffchen und Schaluppen schossen wie Pfeile hin und her und brachten Leben in die Scene.

Es war Nachmittag, als wir ankerten, und erst am andern Morgen waren die Formalitäten so weit beseitigt, daß wir landen durften. Eine Schaluppe führte uns hinüber. Wir landeten im Boom[1184], dem eigentlichen Hafen Batavia's, vor dem Kay des großen Zollhauses. Der Kajen war leer: – nur ein paar Schaluppen durchschnitten die stille Fluth, und am Zollhause lagen einige Barken. Der Athem des Todes

---

1175 Wohl Teil der Befestigungsanlagen auf Onrust (s. o.), die dort in den Jahren 1823 bis 1825 errichtet worden waren.

1176 Indones. Pulau Kapal, die Schiffsinsel (niederl. Onrust; siehe hierzu S. 345, Anm. 1174).

1177 Indones. Pulau Damar Besar, Große Harz-Insel.

1178 Heute indones. Pulau Bidadari, Insel der Engel; früher Pulau Sakit (Insel des Schmerzes), die Leprosen-Insel.

1179 Indones. Pulau Burung, die Vogelinsel.

1180 Dschunke, mehrmastiger Segelschiffstyp chines. Bauart.

1181 Die Proa bzw. Prau (malai. perahu; niederl. prauw; engl. prow), ein einmastiges Auslegerboot aus Indonesien und dem südpazifischen Raum.

1182 Die Malediven.

1183 Veraltet für thailändisch.

1184 Indones. Sunda Kelapa, „Kokosnuß von Sunda".

hatte das Leben hinaus auf die Rhede gescheucht. Jeder weilt hier nur so lange, als es die unausbleibliche Nothwendigkeit erfordert.

Die Stadt selbst, einst als Perle des Orients gepriesen, und stets gefürchtet als das offene Grab der Europäer, lag jetzt vor mir. Doch der Glanz der Perle ist verschwu[n]den und von ihrer ehemaligen Pracht blieben nur Trümmer zurück. Die schimmernden Kuppeln, die Paläs[t]e, die da und dort noch emporragen, können aus der Ferne das Zaubergemälde von Ehedem zwar vergegenwärtigen; bei näherer Betrachtung erscheinen sie indessen nicht viel besser als Lappen eines Purpurmantels auf der Hülle des Elends. Eingestürzte Gräben, verfallene Häuser, öde Straßen begegnen überall dem erstaunten Auge, und außer den, den Geschäften gewidmeten Stunden ist das heutige Batavia gar ein trauriger Ort. Ich kam an dem Rathhause[1185] vorüber, einem Gebäude von colossalen Verhältnissen, die stolze Schöpfung des republikanischen Niederlands: Gras wächst vor den Pforten, sie waren verschlossen. Verschlossen waren die Gerichtshöfe, der Tribunalpalast, das Waisenhaus, die Wechselbank; die höhern Schulanstalten sind verlassen, die lernbegierige Jugend ist von ihren Sitzen geflohen: Alles ist geflüchtet, Reichthum, Rang, Amt und Gelehrsamkeit, vor der immer mähenden Sense des Todes; der Feind des Lebens hat hier, nach rechter Despotenweise, vorzugsweise die Armuth, das Laster und Elend um sich versammelt. Was seiner Nähe entrinnen kann, ist allmählig fortgezogen, und die ganze bessere Bevölkerung Batavia's ist in den gesünderen, höher gelegenen Parthien der Gegend zerstreut, theils in den freundlichen, anmuthigen Orten Molonvliet, Ryswyk, Weldevreden, Koningsplain[1186] etc. etc., theils in den Landhäusern, welche bis zu achtstündiger Entfernung jeden luftigen Hügel bedecken.

Jeden Morgen wird das todte Batavia neu belebt. Sobald die Geschäftsstunden nahen, sieht man die Handelsleute und die Beamten der Faktoreien in ihren Wagen zur Stadt eilen, die Straßen gewinnen ein verändertes Ansehen, die Läden und Gewölbe öffnen sich, die Luxusartikel aller Welttheile liegen zur Schau aus; die Europäer in ihrer leichten, weiten Kleidung füllen die Comptoire, die Beamten ihre Bureaus, Bazars[1187] und Börse wimmeln von Leuten aus allen Völkerraçen, die Handel und Gewinnlust hier zusammen führen; kein Mensch denkt an das offene Grab, das zu seinen Füßen gähnt, und eine fieberhafte, geräuschvolle Thätigkeit läßt die frühere Oede vergessen; aber bald gehen die Geschäftsstunden vorüber, Jeder beeilt sich, seine städtischen Angelegenheiten in kürzester Zeit zu ordnen, und ehe der Abend kommt, sieht man die wohlgekleidete, die reiche, die europäische Bevölkerung wieder aus allen Thoren fliehen; es bleibt nichts, als die malayische und chinesische Menschenmasse zurück, derer Natur den zerstörenden Wirkungen des Aufenthalts besser Widerstand leisten kann. Jeden Abend entsteigt der sumpfigen Niederung, in welche die große Stadt gebettet ist, jener gefürchtete, weißliche Nebel, der die Keine der Miasmen[1188] einhüllt, welche alljährlich einen großen Theil der Europäer wegraffen. Wie ein Leichentuch hängt er des Nachts über Batavia und macht's zu einem Orte, wo baldiger Tod die Regel ausmacht, und längeres Leben zu den Ausnahmen gehört. Von hundert Europäern, welche hierher kommen, sind nach einem Lustrum[1189] durchschnittlich nur noch sieben übrig.

Nicht blos die Lage der Hauptstadt des holländischen Indiens, auch die Bauart hat dazu beigetragen, Batavia zu verpesten. Die holländischen Erbauer hatten sich Amsterdam zum Vorbild genommen, die Straßen mit hohen Häusern eingefaßt und mit Canälen und Gräben durchschnitten, aus welchen die Aequatorialsonne tödtliche Dünste destillirt. Ehe die europäische Bevölkerung auf die benachbarten Höhen auswanderte, milderte die niederländische Reinlichkeit, die Sorgfalt, mit der man die Canäle säuberte und die polizeilichen Einrichtungen, durch die man den klimatischen Einflüssen zu widerstehen trachtete, das Uebel; seitdem aber Batavia den Europäern nicht mehr sowohl ein Wohnort, als vielmehr ein temporärer Aufenthalt ist, dem man, so schnell es nur gehen kann, wieder entflieht, seitdem sind Vernachlässigung und Verfall in Batavia zur Herrschaft gekommen, und unter ihrem Einfluß hat sich das Mörderische der Miasmen von Jahr zu Jahr vermehrt.

[1185] Niederl. Stadhuis; es war 1710 erbaut worden und dient seit 1974 als Museum.

[1186] Namen ehemaliger niederl. Siedlungen in Jakarta und der näheren Umgebung: Molonvliet, Rijswijk, Weltevreden (siehe hierzu S. 350, Anm. 1193), Koningsplain.

[1187] Siehe hierzu S. 59, Anm. 230.

[1188] Siehe hierzu S. 283, Anm. 965.

[1189] Siehe hierzu S. 195, Anm. 681.

Batavia's Bevölkerung war ehedem streng in verschiedene Fraktionen geschieden, welche ihre besonderen Quartiere bewohnten; seitdem aber die Europäer meist auf das Land zogen, sind viele ihrer Häuser Eigenthum von Arabern und Mauren geworden. Indessen ist die bei weitem größte Masse der letztern immer noch in ihrem alten Stadtviertel, dem arabischen Kamp[1190], zu finden. Dort wechseln niedrige, holländische Häuser mit buntem Anstrich mit den leichten Wohnungen von Bambus; der Stadttheil sieht fast ländlich aus. Die Araber und Mauren sind stille, betriebsame, geachtete Leute. Sie hängen treu und streng an den Vorschriften des Korans und halten viel auf den Ruf der Frömmigkeit. Die Holländer mengen sich nicht in ihre Gemeindeverhältnisse; sie genießen große Freiheit, ihre selbstgewählten Kadi's[1191] schlichten ihre Angelegenheiten, und ihr Chef, dem das holländische Gouvernement den Majorsrang zugesteht, ist für das Betragen seiner Landsleute verantwortlich. Manche Araber erwarben sich in Batavia große Reichthümer. Die Geschäfte mit Gold, Silber, Perlen, Diamanten und andern kostbaren Waaren sind ausschließlich in ihren Händen. Sie machen in ihrem Leben wenigstens einmal eine Wallfahrt nach Mekka, und durch eine Ehrenpforte vor dem Hause bezeichnet man die glückliche Heimkehr jedes Pilgers. – Das chinesische Stadtviertel ist am dichtesten bevölkert. Der Weg dahin aber ist traurig; denn der Stadttheil, durch den er führt, ist fast menschenleer. Früher galt er als der reichste; aber die Ungesundheit des Orts hatte Anfangs dieses Jahrhunderts die Bevölkerung so grausam dezimirt, daß ein panischer Schrecken sie ergriff, Tausende ihre Wohnungen verließen und auf dem Lande oder in weniger verrufenen Stadttheilen ein Asyl suchten. Verfallene Häuser, eingestürzte Gräben, versumpfte Kanäle, verschlossene Wohnungen, mit wucherndem Unkraut überwachsene, todte, schmutzvolle Straßen bilden diesen Theil Batavia's, und nicht eher, als bis man das chinesische Quartier betreten hat, wird die Scene anders. An die Stille tritt ein geschäftiges Leben, und das Menschengewühl auf den Straßen erinnert an die Zeiten, wo Batavia mit seinen 200,000 Einwohnern wohl verdiente, das Amsterdam des Ostens zu heißen. Die Chinesen treiben Handwerke aller Art, wozu ein natürliches Geschick zu allen mechanischen Arbeiten sie vorzugsweise eignet; die Werkstatt ist dem Chinesen zugleich sein Laden, wo er die Erzeugnisse seiner Hände zu Kauf auslegt; Gewerbfleiß und Handelsgeist sind in ihm immer vereinigt. Kleidermagazine mit den nadelflinken Schneidern, Conditoreien und Parfümerieläden, niedlich aufgeputzter Galanteriekram in den Fenstern der Werkstätten wechseln mit Fleischbuden, Gahrküchen, Fruchtläden, Apotheken etc. Für alle Bedürfnisse der Chinesen, Japaner und Europäer ist hier gesorgt. Die meisten Chinesen sind schon seit mehren Generationen ansässig, und jährlich wandern ein paar tausend aus dem Mutterlande neu hinzu, die Lücken auszufüllen, welche der Tod der Bevölkerung schlägt. – Java und die ostindischen Inseln überhaupt sind für China das, was für Deutschland und England Nordamerika geworden ist: der Ueberschuß der Bevölkerung fließt dahin ab, und es ziehen Alle dahin, die im Heimath lande der Erwerbsmittel entbehren, oder welche der Drang nach einem freieren Zustande peinigt. Die Barbarei der Gesetze, welche in China die Auswanderung bei Todesstrafe verpönen, zwingt dort so wenig die Willensfreiheit des Menschen, als anderwärts, wo man Zeitungsschreiber dingt und Histrionenkünste[1192] aufbietet, den Leuten die Auswanderungslust zu verleiden, indem man die Lichtseiten der nordamerikanischen Zustände verdeckt, die Schatten mit den schwärzesten Farben aufträgt und alle Tage eine neue Lüge der Verleumdung erfindet, welche Servilität und Dummheit gleich geschäftig auf den Papierschwingen ihrer Eintagsfliegen durch Europa tragen. –

Die chinesische Bevölkerung ist im ganzen ostindischen Archipel der Kern, aus dem sich die Civilisationskeime entwickeln; der Boden, auf dem Handel und Gewerbe in diesen Himmelsstrichen Früchte treiben. Die Eingebornen kommen den Chinesen an Geschick, Arbeitsamkeit und Thätigkeit nirgends bei, und der Europäer ist nur da, um zu ärndten, nicht, um den Acker zu roden und auszusäen unter dem Schweiße seiner Hände. Alle Zweige der Industrie ohne Ausnahme werden durch die Chinesen gepflegt und betrieben, und versucht es auch einmal ein europäischer Handwerker, mit ihnen zu konkurriren, so geht er zu Grunde. – Die Chinesen in Batavia stehen ebenfalls unter selbstgewählten Magistraten, welchen die holländische Colonialregierung verschiedene Ranggrade vom Major abwärts zugesteht.

[1190] Niederl. Arabische Kamp.

[1191] Arab. القاضي, al-qāḍī, „der Entscheider, der Richter"; Richter in islam. Staaten.

[1192] Lat. Sing. histrio, Pl. histriones, Schauspieler im antiken Rom.

Ein Halbkreis von Gartenanlagen umgibt die Stadt, wird aber durch zahlreiche, stehende Gewässer, Teiche oder Gräben unterbrochen, welche das Wasser des Sumpfbodens sammeln und dem Flusse zuführen, der an Batavia vorbei dem Meere zuschleicht. Dem Strande entlang ziehen sich zu beiden Seiten Moräste und Lagunen hin, aus deren Dünsten die glühende Sonne ihren Giftschleier webt, mit dem sie jeden Abend bei ihrem Untergange die schlummernde Bevölkerung zudeckt. Daher kein Wunder, daß, trotz einer jährlichen Einwanderung von mehren Tausenden, Batavia's Bevölkerung jährlich sinkt. Sie beträgt jetzt höchstens 52,000; davon sind 3000 Europäer, 23,000 Eingeborne und Malayen, 15,000 Chinesen, 600 Araber und 10,000 Sklaven.

Die entferntem Umgebungen Batavia's sind sehr anmuthig. Terrassenartig steigt die Landschaft empor, mit lieblichen Thälern durchschnitten und von Flüssen und Bächen reichlich bewässert. Gebahnte, sorgfältig unterhaltene Landstraßen führen nach den verschiedenen Orten, welchen der reichere und vornehmere Theil der Bevölkerung zu seinen Wohnsitzen erkor. Weltevrede[1193] ist das Tibur[1194] Batavia's; die höchsten Beamten und die Millionairs der Kaufleute haben sich hier inmitten des schönsten Parks der Natur, den die Kunst nicht reizender machen konnte, ihre Villen gebaut. Der Weg von der Stadt dahin ist höchst anmuthig; die üppigste indische Vegetation ist ihm stets zur Seite. Alle Welt, die sich nicht zu dem Plebs rechnet, fährt hier und die Wagen sind an der Rückseite offen, damit ein steter Luftzug hervorgebracht werde, welcher die furchtbare Gluth der Sonne müßigt. Tausend Wohlgerüche, welche von den gewürzhaften Bäumen und Sträuchen ausströmen, erfüllen die Luft und versetzen den Fahrenden in einen halbtrunkenen Zustand. Wie der Weg die Niederung verläßt, schmückt sich die Landschaft mit größerer Mannichfaltigkeit. Kokosnußwäldchen krönen die Hügel, Haine von Pisangbäumen[1195] und Pompelmusen[1196] wechseln mit den fruchtbeladenen, weißblüthigen Baumgruppen der Citronen und Apfelsinen. Dazwischen liegen die Wohnungen der Europäer zerstreut, wie im Garten des Paradieses. Oft ist der Anblick wahrhaft feenhaft; die Schilderungen in den arabischen Mährchen erscheinen hier als eine Wirklichkeit. Die Architektur dieser Wohnungen für üppigen, flüchtigen Genuß (denn je kürzer das Leben, je schwelgerischer wird hier gelebt!) steht mit der zauberischen Natur in Harmonie. Alle Gebäude, auch die größten, sind nur einstöckig, mit plattem Dache und einer zierlichen Gallerie ringsumher. Zwischen den schlanken, blendend weißen Marmorsäulchen sind Rouleaux angebracht, um sich vor den brennenden Sonnenstrahlen besser schützen zu können. Alle Zimmer sind groß, hoch, und ausgestattet mit dem, was die üppigste Phantasie in Asien oder Europa zur Bequemlichkeit und zum Genusse des Menschen erdacht hat. Glanz, Luxus und Weichlichkeit herrschen im ganzen Hause, und eine Schaar schwarzer Diener und Mädchen lauscht fortwährend auf den Augenwink des immer müden Europäers. Sein matter Blick ergötzt sich an dem Luxus um sich her, an der Demuth und Willfährigkeit seiner Leibeigenen, zu jedem Spiel der Laune und der Lüsternheit, an der Blumenpracht, die ihm auf bunten Gestellen aus jeder Fensteröffnung entgegenschaut, an den saftigen Früchten der Bäume, die, täglich wechselnd, in Porzellangefäßen die Corridors und Säulenhallen zieren; aber alles Gold und aller Genuß des zauberischen Indiens sind ihm doch nur ein kümmerlicher Ersatz für das verlorene Vaterland, und – die Sense des Todes schwebt immer über seinem Haupte, wie das Schwert des Damokles. Die meisten Europäer, die nach Batavia gingen, thaten es, um, nachdem sie dort schnell ihr Glück gemacht hatten, in ihre Heimath zurückzukehren: aber von hunderten erfüllte kaum einer seinen Vorsatz. Reich kann der Beamte, der dort so viel Tausende erhält, als in Europa Hunderte, reich kann der Kaufmann, dem dort die lukrativsten Unternehmungen offen stehen, leicht und schnell werden; aber so wie er reich geworden ist, nimmt ihn das Beispiel der Weichlichkeit und Ueppigkeit gefangen, und der Tod rafft ihn fort, ehe sein Schwanken zwischen Sehnsucht zur Heimath und Liebe zum schwelgerischen Fortgenuß im indischen Zauberlande zum Entschlusse reift, oder dieser zur That

[1193] Niederl. Weltevreden, dt. wohlzufrieden.

[1194] Die lat. Bezeichnung für Tivoli in der Nähe von Rom, wo reiche Römer Sommersitze hatte.

[1195] Indones. für Banane (Musa).

[1196] Die Pampelmuse (Citrus maxima).

wird. Kehrt aber auch ein Europäer als Nabob[1197] zurück, so ist er für das Heimathsleben verdorben, und es hat das Vaterland nichts mit ihm gewonnen, als einen reichen Unglücklichen, oder einen Wüstling, oder Schwelger mehr! Fast alle Europäer in Batavia leben unbeweibt; und da nur die ehelich gebornen Kinder erben können, so fallen die meisten der dort erworbenen Vermögen an die Seitenverwandten in Europa. Man schätzt die batavischen Erbschaften der Holländer seit hundert Jahren auf mehr als tausend Millionen Gulden[1198]; doch einen sehr bedeuten den Theil nimmt immer der Staat zu sich, theils in der Form als Erbschaftssteuer, theils als herrenloses Gut in den vielen Fällen, daß die rechten Erben sich nicht melden, oder diese die Beweise des Erbschaftsrechts nicht so vollständig beibringen können, als es die holländischen Gesetze fordern, welche, aus sehr handgreiflichem Grunde, den Erben das Erben so schwer machen, als nur immer möglich.

Als Handelsplatz steht Batavia, trotz seines Verfalls, immer noch auf erster Linie unter den Märkten des Ostens. Ein- und Ausfuhr Javas berechnen sich jährlich über 180 Millionen Gulden, und der größte Theil dieses ungeheuern Verkehrs hat in Batavia seinen Mittelpunkt. Verhältnißmäßig nur wenige Hände sind bei der goldnen Aerndte thätig; denn bei allem Reichthum eines überfruchtbaren Bodens, trotzdem, daß Java mit Hülfsquellen gesegnet ist, wie wenige Länder, sucht man bei der Masse der Bevölkerung vergeblich nach Wohlstand, und der Verfall des Privathandels ist augenfällig. Das sind die Früchte eines übertriebenen und hartnäckig festgehaltenen Monopolsystems, welches, in der großen niederländischen Handelsgesellschaft concentrirt, Alles für das Mutterland fordert, wie der Raubbau treibende Bergmann blos auf den Vortheil des Augenblicks sieht, und darüber die höheren Interessen und die Zukunft sorglos vergißt.

[1197] Ein Nawab (Urdu نواب, nawāb; Hindi: नवाब, Navāb; Bengal. নবাব, Nabāb), abgeleitet vom Arab. نائب, nāʾib, „der Stellvertreter, Statthalter“; ein histor. Herrschertitel in Südasien, der im Deutschen zu ‚Nabob‘ verballhornt und zudem mit immensem Reichtum konnotiert wurde.

[1198] Siehe hierzu S. 94, Anm. 335.